TOM CLANCY

DEAD OR ALIVE

Aus dem Amerikanischen von Michael Bayer, Karlheinz Dürr, Dagmar Mallett

Die Soldaten leichter Einheiten - gemäß des MOS-Systems der US-Army ist das Eleven-Bravo leichte Infanterie - sollen wie geleckt aussehen, makellose Uniformen tragen und glatt rasiert sein. Hauptfeldwebel Sam Driscoll entsprach diesem Bild nicht und das bereits seit einiger Zeit. Zu einer Tarnung gehört eben oft mehr als eine mustergültige BDU (Battle Dress Uniform). Ach nein, so heißen sie ja nicht mehr, oder? Neuerdings werden sie »Army-Kampfanzüge«, also ACU (Army Combat Uniform) genannt. ***Genau dasselbe, genau dasselbe.***

Driscolls Bart war gut zehn Zentimeter lang und so grau meliert, dass seine Männer ihn Santa Claus nannten - äußerst ärgerlich für einen Mann, der gerade 36 Jahre alt war, aber da die meisten seiner Landsleute mindestens zehn Jahre jünger waren ... Nun ja, es hätte schlimmer kommen können, wenn

sie ihn »Grandpa« genannt hätten.

Sein langes Haar ärgerte ihn erheblich mehr. Es war dunkel, ungepflegt und fettig, und sein Bart war verwahrlost. Hier war es jedoch für seine Tarnung wichtig, einen Bart zu tragen, und die Einheimischen kümmerten sich nicht um Haarschnitte. Auch hatten er und seine fünfzehn Männer sich wie Einheimische gekleidet. Ihr Kompaniechef, ein Captain, war ausgerutscht und hatte sich das Bein gebrochen - in dieser Gegend reichte das schon, außer Gefecht gesetzt zu werden , und jetzt wartete er auf einem Hügel auf den Chinook-Hubschrauber, um sich mit einem der beiden Sanitäter evakuieren zu lassen. Der Sanitäter war bei ihm geblieben, um zu verhindern, dass er auch noch in einen Schockzustand fiel. Jetzt hatte Driscoll das Kommando für diesen Einsatz, was ihm nichts ausmachte. Er hatte mehr Fronterfahrung als Captain Wilson, obwohl der Captain einen Hochschulabschluss hatte, der Driscoll noch fehlte. Alles zu seiner Zeit. Erst einmal musste er diesen Einsatz überleben, bevor er wieder die Schulbank an der University von Georgia drücken konnte. Es ist schon komisch, dachte er, dass er fast drei Jahrzehnte gebraucht hatte, um endlich Lust aufs Studieren zu bekommen. Immerhin besser als nie, fand er.

Er war müde. Es war diese die Sinne betäubende Schläfrigkeit, welche die Rangers ständig begleitete. Er konnte tief und fest mit seinem Gewehrkolben als Kopfkissen auf einem Granitfelsen schlafen oder wachsam auf der Hut bleiben, während sein Hirn und sein Körper rebellierten und ihn um Schlaf anflehten. Sein Körper beschwerte sich einfach jetzt, da er seinem vierzigsten Geburtstag näher war als dem dreißigsten, sehr viel mehr, als er es noch vor zehn Jahren getan hatte, und Driscoll brauchte morgens doppelt so lange, um in die Gänge zu kommen. Andererseits wogen seine Weisheit und Erfahrungen diese Schmerzen auf. Er hatte im Laufe der Jahre gelernt, dass der Geist die Materie beherrscht, auch wenn das ein abgegriffenes Klischee war. Und er hatte gelernt, seine Schmerzen auszublenden, was ihm sehr zugute kam, wenn er jüngere Männer führte, auf deren Schultern sich der Rucksack viel leichter anfühlte als auf den seinen. Das ganze Leben bestand aus Kompromissen, sagte er sich.

Sie bewegten sich jetzt seit zwei Tagen durch diese Hügel und bekamen nachts nur zwei bis drei Stunden Schlaf. Er gehörte zum Team für Spezialeinsätze des 75th Ranger Regiment, das fest in Fort Benning, Georgia, stationiert war. Dort hatten sie ein schönes Unteroffizierskasino, in dem es

leckeres, frisch gezapftes Bier gab. Wenn er die Augen schloss und sich konzentrierte, konnte er das herbe Bier noch immer schmecken, doch dieser Augenblick verflog viel zu schnell wieder. Hier musste er immer, jede Sekunde einen klaren Kopf bewahren. Sie befanden sich 15000 Fuß über dem Meeresspiegel, in den Bergen des Hindukusch, in dieser Steinwüste, die gleichzeitig zu Afghanistan und Pakistan gehörte - in den Augen der Einheimischen war das Gebiet Niemandsland.

Driscoll wusste, dass die auf den Karten verzeichneten Linien besonders in indischen Gebieten wie diesem nicht mit dem Grenzverlauf übereinstimmten. Hin und wieder kontrollierte er seine GPS-Geräte, um seine genaue Position festzustellen, doch im Grunde waren bei dieser Mission weder Breiten- noch Längengrade von Bedeutung. Wichtig war nur das Ziel, das sie anpeilten, unabhängig von den Koordinaten, anhand deren es auf der Landkarte verzeichnet war.

Die einheimische Bevölkerung verstand nicht viel von Landesgrenzen und schenkte ihnen allenfalls minimale Beachtung. Für die Einheimischen war nur von Bedeutung, welchem Volksstamm sie angehörten, in welche Familie sie geboren waren und welcher Spielart des muslimischen Glaubens sie anhingen. Hier hatten Erinnerungen hundert Jahre

lang Bestand, Geschichten mehr als das — und die alten gehegten Feindseligkeiten noch viel länger. Die Einheimischen prahlten immer noch stolz damit, dass ihre Vorfahren Alexander den Großen aus ihrem Land vertrieben hatten, und manch einer konnte noch jederzeit die Namen aller Krieger auflisten, welche die bis dahin unbesiegbaren makedonischen Lanzenmänner das Fürchten gelehrt hatten. Am liebsten sprachen sie jedoch von den Russen und darüber, wie viele sie getötet hatten. Die meisten hatten sie aus dem Hinterhalt erschossen, andere Auge in Auge erstochen. Wenn sie sich diese Geschichten, diese beharrlich von Vätern an Söhne überlieferten Legenden grinsend erzählten, lachten sie aus vollem Halse. Driscoll war sich jedoch sicher, dass die russischen Soldaten, die Afghanistan überlebt hatten, über ihre Erfahrungen nicht lachen konnten. Nein, die Leute hier waren ganz und gar nicht nett, das war ihm klar. Sie waren erschreckend brutal. Wetter, Krieg und Hunger hatten sie abgehärtet, und sie versuchten einfach nur in einem Land zu überleben, das alles daranzusetzen schien, möglichst viele seiner Einwohner umzubringen. Driscoll wusste, er sollte für diese Menschen Mitleid empfinden. Gott hatte ihnen einfach übel mitgespielt, und daran trugen sie wahrscheinlich keine Schuld, aber Driscoll eben

auch nicht, und außerdem ging ihn das alles nichts an. Sie waren schlicht Feinde seines Landes, dessen Machthaber ihm und seinen Männern den Marschbefehl gegeben hatten, und jetzt waren sie da. Das war alles und der einzige Grund, warum er in diesen gottverdammten Bergen herumkroch.

Ein weiterer Grund war dieser Bergrücken. Seit sie aus dieser Deltaversion des Boeing CH-47 Chinook gesprungen waren - übrigens der einzige zur Verfügung stehende Hubschrauber, der in dieser Höhe eingesetzt werden konnte —, waren sie bereits fünfzehn Kilometer über spitze Felsen und Geröll hinauf gestürmt.

Da … der Kamm. Noch fünfzig Meter.

Driscoll verlangsamte das Tempo. Er führte den Spähtrupp als Stabsunteroffizier (Senior NCO) an, während seine für solche Einsätze ausgebildeten Männer sich auf etwa hundert Meter hinter ihm verteilten. Alarmbereit ließen sie die Blicke nach rechts und links, nach oben und unten schweifen und hielten ihre M4-Sturmgewehre kampfbereit im Anschlag. Sie rechneten damit, dass auf dem Kamm Wachposten stationiert waren. Die Einheimischen hatten zwar keine militärische Ausbildung, aber sie waren keineswegs dumm. Darum führten die Ranger diese Operation in der Nacht durch —01:44 zeigte seine Digitaluhr. Die dicken, hoch stehenden

Wolken sorgten dafür, dass weder Mond noch Sterne sie beleuchten konnten. Ideales Wetter zum Jagen, dachte er.

Sein Augenmerk war mehr nach unten als nach oben gerichtet, denn er wollte jedes Geräusch vermeiden, das er mit den Füßen verursachen könnte. Ein einziger losgetretener Stein, der den Hang runterrollte, konnte sie alle verraten. Und das durfte nicht passieren. Damit wären die drei Tage und die fünfzehn Kilometer, die sie ihrem Ziel so nahe gebracht hatten, umsonst gewesen.

Noch zwanzig Meter zum Kamm. Sechzig Fuß.

Mit den Augen suchte er die Kammlinie nach einer Bewegung ab. Nichts. Noch ein paar Schritte, Augen nach links und rechts, seinen schallgedämpften Karabiner fest an die Brust gedrückt und im Anschlag, den Finger leicht auf dem Abzugsbügel ruhend, damit er sofort schussbereit war.

Außenstehenden wäre nur schwer zu erklären, wie schwierig und ermüdend dies alles war und wie viel Kraft es kostete — sehr viel mehr als ein normaler fünfzehn Kilometer langer Marsch durch Wälder. Und das alles in dem Bewusstsein, jederzeit auf jemanden stoßen zu können, der seinen Finger auf dem Abzug einer auf Dauerfeuer stehenden AK 47 Kalaschnikow hatte, um dir den Arsch zu vierteilen. Seine Männer würden sich um so jemanden

kümmern, aber Driscoll wusste, dass ihm das auch nicht mehr helfen würde. Er tröstete sich damit, dass er das in solch einem Fall auch nicht mehr mitkriegen würde. Er hatte genug Feinde getötet, um zu wissen, wie das ging: Man machte gerade noch einen Schritt mit lauernden Augen und Ohren … und dann nichts mehr. Tot.

Driscoll wusste, welche Regeln hier draußen in den Badlands mitten in der Nacht herrschten: Langsam ist schnell. Langsame Bewegungen und vorsichtige Schritte. Das hatte ihn in all diesen Jahren am Leben erhalten.

Erst vor sechs Monaten hatte er bei der Endausscheidung der besten Spezialeinsatzteams als Dritter abgeschnitten. Eigentlich waren Driscoll und Captain Wilson als Team 21 eingeteilt worden. Aber dann war Wilson mit einem gebrochenen Bein angepisst worden. Er war eigentlich ein ziemlich guter Ranger, dachte Driscoll, aber ein gebrochenes Schienbein war nun mal ein gebrochenes Schienbein. Wenn ein Knochen brach, konnte man nicht viel tun. Ein gezerrter Muskel tat auch verdammt weh, aber der heilte schnell wieder. Ein gebrochener Knochen musste geschient werden und heilen, und das bedeutete, im Army-Krankenhaus mehrere Wochen auf dem Rücken zu liegen, bevor die Ärzte einem erlaubten, das Bein wieder zu

belasten. Und dann musste man erst wieder gehen und später rennen lernen. Das konnte einem ganz schön auf die Eier gehen … In seiner Laufbahn hatte er bisher Glück gehabt. Ein verrenktes Fußgelenk, ein gebrochener kleiner Finger und ein Bluterguss der Hüfte hatten ihn nie länger als eine Woche außer Gefecht gesetzt. Kein Kratzer von einer Kugel oder einem Granatsplitter. Der Ranger-Gott hatte es gut mit ihm gemeint. Das stand fest. Noch fünf Schritte …

Okay, geschafft … Der Wachposten stand genau da, wo er ihn erwartet hatte. Fünfundzwanzig Meter rechts von ihm. Es war naheliegend, dort einen Wachposten zu stationieren, aber dieser machte einen hundsmiserablen Job. Er saß gelangweilt herum und schaute halb eingeschlafen zurück. Wahrscheinlich zählte er die Minuten bis zu seiner Ablösung. Langeweile konnte einen umbringen, und diesem Typen sollte genau das in weniger als einer Minute passieren, auch wenn er es nicht mehr merken würde. ***Es sei denn, ich schieße daneben,*** dachte Driscoll, wohl wissend, dass er das nicht tun würde.

Er drehte sich ein letztes Mal um und suchte die Gegend durch sein PVS-17-Nachtsichtgerät ab. ***Keiner in der Nähe. Okay.*** Er ließ sich nieder, hob den Karabiner an seine rechte Schulter und

zielte mit angehaltenem Atem auf das rechte Ohr des Wachpostens …

Rechts führte ein schmaler Pfad hinunter, und von dort hörte er plötzlich, wie Leder über einen Felsen schrappte.

Driscoll erstarrte.

Schnell checkte er in Gedanken, wo der Rest seines Teams war. War jemand da drüben? Nein. Sie waren alle hinter und rechts von ihm verteilt. Übertrieben langsam drehte er den Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Durch seine Brille sah er nichts. Er senkte seinen Karabiner und hielt ihn diagonal über die Brust. Dann sah er nach links. Drei Meter entfernt kauerte Collins hinter einem Felsen. Driscoll gab ihm Zeichen: ***Geräusch von links, nimm zwei Männer mit.*** Collins nickte und zog sich im Krebsgang zurück. Driscoll tat dasselbe und legte sich zwischen zwei Büschen flach auf den Boden.

Von dem Pfad her ertönte jetzt ein anderes Geräusch: Flüssigkeit spritzte gegen einen Stein. Driscoll musste lächeln. ***Die Notdurft verlangte ihr Recht.*** Das Geräusch von Wasserlassen wurde schwächer und verstummte dann ganz. Schritte bewegten sich den Pfad herunter. Sieben Meter entfernt, schätzte Driscoll, hinter der Kurve.

Kurz darauf erschien eine Gestalt auf dem Weg. Sie

bewegte sich langsam, fast träge. Durch seine Nachtsichtbrille konnte Driscoll sehen, dass sie eine AK 47 Kalaschnikow über der Schulter hängen hatte, deren Lauf nach unten gerichtet war. Der Wachmann kam immer näher. Driscoll rührte sich nicht. Fünf Meter … dann drei.

Eine Gestalt löste sich aus dem Schatten und glitt hinter den Wachmann, über dessen Schulter erst eine Hand erschien und dann die Klinge eines Messers aufblitzte. Collins drehte den Mann nach rechts auf den Boden, wo ihre Schatten miteinander verschmolzen. Es dauerte einige Sekunden, bis Collins sich erhob, vom Weg abduckte und den Mann aus dem Blickfeld zog.

Ausschalten eines Wachpostens wie aus dem Lehrbuch, dachte Driscoll. Anders als in Filmen kam das Messer im wirklichen Leben eher selten zum Einsatz. Dennoch hatte Collins diese Kunst nicht verlernt.

Wenige Augenblicke später tauchte Collins wieder neben Driscoll auf. Dessen Aufmerksamkeit galt jetzt dem Wachposten oben auf dem Kamm. Der war noch da, hatte sich nicht bewegt. Driscoll brachte sein M4 wieder in Anschlag, zielte auf den Nacken des Mannes und legte seinen Finger an den Abzug.

Langsam, langsam … Druck an der

Fingerkuppe steigern …

Plopp. Ein kaum zu hörendes Geräusch, jedenfalls nicht weiter als fünfzig Meter. Dennoch hatte die Kugel den Kopf des Ziels durchschlagen. Nach einem letzten Atemzug war der Mann auf dem Weg zu Allah oder zu welchem Gott auch immer. Ein etwas über zwanzigjähriges Wachsen, Essen, Lernen und wahrscheinlich auch Kämpfen hatte ohne Vorwarnung ein abruptes Ende genommen.

Die Zielperson brach zusammen und kippte seitwärts aus dem Blickfeld.

Pech für dich, Gomer, dachte Driscoll. ***Aber wir haben heute Nacht noch mehr vor.***

»Wache ausgeschaltet«, sagte Driscoll ruhig in sein Funkgerät. »Der Kamm ist sauber. Kommt rauf. Macht keine Fehler.« Den Zusatz hätte er sich schenken können - jedenfalls bei diesen Männern.

Er schaute zurück und sah, dass sie sich jetzt etwas schneller bewegten - gespannt, aber kontrolliert und kampfbereit. Das konnte er an ihrer Haltung erkennen und daran, dass sie keine Bewegung zu viel machten. Das unterschied wahre Schützen von den Angebern und Draufgängern, die nur darauf warteten, ins Zivilleben zurückzukehren.

Ihr eigentliches Ziel war jetzt vermutlich weniger als hundert Meter entfernt, und sie hatten die letzten drei Monate hart trainiert, um diesen

Bastard beim Kanthaken zu kriegen. Diese Kletterei war für keinen ein Vergnügen, außer vielleicht für die paar Verrückten, die unbedingt den Mount Everest oder den K2 besteigen wollen. Wie auch immer, zu diesem Job gehörte es dazu, und alle hatten sich damit abgefunden. Langsam bewegten sie sich hangaufwärts.

Die fünfzehn Männer bildeten drei Teams mit je fünf Rangern. Ein Team musste mit seinen schweren Waffen hierbleiben. Sie hatten zwei M249 SAW Maschinengewehre, um ihnen Deckung zu geben, aber sie hatten keine Ahnung, auf wie viele böse Jungs sie stoßen würden, und die SAWs konnten für Ausgleich sorgen. Satelliten konnten ein Terrain nur begrenzt auskundschaften, und sie mussten vor Ort mit Überraschungen rechnen. Seine Männer suchten mit den Augen die Felsen nach kleinsten Bewegungen ab — und wenn nur einer der bösen Jungs Müll rausbrachte. In diesem Gestrüpp konnten sie zu neunzig Prozent davon ausgehen, dass jeder, dem sie begegneten, ein Böser war. Das machte den Job irgendwie einfacher, dachte Driscoll.

Jetzt pirschte er sich noch langsamer vorwärts. Sein Blick wanderte von seinen Füßen, wo er keinen Stein und Zweig übersehen durfte, nach vorn und wieder zurück ... Auch das war eine Art von

Weisheit, dachte er, dass er die Erregung unterdrücken konnte, die ihn so kurz vor dem Ziel packen wollte. Sie hatte schon viele Rekruten das Leben gekostet, wenn sie glaubten, so kurz vor dem Ziel das Schlimmste überstanden zu haben. Genau dann schlug der gute alte Murphy zu, der das sprichwörtliche Murphys Law entdeckt hatte. Er tippte dir auf die Schulter und bescherte dir eine hässliche Überraschung. Ahnungen und Erwartungen waren die tödliche Seite derselben Medaille. Beide konnten im falschen Moment dein Ende bedeuten.

Aber nicht dieses Mal. Nicht wenn ich die verdammte Verantwortung habe. Und nicht mit einem Team, das so gut war wie seines.

Die vor ihm sich abzeichnende Kammlinie war keine sieben Meter weit entfernt. Driscoll beugte sich katzenhaft vor und achtete darauf, dass sein Kopf unterhalb dieser Linie blieb, damit er nicht für einen wachsamen Gomer zur Zielscheibe wurde. Über die letzten Meter robbte er flach am Boden, bis er sich vorbeugen und mit der linken Hand auf einem Felsen abstützen konnte. Er hob den Kopf.

Und da war sie … die Höhle.

»Treibstoff niedrig«, tut-tut, »Treibstoff **niedrig«,** warnte **die** Computerstimme. »Weiß **ich**

doch, weiß **ich«,** knurrte der **Pilot.**

Natürlich hatte er alle wichtigen Informationen auf dem CRT-Monitor seines Instrumentensystems. Schon vor einer Viertelstunde hatte die Hauptwarnlampe des Bordcomputers zu blinken begonnen. Vor zehn Minuten hatten sie die kanadische Küste überflogen und hatten nun eine Landschaft unter sich, die, bei Tageslicht betrachtet, mit grünen Feldern und verkrüppelten Bäumen bedeckt war. Falls er die Navigation nicht völlig vermasselt hatte, würden sie bald das erste Licht der Dämmerung sehen. Jedenfalls flogen sie jetzt mit »trockenen Füßen«, also über Land - was für eine Erleichterung!

Der Wind über dem Nordatlantik war stärker gewesen als erwartet. Um diese Zeit ging der größte Teil des Nachtflugverkehrs Richtung Osten, und die anderen Flugzeuge hatten sehr viel mehr Treibstoff in ihren Tanks als eine Dassault Falcon 9000. Jetzt hatten sie nur noch Treibstoff für zwanzig Minuten. Nur zehn Minuten mehr, als sie brauchten. Die angezeigte Fluggeschwindigkeit betrug knapp über 500 Knoten, die Flughöhe 25000 Fuß, und sie waren im Sinkflug.

»Gander Control«, sagte er in das Funkmikrofon, »hier ist Hotel null-neun-sieben Mike Foxtrot, Landeanflug zum Auftanken, over.«

»Mike Foxtrot«, kam die Antwort, »hier ist Gander. Schwach windig. Piste zwo-neun für normalen Anflug.«

»Schwach windig?«, murmelte der Kopilot. »Verdammt.« Sie waren gerade durch einen mehr als hundert Knoten schnellen Wind geflogen, so heftig wie ein Jetstream, der sie drei Stunden lang durchgeschüttelt hatte, was zwar auf 41000 Fuß Höhe nicht mehr so schlimm, aber doch spürbar gewesen war. »Dieser Flug übers Wasser reicht mir für eine Weile.«

»Vor allem«, meinte der Pilot, »wenn der Wind so stark ist, dass die Abgase fast wieder als Treibstoff in die Motoren zurückgeblasen werden.«

»Ist alles klar mit dem Zoll?«

»Denke schon. Wir haben den CANPASS, und wir haben die Flugfreigabe für Moose Jaw. Machst du das Immigrationszeug?«

»Ja, okay.« Beide wussten natürlich, dass es keineswegs okay war, denn von Gander bis zu ihrem letzten Ziel würde ihr Flug ein wenig irregulär sein. Nun gut, dafür wurden sie schließlich bezahlt. Und der Euro-Dollar-Wechselkurs würde sich für sie ebenfalls günstig auswirken. Vor allem in kanadischen Dollars.

»Ich sehe die Lichter. Fünf Minuten bis zur Landung«, sagte der Kopilot.

»Roger. Landebahn in Sicht«, sagte der Pilot. »Landeklappen.«

»Landeklappen gehen auf zehn.« Der Kopilot drückte auf die Knöpfe an der Instrumententafel, und sie hörten das Surren der Elektromotoren, die die Landeklappen ausfuhren. »Soll ich die Passagiere aufwecken?«

»Nein«, entschied der Pilot. »Wozu?« Wenn er seinen Job ordentlich machte, würden sie nichts bemerken, bis die Maschine wieder beim Start beschleunigte. Er hatte sich seine Sporen verdient und hatte sich nach 20000 Flugstunden bei der Schweizer Fluggesellschaft Swiss pensionieren lassen. Dann hatte er eine eigene Dassault Falcon gekauft und flog nun Millionäre und Milliardäre durch ganz Europa und um den Globus. Die meisten Leute, die sich seine Dienste leisten konnten, flogen immer zu denselben Zielen - Monaco, Harbor Island auf den Bahamas, Saint-Tropez, Aspen. Dass seine derzeitigen Passagiere zu keinem dieser Orte flogen, war zwar ein wenig seltsam, aber wenn man ihn ordentlich bezahlte, waren ihm ihre Reiseziele egal.

Sie gingen weiter hinunter, kamen auf 10000 Fuß. Die Landebahnlichter waren klar zu sehen, eine gerade Gasse in der Dunkelheit. Hier war früher ein Geschwader F-84 Abfangjäger der United States Air Force stationiert gewesen.

Sie gingen auf 5 000 Fuß und sanken noch weiter. »Landeklappen auf zwanzig.«

»Roger. Landeklappen auf zwanzig«, bestätigte der Kopilot.

»Fahrwerk«, befahl der Pilot, und der Kopilot betätigte den Schalter. Das Geräusch starker Luftströmungen drang in das Cockpit, als sich die Klappen der Fahrwerksschächte öffneten und die Streben herausfuhren. 300 Fuß.

»Ausgefahren und eingerastet«, meldete der Kopilot.

Der Pilot spannte kurz die Armmuskeln an, dann entspannte er sie wieder, steuerte die Maschine sanft, ganz sanft abwärts, suchte den richtigen Punkt für das Aufsetzen. Nur seine durchtrainierten Sinne nahmen es wahr, als die Falcon auf den Zehn-auf-zehn-Meter-Betonplatten aufsetzte, aus denen die Landebahn bestand. Er schaltete auf Gegenschub, und die Dassault wurde langsamer. Ein Leitfahrzeug mit blinkenden Lichtern wies ihn zu einer Stelle, an der bereits ein Tanklastwagen wartete.

Sie blieben insgesamt zwanzig Minuten lang auf dem Boden. Ein Zollbeamter befragte sie über Funk und konnte keine Abweichungen von ihren CANPASS-Daten feststellen. Währenddessen hängte

draußen der Fahrer des Tanklastwagens die Zuleitung wieder vom Füllstutzen des Flugzeugs ab.

Okay, das haben wir hinter uns, dachte der Pilot. ***Auf zum zweiten Abschnitt unseres dreiteiligen Flugs.***

Die Falcon rollte zum Nordende der Startbahn. Wie immer arbeiteten sie die Start-Checkliste ab und warteten auf die Startfreigabe. Eine gleichmäßige Beschleunigung, dann wurde das Fahrwerk wieder eingefahren, danach die Landeklappen, gefolgt vom Steigflug. Zehn Minuten später erreichten sie 37000 Fuß, die von der Flugleitstelle in Toronto vorgegebene Flughöhe.

Sie flogen mit Mach 0,81 nach Westen - ungefähr 520 Knoten oder 600 Meilen pro Stunde Fluggeschwindigkeit über Grund. Die Passagiere schliefen. Die Motoren schluckten gleichmäßig ihre 1900 Liter Treibstoff pro Stunde. Der Transponder meldete Geschwindigkeit und Flughöhe an die Radargeräte der Flugleitstelle, aber davon abgesehen gab es keinen Anlass für weiteren Funkkontakt. Bei schlechterem Wetter hätten sie vermutlich um eine andere - wahrscheinlich höhere — Flughöhe gebeten, damit der Flug ruhiger verlief, aber Gander Tower hatte recht behalten. Nachdem sie eine Kaltluftfront durchflogen hatten, die ihren

Flug nach Neufundland gebremst hatte, hätte man den Eindruck gewinnen können, dass sich überhaupt nichts mehr bewegte, wäre nicht das gedämpfte Röhren der Düsentriebwerke hinten an der Maschine gewesen. Pilot und Kopilot redeten wenig. Sie hatten so viele gemeinsame Flugstunden hinter sich, dass sie sich alle Witze erzählt hatten, und auf einem derart ereignislosen Flug gab es ohnehin keinen Anlass für weitere Gespräche. Alles war genau durchgeplant, bis hin zum buchstäblichen letzten Komma. Beide überlegten, wie es wohl in Hawaii sein würde. Für jeden war eine Suite im Royal Hawaiian gebucht; sie konnten sich auf einen langen Schlaf freuen, um den unvermeidlichen Jetlag loszuwerden, der sich ganz bestimmt nach einem um zehn Stunden verlängerten Tag einstellen würde. Nun ja, gegen ein Nickerchen am sonnigen Strand hatten sie nichts einzuwenden, und die Wettervorhersage für Hawaii ließ so gleichmäßig perfektes Wetter erwarten, wie es dort die Regel war. Sie planten einen zweitägigen Aufenthalt, bevor sie wieder in Richtung Osten zu ihren heimatlichen Gefilden in der Nähe von Genf aufbrechen würden - ein Rückflug ohne Passagiere.

»Moose Jaw in vierzig Minuten«, meldete der Kopilot.

»Na, dann machen wir uns mal wieder an die

Arbeit.«

Ihr Plan war einfach. Der Pilot schaltete das Hochfrequenz-Funkgerät ein - ein Relikt aus dem Zweiten Weltkrieg - und rief Moose Jaw, kündigte den Flug und den Zeitpunkt des Landeanflugs sowie die geschätzte Landezeit an. Der Tower in Moose Jaw übernahm die Informationen von der zuständigen Bezirkskontrollstelle, dem Area Control Center in Toronto, und überprüfte die alphanumerischen Daten des Transponders auf den eigenen Monitoren.

Die Dassault verlor in einem vollkommen normalen Anflug an Höhe, wie auch das Kontrollzentrum in Toronto prompt bemerkte. Die Ortszeit war 03.04 —oder Zulu - 4.00, um es auch in der Greenwich Mean oder Universal Time auszudrücken, vier Stunden weiter östlich.

»Da ist sie«, verkündete der Kopilot. Die Landebahnlichter von Moose Jaw schimmerten aus der dunklen Landschaft herauf. »Höhe zwölftausend, sinkend, tausend pro Minute.«

»Transponder bereit machen«, ordnete der Pilot an.

»Roger«, antwortete der Kopilot. Der Transponder war eine Spezialinstallation, die die Crew selbst vorgenommen hatte.

»Sechstausend Fuß. Landeklappen?«

»Lass sie«, befahl der Pilot.

»Roger. Landebahn in Sicht.« Der Himmel war klar, und die Landebahnlichter von Moose Jaw strahlten durch die wolkenlose Luft.

»Moose Jaw, hier ist Mike Foxtrot, over.«

»Mike Foxtrot, Moose Jaw, over.«

»Moose Jaw, unser Fahrgestell öffnet sich nicht. Bitte bereithalten. Over.« Diese Meldung ließ die Leute normalerweise munter werden.

»Roger. Melden Sie einen Notfall, over?«, erkundigte sich die Flugleitstelle sofort.

»Negativ, Moose Jaw. Wir überprüfen die Elektrik. Bitte bereithalten, over.«

»Roger, wir bleiben in Bereitschaft.« Nur ein Anflug von Besorgnis in der Stimme.

»Okay«, sagte der Pilot zu seinem Kopiloten, »auf tausend Fuß verschwinden wir aus ihrem Radar.« Das alles hatten sie natürlich gut geübt. »Höhe dreitausend und weiter sinkend.«

Der Pilot zog die Maschine leicht nach rechts. Damit zeigte sich auf dem Anflugradar in Moose Jaw eine Kursänderung, nichts Größeres, aber eben doch eine Veränderung. Bei weiterem Absinken der Flughöhe würde das vielleicht in den Radaraufzeichnungen interessant aussehen, falls sie jemand überprüfen sollte, was freilich zu bezweifeln war. Nur ein weiterer Punkt, verloren im Luftraum.

Zweitausend«, meldete der Kopilot. Auf der geringeren Flughöhe war die Luft ein wenig böiger, aber lange nicht so böig, wie es manchmal werden konnte. »Fünfzehnhundert. Sollten wir nicht die Sinkrate verringern?«

»In Ordnung.« Der Pilot schob das Steuerhorn ein wenig zurück und verringerte somit den Sinkwinkel, um auf 900 Fuß AGL, also Höhe über Grund, zu bleiben. Das war tief genug, um in den Bereich der Bodenechos von Moose Jaw zu gelangen. Obwohl die Dassault alles andere als unauffällig war, erkannten die meisten zivilen Luftkontrollradare vor allem die Transpondersignale, aber selten die vom Flugzeug reflektierten Radarsignale. In der kommerziellen Luftfahrt war ein Flugzeug auf dem Radarschirm nichts weiter als ein angenommenes Zeichen am Himmel.

»Mike Foxtrot, Moose Jaw, melden Sie Ihre Flughöhe, over.«

Das würden sie jetzt eine Weile so weitertreiben. Die Fluglotsen im Tower waren ungewöhnlich wachsam. ***Vielleicht sind wir zufällig mitten in eine ihrer Übungsstunden geflogen,*** dachte der Pilot. ***Schlecht, aber kein größeres Problem.***

»Autopilot abgeschaltet. Handflug.«

»Pilot übernimmt«, antwortete der Kopilot.

»Okay, Schleife rechts. Transponder ausschalten«, ordnete der Pilot an.

Der Kopilot schaltete Transponder eins aus. »Abgeschaltet. Wir sind unsichtbar.« Jetzt wurde Moose Jaw erst richtig aufmerksam.

»Mike Foxtrot, Moose Jaw. Flughöhe melden, over«, befahl die Stimme, jetzt deutlich schärfer. Der Befehl wurde noch einmal wiederholt.

Die Falcon flog eine nördliche Schleife und ging dann auf Kurs zwo-zwo-fünf über. Die Landschaft war flach, und der Pilot überlegte kurz, ob er auf 500 Fuß hinuntergehen solle, entschied sich aber dagegen. Nicht nötig. Wie geplant war die Maschine soeben von den Radarschirmen von Moose Jaw verschwunden.

»Mike Foxtrot, Moose Jaw. Flughöhe melden, over!«

»Klingt ziemlich aufgeregt«, bemerkte der Kopilot.

»Kann ich gut verstehen.«

Der Transponder, den sie soeben ausgeschaltet hatten, stammte aus einem ganz anderen Flugzeug, das wahrscheinlich momentan in seinem Hangar in Söderhamn, Schweden, geparkt war. Dieser Flug kostete den Charterkunden 7 000 Euro Zuschlag, aber die Flugcrew stammte aus der Schweiz und wusste, wie man Geld verdient, und schließlich

flogen sie hier ja keine Drogen oder solches Zeug. Viel Geld oder nicht — ***diese*** Art von Ladung war es wirklich nicht wert.

Moose Jaw lag inzwischen vierzig Meilen hinter ihnen, und dem Doppler-Radar zufolge vergrößerte sich die Entfernung um sieben Meilen pro Minute. Der Pilot glich mit dem Steuerhorn den Seitenwind aus. Der Computer neben seinem rechten Knie würde die Abdrift berechnen, und der Computer kannte die Strecke genau, die sie fliegen wollten.

Oder jedenfalls einen Teil der Strecke.

Es sah nicht so aus wie auf den Satelliten Widern - das war immer so —, aber hier waren sie jedenfalls richtig, das stand fest. Er fühlte, wie seine Erschöpfung konzentrierter Erwartung wich.

Vor zehn Wochen hatte ein CIA-Satellit hier einen Funkspruch mitgehört, und ein zweiter hatte ein Bild gemacht, das Driscoll jetzt in der Tasche hatte. Sie waren am Ziel, kein Zweifel. Eine dreieckige Felsformation über der Höhle diente als Identifikationsmerkmal. Sie war keine Dekoration, obwohl sie ziemlich künstlich aussah, sondern war von abschmelzenden Gletschern geformt worden, die sich vor Gott weiß wie vielen Jahrtausenden ihren Weg durch dieses Tal gefräst hatten.

Wahrscheinlich hatten dieselben Schmelzwasserströme, die das Dreieck ausgehöhlt hatten, auch zur Bildung der Höhle beigetragen. Wie auch immer Höhlen entstanden, Driscoll wusste es nicht, und es war ihm auch ziemlich egal. Manche von den Höhlen waren ziemlich tief, mehrere Hundert Meter, perfekte Verstecke. Aber aus dieser hier war ein Funksignal gekommen. Das machte sie zu etwas Besonderem. Washington und Langley hatten über eine Woche gebraucht, um diesen Ort zu lokalisieren, aber sie waren auch sehr vorsichtig dabei gewesen. Kaum jemand wusste auch nur von dieser Mission — insgesamt weniger als dreißig Personen, und die meisten saßen in Fort Benning. Wo es das Unteroffizierskasino gab. Wohin er und sein Team in weniger als 48 Stunden zurückkehren würden. Wenn Gott es wollte - ***inschallah,*** wie die Menschen hier sagten. Nicht ihre Religion, aber das Gefühl konnte er nach vollziehen. Driscoll war Methodist, obwohl ihn das nicht hinderte, dann und wann ein Bier zu trinken. Doch vor allem war er Soldat.

Okay, wie fangen wir's an?, fragte er sich selbst. Hart und schnell, natürlich, aber was hieß das hier? Er hatte ein halbes Dutzend Granaten bei sich, drei richtige und drei M84-Blendgranaten. Letztere hatten eine Plastikstatt einer Stahlhülle, die

mit einem extremen Knall und einem gleißenden Blitz explodierte. Eine Magnesium-Ammoniumnitrat-Mischung ließ jäh die Sonne aufgehen und blendete und verwirrte jeden Menschen in der Umgebung. Auch die Chemie und Physik dieser Dinger interessierte ihn eigentlich nicht. Sie funktionierten einwandfrei, darauf kam es an.

Bei den Rangern wurde nicht fair gekämpft. Sie standen hier im Kampf und traten nicht bei der Olympiade an. Wenn einer von den bösen Jungs überlebte, gaben sie ihm vielleicht Erste Hilfe, aber mehr auch nicht, und auch das nur, weil Überlebende meistens ein bisschen gesprächiger waren als Tote. Driscoll spähte wieder zum Höhleneingang hinüber. Genau dort hatte ein Mensch gestanden, um seinen Anruf über Satellitentelefon zu machen, ein RHYTHM-Spionagesatellit hatte mitgehört, ein KEYHOLE-Satellit hatte die Quelle lokalisiert, und ihre Mission war von SOCOM selbst genehmigt. Er stand reglos neben einem Felsblock, dicht genug, dass seine Silhouette mit ihm verschmolz. Drinnen war keine Bewegung zu erkennen. Das überraschte ihn nicht - selbst Terroristen mussten mal schlafen. Und das kam ihm zupass. Sehr sogar. Noch zehn Meter. Seine Bewegungen wären jedem, der nicht wusste,

was er vorhatte, komisch vorgekommen, ein übertriebener Storchengang; er setzte die Füße gerade von oben her auf, um keine Steine loszutreten. Dann war er da. Runter auf ein Knie und ein Blick nach drinnen. Dann ein schneller Blick zurück, um sicherzugehen, dass der Rest des Teams nicht zu sehr aufrückte. Nicht zu befürchten. Trotzdem hatte Driscoll ein warnendes Flattern im Magen. Oder war das Angst? Angst davor, Mist zu bauen, Angst, die Geschichte zu wiederholen. Angst, die eigenen Leute in den Tod zu führen.

Vor einem Jahr hatte Captain Wilsons Vorgänger, ein grüner Second Lieutenant, eine Mission geplant - eigentlich eine ganz einfache Jagd auf Aufständische am Südufer der Tigris-Talsperre nördlich von Mosul -, und Driscoll hatte mitgemacht. Das Problem war, dass der junge Offizier mehr daran interessiert war, mit seinem Bericht Ruhm zu ernten, als an die Sicherheit seiner Ranger zu denken. Gegen Driscolls Rat und obwohl es dunkel wurde, hatte er das Team aufgeteilt, um einen Bunkerkomplex an den Flanken zu umgehen, aber wie das bei Schlachtplänen so ist, auch dieser hastig umgeschriebene erwies sich beim ersten Feindkontakt als hirnverbrannt. Sie liefen Ex-Soldaten aus Saddams Army in Kompaniestärke in die Arme, die den Stoßtrupp des jungen Lieutenant

umzingelten und abschlachteten, bevor sie sich Driscoll und seinen Männern zuwandten. Der Rückzugskampf hatte fast die ganze Nacht gedauert, bis Driscoll mit drei anderen endlich über den Tigris zurück und in die Nähe eines Stützpunkts gelangt war.

Driscoll hatte von Anfang an gewusst, dass der Plan des Lieutenant in einer Katastrophe enden würde. Aber hatte er sich entschieden genug gegen den Vorstoß ausgesprochen? Wenn er energischer argumentiert hätte ... tja. Das war die Frage, die ihn während des vergangenen Jahres beschäftigt hatte. Und jetzt war er wieder im Indianerland, aber diesmal waren alle Entscheidungen - gute, schlechte, katastrophale — seine eigenen.

Bleib am Ball, ermahnte er sich. ***Konzentrier dich.***

Ein weiterer Schritt vorwärts. Immer noch nichts zu sehen. Die Paschtunen waren wirklich zäh - sogar verdammt zäh, wie Driscoll gelernt hatte -, aber ihre ganze Ausbildung bestand im Zielen und Abdrücken. Im Höhleneingang hätte noch jemand stehen und die Wachen beaufsichtigen müssen. In der Nähe lagen ein paar Zigarettenkippen. Vielleicht war die Wache ja Zigaretten holen gegangen. ***Rauchen ist ungesund, Gomer,*** dachte Driscoll. ***Vor allem im Gefecht.*** Langsam, vorsichtig,

schob er sich in die Höhle. Sein Nachtsichtgerät war jetzt von unschätzbarem Wert. Die Höhle verlief etwa fünfzehn Meter geradeaus; die Wände waren rau, der Querschnitt ungefähr oval. Kein Licht, nicht einmal eine Kerze, aber voraus kam eine Rechtskurve, also war er weiterhin auf Licht gefasst. Kein Schutt auf dem Höhlenboden. Das sagte dem Sergeant einiges: Hier wohnte jemand. Die Informationen stimmten also. ***O Wunder,*** dachte Driscoll. Meistens führten diese Jagdausflüge nur zu leeren Höhlen und aufgegebenen Verstecken, an denen die Ranger ihren Frust nicht auslassen konnten.

Vielleicht ist es sogar die richtige Höhle? Solche Gedanken gestattete er sich nicht oft. ***Das wäre doch mal was,*** schoss es Driscoll durch den Kopf. ***Wichtige Beute hier drin.*** Er schob den Gedanken beiseite. Die Wichtigkeit der Beute änderte nichts an der Art, wie man seinen Job erledigte.

Seine Stiefel hatten flexible Sohlen. Besser für die Füße, aber hauptsächlich, weil sie lautlos waren. Er zog sein M4 dichter an die Schulter. Den Rucksack hatte er draußen gelassen. In der Höhle lieber kein sperriges Gepäck. Driscoll war nicht besonders groß. Mit seinen 1,80 Meter wog er knapp über achtzig Kilo, war schlank und durchtrainiert, die blauen

Augen gerade nach vorn gerichtet. Wenige Meter hinter ihm folgten zwei Soldaten, die zwar seinen Atem über ihre Funkgeräte hörten, aber kein Wort. Er gab nur kurze, codierte Handzeichen.

Bewegung. Jemand kam in ihre Richtung.

Driscoll fiel auf ein Knie.

Schritte näherten sich. Driscoll hielt die linke Faust hoch und sagte den anderen damit »Runter!«, während er das Sturmgewehr hochnahm. Es waren lässige Schritte; wachsame klangen für sein trainiertes Gehör anders. Der Mann war hier zu Hause und fühlte sich sicher. Sein Pech. Hinter ihm knirschten Kiesel, und Driscoll wusste, warum; ihm war auch schon der Stiefel weggerutscht. Er erstarrte. Um die Ecke hielten die Schritte an. Zehn Sekunden vergingen, dann zwanzig. Volle dreißig Sekunden lang bewegte sich nichts. Dann gingen die Schritte weiter. Immer noch lässig.

Driscoll brachte das M4 in Anschlag und lief um die Ecke, und da war der Gomer. Einen Augenblick später hatte er zwei Kugeln in der Brust und eine dritte in der Stirn und ging ohne einen Laut zu Boden. Er war älter als der draußen, vielleicht fünfundzwanzig, wenn auch mit einem sehr erwachsenen Bart, wie Driscoll sah. ***Pech für dich.*** Driscoll arbeitete sich weiter voran, an der Leiche vorbei und um die Rechtskurve. Dann wartete er,

damit seine Teamkameraden aufholen konnten. Voraus konnte er etwa sechs Meter weit sehen. Es war nichts zu erkennen. ***Weiter.*** Wie weit ging diese Höhle? Im Moment noch nicht zu sagen. Er fasste sein M4 fester.

Dann ein Licht vor ihm. Es flackerte. Wahrscheinlich Kerzen. Vielleicht brauchten die Gomer ja ein Nachtlicht wie Driscolls kleine Kinder. Immer noch kein Gerumpel auf dem Höhlenboden. Jemand hatte hier aufgeräumt. Warum?, fragte Driscoll sich. Wie lange war das her?

Er schob sich weiter voran.

Die nächste Biegung wandte sich nach links, eine weite, flache Kurve im Kalksteinfels, und dahinter dann eine Menge Licht — vergleichsweise. Ohne das Nachtsichtgerät wäre es höchstens ein Glimmen gewesen.

Da hörte er das Geräusch. Schnarchen. Gar nicht weit voraus. Driscoll wurde noch langsamer. Zeit zur Vorsicht. Er näherte sich der Biegung, Waffe nach vorn, spähte langsam, sehr langsam um die Ecke.

Da. Danach hatte er gesucht. Bauholz. Rohe, unbehandelte 2-mal-4-Zoll-Pfosten, und die wuchsen nicht aus dem Boden. Jemand hatte sie aus der Zivilisation hierhergebracht, und dieser Jemand hatte sie auch zurechtgesägt.

Ganz klar wohnte hier jemand, das war nicht nur

ein vorübergehendes Versteck. Das war ein verdammt gutes Zeichen für diese Höhle.

Langsam spürte er die Erregung, er konnte ein Kribbeln im Bauch fühlen. Das passierte First Sergeant (E-8) Sam Driscoll nicht oft. Mit der linken Hand winkte er seinen Kameraden. Sie schlossen bis auf drei Meter auf und folgten ihm.

Doppelstockbetten. Dafür war das Bauholz. Er konnte acht Stück erkennen, alle belegt. Sechs Betten, sechs Gomer. Einer hatte anscheinend sogar eine Matratze, eine aufblasbare Luftmatratze, wie man sie bei Gander Mountain bekam. Auf dem Boden stand eine Fußluftpumpe. Wer immer der Schläfer war - er lag gern bequem.

Okay. Was jetzt?, fragte er sich selbst. Er war nicht oft ratlos, und meistens beriet er in einer solchen Lage sogar den Kompaniechef, aber Captain Wilson saß auf einem Hügel 15 Kilometer hinter ihnen fest. Dadurch war Driscoll zum Befehlshaber geworden, und das war plötzlich ein sehr einsamer Posten. Am schlimmsten war, dass hier nicht mal der letzte Raum war. Diese Höhle ging immer weiter. Man konnte nicht sagen, wie weit. ***Scheiße.***

Zurück an die Arbeit.

Er schob sich voran. Seine Befehle waren ziemlich einfach, und zu diesem Zweck hatte er einen Schalldämpfer für die Pistole, die er jetzt aus dem

Stoffholster zog. Er hielt dem ersten Schlafenden die Beretta an den Kopf und drückte ab. Der Schalldämpfer funktionierte; das Ladegeräusch der Pistole war viel lauter als der Schussknall. Er hörte sogar das harmlose Tinkeln, mit dem die Messinghülse auf dem Boden aufschlug, ein Geräusch wie von einem Spielzeug. Wovon immer der Mann geträumt hatte, jetzt war es Wirklichkeit geworden. Die Schläfer in den anderen Betten folgten ihm nach.

Driscoll dachte kurz daran, dass das, was er gerade tat, im Zivilleben eindeutig Mord gewesen wäre, aber das war nicht sein Problem. Diese Männer hier hatten sich Leuten angeschlossen, die seinem Land den Krieg erklärt hatten, und es war ihr verdammtes Pech, wenn sie ihr Quartier nicht ordentlich bewachten. Schlamperei hatte Konsequenzen, im Krieg gab es Regeln, und man musste es büßen, wenn man sich nicht an sie hielt. Innerhalb von drei Sekunden waren die anderen Männer erledigt. Vielleicht bekamen sie ja ihre Jungfrauen. Driscoll hatte keine Ahnung. Es war ihm auch ziemlich egal. Neun böse Buben hatten sie erledigt. Er ging weiter. Hinter ihm folgten zwei Ranger, dicht, aber nicht zu dicht, einer mit erhobener Pistole, der andere mit dem M4 als Feuerschutz, ganz nach Vorschrift. Die Höhle verlief nun wieder nach rechts. Driscoll nahm

sich Zeit, kurz durchzuatmen, dann ging er weiter. Noch mehr Betten, sah er. Zwei Stück.

Aber niemand schlief darin. Die Höhle war noch nicht zu Ende. Er war schon in einigen solcher Höhlen gewesen. Ein paar waren drei- oder vierhundert Meter lang gewesen. Die meisten aber nicht, einige waren auch nur bessere Wandschränke, aber so eine war das hier gewiss nicht. Einige, in Afghanistan, sollten angeblich unendlich sein. Die Russen hatten sie nicht einnehmen können, obwohl sie alle Mittel bis hin zum Fluten mit Dieselöl und Anzünden eingesetzt hatten. Vielleicht wäre Benzin hier besser, dachte Driscoll. Oder Sprengstoff. Die Afghanen waren zäh, und die meisten hatten keine Angst vor dem Tod. Driscoll hatte nie zuvor mit solchen Menschen zu tun gehabt, bevor er in diesen Teil der Welt gekommen war. Aber sie starben auch, wie jeder andere Mensch, und mit ihnen die Probleme, die sie verursachten.

Eins nach dem anderen. Hinter sich hatte er neun Tote, alles Männer, alle unter dreißig, wahrscheinlich zu jung für nützliche Informationen, und in Gitmo gab es schon genug wertlose Gefangene. Wären sie über dreißig gewesen, wäre es vielleicht sinnvoller gewesen, sie am Leben zu lassen, damit der Geheimdienst mit ihnen reden

konnte. Aber sie waren alle zu jung gewesen, und jetzt waren sie tot. ***Zurück an die Arbeit.***

Hier war nichts weiter zu sehen. Aber voraus war immer noch ein schwacher Lichtschimmer. Vielleicht noch eine Kerze. Vor jedem Schritt schaute er nach unten, um nicht gegen einen Stein zu treten. Lärm war im Moment sein gefährlichster Feind, besonders an einem Ort wie diesem. Lärm weckte Leute auf, und hier hallte es ziemlich. Er war froh über die weichen Sohlen seiner Stiefel. Die nächste Biegung, wieder nach links, war schärfer. Zeit, langsamer zu werden. Eine scharfe Kurve bedeutete einen Wachposten. Langsam, langsam. Vier Meter. Vorsichtig. Als ob er sich ins Babyzimmer schlich, um seinen Kleinen beim Schlafen zuzusehen. Aber hier wartete womöglich ein Erwachsener hinter der Ecke, Gewehr in der Hand, halb schlafend. Driscoll hielt immer noch die Pistole in beiden Händen, den Schalldämpfer aufgeschraubt. Noch neun Schuss, einer im Lauf und acht im Magazin. Er blieb stehen und drehte sich um. Die beiden anderen Ranger waren noch da, Augen auf ihn gerichtet. Nicht ängstlich, aber angespannt und konzentriert. Tait und Young, zwei Sergeants aus der Kompanie Delta, 2. Bataillon, 75th Ranger Regiment. Echte Profis wie er selbst, die beide ihre Zukunft in der Army sahen.

Konzentrier dich. Das war manchmal gar nicht so einfach. Wenige Meter bis zur Ecke. Eine scharfe Kurve. Driscoll schob sich heran ... und steckte seinen Kopf um die Ecke. Jemand war in der Nähe. Ein Afghane, oder jedenfalls irgendein Gomer, saß auf einem ... Stuhl? Nein, eher einem Felsblock. Der hier war älter, als er erwartet hatte. Vielleicht dreißig. Er saß einfach da, nicht ganz schlafend, aber auch nicht wach. Eine Art Halbschlaf, auf jeden Fall war er nicht wachsam. Der Mann hatte eine Waffe, eine AK 47, vielleicht anderthalb Meter von seinen Händen entfernt an einen Stein gelehnt. Nahe, aber nicht nahe genug, um sie in einem echten Notfall zu erreichen, wie er ihn jetzt gleich erleben würde.

Driscoll näherte sich lautlos, wieder mit diesem übertrieben wirkenden Staksen, erreichte den Mann, und - schlug ihn auf die rechte Schläfe. Vielleicht hatte ihn der Schlag umgebracht, wahrscheinlich aber nicht. Driscoll holte Kabelbinder-Handfesseln aus der Tasche seiner Kampfjacke. Der hier war wahrscheinlich alt genug, dass sich die Geheimdienstleute für ihn interessierten, und würde wohl in Gitmo landen. Er würde ihn Tait und Young übergeben, damit sie ihn für den Transport einwickelten. Er machte Tait auf sich aufmerksam, zeigte auf den Bewusstlosen und ließ seinen Zeigefinger kreisen: ***Packt ihn ein.*** Tait

nickte.

Noch eine Biegung, fünf Meter entfernt, nach rechts, und das Licht flackerte.

Noch zwei Meter, dann rechts.

Driscoll blieb konzentriert. Langsame, vorsichtige Schritte, die Waffe fest gepackt.

Die nächste Kammer, etwa zehn mal zehn Meter, war die letzte. Er war jetzt vielleicht siebzig Meter weit vorgedrungen. Tief genug. Diese Höhle war wahrscheinlich für einen von den Wichtigen eingerichtet worden. Vielleicht sogar für den Wichtigsten? In drei Minuten würde er es wissen. Solche Gedanken gestattete er sich nicht oft. Aber das war letztlich der Grund für diese Mission. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Deswegen war Driscoll ein Special Operations Ranger. Vorwärts, langsam. Er hob hinter sich die Hand.

Es war jetzt so dunkel, dass sein Nachtsichtgerät genauso viel Grundrauschen wie Bildinformationen anzeigte. Eine Art Popcorn flitzte und flackerte durch sein Blickfeld. Er schob sich bis an die Biegung vor und spähte um die Ecke. Da lag jemand. Daneben lehnte eine AK 47 in Reichweite, fertig geladen mit einem Plastikmagazin. Der Mann schien zu schlafen, aber in dieser Hinsicht waren sie gute Soldaten: Sie schliefen nie so tief wie Zivilisten, sondern blieben dicht an der Grenze zum

Aufwachen. Und den hier wollte er lebendig haben. Er hatte zwar bis jetzt schon einige Leute umgebracht, sogar erst in den letzten zehn Minuten, aber den hier wollten sie lebend … Wenn möglich …

Okay. Driscoll nahm seine Pistole in die rechte Hand und zog mit der linken eine Blendgranate aus dem Brustgurt. Tait und Young sahen das und erstarrten. Die Höhle würde sich gleich verändern. Driscoll hielt einen Finger hoch. Tait zeigte seinem Vorgesetzten den hochgestreckten Daumen: alles klar. ***Time to rock and roll.*** Die Gomer würden gleich ihren Weckruf bekommen. Tait sah sich um. Eine kleine Kerze sorgte für gerade genug Licht in der Kammer. Driscoll trat einen oder zwei Schritt zurück, klappte das Nachtsichtgerät hoch und zog den Sicherungsstift aus der Blendgranate. Er ließ den Sicherungsbügel los, wartete einen Herzschlag lang, dann warf er und zählte, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig …

Es klang wie das Ende der Welt. Die zehn Gramm Magnesiumpulver flammten auf wie die Mittagssonne, nur heller. Und der Lärm. Der Knall hörte und fühlte sich wie das Ende der Welt an, ein Krachen, das den Schlaf des Gomer jäh beendete. Dann ging Driscoll rein. Ihn hatte die Explosion nicht betäubt. Er hatte sie erwartet, sich die Ohren zugehalten und die Augen geschlossen, um den Blitz

zu dämpfen. Der Gomer war schutzlos gewesen. Seine Ohren waren überwältigt, und das schadete seinem Gleichgewichtssinn. Er griff nicht einmal nach seiner Waffe — aber Driscoll hatte sie schon beiseitegetreten, und einen Augenblick später hielt er seine Pistole dem Gomer genau ins Gesicht. Der hatte keine Chance auf Widerstand, und genau das hatte Driscoll beabsichtigt.

Da sah er, dass er den Falschen erwischt hatte. Der Mann hatte zwar einen Bart, war aber noch lange keine vierzig Jahre alt, sondern erst Anfang dreißig. ***Der falsche Gomer*** war sein erster Gedanke, gefolgt von ***Scheiße.*** Das Gesicht spiegelte totale Verwirrung und Schock. Der Mann schüttelte den Kopf, versuchte sein Gehirn in Gang zu bekommen, aber auch wenn er jung und zäh war, für diese Situation war er nicht schnell genug.

An der Rückwand der Kammer nahm Driscoll eine Bewegung wahr, einen gebückten Schatten, der an der Wand entlangglitt. Er bewegte sich nicht auf sie zu, sondern in eine andere Richtung. Driscoll steckte die Pistole weg, drehte sich zu Tait und zeigte auf den Gomer am Boden - ***Handschellen anlegen*** -, dann klappte er das Nachtsichtgerät wieder herunter und nahm den Schatten ins Visier des M4. Noch ein Gomer mit Bart. Driscolls Finger legte sich an den Abzug, aber er wartete neugierig

ab. Drei Meter hinter dem Mann lehnte eine AK 47 immer noch an der Wand, wo er sie stehen gelassen hatte. Nach der Explosion der Blendgranate hatte er erkannt, dass die Kacke am Dampfen war, und nun versuchte er zu fliehen, dachte Driscoll. Er zog das Visier ein Stück vor, vielleicht würde er ihm einen Ausgang zeigen … Da, ein Alkoven in der Felswand, vielleicht anderthalb Meter breit. Er richtete das Visier wieder zurück auf den Gomer und sah, dass der eine Granate in der rechten Hand hielt. Es war eine 40-Millimeter-Gewehrgranate für ein RPG-7, die von den Einheimischen gern auch als Handgranaten benutzt wurden.

Nicht so schnell, Kumpel, dachte Driscoll und zielte mit dem M4 auf das Ohr des Mannes. Der schwang in diesem Moment den Arm für einen Rollwurf zurück. Driscolls 5,56-mm-Kugel drang genau über seinem Ohr und direkt hinter dem Auge ein. Der Kopf wurde zur Seite geschleudert, und er brach zusammen, aber die Granate flog schon auf den Alkoven zu.

»Granate!«, schrie Driscoll und warf sich zu Boden.

Rumms!

Driscoll sah auf und blickte sich um. »Abzählen!«

»Okay«, antwortete Tait, unmittelbar gefolgt von Young und den anderen.

Die Granate war von der Wand zurückgeprallt und wieder aus dem Alkoven hinausgerollt, vor dem sie einen Krater von der Größe eines halben Medizinballs in den Boden gerissen hatte.

Driscoll nahm das Nachtsichtgerät ab, schaltete seine Taschenlampe ein und leuchtete damit umher. Das hier war der Kommandobereich der Höhle. Eine Menge Bücherregale, sogar ein Teppich auf dem Höhlenboden. Die meisten Afghanen, auf die sie trafen, waren halbe Analphabeten, aber hier gab es Bücher und Zeitschriften, ein paar sogar auf Englisch. Auf einem Regalbrett mehrere schön in Leder gebundene Bände. Besonders einer … Grünes Leder mit Goldprägung. Driscoll schlug ihn auf. Ein kostbares Werk — nicht gedruckt, sondern eine echte Handschrift, von einem Schreiber vor vielen Jahren in vielfarbigen Tinten kalligrafiert. Dieses Buch war alt, wirklich alt. Anscheinend auf Arabisch, handgeschrieben und mit Blattgold geschmückt. Das musste ein Exemplar des Korans sein, und sein Alter oder Wert waren kaum zu schätzen. Aber Wert hatte er. Driscoll nahm ihn mit. Irgendjemand vom Geheimdienst würde sich dafür interessieren. In Kabul gab es einige Saudis, hohe Offiziere, als Berater für die Special-Operations-Leute und die Militärgeheimdienste.

»Okay, Peterson, wir sind fertig. Ruf an und lass

uns abholen«, funkte Driscoll an seinen Kommunikationsmann. »Ziel gesichert. Neun Tangos erledigt, zwei Gefangene. Eigene Verluste: keine.«

»Aber nichts unter dem Weihnachtsbaum, Santa«, meinte Sergeant Young ruhig. »Verdammt, das hier hätte die richtige Höhle sein können. Ich hatte ein gutes Gefühl.« Der nächste blinde Alarm für die Special Operations. Davon hatten sie mehr als genug, aber so war das eben bei den Sondereinsatzkommandos.

»Ich auch. Wie heißt du, Gomer?«, fragte Driscoll Taits Gefangenen. Keine Antwort. Die Blendgranate hatte diesem Halunken tatsächlich die Gyroskope ordentlich durcheinandergebracht. Er verstand noch nicht, dass es viel schlimmer hätte kommen können, sehr viel schlimmer. Andererseits, wenn ihn die Verhörspezialisten erst einmal in der Mache hatten …

»Okay, Jungs, räumen wir die Bude aus. Sucht besonders nach Computern und Elektronikzeug. Nehmt es auseinander. Wenn etwas interessant aussieht, nehmt es mit. Holt jemanden, der unseren Freund hier einpackt.«

Für diese Mission stand ein Chinook in Alarmbereitschaft, und in einer Stunde konnte der Mann schon an Bord des Hubschraubers sein. Er

wäre jetzt verdammt gern im Unteroffizierskasino von Fort Benning gewesen und hätte ein Glas Sam Adams getrunken, aber das musste wohl noch ein paar Tage warten.

Während der Rest seines Teams eine Wache vor dem Höhleneingang postierte, durchsuchten Young und Tait den Eingangstunnel und fanden ein paar nette Sachen, Landkarten und Ähnliches, aber nichts, was nach einem Jackpot aussah. Das war aber immer so bei diesem Zeug. Die Leute vom Geheimdienst mochten Weicheier sein, aber sie konnten aus einer Walnuss einen Nusskuchen machen. Ein Fetzen Papier, ein handgeschriebener Koran, eine Strichzeichnung in lila Buntstift — die Geheimdienstler zauberten manchmal unheimlich viel aus so etwas, deshalb nahm Driscoll möglichst alles mit. Ihre Zielperson war nicht hier gewesen, und das war eine verdammte Schande, aber vielleicht führte das Zeug, das die Gomer zurückgelassen hatten, zu etwas anderem, das dann wieder zu etwas richtig Gutem führte. So funktionierte das, obwohl sich Driscoll nicht viel mit solchen Sachen befasste. Das war oberhalb seiner Gehaltsstufe und außerhalb seiner MOS ***(military occupational specialty),*** seines Fachgebiets. Er und seine Ranger führten die Mission durch, über

Wie, Was und Warum sollten sich andere den Kopf zerbrechen.

Driscoll ging nach hinten in die Höhle zurück und leuchtete mit seiner Taschenlampe herum, bis er in den Alkoven kam, den der Gomer unbedingt hatte sprengen wollen. Er war ungefähr so groß wie ein begehbarer Wandschrank, sah er jetzt, vielleicht ein bisschen größer und mit niedriger Decke. Er hockte sich hin und schob sich ein oder zwei Meter tief hinein.

»Was gibt's da drin?«, fragte Tait, der dazukam.

»Einen Sandkasten und eine Munitionskiste aus Holz.«

Eine Platte aus 1,8-cm-Sperrholz mit ungefähr zwei Metern Seitenlänge, bedeckt mit aufgeklebtem Sand und Pappmascheebergen, hier und da mit kastenförmigen Gebäudemodellen besetzt. Das Ganze sah aus wie aus einem Film über den Zweiten Weltkrieg oder wie ein Diorama im Schulunterricht. Sorgfältig gemacht, nicht zusammengepfuscht, wie es bei diesen Leuten vorkam. Meist zeichneten die Gomer einfach eine Skizze in den Sand, sagten ein paar Gebete auf und zogen in die Schlacht.

Das Gelände des Modells war Driscoll nicht bekannt. Es hätte überall sein können, sah allerdings auf jeden Fall rau genug aus, um hier in der Nähe zu liegen, was die Möglichkeiten nicht sehr

stark einschränkte. Keine Landmarken zu erkennen. Keine bekannten Gebäude, keine Straßen. Driscoll hob eine Ecke der Platte an. Sie war verdammt schwer, bestimmt vierzig Kilo, was eines seiner Probleme löste: Es war unmöglich, dieses Ding den Berg hinunterzuschleppen. Es würde wie ein tonnenschwerer Flugdrachen wirken: In dieser Höhe war der Wind unberechenbar, und entweder würde es ihnen von einer Böe aus den Händen gerissen, oder es würde zu flattern anfangen und sie verraten. Zerlegte man es, vernichtete man damit womöglich wichtige Indizien.

»Okay, messt es aus, und nehmt ein paar Materialproben. Wenn Smith mit den Gesichtsfotografien bei den Gomern fertig ist, soll er sich dieses Ding hier mit der Kamera vornehmen«, befahl Driscoll. »Wie viele Speicherkarten haben wir?«

»Sechs zu je vier Gigabyte. Sollte reichen.«

»Schön. Mehrfachaufnahmen von allem, höchste Auflösung. Holt euch mehr Licht, und nehmt einen Zollstock mit auf.«

»Remo hat ein Bandmaß dabei.«

»Genau, nehmt das. Aus verschiedenen Winkeln, Großaufnahmen—je mehr, desto besser.« Das war das Schöne an Digitalkameras - man konnte aufnehmen, so viel man wollte, und die

misslungenen Bilder später löschen. In diesem Fall überließen sie das Löschen den Geheimdienstlern. »Und jeden Zentimeter nach Markierungen absuchen.«

Man konnte nie wissen, was wichtig war. Eine Menge hing vom Maßstab des Modells ab, vermutete er. Wenn es maßstabsgetreu war, konnte man die Maße vielleicht in einen Rechner eingeben, ein paar Programme oder Algorithmen laufen lassen, oder wie immer das hieß, und dann ergab sich vielleicht eine Übereinstimmung irgendwo. Wer weiß, vielleicht war das Pappmaschee die Spezialität eines ganz bestimmten Hinterhofladens in Kandahar. Es waren schon seltsamere Dinge vorgekommen, und er wollte nicht, dass sich die da oben über irgendetwas beschweren mussten. Sie würden sich sowieso ärgern, dass ihre Beute nicht hier gewesen war, aber dafür konnte Driscoll nichts. Die Vorauserkundung, ob schlecht oder gut, lag außerhalb der Kontrolle des Soldaten. Allerdings hieß es beim Militär nicht umsonst, »Scheiße fällt immer nach unten«, und in diesem Geschäft gab es immer jemanden weiter oben, der die Scheiße nur zu gern fallen ließ.

»Alles klar, Chef«, entgegnete Tait.

»Sprengt es, wenn ihr fertig seid. Das hatten sie ja sowieso vor.«

Tait lief los.

Driscoll nahm die Munitionskiste und schleppte sie in den Eingangstunnel zurück. Drinnen war ein sieben oder acht Zentimeter dicker Papierstapel - liniertes Notizpapier, bedeckt mit arabischer Schrift, Zahlen hier und da, ein paar Kritzeleien - und eine große zweiseitige Karte, zusammengefaltet. Auf einer Seite stand »Sheet Operational Navigation Chart, G-6, Defense Mapping Agency, 1982«; das Kartenblatt zeigte die afghanisch-pakistanische Grenzregion. Die andere Seite war ein aus einem Baedeker-Reiseführer herausgerissener und mit Kreppband aufgeklebter Stadtplan von Peshawar.

»Willkommen im amerikanischen Luftraum, Gentlemen«, verkündete der Kopilot.

Sie flogen gerade über Montana, Heimat von Elchen, unendlichem Himmel und einer Menge stillgelegter Luftwaffenbasen mit leeren Silos für Interkontinentalraketen.

So tief unten verbrauchten sie sehr viel mehr Treibstoff, aber der Computer überwachte den Verbrauch, und sie verfügten nun über eine viel größere Reserve als auf dem Atlantikflug nach Westen vor ein paar Stunden - und außerdem gab es da unten viele platte Wiesen und Äcker, auf denen

sie notlanden konnten. Der Pilot schaltete das Frontsichtdisplay ein, dessen Restlichtkameras die dunkle Umgebung in grün-weißer Eintönigkeit sichtbar machten. Jetzt waren Berge zu sehen, die sich westlich von ihrer Kursstrecke erhoben. Das Flugzeug würde automatisch die Höhe anpassen, denn es war so programmiert, dass es immer auf 1000 Fuß über Grund blieb und die Anpassung stets mit weichem An- oder Abstieg vornahm, damit die reichen Passagiere keinerlei Anlass für Beschwerden hatten und, wie er hoffte, ihm auch zukünftig als Kunden erhalten blieben.

Das Flugzeug stieg sanft auf eine tatsächliche Höhe von 6100 Fuß über dem Meeresspiegel, als sie über den eidechsenähnlichen Rücken der Grand Teton Range flogen. Irgendwo dort unten lag der Yellowstone-Nationalpark. Bei Tageslicht hätte er ihn sehen können, aber sie flogen durch eine zwar wolkenfreie, aber mondlose Nacht.

Das Bordradarsystem zeigte an, dass sie sich »clear of conflict« befanden: Kein anderes Flugzeug flog in der Nähe ihrer Position oder in ihrer Höhe. Der Luftwaffenstützpunkt Mountain Home lag ein paar Hundert Meilen hinter ihnen, mitsamt seiner Ansammlung junger, übereifriger Jagdflieger.

»Schade, dass wir das Frontsichtdisplay nicht von der Nase wegdrehen können. Könnten mit den

Infrarotsensoren vielleicht sogar Bisons sehen«, meinte der Pilot. »Hier im Westen steigt ihr Bestand stark an, hab ich gehört.«

»Das gilt auch für die Wölfe«, nickte der Kopilot. In der Natur ging es immer um Ausgleich, behaupteten jedenfalls die Typen in den Naturdokus im Discovery Channel. Gibt's nicht genug Bisons, sterben die Wölfe. Gibt's nicht genug Wölfe, vermehren sich die Bisons zu stark.

Die Landschaft Utahs begann gebirgig, ging aber dann allmählich in eine gewellte Ebene über. Wieder änderten sie den Kurs leicht in südlicher Richtung, um Salt Lake City mit seinem internationalen Flughafen zu vermeiden. Dort gab es vermutlich starke Radarsysteme, die manchmal sogar die Reflexionen von Radarsignalen, die »skin paints«, erfassen konnten.

Vor dreißig Jahren wäre die gesamte Übung noch gar nicht möglich gewesen. Damals hätten sie die Pinetree Line überqueren müssen, eine Serie von Radarstationen an der amerikanisch-kanadischen Grenze, einen der Vorläufer der amerikanischen DEW-Lines - Distant Early Warning -, und hätten sich beim North American Air Defense Command in Cheyenne Mountain anmelden müssen. Na ja, dachte der Pilot, angesichts der gegenwärtigen

Spannungen zwischen den Vereinigten Staaten und Russland würde man das DEW und Pinetree womöglich bald wieder in Betrieb nehmen.

Der Flug verlief ruhiger, als er erwartet hatte. Bei Tag im Sommer gab es starke Turbulenzen über der Wüste, was an den unregelmäßigen thermischen Winden lag. Doch jetzt lag das Land, von ein paar vereinzelten Autoscheinwerfern abgesehen, so leer und schwarz unter ihnen, dass man glauben konnte, über ein weites Meer zu fliegen.

Noch dreißig Minuten. Der Tankinhalt war auf 5 000 Liter Treibstoff gesunken. Die Motoren verbrannten das Zeug hier unten sehr viel schneller, knapp über 2 200 Liter pro Stunde, statt den normalen 1900 in optimaler Flughöhe.

»Wecken wir die Passagiere?«, fragte der Kopilot.

»Gute Idee.« Der Pilot hob das Mikro an den Mund. »Bitte um Ihre Aufmerksamkeit. Wir werden voraussichtlich in dreißig Minuten landen. Bitte lassen Sie uns wissen, ob wir irgendetwas für Sie tun können.« Dann fügte er hinzu: »Danke.« ***Ja, danke vielmals für das Geld und für ein interessantes Flugprofil,*** aber das sagte er nicht laut.

Natürlich fragten sich der Pilot und der Kopilot, wer die Passagiere waren, aber sie stellten keine Fragen. Die Anonymität der Kunden zu wahren

gehörte zum Job, und obwohl das, was sie hier taten, technisch gesehen und nach amerikanischem Recht wahrscheinlich illegal war, waren sie selbst nicht amerikanische Staatsbürger. Sie führten keine Waffen, Drogen oder andere illegale Gegenstände mit sich.

Außerdem kannten sie ihren Charterkunden überhaupt nicht, und sein Gesicht war ohnehin völlig bandagiert.

»Hundert Meilen, sagt der Computer. Ich hoffe nur, dass die Landebahn wirklich lang genug ist.«

»Nach der Karte ist sie es. Zweitausendsechshundert Meter. Wir werden es bald genug erfahren.«

Tatsächlich war die Landebahn 1943 gebaut und seither kaum benutzt worden. Damals hatte man ein Bataillon Pioniere nach Nevada gekarrt und einen Luftwaffenstützpunkt bauen lassen - eigentlich zu Übungszwecken. Diese Flugfelder sahen alle gleich aus, da sie nach demselben Handbuch angelegt wurden, wie ein Dreieck, bei dem eine Seite länger war als die beiden anderen. Sie hielten auf Landebahn zwo-sieben zu, den vorherrschenden Winden entsprechend ein Westanflug. Man hatte damals an der Landebahn sogar Lichter installiert, aber die Kabel waren längst verrottet, genau wie der Dieselgenerator des Flugfelds. Aber weil es hier

wenig Schnee und Eis gab, die den Beton der Landebahn geschädigt hätten, war sie fast noch so gut wie am ersten Tag, eine dreißig Zentimeter dicke Schicht aus eisenverstärktem Beton.

»Da!«

»Ich sehe sie.«

Tatsächlich gab es Lichter: neongrüne chemische Lichter, die man geknickt, durchgeschüttelt und auf beiden Seiten der Landebahn auf den Boden geworfen hatte. Sie glitzerten hell auf dem schwach glimmenden Frontsichtdisplay. Dann wurde es noch heller, als die Scheinwerfer eines Trucks angeschaltet wurden. Ein weiteres Scheinwerferpaar fuhr sogar am nördlichen Rand der Landebahn entlang, als wollte man sie für das landende Flugzeug markieren. Weder der Pilot noch der Kopilot waren darüber informiert worden, aber beide nahmen an, dass einer der Passagiere mit einem Mobiltelefon die baldige Ankunft gemeldet hatte, um die Leute aufzuwecken.

»Okay, gehen wir runter«, befahl der Pilot. Er drosselte den Schub und fuhr die Landeklappen aus, um die Geschwindigkeit zu reduzieren. Wieder zeigte der Höhenmesser die Flughöhe über Grund an, tiefer … tiefer … tiefer … dann berührten die Räder den Boden. Am westlichen Ende der Landebahn betätigte ein Truckfahrer mehrmals die

Lichthupe, und der Pilot ließ das Flugzeug langsam darauf zurollen.

»Wir haben unser Ziel erreicht«, meldete der Pilot den Passagieren über die Bordsprechanlage, während das Flugzeug immer langsamer wurde und schließlich sanft stoppte. Er nahm das Headset ab, stand auf und trat in die Kabine. Dort öffnete er die linke Seitentür und ließ die Treppe hinunter. Schließlich wandte er sich zu seinen Charterpassagieren um. Die meisten waren bereits aufgestanden und kamen nach vorn zum Ausgang.

»Willkommen auf amerikanischem Boden«, sagte der Pilot.

»Es war ein langer Flug, aber dennoch ein angenehmer«, sagte der Anführer der Gruppe. »Vielen Dank. Ihr Honorar ist bereits angewiesen.«

Der Pilot nickte dankend. »Wir stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung, falls Sie uns wieder brauchen.«

»Ja, das werden wir. In zwei oder drei Wochen vielleicht.«

Weder sein Gesicht noch seine Stimme verrieten irgendetwas, allerdings war es auch durch die Bandagen teilweise verhüllt. Vielleicht hatte er eine Operation hinter sich und wollte sich hier davon erholen. Autounfall, wie der Pilot vermutete. Immerhin würde er hier ein gesundes Klima vorfinden.

»Sie haben wahrscheinlich den Tanklastwagen gesehen. Ihre Maschine wird sofort voll aufgetankt. Sie fliegen von hier nach Hawaii — wann?«

»Sobald die Tanks voll sind«, antwortete der Pilot. Vier, fünf Stunden Flug. Größtenteils mit dem Autopiloten, wenn sie erst einmal die kalifornische Küste passiert hatten.

Ein weiterer Passagier kam nach vorn, drehte sich aber dann noch einmal um und ging zur Toilette zurück. »Einen Augenblick noch«, sagte er und schloss die Tür. Hinter der Toilette befand sich eine weitere Tür; sie führte in das Gepäckabteil. Dort hatte er ein Gepäckstück abgestellt. Er zog den Reißverschluss auf und warf den Deckel zurück. Ein elektronischer Zeitzünder wurde sichtbar; er aktivierte ihn. Er nahm an, dass zweieinhalb Stunden ausreichen würden, zog den Reißverschluss zu und ging wieder nach vorn. »Entschuldigen Sie«, sagte er und trat auf die zehnstufige Treppe. »Und vielen Dank.«

»War mir ein Vergnügen, Sir«, antwortete der Pilot. »Genießen Sie Ihren Aufenthalt.«

Der Kopilot war inzwischen ausgestiegen und überwachte den Tankvorgang. Der letzte Passagier folgte seinem Boss zu einer riesigen Limousine, die auf der Landebahn wartete, stieg ein, und der Wagen fuhr davon. Das Auftanken dauerte fünf

Minuten. Der Pilot wunderte sich flüchtig, wie es ihnen gelungen war, einen anscheinend regulären Tanklastwagen hierherzubeordern, aber der Truck fuhr kurz danach ab, und die kleine Crew ging wieder ins Cockpit und begann mit den Start-vorbereitungen .

Nach insgesamt 33 Minuten am **Boden rollte** die Falc**on** zurück zum **östlichen Ende** der **Startbahn.** Der **Pilot** schob den Schubhebel auf volle Kraft; die Maschine raste immer schneller in Richtung Westen und stieg für den dritten Abschnitt eines bereits jetzt sehr langen Flugtages in den Himmel. Fünfzig Minuten später und 1800 Liter **Treibstoff** leichter überquerten sie die kali-fornische Küste bei Venture und flogen nun »mit nassen Füßen« über dem Pazifik. Ihre Geschwindigkeit betrug Mach 0,83 auf einer Höhe von 41000 Fuß. Der Haupttransponder war angeschaltet, das Gerät mit der »offiziellen« Registrierungsinformation des Flugzeugs. Die Tatsache, dass es auf den Hauptmonitoren im San Francisco Center einfach aus dem Nichts erschien, kümmerte niemanden, denn Flugpläne wurden nicht computerisiert und auch nicht wirklich systematisch erfasst. Solange sich ein Flugzeug nicht regelwidrig verhielt, erregte es keine

Aufmerksamkeit. Die Falcon flog Richtung Honolulu, 2 000 Meilen entfernt, und die geschätzte Restflugzeit betrug 4 Stunden 54 Minuten. Es befand sich also fast schon auf der Zielgeraden.

Pilot und Kopilot lehnten sich entspannt zurück. Das Flugzeug flog mit dem Autopiloten, und alle Anzeigen waren innerhalb der Normen. Der Pilot zündete sich eine weitere Zigarette an, als sie die amerikanische Küste mit einer Geschwindigkeit von 510 Meilen pro Stunde über Grund hinter sich ließen.

Er ahnte nicht, dass sich im Gepäckabteil im Heck eine Bombe befand, die aus fast vier Kilogramm PETN- und Hexogen-Plastiksprengstoff bestand, gemeinhin als Semtex bezeichnet. Sie wurde durch einen elektronischen Zeitzünder ausgelöst. Die Crew hatte nichts dagegen gehabt, dass sich die Passagiere und die Leute, die sie in Empfang genommen hatten, selbst um das Gepäck kümmerten. Gerade als das Flugzeug 600 Meilen von der kalifornischen Küste entfernt war, ging der Zeitzünder auf null.

Die Explosion erfolgte sofort und war katastrophal. Heck und beide Motoren wurden buchstäblich vom Rumpf weggeblasen. Die Haupttreibstoffleitungen, die direkt unter dem Flugzeugdeck verliefen, entleerten sich in den Himmel, und der Treibstoff,

der noch durch die Leitungen gepumpt wurde, erzeugte eine meteorartige Flammenspur. Wäre ein anderes Flugzeug hinter der Falcon auf demselben Kurs geflogen, hätte die Crew das Feuerwerk sicherlich gesehen, aber um diese Nachtzeit war niemand in der Nähe, und die beiden Kaskaden aus gelben Flammen versprühten und erstarben innerhalb weniger Sekunden.

Pilot und Kopilot dürften nicht begriffen haben, was geschehen war. Vielleicht hatten sie das plötzliche Krachen gehört und einen Sturm wild blinkender Warnleuchten und Alarme wahrgenommen, möglicherweise sogar noch bemerkt, dass das Flugzeug nicht mehr auf die Instrumente reagierte. Piloten werden darauf trainiert, mit Notsituationen umzugehen. Und es dauerte vielleicht fünf oder zehn Sekunden, bis ihnen klar wurde, dass sie verloren waren.

Ohne Höhenleitwerk ließ sich die Dassault nicht mehr steuern; die Gesetze der Physik ließen sich nicht einfach außer Kraft setzen. Das Flugzeug stürzte in einer Spiralbewegung auf die tintenschwarze Wasseroberfläche zu. Mag sein, dass beide Piloten noch ihre Instrumente bearbeiteten - ein hoffnungsloses Unterfangen. Ein Berufsleben voller Trainings und endloser Stunden in computergesteuerten Flugsimulatoren hatte sie darauf

vorbereitet, was zu tun war, wenn das Flugzeug nicht mehr auf Befehle reagierte. Sie versuchten alles, was sie konnten, aber sie brachten die Flugzeugnase nicht mehr hoch. Sie hatten nicht einmal mehr die Zeit festzustellen, dass ihre Versuche, die Schubkraft zu regulieren, keinerlei Wirkung erzeugten. Festgeklammert in ihren Sitzen durch Vier-Punkt-Sicherheitsgurte konnten sie nicht einmal in die Kabine zurückblicken, und beide verloren schon bald das Bewusstsein, als der Druck in der Kabine extrem schnell abfiel, wodurch die Tür hinter ihnen zerschmettert wurde. Ihr Verstand hatte einfach nicht die Zeit, mit den Ereignissen Schritt zu halten.

Tatsächlich dauerte es insgesamt knapp über eine Minute. Die Flugzeugnase stieg auf und fiel ab, taumelte nach rechts und links, trudelte unkontrolliert durch die Luftströmungen, denen sie ausgesetzt war, bis sie mit einer Geschwindigkeit von 240 Knoten auf die Wasseroberfläche aufschlug. Die Wirkung trat auf der Stelle ein und war absolut fatal. Um dieselbe Zeit hatte ihre Chartergruppe ihr letztes Ziel erreicht und verschwendete keinen Gedanken mehr an die Crew.

Wie ein Zeichen Allahs, dass er auf dem richtigen

Weg sei, hörte Dirar al-Kariim den ***adhan,*** den Gebetsruf, über den Dächern von Tripolis bis in das Café hallen, in dem er seinen Tee trank. Der Zeitpunkt war kein Zufall, wie er wusste. Er hatte sich so sehr darauf konzentriert, die Operation im Geist immer wieder durchzuspielen, dass er nicht auf den Sonnenuntergang geachtet hatte. Unwichtig. Sicher würde Allah ihm diese Saumseligkeit vergeben, besonders, wenn er seine Sache gut machte - und es war seine Sache, egal, wie sie ausging. Dass seine Vorgesetzten den Wert der Mission nicht erkannt hatten, war bedauerlich, machte Dirar aber keine Sorgen. Eigeninitiative, solange sie mit dem Willen Allahs und den Gesetzen des Islam in Einklang stand, war ein Segen, und sicher würden seine Vorgesetzten das ebenso sehen, wenn die Mission erst abgeschlossen war. Ob er dann noch am Leben sein würde, um ihr Lob zu hören, lag in Allahs Hand, aber seine Belohnung war ihm sicher, in diesem Leben oder im nächsten. Mit diesem Gedanken tröstete Dirar sich und beruhigte seinen revoltierenden Magen.

Bis jetzt hatte er im Dschihad hauptsächlich Unterstützungsarbeit als Fahrer und Informant geleistet und andere Kämpfer bei sich übernachten lassen; hin und wieder hatte er auch als Kundschafter gearbeitet und Informationen beschafft. Er war

natürlich schon mit Waffen umgegangen, hatte aber zu seinem großen Kummer noch nie eine auf den Feind gerichtet. Das würde sich bald ändern — vor dem nächsten Morgengrauen, um genau zu sein. Aber im Ausbildungslager bei Fuqha hatte er gelernt, dass Schießen nur ein kleiner Teil jeder Operation war. Darin zumindest hatte das amerikanische Militär recht. Die meisten Kämpfe waren schon entschieden, bevor die Soldaten das Schlachtfeld betraten. Planung, abermals Planung und wieder Planung. Fehler entstehen aus schlechter Vorbereitung.

Sein Wunschziel hatte sich als zu ambitioniert erwiesen, nicht nur angesichts der begrenzten Anzahl von Kämpfern, die ihm zur Verfügung stand, sondern auch wegen der Lage des Ziels. Das Hotel war eines der neuesten von Tripolis, mit so vielen Ausgängen, Stockwerken und unbekannten Schwachstellen, dass er mindestens zwei Dutzend Männer brauchen würde, um es zu sichern. Dazu kamen noch die Sicherheitskräfte des Hotels - alles ehemalige Soldaten und Polizisten mit modernster Waffentechnik und dem besten erhältlichen Überwachungssystem. Dirar war sich sicher, dass er auch diese Mission mit genügend Zeit und Reserven durchziehen könnte, aber zumindest vorläufig hatte er weder das eine noch das andere. Nächstes Mal

vielleicht.

Stattdessen hatte er ein zweitklassiges Ziel ausgewählt, eines, das von einer anderen Zelle - der Benghasi-Gruppe, wie Dirar vermutete - bereits vorgeschlagen, aber von der Führung abgelehnt worden war, ohne dass die Ablehnung begründet oder ein Alternativziel genannt worden wäre, und wie viele seiner Landsleute hatte Dirar es satt zu warten, während der Kreuzzug des Westens ungehindert vorangetrieben wurde. Wie zu erwarten, hatte er schnell andere Zellenmitglieder gefunden, die genauso dachten, obwohl die Anwerbung eine gefährliche Sache gewesen war. Dirar konnte ja nicht wissen, ob sein Vorhaben nicht bereits an die falschen Ohren - innerhalb wie außerhalb der Organisation — gedrungen war. Im vergangenen Jahr war es Gaddafis Haiat amn al-Jamahiriya gelungen, mehrere Zellen zu infiltrieren, darunter eine, die von einem Schulfreund Dirars geführt wurde. Diese neun Männer, allesamt gute Kämpfer und wahre Gläubige, waren in der Bab-al-Azizia-Kaserne verschwunden und nie wieder herausgekommen - jedenfalls nicht lebend.

Das Ersatzziel war zwar weicher und nur am Rande mitverantwortlich dafür, wofür es bestraft werden sollte, aber Dirar war überzeugt, dass ein Erfolg die Botschaft klar vermitteln würde: Die Soldaten

Allahs hatten ein langes Gedächtnis und noch längere Messer. Tötet einen von uns, und wir töten hundert von euch. Hundert würden es zwar wohl nicht werden, aber man konnte eben nicht alles haben.

Wie einige andere Gäste des Cafés stand nun auch Dirar auf und holte sich aus einem Regal an der Rückwand eine zusammengerollte ***sajada.*** Wie vorgeschrieben, war der Gebetsteppich sauber und ohne Krümel. Er kehrte an seinen Tisch zurück, entrollte den Teppich auf dem ziegelgepflasterten Patio in der Kibla, der Richtung nach Mekka, stellte sich aufrecht hin, die Hände an den Seiten, und begann den ***salaat*** mit einer geflüsterten ***ika-ma,*** seinem eigenen Aufruf zum Gebet. Sofort spürte er, wie eine Welle des Friedens seinen Geist durchlief, und er fuhr mit den übrigen sieben Teilen des Gebets fort, bis er mit dem ***salawat*** endete:

O Allah, segne unseren Muhammad und das Volk Muhammads Wie du gesegnet hast Abraham und das Volk Abrahams Du bist gewiss der Ruhmvolle, der Glorreiche. O Allah, sei gnädig zu Muhammad und dem Volk Muhammads Wie du gnädig warst zu Abraham und dem Volk Abrahams Du bist gewiss der Ruhmvolle, der Glorreiche ...

Dirar endete mit einem Blick zurück über beide Schultern - damit dankte er den Engeln, die gute wie schlechte Taten jedes Gläubigen aufzeichneten -, legte dann die Hände auf die Brust und wischte sich mit den Handflächen über das Gesicht.

Er öffnete die Augen und atmete tief durch. In Seiner Weisheit hatte Allah den Gläubigen das Salaat mindestens fünfmal täglich vorgeschrieben - vor Tagesanbruch, mittags, nachmittags, bei Sonnenuntergang und am Abend. Wie für die meisten Muslime waren die häufigen Rituale für Dirar nicht nur ein Lobpreis der Macht und Gnade Allahs, sondern ebenso sehr Selbstbesinnung. Anderen gegenüber erwähnte er das nie, weil es womöglich blasphemisch klang, aber in seinem Herzen glaubte er nicht, dass Allah ihn dafür verdammte.

Er sah auf die Uhr. Es war Zeit.

Die Frage war nun, ob er zum letzten Gebet des Tages noch am Leben sein würde. Das lag jetzt in Allahs Händen.

Obwohl Driscoll diesen Ausflug in den Hindukusch nicht als Bergsteigen begriff, kam er dem doch nahe genug, um ihn an den alten Spruch der Bezwinger des Mount Everest zu erinnern: Auf dem Gipfel hast du erst den halben Berg geschafft. Übersetzung: Oft

war der Abstieg der wirklich schwierige Teil. Und das galt besonders für ihn und sein Team: Bergsteiger folgen beim Auf- und Abstieg gewöhnlich derselben Route. Er und seine Ranger konnten das nicht; das Risiko eines Hinterhalts war zu groß. Noch komplizierter wurde der Abstieg wegen der beiden Gefangenen, die sie mitschleppten. Beide zeigten sich bis jetzt kooperativ, aber das konnte sich schnell ändern.

Driscoll kam an eine flache Stelle auf dem Pfad zwischen zwei Felsblöcken, hielt an und hob die Faust. Hinter ihm blieben seine Leute praktisch wie ein Mann stehen und hockten sich hin. Sie waren etwa 150 Meter über dem Talboden. Noch vierzig Minuten, schätzte Driscoll, dann noch zwei Kilometer das Tal entlang, dann zur LZ, der Landezone. Er sah auf die Uhr: Sie lagen gut in der Zeit.

Tait schob sich neben ihn und bot Driscoll einen Streifen Dörrfleisch an. »Die Gefangenen werden ein bisschen langsam.«

»Das Leben ist hart.«

»Und dann stirbt man«, erwiderte Tait.

Der Umgang mit Gefangenen war immer schwierig, besonders in solchem Gelände. Wenn einer sich den Knöchel brach oder einfach entschied, dass er gern sitzen bleiben wollte und

sich weigerte aufzustehen, hatte man drei Möglichkeiten: zurücklassen, tragen oder erschießen. Der Trick war, die Gefangenen in dem Glauben zu lassen, dass es nur eine Option gebe, und zwar die letzte. Stimmt wahrscheinlich auch, dachte Driscoll. Auf keinen Fall würde er zwei Gomer wieder frei herumlaufen lassen.

Driscoll sagte: »In fünf Minuten geht's weiter. Sag den andern Bescheid.«

Das mit Felsbrocken übersäte Gelände wurde allmählich eben und von einem Geröllhang mit fassgroßen Steinen darauf abgelöst. Hundert Meter über der Talsenke ließ Driscoll wieder anhalten und überprüfte den Weg voraus mit dem Nachtsichtgerät. Er folgte den Serpentinen des Pfads bis ins Tal und sah sich jedes mögliche Versteck genau an, bis er sich sicher war, dass sich nichts bewegte. Das Tal war 200 Meter breit und von steilen Felswänden gesäumt. ***Perfekt für einen Hinterhalt,*** dachte Driscoll, aber andererseits war das in der Geografie des Hindukusch eher die Regel als die Ausnahme. Diese Lektion hatten in den letzten Jahrtausenden bereits Alexander der Große, die Sowjets und jetzt das amerikanische Militär gelernt. Driscoll und ihr Captain mit dem gebrochenen Bein hatten diese

Mission immer wieder neu durchgeplant, jedes Mal auf der Suche nach einer besseren Exfiltrationsroute, hatten aber keine Alternative gefunden, zumindest nicht im Umkreis von zehn Kilometern. Ein längerer Umweg hätte den Abmarsch bis ins Tageslicht ausgedehnt.

Driscoll drehte sich um und zählte schnell durch: 15 und zwei. Er brachte alle wieder mit heraus, die er mit hineingenommen hatte, das stellte schon an sich einen Sieg dar. Er gab Tait ein Zeichen - ***weiter*** -, der es den anderen weitergab. Driscoll stand auf und begann den Pfad hinabzusteigen. Zehn Minuten später waren sie nur noch einen Steinwurf von der Talsenke entfernt. Er hielt kurz an, um sicherzugehen, dass die Leute sich nicht zusammendrängten, ging weiter, hielt wieder an.

Da stimmt was nicht...

Driscoll brauchte einen Moment, um den Grund zu erkennen: Einer der Gefangenen, der auf Position vier bei Peterson, wirkte auf einmal nicht mehr so müde. Seine Haltung war angespannt, er drehte den Kopf hin und her. ***Er ist beunruhigt. Warum?*** Driscoll ließ wieder anhalten und die Männer sich hinhocken. Ein paar Augenblicke später war Tait neben ihm.

»Was gibt's?«

»Petersons Gomer ist wegen irgendetwas nervös.«

Driscoll spähte mit dem Nachtsichtgerät voraus, sah aber nichts. Der Talboden, eben und bis auf einen gelegentlichen Felsblock ohne Hindernisse, wirkte leer. Nichts bewegte sich, nichts war zu hören außer dem leisen Pfeifen des Windes. Trotzdem hatte Driscoll kein gutes Gefühl.

Tait fragte: »Was gesehen?«

»Nicht das Geringste, aber irgendwas macht Wie-heißt-er-noch nervös.«

Driscoll überlegte kurz. »Nimm dir Collins, Smith und Gomez. Geht fünfzig Meter zurück, und sucht euch einen Weg am Hang. Sag Peterson und Flaherty, die Gefangenen sollen sich hinlegen und sich so ruhig wie möglich verhalten.«

»Alles klar.«

Tait verschwand auf dem Pfad nach hinten und flüsterte den Männern ihre Instruktionen zu. Durch das Nachtsichtgerät verfolgte Driscoll, wie Tait und die anderen drei sich den Hang hinaufarbeiteten, den Pfad verließen und parallel zum Talboden von Felsblock zu Felsblock vorrückten.

Zimmer war nach vorn zu Driscoll gekommen. »Spricht die Stimme zu dir, Santa?«, fragte er.

»Ja.«

Eine Viertelstunde verging. Im grünen, verwaschenen Bild des Nachtsichtgeräts hielt Tait plötzlich an. Über Funk meldete er: »Boss, vor uns freie Sicht -

eine Lücke im Fels. Ich sehe eine Zeltspitze.«

Das erklärt den nervösen Gomer, dachte Driscoll. ***Er weiß von dem Lager.*** »Lebenszeichen?«

»Gedämpfte Stimmen - fünf oder sechs.«

»Alles klar, haltet die Position.«

Fünfzig Meter rechts vor ihnen im Tal leuchteten Scheinwerfer auf. Driscoll sah einen UAZ-469-Jeep um die Ecke schleudern und auf sie zurasen. Die von den Sowjets in Afghanistan zurückgelassenen UAZ waren bei den verschiedenen bösen Jungs unter den Einheimischen besonders beliebt. Dieser hier war offen und mit einer weiteren Hinterlassenschaft der Sowjetarmee ausgestattet, einem schweren Maschinengewehr NSV 12,7 Millimeter. ***Dreizehn Schuss pro Sekunde, 1500 Meter Reichweite,*** dachte Driscoll. Im selben Moment, als er die Waffe erkannte, sah er auch schon das Mündungsfeuer. Geschosse schlugen in Fels und Erdboden ein, schleuderten Gesteinssplitter und Staubwolken hoch. Weiter vorn im Tal, auf der Klippe gegenüber von Tait und den anderen, ebenfalls Mündungsfeuer. Petersons Gefangener begann auf Arabisch zu schreien. Peterson verstand nichts, aber der Tonfall war unmissverständlich: Er feuerte seine Landsleute an. Peterson schlug ihm den Kolben seiner M4 hinter das Ohr, und er sank

zusammen.

Taits Team eröffnete das Feuer, die M4 ratterten, das Echo hallte im Tal. Driscolls restliches Team war in Deckung gegangen und nahm sich den UAZ vor, der zwanzig Meter vor ihnen rutschend zum Stehen gekommen war, die Scheinwerfer auf die Ranger gerichtet.

»Tait, ein paar Gewehrgranaten in diese Zelte!«, befahl Driscoll, duckte sich nach links und ließ zwei kurze Feuerstöße auf den UAZ los.

»Bin dran!«, erwiderte Tait.

Weiter oben am Pfad hatte Barnes einen Winkel zwischen ein paar Felsblöcken gefunden und das schwere Maschinengewehr des Trupps, eine M249, aufgebaut. Die Mündung begann Feuer zu speien. Der UAZ setzte jetzt mit zersprungener Windschutzscheibe zurück, das 12,7-mm-Maschinengewehr feuerte immer noch gegen die Talwände. Aus Taits Richtung hörte Driscoll die Explosion einer Granate, dann eine zweite, dann noch zwei in schneller Folge. Rufe in Arabisch. Schreie. Driscoll brauchte eine halbe Sekunde, bis ihm klar wurde, dass die Schreie von hinten kamen. Er fuhr herum, das M4 im Anschlag. Fünfzehn Meter hinter ihm war Gomez' Gefangener aufgesprungen und schrie in Richtung des UAZ. Driscoll verstand ***Erschießt mich … erschießt mich …*** Dann

explodierte der Schädel des Mannes, und er kippte nach hinten.

»Barnes, bring den zum Halten!«, rief Driscoll.

Als Antwort senkten sich die Leuchtspurgeschosse des Maschinengewehrs von der Kabine und dem Dach des UAZ auf den Kühlergrill, der Funken zu sprühen begann. Projektile schlugen in den Motorblock, Sekunden später stieg eine Dampffontäne auf. Die Fahrertür schwang auf, eine Gestalt torkelte heraus. Das Maschinengewehr mähte den Mann nieder. Das NSV auf der Ladefläche des Jeeps hörte auf zu feuern, und Driscoll sah hastige Bewegungen. Da lud jemand nach. Driscoll drehte sich um und signalisierte Peterson und Deacons — ***Granaten!*** —, aber sie waren schon aufgestanden und schossen mit ihren Granatwerfergeräten. Die erste Granate flog zu weit und nach rechts und detonierte harmlos hinter dem UAZ, aber die zweite schlug neben dem Hinterreifen auf. Die Explosion hob das hintere Ende des Fahrzeugs ein paar Zentimeter vom Boden. Der Schütze auf der Ladefläche stürzte seitlich hinunter und rührte sich nicht mehr.

Driscoll wandte sich zurück und nahm die gegenüberliegende Talwand mit dem Nachtsichtgerät in Augenschein. Er zählte sechs Gomer, alle auf dem Bauch, die Taits Position unter

Feuer nahmen. »Erledigt diese Typen da drüben!«, befahl Driscoll, und elf Gewehre räumten die Felswand ab. Es dauerte nur dreißig Sekunden. »Feuer einstellen, Feuer einstellen!«, befahl Driscoll. Das Gewehrfeuer hörte auf. Er funkte: »Tait, durchzählen.«

»Immer noch zu viert. Haben ein paar Steinsplitter abgekriegt, sonst alles in Ordnung.«

»Überprüft die Zelte, räumt da auf.«

»Alles klar.«

Driscoll ging den Pfad zurück, sah sich unterwegs jeden seiner Männer an und fand nur Kratzer und kleinere Schnittwunden von den Gesteinssplittern. »Barnes, nimm Deacon mit und sieh …«

»Santa, du …«

»Was?«

»Deine Schulter. Setz dich hin, Sam, setz dich hin! Sanitäter!«

Jetzt spürte Driscoll die Taubheit, als ob sein rechter Arm von der Schulter ab eingeschlafen sei. Barnes drückte ihn neben dem Pfad auf den Boden. Collins, der zweite Sanitäter des Teams, kam angelaufen. Er kniete sich hin, und gemeinsam mit Barnes nahm er Driscoll den Rucksack ab, erst den rechten Schultergurt, dann den linken. Collins schaltete seine abgeblendete Taschenlampe an und untersuchte Driscolls Schulter.

»Da sitzt ein Felssplitter drin, Santa. Ungefähr so groß wie mein Daumen.«

»Mist. Barnes, sieh dir mit Deacons diesen Jeep an.«

»Geht klar, Boss.«

Sie trotteten den Pfad hinunter, dann zum Jeep hinüber. »Zwei Tote«, rief Deacons.

»Durchsucht sie, ob was für den Geheimdienst dabei ist«, sagte Driscoll mit zusammengebissenen Zähnen. Die Taubheit wich jetzt einem weißglühenden Schmerz.

»Du blutest ziemlich stark«, meinte Collins. Er holte ein Verbandspäckchen aus seinem Rucksack und drückte es gegen die Wunde.

»Wickel es ein, so gut es geht.«

Tait meldete sich über Funk: »Santa, wir haben hier vier Tote und zwei Verwundete, beide auf dem Weg.«

»Alles klar. Durchsuchen, dann kommt zurück.«

Collins begann: »Ich lasse uns evakuieren ...«

»Unsinn - in einer Viertelstunde wimmelt es hier von Gomern. Wir brechen auf. Hilf mir mal hoch.«

Clark wusste, dies würde ein trauriger Tag werden. Seine Sachen waren gepackt. Sandy hatte das wie immer mustergültig erledigt. Bei Ding daheim

würde das genauso sein. Patsy hatte das Packen ja von ihrer Mutter gelernt. Jetzt war eben die zweite Generation der Rainbow-Truppe an der Reihe. Ein Großteil der alten Mannschaft war inzwischen ausgeschieden. Die Amerikaner unter ihnen waren in die Staaten zurückversetzt worden, hauptsächlich nach Fort Bragg oder in die Delta School, oder ins kalifornische Coronado, wo die Navy ihre SEAL-Anwärter ausbildete. Dort erzählten sie jetzt beim Bier einigen wenigen vertrauenswürdigen Ausbilderkollegen die alten Geschichten, soweit dies die Geheimhaltungsregeln überhaupt erlaubten. Immer mal wieder waren sie auch im walisischen Hereford vorbeigekommen, um an der gemütlichen Theke des ***Green Dragon-Pubs*** einige Gläser John-Courage-Bier zu trinken und mit ihren ehemaligen Kumpels von den Men of Black ein wenig unverblümter alte Kampferinnerungen auszutauschen. Die Einheimischen wussten, wer sie waren, aber sie waren alle ähnlich verschwiegen wie die örtlichen Geheimdienstagenten, die regelmäßig das Lokal besuchten und in Anspielung auf den britischen MI5 von allen nur »Fiver« genannt wurden.

Bei den Geheimdiensten aller Länder war eben nichts von Dauer, alles war ständig im Fluss. Dies war gut für die Dienste, die dadurch immer wieder neue Leute erhielten, die mitunter neue Ideen

mitbrachten. Außerdem sorgte es für herzliche Wiederbegegnungen an den unwahrscheinlichsten Orten, vor allem in Flughafen-Terminals auf der ganzen verdammten Welt, bei denen eine Menge Bier floss und man sich begeistert die Hände schüttelte, bevor die unterschiedlichen Anschlussflüge aufgerufen wurden. Aber diese Unbeständigkeit und Unsicherheit forderte mit der Zeit ihren Preis. Man begann sich zu fragen, wann der nächste enge Freund und Kollege abgerufen werden würde, um in einem anderen Teil dieser »Dunkelwelt« zu verschwinden. So oft man sich dann an ihn erinnerte - man würde ihn kaum jemals wiedersehen. Clark hatte eine Menge Freunde auf sogenannten »Trainingsmissionen« sterben sehen, was gewöhnlich bedeutete, dass sie tief im Feindesland eine Kugel abgekriegt hatten. Mit so etwas musste man jedoch rechnen, wenn man zu dieser exklusiven Bruderschaft gehören wollte, da konnte man nichts machen. Nicht zufällig lautete ein Lieblingsspruch der SEALs: »Du musst es nicht mögen, du musst es nur tun.«

So war zum Beispiel Eddie Price als Regimental Sergeant Major des 22nd Air Special Regiment in Ruhestand gegangen und war jetzt im Tower von London »Yeoman Gaoler«, die altertümliche Bezeichnung für den »Kerkermeister« des

»Königlichen Palastes und der Festung Ihrer Majestät«. John und Ding hatten sich beide gefragt, ob die englische Königin überhaupt wusste, wie viel sicherer ihr Palast und ihre Festung heute waren und ob Prices Zeremonialbeil (der Yeoman Gaoler war früher der oberste Henker) tatsächlich eine scharfe Schneide hatte. Ganz bestimmt absolvierte er weiterhin täglich seinen Morgenlauf und seine Fitnessübungen. Wehe, einer der regulären Sicherheitsleute der britischen Armee erschien nicht mit blitzblank gewienerten Stiefeln und tadelloser Uniform zum Dienst. Natürlich musste auch sein Gewehr sauberer sein, als es die Fabrik verlassen hatte.

Es war eine verdammte Schande, dass man alt werden musste, sagte sich John Clark, dessen sechzigster Geburtstag immer näher rückte. Das Schlimmste am Älterwerden war für ihn, dass er sich noch genau daran erinnern konnte, wie es war, jung zu sein. Dabei gab es in seinem Fall genug Dinge, die er besser vergessen hätte. Die Erinnerung war eben ein zweischneidiges Schwert.

»He, Mr. C«, sagte eine vertraute Stimme an der Eingangstür. »Großartiger Tag heute, stimmt's?«

»Ding, wie oft haben wir das nicht schon besprochen?«

»Entschuldige, John …«

John Clark hatte Jahre gebraucht, seinen Kameraden und Schwiegersohn dazu zu bringen, ihn nicht nur zu duzen, sondern ihn auch im Dienst mit dem Vornamen anzureden. Selbst jetzt hatte er offensichtlich immer noch Probleme damit.

»Bereit, wenn jemand das Flugzeug entführen sollte?«

»Mr. Beretta ist an seinem gewohnten Platz«, erwiderte Ding. Sie gehörten zu den Handvoll Leuten in Großbritannien, die Waffen tragen durften. Auf solche Privilegien verzichtete man nur ungern.

»Wie geht es Johnny und Patsy?«

»Der Kleine ist ziemlich begeistert, endlich wieder nach Hause zu kommen. Haben wir eigentlich schon einen Plan für die Zeit nach unserer Ankunft?«

»Nicht wirklich. Morgen früh machen wir einen Höflichkeitsbesuch in Langley. In ein oder zwei Tagen fahre ich vielleicht bei Jack vorbei.«

»Um nachzusehen, ob er Fußspuren an der Decke hinterlassen hat?«, fragte Ding und kicherte.

»Wohl eher Kratzspuren, so wie ich Jack kenne.«

»Der Ruhestand ist wohl nicht sehr lustig, nehme ich an.« Chavez entschloss sich, das Ganze nicht weiter zu vertiefen. Dies war für seinen Schwiegervater sicher ein recht heikles Thema. Die Zeit schritt eben unerbittlich voran, sosehr man sich auch das Gegenteil wünschen mochte.

»Wie geht Price damit um?«

»Eddie? Er hält in seinem Leben einfach immer Kurs, wie ihr Seeleute wohl sagen würdet.«

»Nicht schlecht für einen Stoppelhopser.«

»He, Mann, ich habe >Seeleute< gesagt und nicht >Marines<.«

»Zur Kenntnis genommen, Domingo. Bitte um Verzeihung, Colonel.«

Chavez musste schon wieder lachen. »Genau das werde ich vermissen«, sagte er dann.

»Wie geht es Patsy?«

»Besser als bei ihrer letzten Schwangerschaft. Sie sieht großartig aus. Und sie fühlt sich großartig — zumindest behauptet sie das. Wehleidig war sie ja noch nie. Sie ist wirklich ein prima Mädchen - aber da erzähle ich dir bestimmt nichts Neues.«

»Nein, aber ich höre es immer wieder gern.«

»Nun, ich habe bestimmt keine Klagen.« Und wenn er welche gehabt hätte — dieses Thema hätte er nur mit äußerster Diplomatie anschneiden dürfen. Aber er hatte tatsächlich keine. »Der Hubschrauber wartet, Boss«, meinte er dann.

»Verdammt.« Man hörte nur ein trauriges Geflüster.

Sergeant Ivor Rogers hatte das Gepäck bereits auf einen grünen britischen Armeelastwagen geladen, der sie alle zum Hubschrauberlandeplatz bringen

würde. Jetzt wartete er vor dem Gebäude auf seinen Brigadier, wie Johns Rangbezeichnung im britischen System lautete. Die Briten nahmen alles, was mit Rang und formellem Zeremoniell zu tun hatte, überaus ernst. Als John nach draußen kam, erwartete ihn ein weiteres Beispiel dafür. Er hatte auf einen nüchternen, geschäftsmäßigen Abschied gehofft. Die örtlichen Militärs waren da ganz anderer Ansicht. Als sie am Hubschrauberlandeplatz ankamen, erwarteten sie dort die gesamte Rainbow-Truppe, die Scharfschützen, die Nachrichtengruppe und sogar die Waffenmeister. Tatsächlich verfügte Rainbow über die drei besten Büchsenmacher in ganz Großbritannien. Alle waren in ihren jeweiligen Paradeuniformen angetreten. Selbst ein Trupp des SAS, des Special Air Service, stand dort in Reih und Glied. Mit steinernem Gesicht präsentierten sie jetzt alle das Gewehr, in der eleganten Drei-Phasen-Bewegung, die die britische Armee bereits seit Jahrhunderten praktizierte. Tradition konnte wirklich etwas Schönes sein.

»Verdammt«, murmelte Clark, als er aus dem Lastwagen ausstieg. Für einen alten Oberbootsmannsmaat der Navy hatte er es ziemlich weit gebracht. Allerdings hatte sein Weg zahlreiche seltsame Wendungen genommen. Zunächst wusste

er nicht recht, was er jetzt tun sollte. Dann entschloss er sich jedoch, die ganze Formation abzuschreiten und auf dem Weg zum MH-60 HK-Hubschrauber allen die Hände zu schütteln.

Dies dauerte länger, als er gedacht hatte. Fast jeden Handschlag begleitete er mit einigen Worten. Alle diese Leute hatten Zuwendung verdient. Plötzlich musste er an die 3. Special Operations Group (SOG) denken, der er vor einem halben Leben angehört hatte. Die waren so gut gewesen wie diese Leute hier, wenngleich das kaum zu glauben war. Damals war er noch jung, stolz und unsterblich gewesen. Bemerkenswerterweise war er an dieser Unsterblichkeit nicht gestorben, was so vielen anderen guten Männern widerfahren war. Warum? Vielleicht hatte er einfach nur Glück gehabt. Eine wahrscheinlichere Erklärung fiel ihm nicht ein. Vor allem in Vietnam hatte er gelernt, vorsichtig zu sein. Er hatte es bei der Beobachtung von Männern gelernt, die es hart erwischte, weil sie einen dummen Fehler gemacht und einen Augenblick nicht aufgepasst hatten. Natürlich musste man auch einmal etwas riskieren, aber man musste die ganze Sache zuerst im Geist durchspielen und danach nur die unvermeidlichen Risiken eingehen. Die waren dann immer noch schlimm genug.

Alice Foorgate und Helen Montgomery umarmten

ihn beide. Sie waren hervorragende Sekretärinnen gewesen. Solche wie sie waren nur ganz schwer zu finden. Clark hatte kurz daran gedacht, ihnen einen Job in den Vereinigten Staaten zu verschaffen, aber die Briten schätzten sie so sehr wie er selbst und hätten bestimmt etwas dagegen gehabt.

Am Ende der Reihe stand der neue Chef, Alistair Stanley.

»Ich passe gut auf sie auf, John«, versprach er. Sie schüttelten sich die Hand. Viel mehr war nicht zu sagen. »Noch kein Wort über den nächsten Posten?«

»Ich nehme an, den teilen sie mir vor der nächsten Gehaltsabrechnung mit.« Was die Erledigung des Papierkrams anging, konnte man sich auf die Regierung verlassen. Auf viel mehr natürlich nicht, aber auf die Mühlen der Bürokratie war immer Verlass. Da es nichts mehr zu sagen gab, ging Clark zum Hubschrauber hinüber, in dem Ding, Patsy, J. C. und Sandy bereits angeschnallt saßen. Vor allem J. C. liebte das Fliegen. In den nächsten zehn Stunden würde er diesem Hobby intensiv frönen können. Nach dem Abheben drehten sie ab nach Südosten in Richtung des Terminals 4 des Heathrow-Flughafens. Sie landeten auf ihrem eigenen Päd. Ein Kleinbus brachte sie direkt zum Flugzeug, sodass sie nicht durch das Magnetometer

an der Sicherheitssperre mussten. Es war eine Boeing 777 der British Airways, derselbe Flugzeugtyp wie bei ihrem Flug vor vier Jahren, nur dass damals auch die baskischen Terroristen an Bord waren. Die waren jetzt in Spanien, wobei John nie gefragt hatte, in welchem Gefängnis sie jetzt steckten und wie dort die Verhältnisse waren. Ein Waldorf-Astoria war es auf keinen Fall.

»Sind wir gefeuert, John?«, fragte Ding, während sich das Flugzeug vom Flugsteig löste und in Richtung des Heathrow-Vorfelds zu drehen begann.

»Wahrscheinlich nicht. Selbst wenn, werden sie das auf keinen Fall so nennen. Vielleicht machen sie dich zu einem Ausbildungsoffizier auf der >Farm<. Und was mich angeht …

Nun, sie können mich noch ein oder zwei Jahre auf der Gehaltsliste führen, vielleicht geben sie mir einen Schreibtisch im Operationszentrum, bis sie mir meinen Parkausweis abnehmen. Wir sind schon zu lange dabei, um einfach so gefeuert zu werden. Das wäre ein zu großer bürokratischer Aufwand. Außerdem haben sie Angst, dass wir mit gewissen Reportern sprechen könnten.«

»Stimmt, du schuldest Bob Holtzman noch ein Essen, nicht wahr?«

Bei dieser Bemerkung verschüttete John fast

seinen Begrüßungschampagner. »Na ja, ich habe ihm ja mein Wort gegeben, oder nicht?«

Sie saßen einige Minuten schweigend da, dann sagte Ding: »Also, wir machen einen Höflichkeitsbesuch bei Jack?«

»Das sollten wir wirklich tun, Domingo.«

»In Ordnung. Verdammt, Jack junior muss inzwischen doch auch mit dem Studium fertig sein, oder?«

»Ja. Ich weiß aber nicht, was er gerade macht.«

»Bestimmt so ein Job für reiche Jungspunde. Etwas mit Aktien und Anleihen, irgend so eine Geldscheiße, wette ich.«

»Was hast du eigentlich in diesem Alter gemacht?«

»Ich habe von dir drunten auf der >Farm< gelernt, wie man einen toten Briefkasten einrichtet. Abends habe ich dann an der George-Mason-Universität studiert. Dort bin ich jedoch meistens eingeschlafen.«

»Aber du hast doch immerhin deinen Master gemacht, soweit ich mich erinnere. Mehr, als ich je geschafft habe.«

»Stimmt. Ich habe ein Blatt Papier bekommen, auf dem steht, dass ich ziemlich helle bin. Du dagegen hast überall auf der Welt Leichen hinterlassen.« Glücklicherweise war es praktisch unmöglich, jemanden in der Kabine eines Flugzeugs abzuhören.

»Nenne es einfach außenpolitische Laborarbeit«, schlug Clark vor, während er die Speisekarte der ersten Klasse studierte. Wenigstens tat British Airways so, als ob sie anständiges Essen servieren würden, obwohl er sich immer noch wunderte, warum Fluglinien nicht einfach Big Macs mit Pommes anboten. Oder vielleicht auch eine Domino's Pizza. Wenn man an all das Geld dachte, das sie dadurch sparen könnten ... Allerdings schien McDonald's in Großbritannien einfach nicht das richtige Rindfleisch zu haben. In Italien war es sogar noch lausiger. Aber deren Nationalgericht war sowieso Mailänder Kalbsschnitzel. Da konnte auch kein Big Mac mithalten. »Machst du dir Sorgen?«

»Ob ich einen Job bekomme? Eigentlich nicht. Ich kann immer noch als Vermögensberater anfangen. Im Übrigen könnten wir beide eine Firma gründen, ein Sicherheitsunternehmen für alle möglichen hohen Tiere, und dann wirklich Kasse machen. Ich würde die Planung erledigen, und du wärst für den tatsächlichen Schutz verantwortlich. Du brauchtest bloß rumzustehen und die Leute mit dem >Legt-euch-bloß-nicht-mit-mir-an-Blick< anzuschauen, den du so gut drauf hast.«

»Dafür bin ich schon zu alt, Domingo.«

»Niemand wäre so dumm, einen alten Löwen wie dich in den Hintern zu beißen, John. Ich dagegen

bin viel zu klein, um böse Jungs abzuschrecken.«

»Quatsch. Mit dir würde ich mich nicht einmal im Spaß anlegen.«

Chavez konnte sich kaum an ein größeres Kompliment erinnern. Er war überempfindlich, was seine geringe Körpergröße anging - seine Frau überragte ihn um drei Zentimeter -, obwohl ihm sein zierlicher Wuchs schon oft einen taktischen Vorteil verschafft hatte. Im Lauf der Jahre hatten ihn einige Leute unterschätzt, die es dann bitter bereuten. Allerdings keine Profis. Die konnten in seinen Augen die Gefahr lesen, die von ihm ausging. Wenn er denn jemals das Licht anmachte. Dazu kam es jedoch selten, obwohl ein Straßenschläger ihn einmal vor einem Pub in Ost-London aufmischen wollte. Als dieser einige Zeit später wieder aufwachte, stand neben ihm ein großes Glas Bier, und in seiner Tasche steckte eine Spielkarte. Es war die Kreuzdame, aber die Rückseite der Karte war glänzend schwarz. So etwas war jedoch nur selten passiert. England war ein überwiegend friedliches Land, und Chavez selbst suchte niemals Streit. Diese Lektion hatte er über die Jahre gelernt. Das schwarze Kartendeck war ein eigentlich unerlaubtes Souvenir der »Men in Black«. Die Zeitungen hatten die Geschichte aufgegriffen, und Clark hatte die Männer, die diese Karten bei sich trugen, schlimm

zusammengestaucht. Freilich nicht gar zu schlimm. Auf der einen Seite gab es das Sicherheitsdenken, auf der anderen Seite Korpsgeist und Elan. Die Jungs, die er in Wales zurückließ, hatten beides, und das war auch in Ordnung so, solange sie wussten, wo die Grenzen lagen.

»Was, glaubst du, war unser bester Job?«

»Wahrscheinlich die Sache im Vergnügungspark. Malloy machte einen großartigen Job, als er dein Team mit seinem Hubschrauber auf dieser nachgemachten Ritterburg absetzte, und dein Einsatz gegen diese Terroristen war fast perfekt, vor allem, da wir ihn vorher nicht üben konnten.«

»Verdammt, das waren wirklich gute Leute«, stimmte Domingo mit einem Lächeln zu. »Selbst meine alten Ninjas konnten ihnen nicht das Wasser reichen. Dabei dachte ich, es gäbe keine besseren Soldaten als sie.«

»Die waren auch gut, aber Erfahrung macht eine Menge aus.« Jeder aus ihrer Truppe bekleidete mindestens einen E-6-Dienstgrad, war also wenigstens Staff Sergeant. Man musste schon ein paar Jährchen dabei sein, um einen solchen Rang zu erreichen. »In unserem Job kommt eine Menge Schläue und Gewieftheit erst mit der Zeit. So etwas kann man nicht aus den Büchern lernen. Außerdem haben wir sie bis zum Umfallen geschliffen.«

»Erinnere mich nicht daran. Wenn ich mit diesem Lauftraining weitermachen würde, brauchte ich zwei neue Beine.«

Clark schnaubte durch die Nase. »Du bist eben immer noch ein Weichei. Aber eines sage ich dir: Ich habe noch nie eine bessere Gruppe von Schützen gesehen, dabei sind mir im Laufe meiner Karriere einige begegnet. Mein lieber Mann, es war so, als ob sie mit einer Waffe in der Hand geboren worden wären. Wie ist es, Ding, hast du einen ganz persönlichen Champion?«

»Um das zu beantworten, brauche ich ganz feine Messinstrumente. Was das Denkvermögen angeht, würde ich Eddie Price herausgreifen. Und was den Umgang mit dem Gewehr betrifft, also da stehen sich Weber und Johnston in nichts nach. Bei Kurzwaffen würde ich diesen kleinen Franzosen Loiselle wählen … Der hätte sogar Doc Holliday aus Tombstone verjagt. Dabei kommt es eigentlich ja nur darauf an, mit der Kugel mitten ins Ziel zu treffen. Tot ist tot. Wir alle schafften das, aus der Nähe oder Ferne, bei Tag und Nacht, im Schlafen oder Wachen, betrunken oder nüchtern.«

»Deshalb zahlen die uns auch das große Geld …«

»Es ist eine Schande, dass sie die ganze Sache hier immer weiter zurückschrauben.«

»Eine verdammte Schande.«

»Und warum, verdammt noch mal? Ich verstehe das nicht.«

»Weil sich die europäischen Terroristen in ihre Verstecke zurückgezogen haben. Wir haben sie weitgehend ausgeschaltet, Ding, und uns dabei um unseren eigenen Job gebracht. Wenigstens haben sie den Stecker nicht ganz gezogen. In Anbetracht der Natur der Politiker betrachte ich das als Erfolg und reite jetzt in den Sonnenuntergang nach Hause.«

»Mit einem Klaps auf den Rücken und ein paar schönen Worten von ihnen.«

»Du erwartest Dankbarkeit von einer solchen Regierung?«, fragte John und verzog das Gesicht. »Du armer, naiver Junge.«

Die Bürokraten der Europäischen Union waren der Hauptgrund gewesen. Alle europäischen Länder hatten die Todesstrafe abgeschafft - natürlich, ohne den einfachen Mann zuvor nach seiner Meinung zu fragen. Ein solcher »Volksvertreter« hatte dann wiederholt deutlich gemacht, dass er die Rainbow-Truppe für zu brutal hielt. Ob er gleichzeitig für ein humanes Einfangen und eine gute medizinische Betreuung für alle tollwütigen Hunde eintrete, hatte ihn anscheinend nie jemand gefragt. In keinem einzigen Land hatten die normalen Leute die Aktionen des Rainbow-Teams infrage gestellt, aber

ihre edlen und freundlichen Bürokraten hatten sich die Hosen nass gemacht, und diese gesichtslosen Gnome übten eben die echte politische Gewalt aus. Wie überall in der zivilisierten Welt.

»In Schweden ist es illegal, ein Kalb auf die effiziente Weise aufzuziehen. Es muss immer Sozialkontakt mit den anderen Viechern haben. Als Nächstes darf man ihnen erst die Eier abschneiden, wenn sie zuvor wenigstens einmal Geschlechtsverkehr hatten«, grummelte Chavez.

»Scheint mir vernünftig. Dann wissen sie später wenigstens, was ihnen fehlt«, gluckste Clark. »Noch etwas, was die Cowboys nicht mehr erledigen müssen. Es ist für einem Mann wahrscheinlich eh nicht besonders lustig, dies einem anderen männlichen Wesen antun zu müssen.«

»Jesus sagte einmal: >Selig sind die Sanftmütigen<, und damit habe ich auch kein Problem. Trotzdem ist es immer gut, wenn ein Polizist in der Nähe ist.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung. Und jetzt klapp deinen Sitz zurück, trink ein Glas Wein, und schlaf ein bisschen, Domingo.«

Und wenn irgendein Arschloch das Flugzeug entführen will, werden wir schon mit ihm fertig, ergänzte Clark seinen Satz im Stillen.

Man konnte immer noch hoffen. Noch ein bisschen Action, bevor man aufs Altenteil musste.

»Was ist am Kochen?«, fragte Brian Caruso seinen Cousin.

»Anderer Tag, gleicher Eintopf, nehme ich an«, antwortete Jack Ryan jr.

»Eintopf?«, fragte Dominic, der andere Caruso. »Meinst du nicht Scheiße?«

»Versuche nur, ein bisschen optimistisch zu sein.«

Alle drei hatten sich mit dem ersten Becher Kaffee des Tages bewaffnet und gingen den Korridor entlang auf Jacks Büro zu. Es war zehn nach acht, gerade die richtige Zeit, um einen weiteren Arbeitstag im Campus zu beginnen.

»Irgendwelche Neuigkeiten von unserem Freund, dem Emir?«, erkundigte sich Brian und trank einen Schluck Kaffee.

»Nichts aus erster Hand. Der Mann ist ja nicht dumm. Er lässt jetzt sogar seine E-Mails erst durch eine ganze Serie anderer Adressen weiterleiten, manche auch durch ISP-Accounts, die innerhalb von Stunden eröffnet und wieder geschlossen werden, und selbst wenn wir an die Abrechnungsdaten herankommen, landen wir in Sackgassen. Der Emir? Na, momentan wird allgemein vermutet, dass er

sich in den öden, unzugänglichen Stammesgebieten in Pakistan nahe der afghanischen Grenze aufhält. Aber vielleicht sitzt er auch gleich im Haus nebenan? Oder wo immer er sich ein sicheres Versteck kaufen kann. Verdammt, ich bin inzwischen so weit, dass ich manchmal sogar in meinem eigenen Besenschrank nach ihm suche.«

Wirklich frustrierend, dachte Jack. Dabei war sein erstes Abenteuer bei einer Feldoperation ein Volltreffer gewesen. Oder vielleicht nur Anfängerglück? Oder Schicksal. Jedenfalls war er mit Brian und Dominic nach Rom gereist, eigentlich nur als Aufklärungshelfer, nichts weiter, und hatte rein zufällig MoHa im Hotel entdeckt. Von da an hatten sich die Dinge rasend schnell entwickelt, viel zu schnell, und plötzlich hatte er MoHa im Badezimmer gegenübergestanden ...

Nächstes Mal würde er nicht mehr so viel Angst haben, sagte sich Jack mit übergroßer - und falscher - Zuversicht. Und er erinnerte sich ebenso klar daran, wie er MoHa getötet hatte, wie an den ersten Sex mit einem Mädchen. Am Lebhaftesten war ihm der Blick des Mannes in Erinnerung geblieben, als das Succinylcholin zu wirken begonnen hatte. Vielleicht hätte Jack beim Töten ein gewisses Bedauern verspürt, wenn nicht so viel Adrenalin durch seine Adern gerauscht wäre - und wenn sich

Mohammed nicht selbst schuldig gemacht hätte. Der Mann war schließlich ein kalter Killer gewesen, jemand, dem es nichts ausmachte, unschuldigen Zivilisten das Leben zu nehmen, und er hatte Jack keine Sekunde Schlaf gekostet.

Allerdings hatte ihm auch geholfen, dass er Familienmitglieder bei sich gehabt hatte. Jack, Brian und Dominic hatten einen gemeinsamen Großvater, Jack Muller, den Vater von Jacks Mutter. Ihr Großvater väterlicherseits war jetzt 83, ein Italiener der ersten Generation, der von Italien eingewandert war und sich in Seattle niedergelassen hatte, wo er im familieneigenen Restaurant arbeitete und dort auch wohnte.

Grandpa Muller dagegen, ein ehemaliger Army-Veteran, war bis zum Vizepräsidenten von Merrill Lynch aufgestiegen. Seine Beziehung zu Jacks Vater, Jack Ryan sr., war gespannt, denn er hatte es für die reinste Idiotie gehalten, als sein Schwiegersohn die Wall Street zugunsten einer Laufbahn im Dienst der Regierung aufgegeben hatte - eine Idiotie, die beinahe dazu geführt hätte, dass seine Tochter und seine Enkelin, die kleine Sally, bei einem Autounfall ihr Leben verloren. Wenn sein Schwiegersohn nicht diesen Irrtum, die Rückkehr zur CIA, begangen hätte, wäre es zu dem Unfall gar nicht erst gekommen. Natürlich glaubte das niemand außer

Opa Muller, nicht einmal Mom und Sally.

Jack jr. hatte es auch als hilfreich empfunden, dass Brian und Dominic selbst in diesem Geschäft noch relativ neu waren. Nicht im Hinblick auf die Gefahr — Brian war Soldat gewesen und Dominic FBI-Agent —, aber hinsichtlich dieser »Wilderness of Mirrors«, wie es James Jesus Angleton, ein früherer Chef der Spionageabwehr der CIA, bezeichnet hatte. Sie hatten sich schnell und gut angepasst und kurz hintereinander drei URC-Soldaten liquidiert - vier bei einer Schießerei im Charlotteville Mall und drei in Europa mit dem Magic Pen. Aber Hendley hatte sie bestimmt nicht eingestellt, weil sie bloß gute Schützen waren, sondern »clevere Schützen« - ein Ausdruck, den Mike Brennan, Jacks USSS-Vorgesetzter, oft benutzt hatte, und er passte tatsächlich höllisch gut auf seine Cousins.

»Lass doch mal ***deine*** eigene Vermutung hören«, sagte Brian gerade.

»Er ist in Pakistan, aber so nahe an der Grenze, dass seine Leute jederzeit darüberhüpfen können. Irgendein Ort mit vielen Fluchtwegen. Wo es Elektrizität gibt, obwohl natürlich auch tragbare Stromgeneratoren heutzutage leicht zu bekommen sind, das bedeutet also nicht so viel. Vielleicht auch in der Nähe einer Telefonleitung. Sie scheinen keine Mobiltelefone mehr benutzen zu wollen. Nach

allem, was sie am eigenen Leib zu spüren bekamen …«

»Ja, klar, weil sie das in der ***Times*** lesen konnten«, knurrte Brian.

Journalisten denken immer, sie könnten alles drucken, was sie wollen. Wenn jemand nur vor der Tastatur hockte, konnte er sich natürlich nicht vorstellen, was er mit seiner Schreiberei anrichten konnte.

»Unterm Strich steht doch nur fest, dass wir keine Ahnung haben, wo sich Seine Hoheit derzeit aufhält. Selbst meine beste Vermutung ist eben nur eine Vermutung, aber seien wir doch mal ehrlich: Das trifft doch auch für das gesamte Aufklärungsgeschäft zu - lauter Vermutungen, die auf den verfügbaren Informationen beruhen. Manchmal sind sie so hart wie Stein, manchmal so dünn wie Luft. Aber die gute Nachricht lautet, dass wir eine Menge Mails zu lesen bekommen haben.«

»Wie viele?«, wollte Dominic wissen.

»Vermutlich fünfzehn bis zwanzig Prozent.« Zwar war das schiere Volumen einfach überwältigend, aber mit dem Volumen ergaben sich auch Möglichkeiten. So ähnlich wie bei einem Baseballspiel mit Ryan Howard, dachte Jack. Eine Menge guter Pitches, viele Strikeouts und massenhaft Home Runs. Wenn es optimal läuft.

»Wir müssen nur mal kräftig auf den Busch klopfen, dann sehen wir, was rauskommt.« Brian, ganz der Soldat, war immer bereit zum Sturm auf den Brückenkopf. »Greifen wir uns doch jemanden und bringen ihn zum Singen.«

»Wir wollen unser Blatt nicht aufdecken«, sagte Jack. »So was spart man sich für eine Operation auf, die es wert ist, dass man alles auf eine Karte setzt.«

Beide wussten, worüber man nicht sprach: wie zurückhaltend man in der Nachrichtengemeinschaft mit verfügbaren Daten spielte. Eine Menge Informationen blieb im Haus, wurde nicht einmal an die eigenen Direktoren weitergeleitet, die gewöhnlich aus politischen Gründen ernannt worden waren, immer loyal gegenüber den Leuten, die sie berufen hatten, aber nicht immer gegenüber dem Eid, den sie vor dem Bezug ihrer Büros abgelegt hatten. Der Präsident - der als NCA, als National Command Authority, die höchste militärische Befehlsgewalt ausübte - hatte seinen Stab, dem er vertraute, obwohl sich das Vertrauen auf das bezog, was er nach außen durchsickern lassen wollte, und auf nichts anderes, und auch dann nur zu Reportern, denen man zutraute, den ganzen Wirbel aushalten zu können, der auf solche Indiskretionen folgte. Also enthielt die Schlapphut-Gemeinde dem Präsidenten Informationen vor, ein

Vergehen, für das man gefeuert werden konnte, wenn man sich dabei erwischen ließ. Auch den Endverbrauchern im Feld wurden Daten vorenthalten, auch das war eine lange Geschichte und erklärte, warum die Special-Ops-Leute den Geheimdienstlern selten vertrauten. Immer ging es um das Wissenmüssen. Selbst wenn man die höchste Stufe der Informationsberechtigung erreicht hatte, aber etwas nicht wissen musste, würde man aus dem Informationskreislauf ausgeschlossen bleiben. Das galt auch für den Campus, der offiziell ohnehin aus sämtlichen Kreisläufen ausgeschlossen war. Das war gewissermaßen ein Problem. Trotzdem waren sie immer wieder mit Erfolg in die Informationsschleife geschlüpft. Die IT-Sektion im Campus wurde vom Chefhacker Gavin Biery geleitet, einem Computerfreak der Superklasse, der bislang noch keinem Verschlüsselungssystem begegnet war, das er nicht hätte knacken können.

Biery, ein ehemaliger Mitarbeiter von IBM, hatte zwei Brüder in Vietnam verloren und sich danach entschlossen, in den Dienst der Bundesregierung zu treten. Talentscouts waren auf ihn aufmerksam geworden; schließlich hatte man ihn für die Arbeit im Hauptquartier der Nationalen Sicherheitsbehörde NSA in Fort Meade handverlesen, dem größten Nachrichtendienst, der für die

Überwachung, Entschlüsselung und Sicherheit elektronischer Kommunikation zuständig war. Beim Gehalt hatte er längst die höchste Besoldungsstufe erreicht, die ihm als leitendem und genialem Regierungsbeamten zustand, und tatsächlich kassierte er nach wie vor eine recht ordentliche Pension. Aber er liebte ***action*** und hatte keine zwei Sekunden Bedenkzeit benötigt, als ihm das Angebot gemacht wurde, im Campus zu arbeiten. Der Qualifikation nach war er Mathematiker, hatte seinen Doktor in Harvard gemacht, wo er bei Benoit Mandelbrot persönlich studiert hatte. Gelegentlich dozierte er noch am MIT und Caltech über sein Spezialgebiet.

Biery war Computerfreak durch und durch, bis hin zu der dicken Brille mit schwarzem Rand und dem teigigen Gesicht, aber er sorgte dafür, dass das elektronische Instrumentarium des Campus immer gut geölt blieb und die Maschinen störungsfrei surrten.

»Vorenthalten von Informationen?«, fragte Brian. »Komm mir bloß nicht mit diesem Schlapphutscheiß.«

Jack hob beide Hände und zuckte die Schultern. »Tut mir leid.« Wie sein Vater gehörte auch Jack Ryan jr. nicht zu den Leuten, die sich über Regeln hinwegsetzten. Cousin oder nicht — über diese

Sache musste Brian nichts wissen. Punkt.

»Hast du dich nie über den Namen gewundert?«, fragte Dominic. »URC? Du weißt doch, wie sehr diese Typen auf Doppelbedeutungen stehen.«

Interessanter Gedanke, dachte Jack.

Sie hatten immer angenommen, dass der Umayyad-Revolutionsrat eine Erfindung des Emirs gewesen sei. War er wirklich nur das, was er zu sein schien — ein weiterer kaum verschleierter Bezug auf das altbewährte und viel bemühte Symbol des Dschihad - Saladin -, oder war er mehr?

Saladin, oder Salah ad-Din Yusuf bin Ayyub, wie sein voller Name lautete, wurde um 1138 in Tikrit im heutigen Irak geboren. Während der Kreuzzüge wurde er schnell zur Leitfigur, zuerst bei der Verteidigung Baalbeks, dann als Sultan von Ägypten und Syrien. Die Tatsache, dass seine kriegerischen Erfolge bestenfalls durchwachsen waren, spielte in der muslimischen Geschichtsschreibung keine große Rolle. Denn wie bei vielen anderen historischen Gestalten im Osten wie im Westen war nur noch wichtig, wofür Saladin stand: Für die Muslime war er das rächende Schwert Allahs, das unzählige gottlose Kreuzfahrer hingemetzelt hatte.

Wenn aus dem Namen des URC überhaupt etwas abzuleiten war, musste es in dem Wort Umayyad stecken, nach der Umayyaden-Moschee, vor der

Saladins sterbliche Überreste in einem Mausoleum ruhen. Das Mausoleum enthält einen Marmorsarkophag, den der deutsche Kaiser Wilhelm II. gestiftet hatte, und einen einfachen Holzsarg, in dem Saladins Gebeine noch heute liegen. Die Tatsache, dass der Emir den Namen Umayyad als operatives Wort seiner Organisation gewählt hatte, deutete nach Jacks Meinung darauf hin, dass der Emir den Dschihad als den entscheidenden Wendepunkt ansah, genau wie auch Saladins Tod den Übergang von seinem Leben voller Kämpfe und Leiden in das ewige Paradies kennzeichnete.

»Ich werde mal darüber nachdenken«, sagte Jack. »Jedenfalls keine schlechte Idee.«

»Nicht nur Stroh im Oberstübchen hier«, grinste Brian und klopfte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Was macht dein Vater eigentlich jetzt mit all der freien Zeit?«

»Weiß ich nicht.« Jack verbrachte nicht viel Zeit zu Hause. Das hieß, sich mit seinen Eltern zu unterhalten, und je mehr er über seinen »Job« erzählte, desto wahrscheinlicher war es, dass sein Vater neugierig werden würde. Denn wenn der Senior herausfand, was sein Sohn hier tat, würden bei ihm womöglich sämtliche Sicherungen im Hirn durchbrennen. Und wie seine Mutter reagieren

MoHa-Sache musste doch bestimmt zählen, oder nicht? Seine Cousins waren clevere Schützen. Passte die Bezeichnung auch auf ihn?, fragte sich Jack. ***Könnte*** sie auf ihn passen? Im Vergleich zu anderen hatte er ein sehr behütetes Leben verbracht, der ständig beschützte Sohn von Präsident John Patrick Ryan, aber das hatte sich doch auch vorteilhaft ausgewirkt, nicht wahr? Die Sicherheitsagenten hatten ihm das Schießen beigebracht, er hatte Schach gegen den Außenminister gespielt, hatte in den inneren Welten der Geheimdienste und militärischen Abschirmdienste gelebt und ihre Luft geatmet, wenn auch nur indirekt. Hatte er, vielleicht durch eine Art Osmose, einige der Wesenszüge übernommen, die Brian und Dominic so mühsam hatten einüben müssen? Vielleicht. Oder vielleicht war das alles einfach nur Wunschdenken. Egal, wie, er musste jedenfalls erst einmal an Hendley vorbeikommen.

»Aber du bist nicht dein Dad«, erinnerte ihn Dominic.

»Das stimmt.« Jack drehte sich in seinem Stuhl um und fuhr den PC hoch, um die Nachrichtendosis des heutigen Vormittags aufzurufen, sowohl die öffentlichen als auch die geheimen. Allzu oft hatten die geheimen nur einen Vorsprung von drei Tagen. Jack rief zuerst die Zusammenfassung der

Transkriptionen abgefangener Nachrichten auf. Die Datei kam von der NSA und trug das Kürzel EITS (Executive Intercept Transcript Summary) oder auch XITS - wofür ihr prompt der nicht sehr einfallsreiche Spitzname »Zitz« verliehen worden war. Sie ging nur an hochrangige Beamte der NSA und der CIA sowie an den Nationalen Sicherheitsrat im Weißen Haus.

Wenn man vom Teufel spricht ... Da war er auch schon, der Emir höchstpersönlich, der in der XITS-Datei auftauchte. Sie hatten eine Mail von ihm abgefangen. Die Mitteilung war rein organisatorischer Art. Der Emir wollte wissen, was jemand - nur ein anonymer Codename - eigentlich tat und ob er den Kontakt zu irgendeinem unbekannten Ausländer zu irgendeinem unbekannten Zweck hergestellt habe. Das war so etwas wie der Standard bei den meisten dieser abgefangenen Nachrichten - eine Menge Unbekanntes, eine Art Lückentext, und im Grunde war es ja genau das, worum es bei der Nachrichtenanalyse ging. Das größte und komplizierteste Puzzle der Welt. Dieses Schriftstück jedenfalls hatte ein Brainstorming in der CIA ausgelöst.

Die vorgeschlagene Vorgehensweise bildete den Gegenstand eines vollen Berichts mit einzeiligem

Zeilenabstand (fast alles spekulativ), den irgendein mittelhoher Analyst verfasst hatte. Der Mann wollte wahrscheinlich ein schöneres Büro haben und spuckte deshalb seine Spekulationen heraus, in der Hoffnung, dass irgendwas davon an der Wand kleben blieb und ihn auf die nächste Gehaltsstufe heben würde. Und vielleicht würde er das eines Tages wirklich erreichen, aber das machte ihn nicht smarter, außer in den Augen eines Vorgesetzten, der sich in ähnlicher Weise nach oben gebuckelt hatte und es nun seinerseits genoss, wenn ihm jemand die Füße leckte.

Etwas drängte sich immer wieder in Jacks Gedanken, das mit dieser besonderen Anfrage zu tun hatte … Er rollte den Mauszeiger über den XITS-Ordner auf seiner Festplatte, doppelklickte darauf und rief die Zusammenfassung auf, die er von XITS verfasst hatte. Und da war es schon, dieselbe Referenznummer der abgefangenen Nachricht, doch hier war sie an drei mehrere Wochen alte E-Mails angehängt worden. Die erste E-Mail stammte von einem Mitarbeiter im Nationalen Sicherheitsrat und war an die NSA gerichtet. Anscheinend wollte jemand im Weißen Haus genau wissen, wie man an die Information gelangt war. Die Anfrage war an die DNSA, die Digital National Security Archives, weitergeleitet worden — mit dem Zettel hatte sich ein

Drei-Sterne-Nachrichtenoffizier befassen müssen, momentan war das der Army-Offizier Lieutenant General Sam Ferren, der knapp und bündig antwortete: BACKPACK. NICHT BEANTWORTEN. WIRD ADMINISTRATIV BEARBEITET.

Jack musste grinsen. Derzeit war »Backpack« der rotierende interne Codename für Echelon, das allwissende, alles sehende elektronische Überwachungsprogramm der NSA. Der Mitarbeiter des Sicherheitsrats hatte sich nach den »Quellen« und »Methoden« erkundigt, also genau nach den wichtigsten Elementen, mit denen die NSA ihre Magie trieb. Solche Geheimnisse wurden an Nachrichtenkonsumenten wie das Weiße Haus schlicht nicht weitergegeben, und dass sie von einem Mitarbeiter des Sicherheitsrats angefordert wurden, war einfach idiotisch.

Wie vorauszusehen war, führte Ferren in seiner XITS-Zusammenfassung für den Sicherheitsrat als Quelle der aufgefangenen Nachricht eine »überseeische Kooperation« im Rahmen des elektronischen Aufklärungssystems ELINT an. Im Grunde ließ er damit das Weiße Haus nur wissen, dass die NSA die Information von einem befreundeten Nachrichtendienst erhalten habe. Kurz und gut: Er log.

Dafür konnte es nur einen einzigen Grund geben:

Ferren vermutete, dass das Weiße Haus das XITS weitergeben würde. Herrgott, dachte Jack, es muss doch selbst für einen Drei-Sterne-Offizier ziemlich starker Tobak sein, sich genau überlegen zu müssen, was er dem amtierenden Präsidenten mitteilte und was nicht. Aber wenn nicht einmal die Schlapphutwelt dem Präsidenten vertrauen konnte, wer kümmerte sich dann um das Land? Und wenn das ganze System zusammenbrach, überlegte Jack, an wen konnte man sich dann noch wenden? Aber das war wohl eher eine Frage für einen Philosophen oder einen Priester.

Keine Grübeleien am frühen Morgen, mahnte sich Jack. Aber wenn er das XITS las - das doch das heiligste aller heiligen Dokumente der Regierung war -, was las er dann nicht? Was wurde nicht mitgeteilt? Und wer zum Teufel bekam diese Info? Gab es noch einen isolierten Kommunikationskanal, der ausschließlich der Direktorenebene vorbehalten war?

Okay, der Emir hatte also wieder einmal etwas von sich gegeben. Die NSA besaß keinen Schlüssel zu seinem persönlichen Verschlüsselungssystem, wohl aber der Campus - das war etwas, das Jack selbst beschafft hatte. Die Daten hatte er sich von MoHas PC ausgeliehen und dann an Biery und seine Freaks weitergeleitet.

Bierys Team hatte die Daten auf eine FireWire-Festplatte überspielt. Innerhalb eines einzigen Tages hatten sie die Daten auseinandergepflückt und ihnen sämtliche Geheimnisse entrissen. Darunter hatten sich auch Passwörter befunden, die wiederum den Zugriff auf alle möglichen verschlüsselten Mitteilungen ermöglicht hatten. Manche davon konnte der Campus über fünf Monate hinweg lesen, bis die Passwörter routinemäßig wieder geändert wurden. Die Gegenseite hatte sich diesbezüglich ausgesprochen sorgfältig verhalten, oder vielleicht waren ihre Leute auch von jemandem trainiert worden, der mal bei einem echten Geheimdienst gearbeitet hatte. Aber dann doch nicht sorgfältig genug: Die Passwörter wurden nicht täglich und auch nicht wöchentlich geändert. Der Emir und seine Leute hatten offenbar großes Vertrauen in ihre eigenen Sicherheitsmaßnahmen, eine Illusion, die schon ganze Staaten in den Untergang geführt hatte. Kryptospione konnte man auf dem Markt jederzeit anheuern, die meisten sprachen Russisch und waren so bettelarm, dass sie jedes Angebot mit Handkuss annahmen. Die CIA hatte ihren Gegenspielern sogar ein paar dieser Kryptotypen direkt vor die Nase geschoben, die diese dann auch tatsächlich als Berater für den Emir angeheuert hatten. Mindestens einer von ihnen

wurde später unter einem Müllhaufen in Islamabad gefunden; sein Hals war von einem Ohrläppchen zum anderen aufgeschlitzt worden. Die Bandagen, mit denen man da draußen kämpfte, waren eben doch recht hart, selbst für Profis. Jack konnte nur hoffen, dass sich Langley angemessen um die Angehörigen des Getöteten kümmerte, falls er eine Familie gehabt hatte. Bei Agenten geschah das nämlich nicht immer. Für Sachbearbeiter im Innendienst zahlte die CIA im Todesfall jede Menge Beihilfen, und Langley vergaß nie, für deren Familien zu sorgen, aber bei Agenten war das alles ganz anders. Schon im Normalfall schätzte man sie nicht besonders und vergaß sie sehr schnell, wenn sich etwas Besseres finden ließ.

Anscheinend machte sich der Emir immer noch Gedanken über die Leute, die er auf den Straßen Europas verloren hatte - alle durch die Hände Brians und Dominics und Jacks, obwohl der Emir das nicht wissen konnte. Drei Herzanfälle, spekulierte der Emir, seien doch ungewöhnlich viel für durchtrainierte junge Leute. Er hatte seinen Agenten befohlen, sich die Patientenakten genauer anzuschauen, aber diese waren zuvor schon frisiert worden, sowohl öffentlich als auch verdeckt. Öffentlich durch Rechtsanwälte, welche die Besitztümer der Verstorbenen verwalteten, und

verdeckt durch Bestechung kleiner Bürokraten, um an die Originaldokumente zu kommen. Sie hatten auch nach Hinweisen auf mögliche geheime Ergänzungen der Akten gesucht, die man eventuell separat archiviert haben könnte, aber selbst das hatte nichts gebracht. Der Emir schrieb auch an einen seiner Agenten, der offenbar in Wien lebte, und bat ihn, einen älteren Fall genauer zu überprüfen. Dabei ging es um einen Mann, der angeblich direkt vor eine Straßenbahn gestolpert war. Denn dem Emir zufolge sei der Mann als Junge ausgesprochen professionell im Umgang mit Pferden gewesen - keinesfalls ein Typ, der unter eine fahrende Straßenbahn geraten würde. Prompt schrieb der Wiener Agent zurück, neun Personen hätten den Unfall beobachtet, und allen Berichten zufolge sei er auf den Schienen vor der Straßenbahn ausgerutscht, was jedem hätte passieren können, so beweglich er auch als Elfjähriger gewesen sein mochte. Die österreichischen Ärzte seien sehr gründlich gewesen, und die offizielle Autopsie habe eindeutig ergeben: Fa'ad Rahmin Yasin sei durch eine Straßenbahn ziemlich schlampig in ein halbes Dutzend Brocken zerlegt worden. Man habe sein Blut auf Alkohol untersucht, aber nichts gefunden außer geringen Spuren, die, wie der Pathologe vermutete, vom vorhergehenden Abend stammten

— keinesfalls genug, um Bewusstsein oder Urteilskraft einzutrüben. In den Blutproben, die man den Leichenteilen hatte entnehmen können, fanden sich auch keine Spuren irgendwelcher Narkotika. Schlussfolgerung: Er sei ausgerutscht, gestürzt und an der Einwirkung stumpfer Gewalt und Exsanguination gestorben - komische Wortwahl, um auszudrücken, dass er verblutet war.

Einem netten Jungen wäre so was nicht passiert, dachte Jack.

Uriscoll und seine Ranger hatten längst gelernt, dass Entfernungen auf einer Karte des Hindukusch nur wenig mit der Realität im Gelände zu tun hatten. Sogar die Kartografie des Digitalzeitalters konnte, wie man fairerweise zugeben musste, natürlich nicht die räumliche Wirkung jeder Geländeunebenheit darstellen. Bei der Planung dieser Mission hatten er und Captain Wilson alle ihre Schätzungen sicherheitshalber verdoppelt, was erfahrungsgemäß ungefähr hinkam. Obwohl Driscoll diese Korrektur eigentlich ständig im Kopf hatte, war er doch dem Fluchen nahe, als er sich klarmachte, dass der Marsch bis zur LZ nicht drei, sondern eher sechs Kilometer lang war. Er unterdrückte den Impuls - Fluchen nützte nichts; es

konnte sogar schaden, wenn er vor dem Team eine Schwäche zeigte. Selbst wenn seine Ranger ihn nicht ununterbrochen beobachteten, war seine Haltung doch wichtig für sie. Wie die Scheiße kam auch die Haltung von oben.

Tait, der an der Spitze marschierte, hielt an und hob eine Faust als Haltesignal für die Kolonne. Driscoll ging praktisch gleichzeitig mit dem Rest des Teams in die Knie. Die Reihe entlang richtete jeder sein M4 auf den Sektor aus, den er überwachte. Sie waren in einem schmalen Canyon — so schmal, dass Driscoll die drei Meter breite Schlucht gar nicht mehr Canyon genannt hätte —, aber sie hatten keine Wahl. Die Alternative wäre ein Umweg von zwei Kilometern mit dem Risiko einer Abholung bei Tageslicht gewesen. Seit dem Hinterhalt hatten sie nichts mehr gesehen oder gehört, aber das hieß nichts. Die Aufständischen kannten dieses Gelände wie ihre Hosentaschen und wussten aus Erfahrung, wie lange ein Soldat mit Marschgepäck brauchte, um es zu durchqueren. Schlimmer noch, sie wussten auch, dass es nur eine begrenzte Anzahl LZs gab, die ihr Feind benutzen konnte. Damit musste man sich nur schneller als die Beute bewegen, um den nächsten Hinterhalt legen zu können.

Ohne sich umzudrehen, gab Tait Driscoll das Handzeichen ***Aufrücken.*** Driscoll schob sich

neben ihn und flüsterte: »Was gibt's?«

»Sind fast am Ende. Noch etwa dreißig Meter.«

Driscoll drehte sich um, zeigte auf Barnes, hielt zwei Finger hoch und gab das Handzeichen zum Aufrücken. Barnes, Young und Gomez waren in zehn Sekunden bei ihnen. »Ende der Schlucht«, erklärte Driscoll. »Seht euch mal um.«

»Verstanden, Boss.«

Sie zogen los. Hinter Driscoll war Collins zu hören: »Wie geht's der Schulter?«

»Okay.« Die sechs Ibuprofen, die Collins ihm gegeben hatte, dämpften den Schmerz, aber jeder Stoß schickte neue Wellen davon durch Schultern, Rücken und Hals.

»Nimm den Rucksack ab.« Collins wartete nicht auf Driscolls Protest, sondern zog den Schultergurt selbst herunter. »Blutet nicht mehr so stark. Spürst du deine Finger?«

»Ja.«

»Beweg sie.«

Driscoll zeigte ihm den Mittelfinger und grinste. »So?«

»Leg jeden einzelnen Finger an den Daumen.«

»Meine Güte, Collins …«

»Mach schon.« Driscoll gehorchte, aber seine Finger ließen sich nur langsam bewegen, als wären die Gelenke eingerostet. »Nimm den Rucksack ab.

Ich verteile dein Gepäck.« Driscoll öffnete den Mund zum Protest, aber der Sanitäter schnitt ihm das Wort ab. »Wenn du das Gepäck weiter trägst, kannst du den Arm verlieren. Wahrscheinlich ist der Nerv schon beschädigt, und die dreißig Kilo machen es nicht besser.«

»Okay, okay …«

Barnes, Young und Gomez kamen zurück. Collins gab Barnes den Rucksack, der die Reihe entlangging, um den Inhalt zu verteilen. Young berichtete Driscoll: »Nichts zu sehen, aber da draußen bewegt sich was. Dieselmotor ungefähr fünfhundert Meter westlich.«

»Okay, zurück in die Reihe. Du auch, Collins.«

Driscoll zog die Karte hervor und ließ seine Rotlicht-Taschenlampe aufleuchten. Nicht gerade Standardausrüstung, aber so gut das Nachtsichtgerät auch sonst war, zum Kartenlesen taugte es nicht. Einige Gewohnheiten aus der alten Schule waren schwer abzulegen; manche sollte man auch lieber behalten.

Tait rutschte näher. Driscoll fuhr mit dem Finger die Schlucht entlang, in der sie saßen; sie mündete in einen weiteren Canyon, der auf beiden Seiten von Plateaus begrenzt wurde. Das Gelände wirkte fast wie eine Stadt, überlegte Driscoll: Die Canyons waren die Hauptstraßen, die Plateaus die Häuser

und die kleinen Schluchten die Nebenstraßen. Sie überquerten die Hauptstraßen also möglichst schnell und versuchten, über die Nebenstraßen den Flughafen zu erreichen. In diesem Fall den Heliport. ***Noch zwei Canyons und eine Schlucht,*** dachte er, ***dann auf dieses Plateau zur LZ.*** »Endspurt«, bemerkte Tait.

Bei dem die meisten Rennpferde zusammenbrechen, dachte Driscoll, sprach es aber nicht aus.

Sie saßen eine Viertelstunde an der Mündung der Schlucht. Tait und Driscoll suchten den Canyon mit dem Nachtsichtgerät ab, bis sie sich sicher waren, dass niemand sie beobachtete. Das Team überquerte den Canyonboden in Zweiergruppen in Richtung der gegenüberliegenden Schlucht, während die anderen jeweils Feuerschutz gaben und Driscoll und Tait Verkehrspolizisten spielten. Young und sein Gefangener gingen als Letzte, und gerade als sie die andere Schlucht erreicht hatten, erschien im Osten ein Paar Scheinwerfer. Noch ein UAZ, wie Driscoll sofort erkannte, aber dieser hier bewegte sich in gemäßigtem Tempo.

»Halt«, befahl Driscoll. »Jeep aus Richtung Osten.« Wie der andere, dem sie begegnet waren, trug auch dieser ein NSV 12,7-mm-

Maschinengewehr auf der Ladefläche, aber Driscoll konnte nur einen Schützen sehen. Genauso in der Kabine: nur der Fahrer, sonst niemand. Sie hatten ihre Kräfte aufgeteilt, in der Hoffnung, ihrer Jagdbeute den Weg abzuschneiden. Die Taktik kleiner Einheiten lief oft ebenso sehr nach Instinkt wie nach Regeln, aber wer immer diesen Jeep losgeschickt hatte, hatte einen Fehler gemacht. Der UAZ kam näher, die Reifen knirschten auf dem Kies, die Scheinwerferstrahlen sprangen die Schluchtwände entlang.

Driscoll machte Tait auf sich aufmerksam, sagte lautlos ***den Fahrer*** und erhielt ein Nicken als Antwort. Über Funk flüsterte Driscoll »Nicht feuern« und erhielt einen Doppelklick als Bestätigung.

Der UAZ war jetzt noch etwa zwanzig Meter entfernt, nahe genug, dass Driscoll das Gesicht des MG-Schützen im grünweißen Glimmen seines Nachtsichtgeräts deutlich erkennen konnte. Er war noch ein Teenager, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, mit einem dünnen, ungleichmäßigen Bart. Der Lauf des NSV zeigte den Canyon entlang und strich nicht, wie er es hätte tun sollen, die Felswände ab. ***Faulheit kann tödlich sein,*** dachte er.

Der UAZ kam auf Höhe der Schlucht knirschend

zum Stehen. Der Fahrer lehnte sich in der Kabine seitwärts, griff nach etwas und kam mit einem Handscheinwerfer wieder hoch, mit dem er zum Beifahrerfenster hinausleuchtete. Driscoll platzierte das Fadenkreuz seines M4 genau über dem linken Ohr des Schützen. Er drückte den Abzug, langsam, langsam, bis das M4 bockte. Im Nachtsichtgerät erschien eine Nebelwolke um den Kopf des MG-Schützen. Er kippte seitlich von der Ladefläche herunter. Der Fahrer starb einen Sekundenbruchteil später, das Licht seines Handscheinwerfers tanzte wirr, bevor es auf dem Sitz zur Ruhe kam.

Driscoll und Tait liefen aus ihrer Schlucht zum Jeep hinüber und nahmen sich zwanzig Sekunden Zeit, um den Suchscheinwerfer auszuschalten und sicherzugehen, dass niemand mehr am Leben war, bevor sie in die gegenüberliegende Schlucht weiterrannten. In Richtung Westen heulte ein Motor auf. Scheinwerferlicht traf sie.

Driscoll sah sich nicht um, sondern bellte: »Weiter, weiter!« und lief weiter, Tait einen Schritt voraus. Das bellende Rattern eines weiteren NSV-Maschinengewehrs setzte ein, Geschosse schlugen am Boden und auf den Felsen um sie herum ein, aber Driscoll und Tait hatten die Schlucht bereits erreicht. Gomez an der Spitze drang tiefer in die Schlucht vor. Driscoll gab Tait ein Zeichen

weiterzugehen und winkte Barnes zu sich. »Das MG«, sagte er. Barnes ließ sich neben einen Felsblock fallen, stellte das MG auf und stemmte den Kolben gegen die Schulter. An der Mündung der Schlucht sahen sie Scheinwerfer näher kommen. Driscoll holte eine Granate aus dem Brustgurt und zog den Sicherungsstift. Aus dem Canyon hörte man das Geräusch schleudernder Reifen; Staub zog an der Mündung der Schlucht vorbei. Driscoll ließ den Sicherungshebel los, ließ die Granate köcheln - einundzwanzig, zweiundzwanzig - und warf sie in hohem Bogen hinaus in den Canyon. Der UAZ kam gerade zum Stehen, als die Granate drei Meter über der Kabine explodierte. Barnes eröffnete mit dem MG das Feuer auf Türen und Seiten des Jeeps. Das NSV auf der Ladefläche begann Feuer zu spucken, schwieg aber schon einen Moment später wieder, als das MG den Schützen niedermähte. Das Getriebe des UAZ knirschte, er fuhr wieder an und außer Sicht.

»Los«, befahl Driscoll, ließ Barnes einen Vorsprung und folgte ihm dann.

Als sie die Marschkolonne wieder eingeholt hatten, hatte Gomez das Team aufgeteilt; eine Hälfte lag auf der anderen Seite des Canyons in Deckung und auf Posten, die andere wartete an der Mündung

der Schlucht. Driscoll lief die Reihe entlang bis zu Gomez. »Aktivität?«

»Motorengeräusch, keine Bewegungen.«

Jenseits des Canyons, dreißig Meter westlich der Posten, wand sich eine natürliche Rampe die Felswand hoch bis auf das Plateau. Sah verdammt künstlich aus, dachte Driscoll, aber Zeit und Erosion stellten seltsame Dinge mit dem Gelände an. Und sie beschwerten sich bestimmt nicht über diese seltsame Felsformation; sie gab ihnen Deckung und machte das letzte Stück bis zur LZ relativ leicht.

»Peterson, ruf Blade und sag ihnen, wir sind bereit. Informiere sie, dass es heiß ist.«

Der Chinook-Hubschrauber flog Warteschleifen und wartete auf ihr Funksignal. Wie das meiste im Gefecht und auf jeden Fall in Afghanistan war auch ihre LZ nicht optimal, teilweise wegen der Landschaft und teilweise wegen des Kompromisses in der Bauweise des Chinook: Er erreichte große Flughöhen, brauchte dafür aber einen vergleichsweise großen Landeplatz. Der 47er konnte Truppen in großer Höhe erreichen, benötigte dann aber viel Raum, um sie aufzunehmen. In diesem Fall wurde die LZ im Westen und Süden von Schluchten und Kämmen eingeengt, die nahe genug waren, um den Hubschrauber in die Reichweite von Handfeuerwaffen zu bringen.

»Blade, hier Sickle, kommen.«

»Sickle, wir hören euch.«

»Fertig zum Aufnehmen. Wind drei bis sechs aus nördlicher Richtung. Lima Zulu ist heiß, Zusammensetzung und Richtung unbekannt.«

»Verstanden, Lima Zulu ist heiß. Landung in drei Minuten.« Zwei Minuten später: »Sickle, Blade im Anflug, setzen Sie Markierung.«

»Verstanden, bitte warten«, erwiderte Driscoll und funkte Barnes an. »Leuchtfeuer, Barnes.«

»Verstanden, Boss. Ich habe Blau, Gelb, Rot.«

Jenseits des Canyons glühten die Leuchtfeuer auf, segelten durch die Luft und landeten auf dem Plateau. Driscoll hätte ein Infrarot-Blinklicht vorgezogen, aber es war kein S4 mehr da gewesen, als sie aufgebrochen waren.

Driscoll gab durch: »Blade, hier Sickle, ich habe Blau, Gelb und Rot gesetzt.«

»Verstanden, sehe die Lichter.«

Jetzt hörten sie es, das Hämmern der Rotoren des Chinook. Dann: »Sickle, hier Blade, ich sehe Fahrzeuge in Ihrer Richtung, dreihundert Meter westlich. Ich sehe zwei UAZ, kommen.«

Mist. »Abdrehen, abdrehen. Nehmen Sie die LZ auf und bleiben in Warteposition.« Die einzige Alternative wäre gewesen, dass die Schützen im Chinook die UAZ unter Feuer nahmen, aber der

Beschuss aus der Luft wäre wie ein Signallicht für alle feindlichen Einheiten in der ganzen Gegend gewesen. Der Pilot des Hubschraubers hatte seine eigenen Gefechtsvorschriften, aber weil Driscoll und seine Ranger am Boden und in Gefahr waren, musste er das anordnen. Dass die UAZ nicht auf sie zurasten, sagte ihm, dass seine Einheit noch nicht gesehen worden war. Bis jetzt hatten sie damit Glück gehabt; besser, man forderte es nicht heraus.

»Verstanden, drehen ab«, erwiderte der Chinook-Pilot.

Zu Barnes: »Wir kriegen Besuch aus westlicher Richtung. Lösch die Leuchtfeuer. Alle Mann in Deckung.« Hinter ihm warfen sich die Männer zu Boden.

Er bekam einen Doppelklick als Antwort und sah einige Augenblicke später zwei geduckte Gestalten auf das Plateau klettern. Die Leuchtfeuer gingen aus.

Weiter unten im Canyon bewegten sich die Scheinwerfer der UAZ nicht weiter. Driscoll hörte schwach das ungedämpfte Rumpeln ihrer Motoren. Lange dreißig Sekunden vergingen, dann heulten die Motoren auf, die Jeeps setzten sich den Canyon entlang in Bewegung und schwärmten dabei in unregelmäßiger Linie aus. ***Schlechtes Zeichen,*** dachte Driscoll. Normalerweise fuhren die UAZ in

einer Reihe. Wenn sie ausschwärmten, hieß das, dass sie Ärger erwarteten.

»Bleibt in Deckung«, gab Driscoll dem Team durch. »Die Gomer sind auf der Jagd.« Dann an den Chinook: »Blade, hier Sickle, bleiben Sie dicht dran. Vielleicht brauchen wir Sie.«

»Verstanden.«

Scheinwerferstrahlen hüpften über den unebenen Boden, dann folgte das Knirschen der Reifen, als die UAZs dem Canyon folgten, bis der erste Jeep auf gleicher Höhe mit der Schlucht war, in der sich Driscoll und sein Team verbargen. Die Bremsen quietschten, der UAZ kam zum Stehen; auch der zweite, zehn Meter dahinter, hielt an. Im Beifahrerfenster leuchtete ein Suchscheinwerfer auf und tastete die Felswände ab; an der Schlucht hielt er an. ***Bitte weitergehen, Gomer,*** dachte Driscoll. ***Hier gibt es nichts zu sehen.*** Jetzt schwang der Suchscheinwerfer herum, leuchtete aus dem Fenster auf der Fahrerseite und suchte die gegenüberliegende Schlucht ab. Nach sechzig Sekunden erlosch er, das Getriebe des ersten UAZ knirschte und grollte, dann fuhr der Wagen an und aus Driscolls Sicht.

»Wer sieht was?«, funkte er.

»Hab ihn«, entgegnete Barnes. »Fünfzig Meter entfernt, bewegt sich weiter Richtung Osten.« Dann:

»Jetzt hundert Meter … Fahrzeuge haben angehalten.«

Driscoll erhob sich vorsichtig und lief gebückt aus der Schlucht, wobei er darauf achtete, sich dicht an der Canyonwand zu halten, bis er die haltenden UAZ sehen konnte. Er ließ sich auf den Bauch fallen und spähte durch sein Nachtsichtgerät. Sämtliche Jeeps waren an den nördlichen und südlichen Felswänden in Position gegangen, Scheinwerfer und Motoren abgeschaltet. Ein Hinterhalt.

»Bleibt, wo ihr seid, keinen Laut«, befahl Driscoll, dann funkte er den Chinook an. »Blade, hier Sickle.«

»Sickle hört.«

»Unsere UAZ haben Aufstellung am Ostende des Canyons genommen.«

»Verstanden, wir sehen sie. Melde, wir haben noch acht Minuten bis Bingo.«

Also noch acht Minuten, bis der Chinook umkehren musste, um noch genug Treibstoff für RTB, ***Return To Base*** (Rückkehr zum Stützpunkt), zu haben. Für Ranger war es normal, mit knappen Reserven auszukommen, aber ein paar Dinge riskierte man besser nicht, und zu denen gehörte vor allem die eigene Rückfahrkarte.

»Verstanden. Bekämpfen Sie die UAZ. Alles auf Rädern gehört Ihnen.«

»Verstanden, wir bekämpfen die UAZ.«

Der Chinook erschien mit blendenden Landescheinwerfern über der Kante des Plateaus, drehte und senkte sich in westlicher Richtung in den Canyon. Driscoll konnte den Bordschützen in der Seitentür sehen, wie er seine Minigun herumschwenkte. Driscoll funkte: »Gomez, bring deine Leute die Rampe hoch.«

»Verstanden, Boss.«

»Ziel erfasst«, gab der Chinook-Pilot durch. »Eröffnen Feuer …«

Die Dillon-M134-Minigun bellte auf, und das Mündungsfeuer tauchte die Seite des Hubschraubers in orangefarbenes Licht. Der Feuerstoß dauerte keine zwei Sekunden, dann folgte der nächste, dann ein weiterer, dann war der Pilot wieder zu hören: »Ziele vernichtet.« Bei einer Feuergeschwindigkeit von 3000 Schuss pro Minute hatte der Hubschrauber in diesen etwa fünf Sekunden 250 7,62-Millimeter-Kugeln in die sich nähernden UAZs gepumpt. Der Chinook tauchte wieder auf, glitt seitlich über die LZ und setzte auf. Die Einstiegsrampe klappte herunter.

Gomez rief: »Gebe euch Feuerschutz, Santa.«

»Verstanden, wir sind unterwegs zu euch.«

Driscoll gab den Befehl, und wieder in Zweiergruppen überquerte der Rest seines Teams den

Canyonboden in Sprüngen von Deckung zu Deckung, bis Driscoll und Tait als Letzte drüben ankamen und die Felsrampe hinaufliefen.

»Ziel!«, hörte Driscoll über sein Headset. Niemand von seinen Leuten, entschied er, da sprach jemand an Bord des Hubschraubers. »Von hinten, auf sieben Uhr!« Von Westen über das Plateau hörte man das Rattern automatischer Waffen - Kalaschnikows, rasch gefolgt vom Antwortfeuer der M4-Gewehre.

Driscoll und Tait erreichten das obere Ende der Rampe, ließen sich hinfallen und robbten die letzten Meter. Fünfzig Meter voraus, aus einer Schlucht und entlang des Kamms, blitzte Mündungsfeuer. Driscoll zählte mindestens drei Dutzend. Unten im Canyon erschienen vier Paar Scheinwerfer in der Dunkelheit. Noch mehr UAZ.

Petersons Stimme: »RPG, RPG ...«

Zu ihrer Rechten zischte etwas Helles vorbei. Aus dem Boden neben dem Chinook schlug Feuer.

»Abdrehen, abdrehen«, rief der Pilot, dann tat er etwas, was Driscoll noch nie gesehen hatte: In einem präzisen Manöver hob er ab, blieb in zwei Metern Höhe im Schwebflug stehen, schwenkte die Maschine und brachte damit den Bordschützen in der Seitentür in Feuerposition. »Volle Deckung!« Die Dillon-Minigun nahm Schlucht und

Hügelkamm unter Feuer.

»Da läuft einer!«, hörte Driscoll undeutlich in seinem Kopfhörer. »Richtung West!«

Von den Leuchtspurgeschossen der Minigun seitlich beleuchtet, taumelte ihr Gefangener, immer noch an den Händen gefesselt, vom Chinook weg und auf die anderen zu. Tait murmelte: »Ich hab ihn, Santa.«

»Putz ihn weg.«

Taits M4 knallte, der Gefangene stürzte. Das Feuer der Kalaschnikows wurde dünner, dann hörte es auf. Driscoll gab durch: »Blade, wir sehen UAZ im Canyon. Zweihundert Meter entfernt, näher kommend. Drei Uhr von Ihnen aus.«

»Verstanden«, erwiderte der Pilot und schwenkte den Chinook herum. Wieder feuerte die Minigun. Es dauerte nur zehn Sekunden. Als die Staubwolken davontrieben, enthüllten sie vier schrottreife UAZ.

»Abzählen«, befahl Driscoll. Keine Antwort. »Abzählen!«, wiederholte er. Collins antwortete. »Zwei Tote, Santa, und zwei Verwundete.«

»Motherfucker.«

Der Pilot rief wieder - Driscoll fand, er klang sehr ruhig. »Sickle, was halten Sie davon, an Bord zu kommen und nach Hause zu fliegen, bevor uns das Glück im Stich lässt?«

In all den Jahren, die Juri Beketow in Sankt Petersburg verbracht hatte, war er Hunderte Male durch dessen abgedunkelte Straßen gegangen. Heute war das jedoch etwas anderes, und es brauchte keine große Überlegung, um herauszufinden, warum dies so war. Reichtum - oder wenigstens potenzieller Reichtum - verändert unverhofft alle Perspektiven eines Menschen. Und diese Form von Reichtum war von besonderer Art. Er war nicht auf das Geld als solches stolz, sondern eher darauf, wie er es zu verwenden gedachte. Er war sich jedoch überhaupt nicht sicher, ob das eine echte Unterscheidung oder nur eine Rationalisierung war. Wenn man mit dem Teufel aus einem ganz bestimmten Grund tanzte, hatte man dann nicht trotzdem den Teufel in den Arm genommen?

Von allen Städten seines Heimatlandes mochte Juri Sankt Petersburg am meisten. Die Geschichte der Stadt spiegelte fast vollständig die russische Geschichte wider. Im Jahr 1703 hatte Peter der Große die Stadt während des Großen Nordischen Kriegs mit den Schweden gegründet. Im Ersten Weltkrieg erschien der Name Sankt Petersburg plötzlich als zu deutsch und wurde deshalb zu Petrograd verändert. Im Jahr 1924 wurde die Stadt,

sieben Jahre nach der bolschewistischen Revolution und einige Tage nach Wladimir Lenins Tod, in Leningrad umbenannt. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion bekam sie dann ihren alten Namen Sankt Petersburg zurück.

Sankt Petersburg, eine Zeitkapsel der russischen Geschichte. Kein schlechter Buchtitel, dachte er. Zu schade, dass er keinerlei schriftstellerische Ambitionen hatte. Die Zaren, die Bolschewisten, der Untergang des roten Imperiums und schließlich die Demokratie - wenn auch vielleicht eine Demokratie mit einem leicht totalitären Anstrich.

Heute war es besonders kalt. Ein heftiger Wind wehte von der Newa herauf und pfiff durch die Äste der Bäume. Der herumliegende Abfall, der im Dunkeln nicht zu sehen war, wurde über den Beton und das Kopfsteinpflaster getrieben. Aus einer in der Nähe liegenden Gasse war das Klirren einer Flasche und danach ein unterdrückter Fluch zu hören. Irgendeinem Penner war jetzt der Wodka ausgegangen, oder er hatte den letzten Rest verschüttet. Trotz seiner Liebe zu Sankt Petersburg wusste Juri, dass dessen beste Tage lange vorbei waren. Dies galt wohl auch für das ganze Land.

Der Zusammenbruch der Sowjetunion bedeutete für alle eine gewaltige Umstellung, und vor allem

sein früherer Arbeitgeber, der KGB, durchlief eine stürmische Zeit. Aus ihm gingen dann sowohl die Federalnaja Sluschba Besopasnosti (FSB), der Föderale Dienst für Sicherheit, als auch die Sluschba Wneschnei Raswedki (SVR), der »Auslandsnachrichtendienst«, hervor. Dies waren nur die letzten in einer langen Reihe von Akronymen, unter denen der russische Geheimdienst operiert hatte, an deren Anfang die gefürchtete Tscheka gestanden hatte. Der effizienteste und gefürchtetste all dieser Buchstabensuppen-Vorgänger und -Nachfolger war jedoch wohl der KGB, das »Komitee für Staatssicherheit«.

Bevor er 1993 mit einer minimalen Rente in den Ruhestand trat, hatte Juri für die KGB-Elitetruppe, die Abteilung S (Illegale) der Ersten Hauptverwaltung (Auslandsaufklärung), gearbeitet. Dies waren die echten Spione. Sie hatten keinen Diplomatenstatus, keine Botschaft, in die sie sich flüchten konnten. Wenn sie aufflogen, wurden sie nicht abgeschoben, sondern eingesperrt oder sogar getötet. Er hatte einige Erfolge erzielt, die allerdings nicht so spektakulär waren, dass sie ihn in die höheren Ränge des KGB hinaufkatapultiert hätten. So fand er sich im Alter von 45 Jahren arbeitslos auf den Moskauer Straßen wieder, mit beruflichen Fähigkeiten, die ihm nur wenige Karrierewege

eröffneten: private nachrichtendienstliche Arbeit, Sicherheitsdienste und Personenschutz oder das organisierte Verbrechen. Juri hatte sich für das Erste entschieden und eine Beratungsfirma gegründet, deren Zielgruppe die unzähligen westlichen Investoren waren, die in der Frühzeit der postsowjetischen Herrschaft Russland regelrecht stürmten. Juri verdankte seine ersten Erfolge zu einem gewissen Grad der Krasnaja Mafija, der Roten Mafia, und ihren größten Banden, der Solnzewskaja Bratwa, der Dolgoprudnenskaja und der Ismailowskaja, die alle emsig begonnen hatten, die chaotische russische Wirtschaft auszuplündern, bevor die ersten ausländischen Investoren ins Land gekommen waren. Natürlich kümmerte sich die Krasnaja Mafija in keiner Weise um die subtilen Nettigkeiten des üblichen Wirtschaftsgebarens, und die Investoren aus Europa und Amerika waren sich dessen nur allzu bewusst, ein Umstand, den Juri mit Freuden zu seinen eigenen Gunsten ausbeuten konnte. ***Ausbeuten*** war überhaupt das Schlüsselwort jener Zeit. Der einzige Unterschied zwischen ihm selbst, der Mafia und dem gewöhnlichen Straßengangster waren die Methoden, mit denen sie ihr Ziel erreichen wollten. Für Juri lautete die Methode ganz einfach: Schutz. Er sorgte dafür, dass die ausländischen Geschäftsleute am

Leben blieben und nicht entführt wurden. Einige der kleineren Banden, die nicht die Ressourcen besaßen, um ihre eigenen Schutz- und Erpressungsspielchen durchzuführen, hatten sich auf die Entführung gut gekleideter Europäer oder Amerikaner verlegt, die in den besten Moskauer Hotels abgestiegen waren. Ihrem Erpresserbrief fügten sie dann ein abgeschnittenes Ohr, einen Finger oder eine Zehe, manchmal sogar noch etwas Schlimmeres bei. Die örtliche unterbezahlte und überlastete Miliz war dagegen weitgehend machtlos. Meistens wurde das Opfer umgebracht, wobei es keine Rolle spielte, ob das Lösegeld gezahlt wurde oder nicht. Es gab keine Ehre unter diesen Kidnappern. Nur brutalen Pragmatismus.

Juri hatte frühere KGB-Kollegen und Paramilitärs eingestellt, Letztere meist frühere Spetsnaz-Kommandos, die ebenfalls »freigesetzt« worden waren. Sie eskortierten die Kunden zu ihren Treffen und wieder zurück und stellten sicher, dass diese das Land gesund und munter und mit allen Körperteilen wieder verlassen konnten. Die Bezahlung war zwar gut, aber je mehr die Moskauer Wirtschaft, die offizielle und die im Untergrund, aufblühte, desto höher stiegen auch die Lebenshaltungskosten. Während also viele Kleinunternehmer wie Juri mehr Geld verdienten,

als sie je für möglich gehalten hätten, mussten sie gleichzeitig mit ansehen, wie es sofort wieder in einem unberechenbaren Markt versickerte oder für die verrückt hohen Lebenshaltungskosten draufging. Es war eine traurige Ironie, so viel Geld zu verdienen, und dann zu erleben, dass der Brotpreis im selben Maße in die Höhe schoss wie das eigene Einkommen.

In den späten Neunzigerjahren hatte Juri genug Geld gespart, um seinen drei Enkeln eine Universitätsausbildung und einen guten Berufsstart zu ermöglichen, aber nicht genug, um sich selbst in diesem idyllisch gelegenen Landhaus am Schwarzen Meer zur Ruhe zu setzen, von dem er seit zwanzig Jahren träumte.

Unmittelbar vor und nach den Ereignissen vom 11. September boten sich ihm jedoch zuerst hin und wieder, bald aber mit gewisser Regelmäßigkeit neue Chancen. An diesem Morgen war Amerika aufgewacht und hatte eine neue Tatsache endgültig begriffen, die der KGB und viele nicht westliche Geheimdienste bereits seit Langem kannten: Islamische Fundamentalisten hatten Amerika und seinen Verbündeten den Krieg erklärt. Zum Unglück der Vereinigten Staaten hatten sich diese Fundamentalisten im letzten halben Jahrzehnt von den schlecht organisierten, irrationalen Verrückten,

als die sie in den westlichen Medien oft dargestellt worden waren, zu hervorragend organisierten und gut ausgebildeten Soldaten mit einem klaren Ziel gewandelt. Schlimmer noch: Sie hatten auch den Wert von Geheimdienstnetzwerken, der Anwerbung geeigneter Agenten und von Kommunikationssystemen erkannt, alles Dinge, deren Vorzüge traditionell nur den nationalen Geheimdiensten zur Verfügung gestanden hatten.

Trotz all seiner Errungenschaften und Segnungen war Amerika der archetypische Riese, der die Pfeile auf gespannten Bogen vor seiner Nase fröhlich ignorierte und nur auf die sprichwörtlichen Kanonen am Horizont achtete, diese wenigen, sporadischen kleinen 9/11-Vorläufer, die sich nicht einfach auf die hinteren Seiten der ***New York Times*** verbannen ließen und die man selbst in den viertelstündlichen Kurznachrichten von CNN und MSNBC erwähnen musste. Die Historiker werden sich wohl bis in alle Ewigkeit darüber streiten, ob die amerikanischen Geheimdienste die Vorbereitungen des 11. September nicht hätten mitbekommen können oder müssen. Ganz sicher hätte ihnen jedoch die deutliche Eskalation auffallen müssen, die mit dem ersten Bombenanschlag auf das World Trade Center im Jahr 1993 begann und dann zum Anschlag auf die amerikanische Botschaft

in Kenia im Jahr 1998 und den Angriff auf die USS ***Cole*** im Jahr 2000 führte. Nur für die CIA waren dies isolierte Ereignisse. Für die miteinander verbundenen Terrorzellen, die sie durchgeführt hatten, waren es Schlachten in einem Krieg. Erst als sie den Vereinigten Staaten in Wort und Tat laut den Krieg erklärt hatten, begannen die US-Geheimdienste zu begreifen, dass diese Pfeile und Bogen auf keinen Fall ignoriert werden durften.

Umso schlimmer war es in dieser Lage, dass die US-Regierung und die CIA erst vor Kurzem etwas aufgegeben hatte, das Juri für sich die »Golem-Mentalität« getauft hatte. Er meinte damit die fast besessene Konzentration auf den Kopf des gegnerischen Riesen, während man gleichzeitig dessen Finger und Zehen ignorierte. Natürlich würde sich dies niemals wirklich ändern, wenn es um den Staatsfeind Nummer eins, den Emir, ging, der nach Juris Ansicht inzwischen sowohl absichtlich als auch durch den Gang der Ereignisse zu Amerikas Golem geworden war. Nationen brauchten klar definierte Feinde, jemanden, auf den sie mit dem Finger zeigen und dann »Achtung, Gefahr!« rufen konnten.

Natürlich konnte sich Juri über diese Entwicklung nicht beklagen. Wie so viele seiner Landsleute hatte er von diesem Krieg profitiert, wenngleich erst seit

Kurzem und mit großem Zögern und einem gewissen Bedauern. Mitte der Neunzigerjahre hatten zahlungskräftige islamische Fundamentalisten begonnen, an Russlands Tür zu klopfen und zu versuchen, arbeitslose Geheimdienstbeamte, Nuklearwissenschaftler und Soldaten von Spezialeinheiten anzuwerben. Wie so viele seiner Landsleute hatte auch Juri die Tür geöffnet, allerdings war er bereits alt und müde und brauchte nur noch etwas Geld für sein Landhaus am Schwarzen Meer. Mit ein bisschen Glück sollte das heutige Treffen dieses Problem lösen.

Juri schob seine Tagträume beiseite und konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart. Er trat vom Geländer zurück und überquerte die Brücke. Danach ging er noch zwei Blocks die Straße hinunter bis zu einem neonbeleuchteten Restaurant, über dessen Eingang in arabischer und kyrillischer Schrift »Tschiaka« stand. Er überquerte die Straße und fand im blinden Punkt zwischen zwei Straßenlaternen eine Parkbank. Er setzte sich und beobachtete das Lokal. Dann klappte er den Kragen hoch, um sich gegen den Wind zu schützen, und steckte die Hände tief in die Manteltaschen.

Das ***Tschiaka*** war ein tschetschenisches Restaurant, das von einer örtlichen muslimischen Familie betrieben wurde, die unter dem Schutz der

Obschina, der tschetschenischen Mafia, stand. Auch der Mann, mit dem er verabredet war und den er nur unter dem Namen Nima kannte, war wahrscheinlich mithilfe der Obschina nach Russland eingeschleust worden. ***Das spielt keine Rolle,*** beruhigte sich Juri selbst zum wiederholten Mal. Er hatte mit dem Mann bereits zweimal zu tun gehabt. Einmal hatte er ihn beim »Ortswechsel« eines Mannes beraten, den sie einen »Mitarbeiter« genannt hatten. Erst kürzlich diente er als Mittelsmann bei einer Anwerbung. Dies war eine höchst interessante Angelegenheit gewesen. Er hatte keine Ahnung, was die Männer mit einer Frau dieses ganz bestimmten Kalibers anfangen wollten, und es war ihm auch egal. Er hatte sich so kindische Neugier schon vor langer Zeit abgewöhnt.

Er beobachtete die Umgebung noch weitere zwanzig Minuten, bis er sich sicher war, dass hier nichts Ungewöhnliches vor sich ging. Keine ungebetenen Zeugen, ob Polizisten oder sonst jemand, weit und breit. Er stand auf, überquerte die Straße und betrat das hell erleuchtete Lokal. Es war spartanisch eingerichtet. Der Boden bestand aus schwarzen und weißen Vinylfliesen. Im Raum standen nur runde Plastiktische und Holzstühle mit ungepolsterten Lehnen. Es war Abendessenszeit, und fast jeder Tisch war besetzt. Unter der Decke

waren Lautsprecher angebracht, aus denen der blecherne Klang der tschetschenischen Pondur-Musik dröhnte, der dem der russischen Balalaika ähnelte.

Juri musterte das Innere des Restaurants sorgfältig. Einige Gäste schauten kurz auf, als er hereinkam, kehrten jedoch fast sofort zu ihrem Essen oder ihren Gesprächen zurück. Zwar waren Russen in tschetschenischen Lokalen kein häufiger Anblick, sie waren jedoch auch nicht selten. Trotz ihres schlechten Rufs hatte Juri bisher kaum Probleme mit Tschetschenen gehabt. Meist folgten sie dem Motto: »Leben und leben lassen.« Gnade Gott jedoch den Menschen, deren Tod sie beschlossen hatten. Nur wenige Organisationen waren so grausam wie die Obschina. Diese Tschetschenen liebten ihre Messer und konnten gut mit ihnen umgehen.

Ganz hinten im Lokal erblickte er plötzlich Nima. Er saß in einer kleinen Sitzecke direkt an der Wand neben der Küchentür und der Toilette. Juri ging zu ihm hinüber, gab ihm beim Vorbeigehen mit dem Finger ein Zeichen, dass er noch etwas warten sollte, und betrat die Toilette, um sich die Hände zu waschen. Natürlich waren seine Hände völlig sauber. Er wollte nur sichergehen, dass die Toilette leer war und es dort auch keinen zweiten Eingang

gab. Diese Vorsicht und Sorgfalt mochten vielleicht einem normalen Menschen seltsam erscheinen, hatten ihn jedoch in der Illegalität viele Jahre am Leben erhalten. Er sah deshalb auch keinen Grund, warum er sein Verhalten ändern sollte. Er trocknete sich die Hände und nahm sich dann einen Moment Zeit, um nachzuprüfen, ob die Makarow-Pistole Kaliber 9 mm sicher in ihrem Holster in seinem hinteren Hosenbund steckte. Dann ging er hinaus und ließ sich in der Sitzecke nieder, und zwar so, dass er das ganze Restaurant überblicken konnte. Links von ihm war die Schwingtür zur Küche. Während Juri auf der Toilette war, hatte Nima seine Sportjacke ausgezogen und über den Rand der Sitzecke drapiert. Die Botschaft war klar: ***Ich bin unbewaffnet.***

Der Tschetschene spreizte die Hände und lächelte Juri an. »Ich weiß, Sie sind ein vorsichtiger Mann, mein Freund.«

Als Antwort öffnete Juri seinen Sportmantel. »So wie Sie.«

Ein Kellner nahm ihre Bestellungen auf und verschwand wieder.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte Nima.

Sein Russisch war gut. Er hatte nur einen ganz schwachen fremdländischen Akzent. Seine Haut war hell genug, dass man ihn für einen Einheimischen

mit etwas tatarischem Blut hätte halten können. Juri fragte sich plötzlich, ob der Mann irgendwo im Westen auf die Schule gegangen war oder studiert hatte.

»Das war doch selbstverständlich. Es ist mir ein Vergnügen.«

»Ich wusste nicht, ob Sie gerade verfügbar sind.«

»Für Sie, mein Freund, immer. Sagen Sie, ist Ihr Kollege eigentlich sicher an seinem Bestimmungsort angekommen?«

»Ja. So wie die Frau. Wie ich gehört habe, entspricht sie exakt Ihrer Schilderung. Meine Vorgesetzten sind über die Hilfe, die Sie uns bisher geleistet haben, sehr erfreut. Ich nehme an, das Entgelt war zufriedenstellend? Keine Probleme?«

»Keine Probleme.« Tatsächlich lag das Geld inzwischen sicher auf einem Liechtensteiner Konto. Betrüblicherweise brachte es kaum Zinsen, doch es war dort vor den digitalen Augen neugieriger Geheimdienste und Polizisten geschützt. Er hatte sich noch nicht entschieden, wie er die Gelder zurücktransferieren würde, wenn er sie einmal brauchte, aber da gab es immer Mittel und Wege, vor allem wenn man sich vorsah und bereit war, für solche Dienste gut zu bezahlen. »Bitte geben Sie meinen Dank an Ihre Vorgesetzten weiter.«

Nima griff sich ans Kinn. »Natürlich.« Danach

kamen die Getränke, Wodka für Juri und Sprudelwasser für Nima. Dieser nahm einen Schluck und sagte dann: »Wir haben Ihnen einen weiteren Vorschlag zu machen, Juri, etwas, wofür Sie auf einzigartige Weise geeignet sind, wie wir glauben.«

»Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.«

»Wie bei den beiden vorherigen Aufträgen ist das Ganze eine delikate Angelegenheit und im Übrigen für Sie auch nicht ganz gefahrlos.«

Juri breitete die Arme aus und lächelte. »Das gilt gewöhnlich für fast alles, was in diesem Leben etwas wert ist, oder nicht?«

»Wohl wahr. Natürlich wissen Sie ja …«

Am Eingang des Restaurants ertönte ein Schrei, und dann war das Splittern von Glas zu hören. Als Juri aufblickte, sah er einen offensichtlich völlig betrunkenen Mann, der gerade von seinem Stuhl aufstand und dabei einen Teller mit einem nicht genau zu identifizierenden Essen in seiner erhobenen Handfläche hielt. Die anderen Gäste starrten ihn an. Der Mann gab eine ganze Reihe von unverständlichen Wörtern von sich, die Juri für tschetschenische Flüche und Schimpfwörter hielt, die wohl die entsetzliche Qualität seines Essens beschreiben sollten. Er geriet ins Wanken und taumelte auf einen Kellner mit weißer Schürze zu.

Juri kicherte. »Offensichtlich ein unzufriedener Gast …«Er ließ den Satz unvollendet, als ihm bewusst wurde, dass Nima sich nicht einmal umgedreht hatte, um nach der Ursache für die ganze Aufregung zu sehen. Stattdessen schaute er Juri mit einem Anflug von Bedauern direkt in die Augen. Plötzlich begannen im Kopf des früheren KGB-Offiziers die Alarmglocken zu läuten. ***Ablenkung, Juri, das Ganze ist eine arrangierte Ablenkung.***

Die Zeit schien plötzlich wie eingefroren.

Juri beugte sich nach vorn. Er langte mit der Hand hinter sich an sein Kreuz, um die Makarow aus dem Hosenbund zu ziehen. Seine Finger hatten gerade den geriffelten Pistolengriff erreicht, als er merkte, dass die Küchenschwingtür zu seiner Linken offen stand. Auf der Schwelle erkannte er die Figur eines Mannes.

»Es tut mir leid, mein Freund«, hörte er Nima in einem weit entfernten Teil seines Geistes sagen. »Aber so ist es für uns alle am besten …«

Über die Schulter seines Gegenübers sah Juri einen weiteren Kellner auf sie zukommen, der ein Tischtuch in der Hand hielt, das er ganz langsam zusammenzufalten begann. Es war ein Vorgang, der die Tat abschirmen sollte … Aus den Augenwinkeln bemerkte Juri eine Bewegung. Als er den Kopf nach

links drehte, sah er, wie die Gestalt in der Türöffnung, ein weiterer Kellner mit weißer Schürze, etwas Dunkles und Röhrenförmiges in der Hand hielt und auf ihn richtete.

Irgendwo in dem immer noch ruhigen, analytischen Teil seines Gehirns dachte Juri: ***Ein behelfsmäßiger Schalldämpfer*** … Er wusste, dass er keinen Laut hören und keinen Mündungsblitz sehen würde. Auch würde er keine Schmerzen verspüren.

Er hatte recht. Das Hohlspitzgeschoss der 9-mm-Parabellum traf ihn direkt über der linken Augenbraue, pilzte beim Durchschlagen der Schädeldecke auf und verwandelte ein softballgroßes Stück seines Gehirns in eine geleeartige Masse.

»Verdammt!«, knurrte der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, John Patrick Ryan, in seinen Frühstückskaffee.

»Was ist los, Jack?«, fragte Cathy, obwohl sie bereits wusste, was »los« war. Sie liebte ihren Mann innig, aber wenn ein Thema erst einmal seine Aufmerksamkeit erregt hatte, verbiss er sich förmlich darin, ein Charakterzug, der ihn zu einem guten Geheimdienstmann und einem noch besseren

Präsidenten hatte werden lassen, aber nicht unbedingt zu einer Person, mit der das Leben einfach gewesen wäre.

»Dieser Idiot Kealty hat keine Ahnung, was zum Henker er da macht. Und was noch schlimmer ist: Es ist ihm egal. Gestern hat er in Bagdad zwölf Marines getötet. Und weißt du, warum?« Cathy gab keine Antwort; sie wusste, dass dies eine rein rhetorische Frage war. »Weil irgendjemand in seinem Stab der Meinung war, dass wir ein falsches Signal aussenden, wenn unsere Marines mit geladenen Waffen herumlaufen. Verdammt noch mal, sendet man denn erst Signale, wenn Leute ihre Waffen auf dich richten? Und dann auch noch das: Der Truppführer verfolgte die Schurken und schaffte es, sechs von ihnen umzunieten, bis man ihm befahl, sich zurückzuziehen.«

»Wer gab den Befehl?«

»Sein Bataillonskommandeur, der wahrscheinlich eine Anweisung vom Divisionskommandeur erhielt, der wiederum von irgendeinem Rechtsanwalt verblödet wurde, den Kealtys Trottel irgendwo in die Befehlskette eingeschleust haben. Aber das Schlimmste ist, dass es ihm völlig egal ist. Schließlich läuft gerade die Verabschiedung des Haushalts, und dann gibt es auch noch die ganze Aufregung über die verdammten Bäume in Oregon,

die natürlich seine ungeteilte Aufmerksamkeit erfordern.«

»Nun, solche Dinge haben immer zwei Seiten, und eine Menge Leute lassen sich durch Umweltfragen auf die Palme bringen, Jack«, wies ihn Professor Cathy Ryan zurecht.

Kealty! Jack kochte innerlich. Dabei hatte er doch alles genau geplant! Robby wäre ein guter Präsident geworden, nur hatte er, Jack, diesen alten, geistig verwirrten Bastard vom Ku-Klux-Klan nicht in seine Rechnung einbezogen, der jetzt immer noch in seiner Todeszelle in Mississippi auf den Tag seiner Hinrichtung wartete. Jack war an diesem Tag im Oval Office gewesen — und was war geschehen? Sechs Tage vor der Wahl, Robby lag in den Meinungsumfragen mit sicherem Abstand vorn. Und dann: Nicht mehr genug Zeit, um die Sache wieder auf die Reihe zu kriegen, die Wahl wurde zum Chaos, Kealty blieb als einziger wichtiger Kandidat übrig, und alle für Robby abgegebenen Stimmen wurden durch diese Konfusion ungültig. Und sehr viele Wähler waren aus schierer Verwirrung erst gar nicht zur Wahl gegangen. Kealty, Präsident mangels Gegner; eine Wahl ohne Wahlmöglichkeit.

Und die Übergangsperiode war, was kaum möglich schien, noch schlimmer gewesen. Die Beerdigung

fand in der Baptistenkirche von Jacksons Vater in Mississippi statt und gehörte zu Jacks schlimmsten Erinnerungen. Die Medien zogen über seine offen gezeigten Gefühle her. Präsidenten sollten schließlich wie Roboter funktionieren, aber Ryan hatte nie zu dieser Sorte gehört.

Und mit verdammt gutem Grund, dachte Ryan.

Hier, in genau diesem Zimmer, hatte Robby ihm, seiner Frau und seiner Tochter das Leben gerettet - und das seines noch ungeborenen Sohnes. Jack hatte sein ganzes Leben hindurch kaum jemals echte Wut empfunden, aber das war ein Thema, das bei ihm einen geradezu vulkanartigen Ausbruch auslöste. Selbst Robbys Vater hatte ihm in dieser Sache Vergebung gepredigt, eindeutiger Beweis dafür, dass Reverend Hosiah Jackson ein besserer Mensch war als er, Jack, jemals sein würde. Also - welches Schicksal war für Robbys Killer angemessen? Wie war's mit ein paar Pistolenkugeln in die Leber ...? Würde vielleicht fünf oder zehn Minuten dauern, bis der Bastard verblutet war, dann würde er brüllend vor Schmerzen zur Hölle fahren ...

Was noch schlimmer war: Der amtierende Präsident erwog eine generelle Umwandlung aller Todesurteile in Amerika. Seine politischen

Verbündeten betrieben bereits aktive Lobbyarbeit für ihn in den Medien und planten eine große öffentliche Demonstration des Mitgefühls auf der Washington Mall. Mitleid für die Opfer dieser Killer und Kidnapper zogen sie natürlich nie in Betracht, doch die Ablehnung der Todesstrafe war für sie ein tief verwurzeltes Prinzip, das Ryan eigentlich im Grunde respektierte.

Der Expräsident atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Er musste sich wieder an die Arbeit machen. Seit zwei Jahren schrieb er an seinen Memoiren und befand sich bereits auf der Zielgeraden. Die Arbeit war ihm besser von der Hand gegangen als erwartet, sogar so gut, dass er seiner Autobiografie bereits eine vertrauliche Notiz angefügt hatte, in der er verfügte, dass sie erst zwanzig Jahre nach seinem Tod ans Licht der Öffentlichkeit gebracht werden dürfe.

»Wo bist du grade?«, fragte Cathy, die an ihren Tagesplan dachte. Sie hatte vier Laseroperationen vor sich. Der für sie abgestellte Geheimdienstagent hatte bereits alle Patienten durchleuchtet, falls einer plante, mit einer Pistole oder einem Messer in den OP-Saal zu kommen, was so extrem unwahrscheinlich war, dass Cathy längst keinen Gedanken mehr daran verschwendete. Oder vielleicht verschwendete sie nur deshalb keinen

Gedanken mehr daran, weil sie wusste, dass sich ihr Bodyguard ***tatsächlich*** darüber Sorgen machte.

»Was?«

»Im Buch«, erklärte sie.

»In den letzten Monaten.« Seine Steuer- und Finanzpolitik, die sogar recht gut funktioniert hatte, bis Kealty mit dem Flammenwerfer angerückt war.

Und jetzt wurstelten sich die Vereinigten Staaten unter der Präsidentschaft - oder vielmehr der Herrschaft - von Edward Jonathan Kealty eben irgendwie durch, einem Mann, der mit dem Silberlöffel des Aristokraten im Mund geboren worden war. Früher oder später würde die Sache wieder zurechtgerückt werden, dafür würde das Volk schon sorgen. Aber der Unterschied zwischen einem Mob und einer Herde war, dass der Mob gewöhnlich einen Führer hatte. Das Volk brauchte eigentlich keinen Führer. Das Volk kam ganz gut ohne ihn aus - weil irgendwann und irgendwie ein Führer erscheinen würde. Und wer wählte den Führer? Das Volk natürlich.

Aber das Volk wählte sich den Führer gewöhnlich aus einer Liste von Kandidaten, und die mussten selbst zur Kandidatur entschlossen sein.

Das Telefon klingelte; Jack nahm ab.

»Hallo?«

»He, Jack.« Die Stimme klang sehr vertraut. Jacks

Augen leuchteten auf.

»Hi, Arnie. Wie ist das akademische Leben?«

»Wie zu erwarten. Heute schon die Nachrichten gelesen?«

»Die Marines?«

»Was hältst du davon?«, fragte Arnie van Damm. »Sieht wirklich übel aus.«

»Ich glaube, es ist noch schlimmer, als es aussieht. Die Journalisten erzählen nicht die ganze Geschichte.«

»Haben sie das je getan?«, fragte Jack bitter.

»Nein, schon gar nicht, wenn sie ihnen nicht gefällt, aber es gibt auch ein paar integre Leute in dieser Zunft. Bob Holtzman von der ***Post*** leidet gerade heftig unter Gewissensbissen. Hat mich angerufen. Will mit dir darüber reden, wie du die Sache siehst - vertraulich, natürlich.«

Robert Holtzman von der ***Washington Post*** gehörte zu den wenigen Journalisten, denen Ryan beinahe vertraute, vor allem, weil er Ryan gegenüber immer aufrichtig gewesen war, teilweise aber auch, weil er ein ehemaliger Marineoffizier war - ein 1630er, der Code der Navy für einen Nachrichtenoffizier. Er mochte zwar mit Ryan in den meisten politischen Fragen nicht übereinstimmen, hatte sich aber stets als integrer Mann erwiesen. Holtzman wusste einiges über

Ryans Hintergrund, das er nie veröffentlicht hatte, obwohl er manches davon zu recht pikanten Storys hätte verarbeiten können, vielleicht sogar zu solchen, die seiner Karriere einen kräftigen Schub hätten geben können. Aber vielleicht sparte er sie sich nur für ein Buch auf. Holtzman hatte schon mehrere Bücher veröffentlicht, eines davon war ein Bestseller geworden, und er hatte damit recht ordentlich verdient.

»Was hast du zu ihm gesagt?«, erkundigte sich Jack.

»Nur, dass ich dich fragen würde, aber dass du wahrscheinlich nicht einfach Nein sagen würdest, sondern verdammt noch mal Nein.«

»Arnie, ich mag den Burschen, aber ein Expräsident kann nicht auf seinen Nachfolger einprügeln …«

»Selbst dann nicht, wenn er ein Scheißkerl ist?«

»Selbst dann nicht«, bestätigte Jack bitter. »Oder vielmehr dann erst recht nicht. Aber warte mal. Ich dachte, du magst ihn? Was ist passiert?«

»Vielleicht war ich zu lange in deinem Dunstkreis. Und jetzt habe ich so eine irre Vorstellung, dass Charakterstärke doch irgendwie zählt. Und dass politisches Manövrieren nicht alles ist.«

»Darin ist er verdammt gut, Arnie, das muss sogar ich zugeben. Arnie, willst du nicht hier

runterkommen, damit wir reden können?«, fragte Ryan. Warum sonst würde Arnie an einem Freitagmorgen anrufen?

»Ja, okay, dann war mein Anruf wohl nicht raffiniert genug.«

»Flieg hier runter. Du weißt doch, du bist in meinem Haus immer willkommen.«

Cathy warf mit leiser Stimme ein: »Wie wär's am Dienstag? Zum Abendessen.«

»Wie wär's am Dienstag zum Abendessen?«, gab Jack den Vorschlag weiter. »Du kannst bei uns übernachten. Ich sage Andrea Bescheid, dass du kommst.«

»Tu das. Ich habe immer ein bisschen Angst, dass diese Frau eines Tages auf mich schießt, und so gut wie sie ist, wird sie sich vermutlich nicht mit einem Streifschuss zufriedengeben. Wir sehen uns dann so gegen zehn.«

»Abgemacht, Arnie. Bis bald.« Jack legte das Telefon weg und stand auf, um Cathy zur Garage zu begleiten. Cathy war in eine neue Klasse aufgestiegen. Sie fuhr jetzt einen zweisitzigen Mercedes, hatte aber kürzlich auch zugegeben, dass ihr die Hubschrauberflüge auf den Campus der Hopkins University fehlten. Als Ersatz spielte sie jetzt die Rennfahrerin, und ihrem Leibwächter Roy Altman blieb nichts anderes übrig, als sich auf dem

Beifahrersitz verzweifelt festzuklammern. Der Mann nahm seinen Job ernst. Jetzt stand er bereits neben dem Wagen, das Jackett aufgeknöpft, das Paddle Holster war zu sehen.

»Guten Morgen, Dr. Ryan«, begrüßte er sie. »Hi, Roy. Wie geht's den Kindern?«

»Danke, gut, Ma'am.« Er öffnete ihr die Fahrertür. »Einen produktiven Tag, Jack.« Und der übliche Morgenkuss.

Cathy stieg ein, legte den Gurt an und startete das Zwölf-Zylinder-Biest, das unter der Haube schlummerte. Sie winkte ihm kurz zu und setzte den Wagen rückwärts aus der Garage. Jack schaute ihr nach, bis sie unten in der Ausfahrt verschwand, wo die beiden Begleitfahrzeuge auf sie warteten. Dann ging er durch die Küchentür ins Haus zurück.

»Guten Morgen, Mrs. O'Day«, grüßte er.

»Guten Morgen, Mr. President«, antwortete Special Agent Andrea Price-O'Day, Jacks persönliche Agentin. Sie hatte einen etwas über zwei Jahre alten Sohn namens Conor, ein Prachtjunge, wie Jack wusste. Conors Vater war Patrick O'Day, Major Case Inspector für FBI-Direktor Dan Murray, eine der noch von Jacks Regierung vorgenommenen Ernennungen, die Kealty nicht antasten konnte, weil das FBI nicht zum politischen Fußball werden durfte - oder jedenfalls nicht werden sollte. »Wie

geht's dem Kleinen?«

»Gut. Er weiß nur noch nicht, was er mit dem Topf anfangen soll. Fängt an zu weinen, sobald er ihn sieht.«

Jack lachte. »Das war auch bei Jack so. Arnie kommt am Dienstag gegen zehn Uhr am Morgen und bleibt dann zum Abendessen und über Nacht.«

»Gut - ihn müssen wir ja nicht allzu gründlich überprüfen«, antwortete Andrea. Trotzdem würden sie seine Sozialversicherungsnummer durch die Datenbank des National Crime Information Center laufen lassen, um ganz sicherzugehen. Der Secret Service traute nur wenigen Menschen, selbst in den eigenen Reihen, seit Aref Raman die Seiten gewechselt hatte. Das hatte damals dem Service tatsächlich große Bauchschmerzen bereitet. Aber Andreas Ehemann hatte dazu beigetragen, die Sache zu regeln, und deshalb würde sich Raman sehr, sehr lange im Bundesgefängnis in Florence, Colorado, aufhalten müssen. Florence war die grimmigste aller Bundesstrafanstalten und verfügte über die absolut maximale Sicherheit, da es tief und vollständig unterirdisch in die Felsen gebaut war. Die im Knast von Florence beherbergten Gäste bekamen das Sonnenlicht nur auf ihren Schwarz-Weiß-Fernsehern zu sehen.

Ryan kehrte in die Küche zurück. Er hätte sie noch

weiter ausfragen können. Der Service behielt viele Geheimnisse für sich. Er hätte sogar eine Antwort bekommen, doch weil er auch einmal Präsident gewesen war, gehörte das zu den Dingen, auf die er leicht verzichten konnte.

Außerdem musste er sich wieder an die Arbeit machen. Er goss sich noch eine Tasse Kaffee ein und machte sich auf den Weg zu seinem Arbeitszimmer, um weiter an Kapitel 48, Abschnitt 2 zu arbeiten, George Winston und das Steuersystem. Das hatte gut funktioniert, bis Kealty beschlossen hatte, dass manche Leute nicht »ihren gerechten Anteil« zahlten. Und natürlich bestimmte Kealty als einziger und letzter Schiedsrichter, was »gerecht« war.

An diesem Morgen enthielt das XITS eine abgefangene codierte Nachricht, für die der Campus den Schlüssel hatte. Der Inhalt hätte freilich kaum eindeutiger sein können, sodass die Verschlüsselung wohl überflüssig war. Die Cousine von irgendjemand war von einem Mädchen entbunden worden. Es musste sich also um einen Klartextcode handeln. Auch im Zweiten Weltkrieg wurden solche in anscheinend klaren Texten versteckten Mitteilungen verwendet, etwa der Satz »Der Stuhl steht an der Wand«, mit dem der französische

Widerstand zu weiteren Aktionen gegen die deutschen Besatzer aufgefordert wurde, oder »Jean hat einen langen Schnauz«, der die bevorstehende D-Day-Invasion ankündigte.

Und was bedeutet das nun?, fragte sich Jack. Vielleicht hatte jemand wirklich gerade ein Kind bekommen, allerdings ein Mädchen, was in der arabischen Kultur nicht gerade ein großes Ereignis war. Oder vielleicht hatte es einen großen (oder kleinen) Geldtransfer gegeben, eine Möglichkeit für den Campus, die Aktivitäten der Gegenseite nachzuvollziehen. Allerdings hatte der Campus bereits alle eliminiert, die solche Geldbewegungen tätigten. So war ein Mann namens Uda Bin Sali in London durch den Magic Pen ums Leben gekommen, den auch Jack bei Mohammeds Eliminierung in Rom verwendet hatte, und MoHa war nun wirklich, wie Jack erfahren hatte, ein ganz böser Schurke gewesen.

Etwas an der Message fiel Jack plötzlich auf. ***Ah.*** Die Adresszeile der Mail enthielt eine ungewöhnliche Zahl französischer Adressen. ***Braut sich dort etwas zusammen?,*** fragte er sich.

Sie geben wohl die Hoffnung nicht so schnell auf, wie?«, fragte Rick Bell zehn Minuten später, womit er die Geburtsanzeige meinte. Genau wie Jack war

auch Bell der Meinung, dass man wegen einer derart vagen Botschaft kein Aufhebens zu machen brauche.

»Was bleibt mir sonst übrig?«, fragte Jack zurück. »Vom Baby abgesehen, gibt es auch ein paar Geldtransfers, aber darum kümmern sich schon die Jungs eine Treppe tiefer.«

»Große Beträge?«

Ryan schüttelte den Kopf. »Nein, alle zusammen kommen nicht mal auf eine halbe Million Euro. Taschengeld. Sie haben sich eine ganze Serie neuer Kreditkarten beschafft. Also gibt es keine Flugtickets, die wir nachverfolgen könnten. Das FBI schaut sich diese Sache sowieso an, jedenfalls soweit sie das ohne unsere Schlüsselsammlung tun können.«

»Auch unsere Schlüssel werden sie nicht ewig verwenden«, meinte Bell. »Dauert bestimmt nicht mehr lange, bis sie ihre Codierungssysteme ändern, dann müssen wir wieder von vorn anfangen. Wir können nur hoffen, dass wir etwas Wichtiges abfangen können, bevor sie das tun. Sonst noch was?«

»Nur Fragen, wie zum Beispiel, wo sich der Große Vogel versteckt? Nicht den leisesten Hinweis darauf.«

»Die NSA überwacht sämtliche Telefonsysteme auf der Welt. Bis an die Leistungsgrenzen ihrer

Computer. Sie wollen zwei neue Mainframes von Sun Microsystems kaufen.

Die Genehmigung wird noch diese Woche erteilt. Die Weicheier draußen in Kalifornien haben bereits angefangen, die Kisten zusammenzubauen.«

»Der NSA wird wohl niemals etwas verweigert? Wird sie jemals an Geldmangel leiden müssen?«

»Nicht zu meinen Lebzeiten«, erwiderte Bell. »Solange sie die Formulare richtig ausfüllen und ordentlich vor den Kongressabgeordneten katzbuckeln.«

Die NSA bekam immer, was sie verlangte, wie Jack wusste. Im Gegensatz zur CIA. Aber die NSA genoss eben größeres Vertrauen und hielt sich besser bedeckt. Allerdings mit einer Ausnahme: Trailblazer. Bald nach dem 11. September wurde der NSA klar, dass ihre SIGINT-Technologie für die nachrichtendienstliche Informationsgewinnung leider höchst unzureichend war, um mit dem Volumen an Nachrichten fertig zu werden, die sie nicht nur analysieren, sondern auch entsprechend weiterleiten musste. Also heuerte man ein Unternehmen namens SAIC (Science Applications International Corporation) in San Diego an, das die Systeme in Fort Meade aufmöbeln sollte. Nach 26 Monaten und 280 Millionen Dollar Kosten wurde das System Trailblazer eingeführt, das sich als

völliger Flop entpuppte. Trotzdem erhielt SAIC einen neuen Auftrag, dieses Mal über 360 Millionen Dollar, um einen Nachfolger für Trailblazer zu entwickeln. Diese Verschwendung von Zeit und Geld kostete in der NSA einige Leute den Job und beschädigte ihr bis dahin blütenreines Image auf dem Capitol Hill. Das neue System, Execute Locus, wurde zwar benutzt, war aber immer noch erst die Betaversion. Aus diesem Grund stattete die NSA ihre Abhörcomputer mit Mainframes von Sun aus, die zwar an sich mächtig genug waren, aber gegen diese Flut von Nachrichten kaum mehr bewirken konnten als Sandsäcke gegen einen Tsunami. Und was noch schlimmer war: Wenn die Endversion von Execute Locus erst einmal online ging, war sie schon wieder beinahe veraltet, was hauptsächlich Sequoia, dem neuen Megacomputer von IBM, zu verdanken war.

Jack hielt sich eigentlich für recht technologiekundig, aber die Kapazität von Sequoia sprengte jede Vorstellungskraft: Sequoia war schneller als alle fünfhundert stärksten Supercomputer der Welt zusammen und konnte 20 Billiarden mathematische Prozesse pro Sekunde durchführen. Statistische Daten dieser Dimension sind nur durch einen vereinfachenden Vergleich begreifbar: Würde man jeden einzelnen der 6,7

Milliarden Menschen dieser Erde mit einem Taschenrechner ausstatten und würden alle zusammen 24 Stunden lang an jedem Tag des Jahres ununterbrochen einen Rechenvorgang durchführen, dann würden sie mehr als ***dreihundert Jahre*** brauchen, um die Rechenleistung zu schaffen, die Sequoia ***in einer einzigen Stunde*** erbrachte. Der Nachteil bei der Sache war, dass Sequoia noch nicht ganz marktreif war: Nach dem letzten Bericht benötigte der Computer 96 Gehäuse von Gefrierschrankgröße, die die Wohnfläche eines großen Hauses einnahmen, insgesamt 318 Quadratmeter.

Die Wohnfläche eines großen, zweistöckigen Hauses, dachte Jack. Dann: ***Vielleicht veranstalten sie Hausführungen?***

Bell unterbrach seine Gedanken: »Und warum halten Sie diese Sache für wichtig?«

»Warum verschlüsselt jemand eine Nachricht über eine Geburt?«, fragte Ryan zurück. »Und wir haben sie mit ihrem internen Schlüssel geknackt. Okay, vielleicht haben auch Schurken Familien und Kinder, aber es fällt doch auf, dass keine Namen genannt werden, weder die Mutter noch der Vater noch das Baby. Der Text klingt einfach zu steril.«

»Das stimmt«, meinte Bell.

»Und noch eins: Im Verteiler der Mail steht ein

neuer Adressat, und er benutzt einen anderen Internetprovider. Vielleicht sollten wir da mal einen Blick darauf werfen. Vielleicht ist er mit seinem Datenschutz oder bei seinen Finanzangelegenheiten weniger vorsichtig als die anderen.«

Bisher stammten alle E-Mails der »French Connection« von Internetprovidern, die Cloaking-Methoden anwandten, oder von E-Mail-Konten, die eingerichtet, aber nur kurz benutzt wurden, sodass am anderen Ende nur noch ein Geist zurückbleibt. Weil aber sämtliche Mails von ausländischen Providern stammten, hatte der Campus keine Handhabe, bei den Providern eine virtuelle Hausdurchsuchung vorzunehmen. Hätten die Franzosen mit so einer Sache zu tun, würden sie einfach beim Provider anrücken und die Kontendaten überprüfen. Und dann würden sie wenigstens eine Kreditkartennummer finden. Sie könnten dann die Adresse für die Kontoauszüge feststellen, sofern die Kundendaten nicht falsch angegeben worden waren, aber selbst dann könnten sie eine Nutzerverfolgung starten und die Informationen bruchstückweise zusammentragen. Damit wären sie dann wieder bei der Puzzle-Theorie angelangt: eine Menge kleiner Teilchen, aus denen sich am Ende ein großes Bild ergab. Wenn man Glück hatte.

»Könnte ein wenig Hacken bedeuten, aber

vielleicht finden wir genug, um diesen Burschen mal genauer zu durchleuchten.«

»Ist wohl den Versuch wert«, stimmte Bell zu. »Bleiben Sie dran.«

Für Ibrahim war die Nachricht von der Geburt eine nette Überraschung. In dem anscheinend unschuldigen Satz versteckten sich drei Botschaften: Bei seiner Aufgabe in Lotus stand die nächste Phase bevor, die Protokolle für die Kommunikation würden bald geändert, und ein Kurier sei bereits unterwegs.

Es war später Nachmittag in Paris, und auf den Straßen herrschte der übliche Stoßverkehr. Das Wetter war freundlich. Die Touristen waren wieder da, vor allem die Amerikaner - sehr zur Freude der Geschäftsleute, während es die Pariser stoisch, aber leicht verärgert zur Kenntnis nahmen -, um Essen und Weine zu genießen und die Sehenswürdigkeiten zu bewundern. Viele kamen heutzutage auch aus London, nach der Kleidung ließ sich ihre Herkunft nicht mehr unterscheiden. Die Taxifahrer hetzten mit ihren Fahrgästen durch die Stadt und gaben ihnen ein wenig Nachhilfe in der Aussprache, wenn sie nicht gerade über die Trinkgelder murrten - die Amerikaner wussten wenigstens, was ein anständiges Trinkgeld war, aber die meisten Europäer hatten

keine Ahnung.

Ibrahim Salih al-Adel war voll akklimatisiert. Sein Französisch war so gut, dass die Pariser Probleme hatten, seinen Akzent zu bestimmen, und er ging wie jeder andere Einwohner durch die Straßen und glotzte nicht alles und jedes an wie ein Affe im Zoo. Seltsamerweise fühlte er sich jedoch immer noch besonders vom Anblick der Frauen gestört. Wie sie in ihren modischen Klamotten daherstolzierten! Oft trugen sie schicke Lederhandtaschen, aber gewöhnlich recht bequeme Gehschuhe, weil die Leute hier mehr zu Fuß und weniger mit dem Auto unterwegs waren. Wahrscheinlich, um sich häufiger zur Schau stellen zu können, dachte er.

Sein Arbeitstag war routinemäßig verlaufen, er hatte vor allem Videos und DVDs verkauft, hauptsächlich amerikanische Spielfilme, französisch synchronisiert oder mit Untertiteln - damit konnten seine Kunden ihr Schulenglisch aufbessern. (Die Franzosen mochten zwar alles Amerikanische verachten, aber ein Film war eben ein Film, und sie liebten das Kino mehr als die meisten anderen Völker.)

Nun würde er also morgen damit beginnen, sein Team zusammenzustellen und die Mission genauer zu planen. Es war entschieden leichter, darüber beim Abendessen zu diskutieren, als es dann

tatsächlich zu bewerkstelligen. Aber er hatte gründlich darüber nachgedacht, allerdings hauptsächlich im stillen Kämmerchen und nicht draußen im Feld. Manches ließ sich hier erledigen, über das Internet, aber das waren nur allgemeine Dinge. Die Besonderheiten ihrer Ziele ließen sich nur direkt vor Ort erkunden, aber was immer sie schon jetzt erledigen konnten, würde ihnen in der Zukunft kostbare Zeit sparen. Gewisse logistische Elemente waren bereits erledigt; sie hatten einen Informanten in der Einrichtung, der sich bisher als sehr solide und zuverlässig erwiesen hatte.

Aber was genau brauchte er für die Mission? Ein paar Leute. Nur Gläubige. Vier? Keinesfalls mehr. Einer musste ein Sprengstoffexperte sein. Autos, die nicht ohne Weiteres zurückverfolgt werden konnten - kein Problem. Gute Sprachkenntnisse. Ihr Aussehen musste zur Rolle passen, was angesichts des Zielortes ebenfalls kein großes Problem sein würde, schließlich konnten die wenigsten Leute die verschiedenen Hauttönungen richtig zuordnen, und er selbst sprach Englisch ohne starken Akzent, also würde auch das kein Problem sein.

Am wichtigsten war jedoch, dass jedes einzelne Teammitglied ein wahrer Gläubiger sein musste. Bereit zu sterben. Bereit zu töten. Ein Außenstehender würde wohl eher vermuten, dass

ihnen das Sterben wichtiger war als das Töten. Nun gab es zwar viele, die bereit waren, ihr Leben zu opfern, aber das Opfer erforderte doch einen bestimmten Zweck, der ihr Anliegen voranbrachte. Sie hielten sich für heilige Krieger auf der Suche nach ihren 72 Jungfrauen, aber in Wirklichkeit waren sie nur junge Männer mit schlechten Lebenschancen. Doch der Glaube bot ihnen einen Weg zur Anerkennung und Größe, die sie ohne ihn niemals erreichen konnten. Bemerkenswert, dass sie zu dumm waren, um selbst das zu durchschauen! Aber aus genau diesem Grund war er der Führer, und sie waren nur seine Gefolgsleute.

Selbst wenn sie noch nie in dem Motel gewesen wäre, **hätte** sie wenig Probleme **gehabt,** es zu finden: Es stand direkt an einer Straße, die die Ortschaft Beatty ziemlich großspurig »Main Street« nannte — in Wirklichkeit kaum mehr als eine Lücke von einem dreiviertel Kilometer Länge, auf der die Geschwindigkeitsbegrenzung von 50 Kilometern pro Stunde galt und die sich zwischen den Highways 95 und 374 erstreckte.

Das Hotel selbst - das »Motel 6 von Death Valley« - hatte trotz seines äußeren Erscheinungsbildes relativ saubere Zimmer, die nach

Desinfektionsmitteln rochen. Sie hatte schon Schlimmeres gesehen, und sie hatte ihre ... speziellen Künste auch schon in schlimmeren Räumlichkeiten praktiziert. Und mit schlimmeren Männern gegen schlechtere Bezahlung. Wenn überhaupt, machte ihr höchstens der Name ein bisschen Schwierigkeiten.

Von Geburt war Allison eine Keräschen-Tatarin. Ihr wirklicher Name lautete Aysilu, was in der tatarischen Sprache ungefähr Schönheit des Mondes bedeutet. Von ihren Eltern und Vorfahren hatte sie eine gesunde Hochachtung vor jedem - verhüllten oder offenkundigen — Omen geerbt, und wenn sich ein solches Haus als »Motel 6 vom Tal des Todes« bezeichnete, dann erfüllte es ihrer Meinung nach alle Kriterien für ein unübersehbares und unheilschwangeres Omen.

Aber egal. Omen blieben rätselhaft, und ihre Bedeutung hing immer von ihrer Auslegung ab. In diesem Fall hatte der Name des Motels für sie wahrscheinlich keine Bedeutung, ihr Klient war viel zu sehr in sie verknallt, als dass er für sie eine Bedrohung hätte sein können, ob direkt oder indirekt. Ihre bevorstehende Aufgabe erforderte wenig Denkarbeit, denn sie war hervorragend dafür ausgebildet. Außerdem war es hilfreich, dass Männer so einfache, leicht zu durchschauende Geschöpfe

waren, die nur von primitivsten Bedürfnissen geleitet wurden. »Männer sind wie Lehm«, hatte Olga, ihre erste Lehrerin, ihr einmal erklärt, eine Lebensweisheit, die Allison schon im zarten Alter von elf Jahren selbst bestätigt gefunden hatte - in den begehrlichen Blicken der Jungs im Dorf und sogar in den Blicken mancher älterer Männer, die ständig an ihr klebten.

Schon bevor sie ihre erste Regel hatte und ihr Körper aufzublühen begann, hatte sie instinktiv geahnt, welches der beiden Geschlechter nicht nur das schönere, sondern auch das stärkere war. Männer mochten physisch stark sein, was seine Vorteile hatte und Vergnügen bereitete, aber Allison besaß eine andere Art von Stärke, die ihr bisher immer gute Dienste geleistet hatte. Es war eine Kraft, durch die sie in gefährlichen Situationen überlebt und die ihr in harten Zeiten gut über die Runden geholfen hatte. Inzwischen hatte sie ihr Dorf weit hinter sich gelassen, und jetzt, mit 22 Jahren, wurde sie durch ihre Stärke allmählich wohlhabend. Und was noch besser war: Im Gegensatz zu vielen früheren Kunden hatte ihr gegenwärtiger Auftraggeber von ihr keinen Probelauf verlangt. Ob das nun seinen Grund in den rigiden religiösen Wertvorstellungen dieser Männer hatte oder einfach nur ihre Professionalität bewies,

konnte sie nicht beurteilen, aber sie hatten jedenfalls ihre Referenzen ohne Weiteres akzeptiert. Sie war ihnen sogar empfohlen worden, obwohl ihr selbst unklar blieb, von wem die Empfehlung stammte. Bestimmt von jemandem mit Einfluss. Sie hatte eine spezielle Ausbildung durchlaufen müssen, was strengste Geheimhaltung erfordert hatte.

Sie fuhr am Parkplatz des Motels vorbei, kurvte einmal um den ganzen Block und kam in entgegengesetzter Richtung wieder zurück. Sie hielt nach allem Ausschau, das nicht normal wirkte, nach allem, das ihre Intuition wecken könnte. Sie entdeckte sein Auto, einen blauen Dodge Pick-up, Baujahr 1990, der zwischen einem halben Dutzend anderer Autos stand, fast alle mit Kennzeichen aus diesem Staat, mit Ausnahme eines Wagens aus Kalifornien und eines weiteren aus Arizona. Endlich war sie überzeugt, dass alles in Ordnung war, und fuhr zu einer Tankstelle, wo sie den Wagen wendete. Sie fuhr zum Motel zurück, auf den Parkplatz und stellte das Auto zwei Plätze von seinem Dodge entfernt ab. Im Innenspiegel überprüfte sie kurz ihr Make-up, nahm zwei Kondome aus dem Handschuhfach, warf sie in ihre Handtasche und ließ die Tasche mit leichtem Lächeln zuschnappen. Er begann sich bereits über die Kondome zu beklagen. Angeblich wollte er nichts zwischen ihr

und ihm haben, aber sie hatte widersprochen und ihm erklärt, dass sie damit noch warten wolle, bis sie sich besser kannten und sich vielleicht auch auf Geschlechtskrankheiten hatten untersuchen lassen, bevor sie sich so nahe kamen. Doch beides - Vertrautheit oder Vorsicht - waren nicht die wirklichen Gründe für ihr Zögern. Ihr Auftraggeber hatte sie sehr gründlich vorbereitet, hatte ihr ein detailliertes Dossier über den Mann gegeben, von seinen Essgewohnheiten bis hin zu seinen früheren Beziehungen. Vor ihr hatte er zwei Freundinnen gehabt, eine Schulfreundin aus der Highschool, die ihn zwischen seinem ersten und dritten Studienjahr hatte sitzen lassen, und ein weiteres Mädchen kurz nach seinem College-Abschluss. Auch das war eine kurze Affäre gewesen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er sich eine Geschlechtskrankheit geholt haben könnte, war äußerst gering. Nein, die Benutzung eines Kondoms war nur ein weiteres Werkzeug ihrer Kunst. Sein Verlangen nach größerer Nähe war ein Bedürfnis, und Bedürfnisse waren nichts anderes als Ansatzpunkte für den Hebel. Wenn sie endlich »nachgab« und zuließ, dass er sie ohne Schutz nahm, würde sie ihn danach umso besser im Griff haben.

Wie Lehm, dachte sie.

Aber sie würde die Sache nicht mehr sehr lang

hinauszögern können, ihr Auftraggeber drängte auf die Informationen, die sie ihm erst noch entlocken musste. Warum diese Leute so ungeduldig waren und was sie mit den Informationen vorhatten, die sie aus ihm herauskitzeln sollte, ging sie, Allison, zwar nichts an, aber es war ihr klar, dass der Mann, der im Motel auf sie wartete, offenbar sehr wichtige Geheimnisse hütete. Bei solchen Dingen durfte man nichts überhasten, schon gar nicht, wenn man gute Ergebnisse erzielen wollte.

Sie stieg aus, schloss den Wagen ab und ging in den Flur, an dem das Zimmer liegen musste. Wie es seine Gewohnheit war, hatte er eine rote Rose zwischen Tür und Zarge eingeklemmt - ihr »gemeinsamer« Code, der ihr den Weg zu ihm weisen sollte. Er war wirklich ein netter Mann, aber so schwach und hilflos, dass sie kaum etwas anderes als Verachtung für ihn empfinden konnte.

Sie klopfte. Hörte schnelle Schritte, dann wurde die Sicherheitskette mit leisem Rasseln ausgehängt. Die Tür schwang auf, und er stand vor ihr, in Cordsamthose und einem seiner verblichenen T-Shirts, die alle Motive aus irgendwelchen Science-Fiction-Filmen oder TV-Serien zeigten.

»He du«, flötete sie und schob eine Hüfte heraus wie ein Model auf dem Laufsteg. Nach jahrelangem Üben war keinerlei Akzent mehr zu hören. »Freust

du dich, mich zu sehen?«

Ihr leichtes Sommerkleid in den hellen Pfirsichfarben, die er so sehr mochte, schmiegte sich an allen wichtigen Stellen eng an ihren Körper, an anderen Stellen war es luftig — genau das richtige Gleichgewicht zwischen Keuschheit und Kessheit. Selbst wenn es ihnen selbst nicht klar war: Die meisten Männer wollten, dass ihre Frauen Heilige im Alltag und Huren im Schlafzimmer waren.

Seine hungrigen Blicke glitten über ihre Beine und Brüste. Schließlich wanderten sie wieder zu ihrem Gesicht zurück. »Ah, ja ... Gott, ja ...«, murmelte er, »komm rein, komm schnell rein.«

Während der **nächsten** zwei Stunden **liebten** sie **sich** zweimal. Das erste Mal dauerte nur ein paar Minuten, das zweite Mal zehn Minuten, aber nur **deshalb,** weil sie ihn so lange hinhielt. ***Andere Art von Muskeln,*** dachte sie, ***aber nicht weniger stark.*** Als es vorbei war, blieb er keuchend auf dem Rücken liegen, seine Brust und sein Gesicht waren schweißnass. Sie rollte sich herunter, schmiegte sich in seine Arme und atmete tief aus.

»Wow«, murmelte sie. »Das war ... ***wow ...«***

»Ja«, seufzte er befriedigt, »das war es ...«

Steve sah nicht schlecht aus. Er hatte lockiges rot-

blondes Haar und hellblaue Augen, aber für ihren Geschmack war er zu mager, und sein Bart kratzte ihre Haut im Gesicht und zwischen den Beinen. Aber er war sehr gepflegt, rauchte nicht und hatte gerade Zähne - ihr war klar, dass es schlimmer hätte sein können.

Was seine Fähigkeiten als Liebhaber anging ... nun, eigentlich hatte er fast keine. Er war ein übertrieben besorgter Liebhaber und viel zu sanft, hatte ständig Angst, dass er etwas falsch machte oder anders machen solle. Sie bemühte sich, seine Ängste zu zerstreuen, sagte ihm all die richtigen Dinge und ließ ihn die richtigen Laute zum richtigen Zeitpunkt hören. Trotzdem vermutete sie, dass er im Hinterkopf ständig fürchtete, sie wieder zu verlieren. Obwohl er sie im Grunde gar nicht »besaß«.

Es war die klassische Situation, genau wie in »Die Schöne und das Biest«. Natürlich würde er sie nicht verlieren, zumindest nicht, bevor sie die Antworten bekommen hatte, die ihr Auftraggeber haben wollte. Allison verspürte eine kurze Aufwallung von Schuldgefühlen, als sie sich vorstellte, wie er reagieren würde, wenn sie verschwand. Sie war sich ziemlich sicher, dass er sich in sie verliebt hatte, und darum ging es ja schließlich, aber er war so ... harmlos und sanftmütig, dass es ihr schwerfiel,

nicht gelegentlich auch Mitleid mit ihm zu verspüren. Ihr Job mochte ihr manchmal schwerfallen, war aber nicht unmöglich. Sie verscheuchte den Gedanken.

»Wie läuft's bei der Arbeit?«, fragte er.

»Okay - immer dasselbe: meine Runden drehen, die Ware präsentieren, den Ärzten ein bisschen Ausschnitt zeigen ...«

»He!«

»Krieg dich wieder ein - ich mache nur Witze. Viele Ärzte machen sich wegen der Rückrufe Sorgen.«

»Die Schmerzkiller, von denen sie im Fernsehen reden?«

»Genau die meine ich. Die Hersteller machen Druck auf uns, mehr zu verkaufen.«

Soweit er wusste, war sie Pharmavertreterin und wohnte in Reno. Sie waren sich in einer Filiale des Buchkaufhauses Barnes & Noble »begegnet«, in der sich auch ein Starbucks-Café befand. Sie hatte einen Caffe Mocha geordert und dann feststellen müssen, dass ihr zehn Cent fehlten. Steve hatte hinter ihr in der Schlange gestanden und ihr schüchtern angeboten, den fehlenden Betrag für sie zu bezahlen. Sie hatte alles über ihn in seinem Dossier gelesen - oder jedenfalls so viel, wie ihr Auftraggeber an Informationen für nötig hielt - und kannte daher seine Gewohnheiten. Es war ihr sehr

leichtgefallen, diese erste Begegnung zu arrangieren, und noch leichter, sie für ihre Zwecke auszubeuten. Sie hatte sich für das Buch interessiert, in dem er gerade las, irgendwelches Zeug über Maschinenbau, das ihr im Grunde völlig gleichgültig war. Ihm war das natürlich nicht aufgefallen, so aufgeregt war er, dass ein hübsches Mädchen mit ihm plauderte.

»Das ganze Zeug mit dem Maschinenbau«, sagte sie. »Keine Ahnung, wie du das aushältst. Ich habe versucht, eins der Bücher zu lesen, die du mir gegeben hast, aber das war mir alles viel zu hoch.«

»Na, du wärst clever genug dafür, das steht fest, aber es ist eben ziemlich trockener Stoff. Vergiss nicht, dass ich das vier Jahre lang am College gebüffelt habe, auch wenn ich dort eigentlich nichts Praktisches lernte. Das kam erst, als ich dann endlich in einen Job einstieg. Am MIT hab ich eine Menge gelernt, aber das war nichts im Vergleich zu dem, was ich seither gelernt habe.«

»Was denn?«

»Ach, du weißt schon, alles Mögliche.«

»Zum Beispiel?«

Er gab keine Antwort.

»Okay, okay, ich hab's kapiert, Mister Top-Secret.«

»Nein, darum geht es nicht, Ali«, antwortete er in leicht weinerlichem Tonfall. »Es ist nur, dass ich alle möglichen Erklärungen unterschreiben musste —

Vertraulichkeitsvereinbarungen und so.«

»Wow. Dann musst du aber doch sehr wichtig sein!«

Er schüttelte den Kopf. »Nö. Du weißt doch, wie die Regierung ist … paranoid bis zum Abwinken. Verdammt, eigentlich ist es doch erstaunlich, dass sie uns nicht längst an den Lügendetektor gesetzt haben, aber das kommt vielleicht noch — wer weiß?«

»Aber worum geht es denn eigentlich? Waffen oder Bomben oder solches Zeug? Oder, warte mal … Bist du vielleicht Raketenwissenschaftler?«

Er kicherte. »Nein, mit Raketen hab ich nichts am Hut. Maschinenbauingenieur - ein ganz durchschnittlicher, stinknormaler Ingenieur.«

»Aber ein Spion?« Sie stützte sich auf einen Ellbogen, sodass die Bettdecke herabrutschte und eine cremeweiße Brust enthüllte. »Das bist du doch, oder nicht? Du bist ein Spion!«

»Nein, ein Spion bin ich auch nicht. Schau mich doch mal an — ich sehe doch aus wie ein Fachidiot.«

»Die perfekte Tarnung.«

»Großer Gott, du hast vielleicht Fantasie, das muss ich dir lassen.«

»Und du weichst der Frage aus. Das ist verräterisch … ein altbekannter Trick, den Spione anwenden.«

»Auch nicht. Tut mir leid, dass ich dich enttäuschen muss.«

»Aber was denn dann? Sag es mir …«

»Ich arbeite beim DOE - beim Energieministerium.«

»Also hast du was mit Atomenergie und so zu tun?«

»Genau.«

Natürlich wusste sie längst genau, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente, wo er arbeitete und welche Aufgaben er hatte. Was Allison von ihm erfahren wollte - und was sie von ihr erfahren wollten —, war sehr viel spezifischer. Sie waren sich sicher, dass er diese Informationen besaß, vielleicht schon im Kopf, und falls nicht, hatte er ganz bestimmt Zugang zu geheimen Dokumenten. Allison wunderte sich flüchtig, warum sie versuchten, durch sie, Allison, an die Informationen zu kommen. Wäre es nicht viel einfacher, ihn auf der Straße zu kidnappen und ihm sein Wissen mit brutaler Gewalt abzupressen? Die Antwort hatte vermutlich ebenso viel mit seinem Arbeitsplatz zu tun wie mit der Tatsache, dass Informationen, die durch Folter gewonnen wurden, notorisch unzuverlässig waren. Wenn Steve verschwand oder unter auch nur andeutungsweise verdächtigen Umständen irgendwo tot aufgefunden wurde, wären

Ermittlungen nicht nur der Polizei, sondern auch des FBI unvermeidlich. Allisons Auftraggeber würde diese Art von Nachforschungen zweifellos vermeiden wollen. Aber auch die bloße Tatsache, dass sie keinen direkteren Zugang zu ihm gesucht hatten, sagte ihr etwas: Die von ihnen benötigten Informationen waren nicht nur überaus wichtig, sondern auch ungewöhnlich. Möglicherweise war Steve für sie die einzige brauchbare Informationsquelle, was wiederum bedeutete, dass andere Quellen entweder besonders gut geschützt wurden oder dass er tatsächlich der Einzige war, der über das begehrte Wissen verfügte.

Aber das spielte jetzt eigentlich keine Rolle. Sie würde ihren Job erledigen, das Geld einstreichen und dann ... Wer weiß?

Ihr Honorar war beachtlich; vielleicht würde es sogar als Startkapital für ein neues Leben an einem anderen Ort ausreichen. Ihren Lebensunterhalt wollte sie mit etwas Stinknormalem verdienen, Buchhändlerin oder Buchhalterin oder so. Bei dem Gedanken musste sie lächeln. Stinknormal - das wäre schön. Allerdings würde sie sehr vorsichtig sein müssen, besonders mit diesen Leuten. Wie auch immer sie die Informationen verwenden wollten, es würde jedenfalls etwas extrem Wichtiges sein. Wichtig genug, um dafür zu töten, vermutete

sie.

Mach endlich deine Arbeit…

Sie zeichnete spielerisch mit dem Fingernagel eine seiner Brustwarzen nach. »Aber du bist doch nicht irgendwie in Gefahr oder so? Ich meine, kannst du dir dort womöglich Krebs holen?«

»Naja, eigentlich nicht«, sagte er. »Vermutlich gibt es ein gewisses Risiko, aber wir haben genug Protokolle, Vorschriften, Regeln … So viele, dass ich schon einen total idiotischen Fehler machen müsste, um verstrahlt zu werden.«

»Also ist noch nie etwas passiert - niemandem?«

»Sicher, aber das waren ziemlich dumme Sachen. Mal fuhr ein Gabelstapler einem Mann über die Zehen, oder in der Caféteria wäre mal einer beinahe an einem Nacho erstickt. Es gab auch ein paar recht gefährliche Zwischenfälle in … in anderen Einrichtungen, aber gewöhnlich auch nur deshalb, weil sich jemand den Job leicht machen wollte, und selbst wenn das passiert, gibt es Backup-Systeme und Sicherheitsverfahren. Glaub mir, Baby, mein Job ist ziemlich sicher.«

»Gut, das freut mich. Ich darf gar nicht daran denken, dass du verletzt oder krank werden könntest.«

»Mir wird schon nichts passieren, Ali. Ich bin sehr vorsichtig.«

Das werden wir noch sehen, dachte sie.

Jack jr. presste sich flach gegen die Wand und schob sich langsam vorwärts. Er spürte, wie die aufgerichteten Fasern der ungehobelten Bretter an seinem Hemd kratzten. An der Ecke blieb er stehen, im beidhändigen Weaver-Anschlag, den Lauf der Waffe nach unten gerichtet. Nicht wie in den Hollywoodfilmen oder den Polizeiserien im Fernsehen, dachte er, in denen sie die Waffe immer auf Augenhöhe und aufs Ziel gerichtet hielten. Sicher, das sah ziemlich cool aus, schließlich rahmte nichts das kantige Kinn und die stahlgrauen Augen des Helden besser ein als eine klotzige Glock - aber hier ging es nicht darum, cool auszusehen, sondern am Leben zu bleiben und die Schurken aus dem Verkehr zu ziehen. Im Weißen Haus aufgewachsen zu sein, umgeben von den Leibwächtern des Präsidenten, die ihre Waffen besser kannten als ihre eigenen Kids, hatte doch seine Vorteile, oder etwa nicht?

Das Problem mit dem Hollywoodmodell der Schusswaffenhaltung hatte zwei Seiten: anvisieren und Hinterhalt. Beim echten Gebrauch von Handfeuerwaffen ging es darum, auch unter Druck gut und genau zu schießen, und das wiederum hatte mit der mentalen Vorbereitung und dem sicheren

Anvisieren zu tun. Bei Ersterem ging es im Grunde darum, ein bestimmtes Verhalten zu erlernen; bei Letzterem ging es hingegen um Mechanik. Es war sehr viel leichter und effektiver, eine Waffe anzuheben, das Ziel gut und sicher anzuvisieren und dann den Schuss abzufeuern, als den Vorgang umgekehrt durchzuführen. Der andere Faktor - Hinterhalt - drehte sich vor allem um das, was passiert, wenn man um eine Ecke biegt und plötzlich den Schurken vor sich sieht. Willst du die Waffe in diesem Augenblick lieber auf Gesichtshöhe haben oder nach unten gerichtet, wo du vielleicht, aber auch nur vielleicht, eine Chance hast, dem anderen eine Kugel ins Bein zu jagen, bevor er dich angreift und die Situation zu einem Ringkampf eskaliert, bei dem jedes Mittel erlaubt ist? Das passierte natürlich nicht sehr oft, aber soweit es Jack oder auch jeden guten Schützen anging, war es doch entschieden besser, mit einem Gegner zu ringen, der ein 9-Millimeter-Geschoss im Bein hatte, als mit einem, der topfit war.

Alles Theorie, mahnte sich Jack und kehrte damit in die Wirklichkeit zurück. Theorien taugen für die Lehrstunden, nicht für die Realität.

Wo zum Teufel war Dominic? Sie hatten sich an der Haustür getrennt, Dominic war rechts um das Haus gegangen, um zu den rückwärtigen - den

potenziell »schwereren« - Räumen zu gelangen, Jack nach links, zur eher offenen Küche und dem Wohnzimmer. ***Mach dir um Dominic keine Sorgen, sondern nur um dich selbst.*** Sein Cousin war beim FBI - jedenfalls offiziell-, also brauchte er für diesen Job hier bestimmt keine Nachhilfestunde.

Jack nahm die Waffe kurz in die linke Hand, um sich die rechte Handfläche am Hosenbein trocken zu reiben. Er atmete tief durch, trat einen kurzen Schritt zurück und streckte dann den Kopf um die Ecke. Küche. Kühlschrank rechts; avocadogrüne Arbeitsplatte, Edelstahlspüle, Mikrowelle links. Esstisch und Stühle standen ein Stück weit von der Arbeitsfläche entfernt in der Nähe der rückwärtigen Tür.

Er ließ den Blick umherschweifen, suchte nach Bewegungen, sah keine und trat hinter der Ecke hervor, die Waffe auf Schulterhöhe, und ließ den Blick weiter umherschweifen, wobei er immer mit der Waffe folgte. Schließlich schlich er vorsichtig in die Küche. Vor ihm ging ein bogenförmiger Durchgang nach rechts ab, der vermutlich zum Wohnzimmer führte. Jack stellte sich den Grundriss vor. Dominic sollte jetzt durch das Zimmer links kommen und zu ihm aufschließen ...

»Jack, hinteres Schlafzimmerfenster!«, brüllte

Dominic von irgendwo tiefer im Haus. »Hier haut einer durchs Seitenfenster ab! Weiß, männlich, rote Jacke, bewaffnet … Ich verfolge ihn!«

Jack widerstand der Versuchung loszustürmen, stattdessen bewegte er sich vorsichtig und langsam weiter, brachte die Küche hinter sich und spähte dann um die Ecke ins Wohnzimmer. Alles klar. Er trat an die Verandatür, wobei er sich links vom Türknauf dicht an die Wand presste und hoffte, auch von den Holzbalken ein wenig geschützt zu werden, die sich in der Gipskartonwand befanden. Sie könnten theoretisch eine für ihn bestimmte Kugel aufhalten oder zumindest abbremsen. Dann duckte er sich, um durch das bullaugenähnliche Fenster in die Gasse hinauszuspähen. Rechts sah er eine Gestalt die Gasse entlanglaufen: blauer Windbreaker mit gelben Buchstaben: Dominics FBI-Windbreaker. Jack öffnete die Tür, schaute sich noch einmal um und stieß dann die Fliegengittertür auf. Direkt gegenüber befand sich ein düsterer Hauseingang in der Backsteinmauer, links davon stand ein grüner Müllcontainer. Er schob sich in diese Richtung, wobei er immer noch mit der Waffe nach Zielen suchte. Plötzlich nahm er einen Schatten in der Haustür wahr und wirbelte gerade noch rechtzeitig herum. Undeutlich war die Silhouette eines Mannes in der Tür zu erkennen.

»Keine Bewegung! Keine Bewegung!«, brüllte Jack, aber die Gestalt bewegte sich trotzdem weiter, ein linker Arm kam blitzschnell aus dem Dunkel heraus, die Hand hielt einen Revolver. »Fallen lassen!«, bellte Jack, gab ihm noch einen Augenblick Zeit, dann feuerte er der Gestalt zweimal in die Brust. Der Mann fiel rückwärts durch die Tür. Jack wandte sich wieder zu dem Müllcontainer, schlich sich näher heran, bis er um die Ecke blicken konnte, um …

Plötzlich krachte etwas zwischen seine Schulterblätter, und er taumelte vorwärts. Er spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss, und dachte: ***Ah, verdammte Scheiße*** … Er prallte gegen den Container, nahm den Aufprall mit der linken Schulter und versuchte gleichzeitig, den Kopf in die Richtung zu drehen, aus der die Schüsse kamen … Eine weitere Kugel schlug in seine Seite, direkt unter der Achsel, und jetzt wurde ihm klar, dass es vorbei war.

»Feuer einstellen!«, brüllte eine Stimme über ein Megafon, gefolgt von drei schrillen Pfiffen, die durch die schmale Gasse hallten. »Übung beendet! Übung beendet!«

»O Mann …«, murmelte Jack, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Müllcontainer und atmete tief aus.

Der Mann, der ihn gerade erschossen hatte - Special Agent Walt Brandeis - trat aus der Tür und schüttelte traurig den Kopf. »Mein Gott. So sterben zu müssen, mein Junge, mit grünen Farbspritzern auf dem Rücken ...« Brandeis' Lippen verzogen sich zu einem leicht spöttischen Grinsen, als er Jack von oben bis unten musterte, dann schnalzte er mit der Zunge. »Übung macht den Meister, stimmt's?«

Weiter unten in der Gasse joggte Dominic um die Ecke, blieb wie angewurzelt stehen und rief: »Schon wieder?«

»**Das** ist dein Problem, Jack, du warst ...«

»Zu hastig, ich weiß.«

»Nein, dieses Mal kommt noch was anderes hinzu«, sagte Dominic. »Sicher, du warst zu hastig, aber das war nur ein Teil der Fehlleistung. Und es ist auch gar nicht der Grund, warum du erschossen wurdest. Willst du raten, warum?«

Jack jr. dachte einen Augenblick lang nach. »Ich habe etwas vermutet.«

»Genau so war es: Du hast vermutet. Du hast vermutet, dass die Gestalt in der Tür die einzige dort drin war. Du hast angenommen, dass du ihn ausgeschaltet hast, und hast dir dann darüber keine Gedanken mehr gemacht. Ich nenne es das Hinterhaltsyndrom - die Erleichterung, dass man

den Hinterhalt überlebt hat. Findest du in keinem Lehrbuch, funktioniert aber ungefähr so: Du überlebst einen Angriff aus dem Hinterhalt, aber wirklich nur äußerst knapp, und fühlst dich plötzlich super. Im Unterbewusstsein drehst du das imaginäre Schild an der Tür dort um - statt >überprüfen< steht jetzt >sauber< drauf. Und wenn sich das jetzt im echten Leben abgespielt hätte und zwei Schurken dort drin gewesen wären, hätte wahrscheinlich ein normaler Schurke im selben Moment wie sein Partner auf dich geballert. Es gibt natürlich immer wieder mal Ausnahmen - zum Beispiel, was selten vorkommt, ein echt smarter Schurke -, aber gerade die Ausnahmen können dich das Leben kosten.«

»Du hast recht«, murmelte Jack und nahm einen Schluck Cola light. »Verdammt.«

Jack und Dominic hatten sich mit Brian, der die letzte Übung ausgelassen hatte, im Pausenraum versammelt, nachdem Brandeis die Übung mit ihnen ausgewertet hatte. Brandeis nahm gewöhnlich kein Blatt vor den Mund, ob er nun den Sohn eines früheren Präsidenten vor sich hatte oder nicht, und er hatte ihm so ungefähr dasselbe gesagt wie Dominic, nur hatte er es ein wenig witziger formuliert. Brandeis stammte aus Mississippi und hatte eine lässig-komische Art, die seiner Kritik den

Stachel nahm. Meistens, aber nicht immer. ***Glaubst du allen Ernstes, Jack, du kannst hier reinmarschieren und sofort als Experte wieder gehen?***

Der Pausenraum war ziemlich spartanisch eingerichtet, wie überhaupt die ganze Einrichtung für taktisches Training der FBI-Akademie in Quantico, liebevoll »Hogan's Alley« genannt. Die Wände waren mit Paneelen aus Sperrholz verkleidet und die Böden mit Billigparkett belegt; die Resopaltische waren anscheinend mit kräftigen Hammerschlägen bearbeitet worden. Die Anlage selbst war dagegen alles andere als primitiv: Sie verfügte über eine Bank, ein Postamt, einen Friseurladen und ein Hallenschwimmbad. ***Und dunkle Hauseingänge,*** dachte Jack. Das alles wirkte verdammt echt, genau so wie die Paintballkugel, die er in den Rücken bekommen hatte. Die Stelle schmerzte immer noch, und er vermutete, dass er dort später unter der Dusche eine hübsche Schwellung entdecken würde. Aber Paintball oder nicht, tot war tot. Er glaubte allerdings, dass sie die Paintballmunition seinetwegen eingesetzt hatten. Je nach dem Szenario, das geübt wurde, und nach den Agenten, die die Übung leiteten, konnte es hier in Hogan's Alley auch viel lauter, härter und gefährlicher zugehen. Jack hatte sogar Gerüchte

gehört, dass das HRT - das Geiselrettungsteam - manchmal scharfe Munition verwendete. Aber diese Jungs waren eben auch die Besten der Besten.

»Und was hast du mir zu sagen? Willst du nicht noch eins draufsetzen?«, wandte sich Jack an Brian, der seinen Stuhl lässig auf zwei Beine gekippt hatte. »Wenigstens lerne ich dann gleich die ganze Lektion.«

Brian schüttelte den Kopf, grinste und wies dann mit einer Kopfbewegung auf seinen Bruder. »Das hier ist sein Revier, lieber Vetter, nicht meins. Komm mal raus nach Twenty-Nine Palms, dann reden wir darüber.« Die Marines hatten ihr eigenes, furchterregend realistisches Trainingszentrum für Stadt- und Häuserkampf, das MOUT genannt wurde - Military Operations on Urbanized Terrain. »Bis dahin halte ich den Mund, danke sehr.«

Dominic klopfte direkt vor Jack mit dem Knöchel auf die Tischplatte. »Jack, verdammt noch mal, du wolltest doch, dass wir dich hierherbringen, oder nicht?«

Der scharfe Ton in Dominics Stimme war unüberhörbar. Jack zuckte zurück. ***Was zum Teufel geht hier ab?,*** fragte er sich. »Das stimmt.«

»Und wolltest mal erleben, wie es wirklich ist?«

»Ganz genau.«

»Gut — dann hör endlich auf, dich wie ein kleiner Junge aufzuführen, der beim Abschreiben erwischt wurde. Es geht hier nicht darum, dir irgendwelche Lektionen zu erteilen. Niemand kümmert es einen Scheiß, wer du bist oder ob du auch beim dritten Durchlauf Fehler machst wie ein blutiger Anfänger. Verdammt, bei meinen ersten zehn Durchläufen hab ich mir jedes Mal die Kugel eingefangen. Der Türeingang, den du vermasselt hast? Mann, der sollte eigentlich nach mir benannt werden, so viele Kugeln wurden mir dort auf den Pelz gebrannt.«

Jack glaubte es ihm. FBI-Agenten wurden seit über zwanzig Jahren in Hogan's Alley ausgebildet, und die wenigen, die den Trainingsparcours fehlerfrei durchlaufen konnten, hatten darin so oft trainiert, dass sie ihn mit verbundenen Augen absolvieren konnten. So ist es doch mit allem, dachte Jack. »Übung macht den Meister« war eben kein dummer Spruch, er war ein ehernes Gesetz, vor allem beim Militär und bei den Ordnungskräften. Durch Übung wurden neue Stränge in den Schaltkreisen deines Gehirns angelegt, während dein Körper die motorischen Fähigkeiten aufbaute — vor allem durch ständiges Wiederholen einer Aktion, bis Muskelapparat und Synapsen als Einheit funktionierten und das Denken aus der Gleichung eliminiert war. ***Wie lange dauert es, bis man***

so weit ist?, fragte er sich.

»Komm schon«, drängte Jack.

»Nein. Frag Brandeis. Er wird es dir ausgesprochen gern erklären. Ich habe mir genügend Kugeln geholt. Verdammt, die beiden ersten Male bin ich an dem Hauseingang vorbeigelaufen und musste dafür sterben. Also, pass auf, ich bin nicht scharf darauf, dir das sagen zu müssen, aber die Wahrheit ist, dass du dich für ein erstes Mal auf dem Parcours verdammt gut geschlagen hast. Unheimlich gut. Teufel auch, wer hätte das gedacht - mein kopflastiger Vetter ist ein echter Revolverheld.«

»Hör auf rumzuschleimen.«

»Tu ich nicht. Wirklich nicht, Mann. Hilf mir, Brian, sag du es ihm.«

»Er hat recht, Jack. Aber dir fehlt noch der letzte Schliff — verdammt, im Waschsalon bist du Dom zweimal in die Quere gekommen …«

»Wie — in die Quere?«

»Ihr habt doch kurz vor dem Raum gewartet, seid dann reingegangen, habt euch getrennt, einer auf die schwere Seite nach rechts, der andere zur leichteren Seite …«

»Ja, genau so war es.«

»Und im Waschsalon bist du zur Seite gesprungen und hast die Waffe herumgeschwenkt, aber auch

außerhalb deiner Zone«, warf Dominic ein. »Du hattest meinen Rücken vor der Knarre, den Hinterkopf, um genau zu sein, Mann, das ist tabu und geht nun wirklich nicht.«

»Okay, das war also Lektion Nummer eins: Ziele niemals mit der Knarre auf deine Freunde.«

Brian lachte. »So kann man es auch ausdrücken. Aber wie ich schon gesagt habe: Dir fehlt zwar noch der letzte Schliff, aber du hast einen großartigen Instinkt. Hast du uns da etwas verheimlicht? Dir als Kind von Secret-Service-Agenten Privatunterricht erteilen lassen? Bist du vielleicht auch ein paar Mal mit Clark und Chavez im Urlaub gewesen?«

Jack schüttelte den Kopf. »Nein, so war es nicht. Ja, klar, ich habe ein wenig schießen gelernt, aber das war nicht mit dem hier zu vergleichen. Ich weiß nicht … Das alles schien schon irgendwie in meinem Kopf abzulaufen, bevor es tatsächlich geschah …« Jack zuckte die Schultern und grinste. »Vielleicht hab ich ein Stückchen von Dads Marine-DNS abgekriegt. Oder vielleicht habe ich auch nur ***Stirb langsam*** zu oft angeschaut.«

»Das glaube ich eher nicht so recht«, meinte Brian. »Aber egal, ich hätte jedenfalls nichts dagegen, dich als Rückendecker zu haben.«

»Ich auch nicht«, warf Dominic ein.

Sie stießen mit den Coladosen an.

»Wenn wir schon dabei sind, Jungs …«, sagte Jack vorsichtig. »Ihr erinnert euch doch noch an die Sache im letzten Jahr … in Italien?«

Brian und Dominic wechselten einen Blick. »Wir erinnern uns«, nickte Dominic. »War ein Höllenjob.«

»Ja, okay, ich dachte mir, das würde ich gern noch öfter tun. - Na gut, vielleicht nicht genau das, aber etwas Ähnliches.«

Brian sagte: »Herrgott, Jack, willst du damit etwa sagen, dass du dich aus deinem PC ausloggen und in die weite Welt hinausziehen willst? Ich sehe jetzt schon, wie sich der Teufel vor Angst in die Hose macht.«

»Sehr komisch. Nein, ich liebe meine Arbeit und weiß, dass ich einen wertvollen Beitrag leiste, aber was ich mache, ist irgendwie nicht… greifbar. Was ihr beide macht - was wir zusammen in Italien gemacht haben —, das ist die wahre Sache. Was Handfestes, versteht ihr? Ihr könnt die Ergebnisse sofort sehen.«

»Wenn du schon davon sprichst«, sagte Dominic, »ich wollte dich schon immer fragen: Hat dir das danach Probleme bereitet? Ich meine nicht, dass das unbedingt hätte sein sollen, aber seien wir doch mal ehrlich: Du wurdest sozusagen mitten in die Jauchegrube geworfen, mit dem Arsch voraus,

entschuldige den Ausdruck.«

Jack dachte kurz darüber nach. »Was soll ich dazu sagen? Dass ich damit Schwierigkeiten hatte? Eigentlich nicht. Sicher, ich war nervös, und kurz bevor es geschah, schoss mir der Gedanke durch den Kopf: ***Was zum Teufel machst du da eigentlich?*** Aber das war's auch schon, und dann waren nur noch er und ich da, und ich tat, was ich tun musste. Um auf das zu antworten, was du wahrscheinlich meinst: Nein, es hat mich keine Sekunde Schlaf gekostet. Oder meinst du, ich hätte mir deswegen den Kopf zerbrechen sollen?«

»Verdammt, nein.« Brian schaute sich um, ob jemand in Hörweite war, dann beugte er sich vor und legte beide Arme auf den Tisch. »Das Wort ***sollen*** gibt es nicht, Jack. Entweder zerbrichst du dir den Kopf darüber oder nicht. Du tust das nicht, also ist das okay. Der Scheißkerl hatte es verdient. Als ich zum ersten Mal einen Burschen umnietete, ging es um alles oder nichts. Töten oder getötet werden. Ich schaltete ihn aus und wusste, dass ich das Richtige getan hatte. Trotzdem hatte ich ein paar Albträume. Richtig oder nicht, ob er es verdient hatte oder nicht, einen Menschen zu töten ist kein Spaß. Wer so was denkt, tickt nicht ganz richtig. Bei dem ganzen Getue um Höchstleistungen, Kampfbereitschaft und so geht es im Grunde gar

nicht ums Töten, sondern darum, den Job zu tun, für den man sich den Hintern abtrainiert hat, um ihn gut tun zu können, es geht darum, die Jungs zu schützen, die neben dir kämpfen, und am Ende mit allen Gliedern am Körper wieder herauszukommen.«

»Außerdem«, fügte Dominic hinzu, »wäre der Knabe in Italien nicht einfach von der Bildfläche verschwunden. Er wäre auch nicht ausgestiegen. Er hätte noch eine ganze Menge Leute umgebracht, bevor ihn jemand ausgeschaltet hätte. Für mich ist das der Knackpunkt. Einem Schurken das zu geben, was er verdient, ist gut und schön, aber was wir machen und worum es eigentlich hier geht, hat mit Rache nichts zu tun. Wer es so sieht, liegt völlig daneben. Das ist, als würde ich das Gatter schließen, nachdem die Pferde schon ausgebüxt sind. Ich ziehe es vor, den Burschen auszuschalten, bevor er das Gatter aufmachen kann.«

Brian starrte seinen Zwillingsbruder ein paar Sekunden lang verblüfft an, dann schüttelte er grinsend den Kopf: »Ich will verdammt sein. Mum hat immer behauptet, du bist der Philosoph in der Familie. Hab ich ihr nie geglaubt — bis jetzt.«

»Ja, ja ...«, murmelte Dominic. »Hat weniger mit Philosophie zu tun als mit Mathematik. Tötest du einen, rettest du womöglich Hunderte oder

Tausende. Würden wir hier von anständigen, gesetzestreuen Bürgern reden, wäre so eine Gleichung unmöglich, aber das sind sie eben nicht.«

»Damit hat er wohl recht, Jack«, meinte Brian. »Wir haben hier die Chance, etwas wirklich Gutes zu tun. Aber wenn du einsteigen willst und glaubst, bei der Sache gehe es um Rache oder den ganzen James-Bond-Scheiß …«

»Aber das glaube ich doch gar nicht …«

»Prima, denn darum geht es nicht, in keiner Weise. Es geht um den echten Abschaum, Punkt. Rache wäre ein schlechtes Motiv. Sie macht dich nachlässig, und wer nachlässig wird, ist tot.«

»Weiß ich.«

»Und was hast du jetzt vor?«

»Ich werde mal mit Gerry reden, denke ich, und mir anhören, was er meint.«

»Dann solltest du dir ein paar gute Argumente zurechtlegen«, meinte Dominic. »Verdammt, Gerry ist doch ohnehin schon ein Risiko eingegangen, als er dich anheuerte. Dein Vater würde einen Anfall bekommen, wenn er …«

»Lass Dad nur meine Sorge sein, Dom.«

»Okay, aber wenn du glaubst, dass dir Gerry einfach eine Knarre in die Hand drückt und sagt: >Gehe hinaus in alle Welt, und bringe den Völkern die Demokratie<, dann solltest du noch mal darüber

nachdenken. Du willst das Pferd kaufen, aber den Preis bestimmt er.«

»Weiß ich.«

»Gut.«

»Aber«, sagte Jack, »wenn ich mit ihm rede, steht ihr hinter mir?«

»Klar doch, wenn es dir was nützt.« Brian zuckte die Schultern. »Aber der Laden hier ist keine Demokratie, Jack. Wenn er nicht sofort ablehnt, wird er sich ganz bestimmt bei Sam rückversichern.« Sam Granger war der Abteilungsleiter Operationen des Campus. »Und ich bezweifle, dass der uns fragen wird.«

Jack nickte. »Damit hast du wohl recht. Na gut, wie du gesagt hast, ich muss zusehen, dass ich meine Sache überzeugend präsentiere.«

Es war Herbst geworden. Der Wind wurde stärker, und das Packeis war allmählich von der Küste zurückgewichen und hatte das schwarze Wasser des arktischen Ozeans freigegeben. Wenn es noch kälter wurde, würde das offene Wasser wieder zu Eis erstarren, und es war noch genug Packeis in Sicht, eine ständige Erinnerung, dass der Sommer hier oben bestenfalls ein flüchtiges Zwischenspiel gab. Mutter Natur blieb so grimmig und herzlos wie

immer, selbst unter einem kristallblauen Himmel, in dem nur ein paar flockige Wolken zu sehen waren.

Die Gegend hier war nicht sehr viel anders als seine erste Stationierung bei der Eismeerflotte in Poljarny vor zwölf Jahren, ungefähr zu der Zeit, als die sowjetische Marine zu kollabieren begann. Sicher, sie hatte noch ein paar Schiffe übrig; die meisten lagen in den Werften im Kola-Fjord vertäut, und ihre Mannschaften bestanden aus Männern, die entweder dort bleiben mussten oder die in ihrer Heimat nichts Besseres zu tun hatten. Es gab ein paar Schiffe, deren Crews fast vollständig aus Offizieren bestanden, die ihren Sold tatsächlich noch ein paar Mal im Jahr erhielten. Vitali hatte zu den letzten Männern gehört, die noch von der ehemaligen sowjetischen Marine eingezogen worden waren, und zu seinem Erstaunen hatte er entdeckt, dass ihm die Arbeit gefiel.

Nach der geisttötenden Grundausbildung hatten sie ihn zum ***starshina*** oder Maat gemacht, dann zum Bootsmann. Das war verdammt harte Arbeit gewesen, echt schweißtreibend, aber sie war befriedigend, und er bekam auch noch eine nützliche Ausbildung. Vom Verfall der sowjetischen Marine hatte er selbst sogar profitiert, denn er hatte zum Schnäppchenpreis ein altes, aber gut gepflegtes

T-4-Landungsboot gekauft und es dann so umgebaut, dass er auch Passagiere aufnehmen durfte. Meistens transportierte er Wissenschaftler, die aus Gründen, die ihm rätselhaft blieben und ihn auch nicht interessierten, die Region erforschen wollten. Manchmal auch ein paar Jäger, die unbedingt den Pelz eines selbst geschossenen Eisbären als Bettvorleger haben wollten.

Seine Charterkundschaft für diese Woche wartete weiter unten an der Küste in einem kleinen Fischerdorf auf ihn. Schon vor zwei Tagen hatte er ihre Ausrüstung an Bord genommen, einen GAZ-Lastwagen mit Allradantrieb, neuen Reifen und frisch aufgesprühtem Lack, zudem noch ausgerüstet mit einem A-Frame-Schwerlastkran. Die Ausrüstung war von einem anonymen Lkw-Fahrer angeliefert worden, der wahrscheinlich, genau wie Vitali selbst, in Euro bezahlt worden war. Wie jeder gute Kapitän hatte auch Vitali das Frachtgut inspiziert und mit leichtem Erstaunen festgestellt, dass man am Lkw sämtliche Identifikationscodes entfernt hatte, bis hin zur Fahrgestell- und Motornummer. Das machte zwar nicht besonders viel Arbeit und erforderte auch keinen Mechaniker, aber Vitali war trotzdem überzeugt, dass seine Charterkunden den Job nicht selbst ausgeführt hatten. Also waren sie wohl nach Russland ein-

gereist, hatten einen GAZ in gutem Zustand gekauft, ordentlich dafür bezahlt, dass er vollkommen neutralisiert wurde, und dann ein Boot privat gechartert. Offensichtlich eine Menge Geld zum Ausgeben und extrem stark auf Anonymität bedacht. Was mochte das wohl bedeuten?

Aber es war töricht, wenn man übermäßig neugierig war. Clevere Katzen kannten die Risiken der Neugier, und er hielt sich gern für clever. Die Euroscheine würden auch sein Gedächtnis beeinflussen, womit offenbar auch seine Auftraggeber ausgesprochen selbstsicher rechneten - der Anführer der Gruppe, der eindeutig aus dem Mittelmeerraum stammte, hatte Vitali sogar aufgefordert, ihn Fred zu nennen. Das war wohl weniger eine List als vielmehr ein Ersatzname, der unter diesen Umständen nötig schien, fast wie ein kleiner Scherz zwischen alten Freunden, was auch durch Freds Grinsen bei ihrem ersten Treffen bestätigt worden war.

Jetzt blickte er seiner Kundschaft entgegen, die gerade an Bord kam und ihm zuwinkte. Danach gab er Wanja, seinem Maschinisten plus Matrosen, das Zeichen zum Ablegen. Vitali warf den Dieselmotor an und manövrierte langsam aus dem Dock.

Wenig später steuerte er aus der Fahrrinne auf das offene Meer hinaus. Das schwarze Wasser mochte

nicht sonderlich einladend wirken, aber er und das Boot gehörten hierher, und es war ein gutes Gefühl, wieder hinauszufahren. Zu einem perfekten Morgen fehlte ihm jetzt nur noch ein Beruhigungsmittel, und das verschaffte sich Vitali mit einer American Marlboro Lights 100. Und schon war der Morgen wirklich perfekt. Die örtliche Fischerflotte hatte den Hafen bereits geräumt — die mussten wirklich zu den grausamsten Stunden arbeiten —, und vor ihm lag nun offenes Wasser, durch das er leicht navigieren konnte. Die See war ruhig, nur ganz leichte Wellen brachen sich an den Markierungsbojen.

Als er die Wellenbrecher hinter sich hatte, steuerte er nach backbord und in östlicher Richtung.

Seinen Anweisungen entsprechend hatte Adnan nur ein kleines Team zusammengerufen, er selbst und drei weitere, denen er bedingungslos vertraute, gerade genug Leute, um die Schwerarbeit zu verrichten, aber nicht so viele, dass sie ein Problem darstellten, wenn sich die unvermeidlichen Folgen ihrer Mission ergaben. Sogar dieser Teil machte ihm nicht viel aus. Schließlich würde er ungefähr dasselbe Schicksal erleiden wie seine Landsleute. Eine bedauerliche Notwendigkeit, dachte er. Nein, seine größte Sorge war, dass sie versagten. Ein Fehl-

schlag hier würde sich ohne jeden Zweifel gravierend auf die Gesamtoperation auswirken, was immer das auch bedeuten mochte, und Adnan war entschlossen, alles in seiner Kraft Stehende zu tun, um einen Fehlschlag zu verhindern.

Sein Leben. Adnan konnte bei dieser Vorstellung nur lächeln. Die Ungläubigen sahen alles als Leben an - Bäume und Wasser und materiellen Besitz. Aber das Leben ließ sich nicht durch das definieren, was man aß oder trank oder durch körperliche Lüste verunreinigte. Alle Zeit auf der Erde dient lediglich der Vorbereitung auf das, was danach kommt, und wenn du gläubig und gehorsam und gottesfürchtig lebst, wird dein Lohn unvorstellbar groß und prächtig sein. Ungewisser war hingegen, welches Schicksal ihm, Adnan, bevorstand, wenn seine Mission gelingen sollte. Würde man ihm noch größere Missionen übertragen, oder würde sein Schweigen für den Dschihad wertvoller sein? Ersteres wäre ihm lieber, schon weil er damit Allah weiterhin dienen könnte, aber wenn Letzteres seine Bestimmung war, dann musste es eben so sein. Beide Ergebnisse würde er mit größtem Gleichmut hinnehmen, voller Zuversicht, dass er sein irdisches Leben gelebt hatte, so gut er es vermochte.

Was immer sich ergeben würde, lag jedenfalls in der Zukunft, dachte er, und deshalb konnte er die

Sorge darüber getrost in die Zukunft verlagern. Hier und jetzt hatte er einen Job auszuführen. Einen wichtigen Job, obwohl ihm nicht ganz klar war, wie er sich in das größere Bild einfügte. Das musste er den Klügeren überlassen.

Am Tag zuvor waren sie in dem Fischerdorf angekommen und hatten sich dort von dem Fahrer verabschiedet, der ihren Truck zum Dock gebracht und dem Charterkapitän übergeben hatte, der von Adnan angeheuert worden war. Das Dorf war fast vollständig verlassen, die meisten Bewohner waren weggezogen, nachdem das Meer hier durch Überfischung nicht mehr genug Ertrag zum Überleben abgeworfen hatte. Die wenigen verbliebenen Dörfler blieben unter sich und kratzten sich ihren Unterhalt mühsam zusammen, während der Herbst allmählich in den Winter überging. Adnan und seine Leute, alle in Parkas gekleidet und die Gesichter mit dicken Schals gegen die schneidende Kälte geschützt, hatten wenig Aufmerksamkeit erregt. Der Geschäftsführer des Wohnheims, überrascht und höchst erfreut, zahlende Gäste im Haus zu haben, stellte ihnen keine Fragen - weder woher sie kamen, noch wohin sie wollten. Und wenn er gefragt hätte, hätte ihm Adnan keine Antwort geben können, selbst wenn er gewollt hätte. Die Zukunft gehörte Allah, ob das dem Rest der Welt

nun passte oder nicht.

Über Paris lag Dunkelheit, und die kalte Luft machte den beiden Südländern mehr zu schaffen als den Einheimischen. Aber sie bot doch auch eine gute Ausrede, noch mehr Wein zu bestellen, und das wiederum war angenehm. Außerdem waren die Plätze in den Straßencafés so dünn besetzt, dass sie sich recht offen unterhalten konnten. Wenn jemand sie beobachten wollte, musste er schon sehr umsichtig vorgehen. Außerdem nützte es nichts, wenn man sich ständig über alles und jedes Sorgen machte, nicht einmal in ihrem Handwerk.

»Du wartest also auf eine weitere Anweisung?«, fragte Fa'ad.

Ibrahim nickte. »Soll bereits unterwegs sein. Ein guter Kurier, sehr zuverlässig.«

»Und was erwartest du?«

»Ich habe gelernt, nicht zu spekulieren. Ich nehme meine Anweisungen so, wie sie kommen. Der Emir weiß schließlich, was er tut.«

»Bisher war er recht effektiv, aber manchmal kommt er mir auch wie ein altes Weib vor«, murrte Fa'ad. »Wenn man eine Operation intelligent durchplant, funktioniert sie auch. Wir sind Augen und Hände für den Emir, er hat uns ausgewählt, also sollte er uns auch mehr vertrauen.«

»Ja, aber er sieht auch Dinge, die wir nicht sehen. Vergiss das nie«, wies Ibrahim seinen Gast zurecht. »Deshalb trifft er bei allen Operationen die Entscheidungen.«

»Ja, er ist sehr weise«, gab Fa'ad zu, und obwohl er nicht völlig davon überzeugt war, musste er so reden. Schließlich hatte er dem Emir Gefolgschaft geschworen, und das war der entscheidende Punkt, obwohl der Schwur nun schon fünf Jahre zurücklag und er noch ein begeisterter Teenager gewesen war, als er ihn geleistet hatte. Als Jugendlicher glaubte man vieles und schwor allzu leicht Treue. Und danach dauerte es Jahre, bis der Schwur irgendwie seine bindende Kraft verlor. Wenn das überhaupt jemals der Fall war.

Aber das bedeutete nicht, dass man nicht seine Zweifel hatte. Er war dem Emir zwar nur ein einziges Mal begegnet, während Ibrahim von sich behaupten konnte, ihn zu kennen. Das gehörte eben zu ihrer Arbeit. Weder er noch Ibrahim wussten, wo der Emir lebte. Überhaupt kannten sie nur ein Ende einer langen elektronischen Nachrichtenkette. Das war eine vernünftige Sicherheitsmaßnahme: Die amerikanischen Polizisten waren vermutlich so effizient wie die europäischen, und vor den europäischen Polizisten musste man sich wirklich in Acht nehmen. Trotzdem hatte der Emir viel von

einem alten Weib an sich. Er vertraute nicht einmal den Leuten, die geschworen hatten, für ihn zu sterben. Wem vertraute er dann überhaupt noch? Und warum diesen und nicht ... ihm?, fragte sich Fa'ad. Im Grunde war Fa'ad zu klug, um sich mit einem »weil ich es sage« zufriedenzugeben, mit dem wohl jede Mutter auf der Welt ihren fünfjährigen Sohn abfertigt. Und was ihn noch mehr frustrierte: Er konnte nicht einmal Fragen stellen, weil das von gewissen anderen Leuten als Illoyalität angesehen würde. Und wer in der Organisation in den Verdacht der Untreue geriet, konnte sich genauso gut gleich aufhängen. Aber Fa'ad war klar, dass diese Regeln sinnvoll waren, nicht nur aus der Sicht des Emirs, sondern auch im Interesse der ganzen Organisation.

Es war nicht leicht, Allahs Werk zu verrichten, aber das war Fa'ad nicht neu. Oder er hatte es sich eingeredet. Aber gut - hier in Paris konnte man wenigstens vorbeigehenden Frauen nachschauen, obwohl die meisten wie Huren gekleidet waren, ihre Körper vorführten wie Reklametafeln für ihr Gewerbe. Es war gut, dachte Fa'ad, dass Ibrahim Paris als Wohnsitz gewählt hatte. Wenigstens war das hier eine hübsche Gegend.

»Die ist hübsch«, nickte Ibrahim, während beide Araber unwillkürlich hinter derselben Frau herschauten. »Mit einem Arzt verheiratet, leider

bestimmt nicht zum Ehebruch bereit, nach meiner Erfahrung.«

»Hast du ihre Gedanken gelesen?«, lachte Fa'ad. »Kann man Französinnen überhaupt anmachen?«

»Manche schon. Das Schwierigste ist dabei, ihre Gedanken zu erraten. Das können die wenigsten Männer, nicht mal die Franzosen.« Er lachte laut auf. »In dieser Beziehung sind die Französinnen auch nicht anders als unsere Frauen. Manche Dinge sind eben auf der ganzen Welt gleich.«

Fa'ad trank einen Schluck Wein und beugte sich näher über den Tisch. »Wird es funktionieren?«, fragte er leise, womit er die geplante Operation meinte.

»Ich sehe keinen Grund, warum nicht. Die Wirkung wird beachtlich sein. Der einzige Nachteil ist, dass wir danach noch mehr Feinde haben werden, aber werden wir den Unterschied überhaupt bemerken? Unter den Ungläubigen haben wir ohnehin keine Freunde. Für uns heißt das nur, dass wir unsere Instrumente einsatzbereit haben müssen, wenn der Schlag ausgeführt wird.«

»Inschallah«, antwortete Fa'ad.

Und sie stießen mit den Gläsern an, wie Franzosen nach einem Geschäftsabschluss.

Nichts geht über den Heimvorteil, **dachte**

Expräsident Ryan. Hier, an der Universität von **Georgetown,** hatte er seinen **Doktor** in Geschichte gemacht, deshalb **kannte** er den Campus fast so gut wie sein eigenes Haus. Insgesamt fand er auch die gesamte Vortragsreihe überraschend angenehm. Keine schwere Aufgabe, ein unverschämtes Honorar dafür zu bekommen, dass er über ein Thema redete, von dem er wirklich etwas verstand: seine Zeit im Weißen Haus. Bisher hatte es immer nur die üblichen Verrückten im Publikum gegeben, zu achtzig Prozent Anhänger irgendwelcher beknackter Verschwörungstheorien, die von den übrigen Zuhörern recht schnell niedergezischt worden waren. Die restlichen zwanzig Prozent seiner Kritiker waren Linke, die fest daran glaubten, dass Edward Kealty das Land vom Abgrund zurückgerissen habe, den Ryan hinterlassen hatte. Totaler Unsinn natürlich, aber sie glaubten fest daran. Ryan hegte eine tiefe Überzeugung: Zum einen gab es die Realität, zum anderen eine bestimmte Sichtweise, und die beiden kamen sich höchst selten nahe. Das war eine Lektion, die Arnie van Damm ihm während seiner Präsidentschaft immer - aber meist vergeblich - hatte einbläuen wollen. Ryans Stolz und Sturheit hatten eben nicht zugelassen, dass er diese Lektion ohne Weiteres schluckte. Manche Dinge waren eben

einfach ***wahr,*** daran änderten auch blödsinnige Sichtweisen nichts. Weshalb eine Mehrheit der amerikanischen Wähler diese banale Tatsache verdrängt hatte, wollte einfach nicht in Ryans Kopf, aber letztlich war er wohl kein objektiver Beobachter. Robby hätte ins Weiße Haus kommen müssen. Jetzt musste er nur darauf achten, dass diese Enttäuschung seine Rede nicht vergiftete. So gern er auch einen amtierenden Präsidenten attackiert hätte - schließlich war der Kerl ein Esel -, zu einem so miserablen Stil ließ er sich nicht hinreißen.

Die Tür zum Greenroom - in diesem Fall ein kleiner Aufenthaltsraum neben dem McNeir-Auditorium - öffnete sich, und Andrea Price-O'Day, die Leiterin von Ryans Secret-Service-Wache, trat an den beiden anderen Leibwächtern vorbei in den Raum.

»Fünf Minuten, Sir.«

»Viele Zuhörer?«

»Volles Haus. Keine Fackeln, keine Mistgabeln.«

Ryan musste lachen. »Immer ein gutes Zeichen. Wie ist mein Krawattenknoten?«

Er hatte schon frühzeitig gelernt, dass Andrea einen doppelten Windsor weit besser beherrschte als er selbst — fast so gut wie Cathy, aber die pflichtbewusste Ärztin war heute schon früh am

Morgen ins Krankenhaus gefahren, also hatte er die Krawatte selbst binden müssen. Ein Fehler.

Andrea betrachtete das Ergebnis kritisch mit leicht geneigtem Kopf. »Gar nicht so übel, Sir.« Sie rückte den Knoten ein wenig zurecht und nickte billigend. »Wenn Sie so weitermachen, verliere ich noch meinen Job.«

»Nie und nimmer, Andrea.« Price-O'Day war seit sehr langer Zeit zur Familie Ryan abgeordnet, sogar so lange, dass die meisten Ryans kaum jemals daran dachten, dass sie bewaffnet und bereit war, zu töten und für ihre Sicherheit zu sterben.

Dann klopfte es an der Tür, und einer der Agenten steckte den Kopf durch den Spalt. »SHORTSTOP«, verkündete er und öffnete die Tür weiter, um Jack jr. eintreten zu lassen.

»Jack!«, sagte der ältere Ryan erfreut und ging ihm entgegen.

»Hallo, Andrea«, grüßte Jack jr.

»Mr. Ryan.«

»Nette Überraschung«, sagte der Expräsident erfreut.

»Ja, nun, mein Date hat mich kurzfristig sitzen lassen, und da dachte ich …«

Ryan lachte. »Jeder Mensch hat seine Prioritäten.«

»Verdammt, ich wollte nicht sagen …«

»Schon gut, Jack. Bin froh, dass du da bist. Hast du

schon einen Platz gefunden?«

Jack jr. nickte. »Erste Reihe.«

»Sehr gut. Wenn sie mich in die Enge treiben, meldest du dich mit einer harmlosen Frage.«

Jack schlenderte den Flur entlang, ging eine Treppe hinunter und auf den Hörsaal zu. Der Flur war nur spärlich beleuchtet, jede zweite Neonlampe hatte man abgeschaltet. Wie die meisten Bildungseinrichtungen wollte auch Georgetown »grüner« werden. Als er an einem der Konferenzräume vorbeikam, hörte er von dort ein metallisches Kratzen, wie von einem Stuhl, der über den Boden gezogen wird. Er machte kehrt und spähte durch das Schlitzfenster hinein. Ein Hausmeister in blauem Overall kniete neben einer umgedrehten Bohnermaschine. Er hielt einen Schraubenzieher in der Hand, offenbar damit beschäftigt, das Bürstenpad zu wechseln. Aus einem Impuls heraus stieß Jack die Tür auf und streckte den Kopf durch den Spalt. Der Hauswart blickte auf. »Hi«, sagte Jack.

»Hello.« Der Mann, offenbar ein Hispano, sprach mit schwerem Akzent. »Wechsel Bürsten«, sagte er.

»Wollte nicht stören«, sagte Jack und schloss die Tür wieder. Er zog sein Mobiltelefon heraus und wählte Andreas Nummer. Sie antwortete schon nach

dem ersten Zeichen. »He«, sagte Jack. »War grade auf dem Weg zum Hörsaal ... Hier unten ist ein Hausmeister ...«

»Konferenzraum 2 B?«, fragte sie.

»Ja.«

»Wir haben ihn überprüft, aber wir machen es noch mal. Wir gehen ohnehin durch das Untergeschoss zum Hörsaal.«

»Okay. Wollte nur sichergehen ...«

»Suchen Sie einen neuen Job?«, fragte Price-O'Day.

Jack lachte. »Wie ist die Bezahlung?«

»Mit Ihnen verglichen, lausig. Unmenschliche Arbeitszeiten. Bis später.«

Andrea beendete das Gespräch, und Jack ging weiter zum Hörsaal.

Showtime, Sir«, sagte Andrea zum früheren Präsidenten, der **sofort** aufstand und seine **Manschetten** vorzog, eine Geste, die typisch Ryan sr. war. Aber Andrea sah auch ein wenig Vater im **Sohn,** und SHORTSTOPs Hinweis auf den Hausmeister bewies ihr noch etwas anderes: Auch intellektuell war der Apfel nicht weit vom Stamm gefallen. Gab es vielleicht nicht doch so was wie ein spezielles Gen der Spione?, fragte sie sich. Wenn ja, dann hatte wohl Jack jr. so ein Gen abgekommen.

Wie sein Vater war er unglaublich wissbegierig und glaubte fast nichts ohne kritisches Hinterfragen. Natürlich hatten sie das Gebäude genau durchsucht, und natürlich hatte Jack das sehr wohl gewusst. Trotzdem hatte er den Hausmeister entdeckt und sofort eine ***Anomalie*** gewittert. Sicher, es war ein falscher Alarm gewesen, aber seine Rückfrage war angebracht gewesen - wie wichtig ständiges Rückfragen war, lernte jeder Geheimagent durch Training und Erfahrung.

Andrea blickte auf die Armbanduhr und ging den Weg bis zum Hörsaal noch einmal vor ihrem geistigen Auge durch, wobei sie die Abbiegungen und die Entfernungen abschätzte. Schließlich klopfte sie zweimal an die Tür, um die Agenten draußen wissen zu lassen, dass SWORDSMAN bereit zum Abmarsch sei. Sie wartete einen Augenblick, damit sich draußen der Geleitschutz formieren konnte, dann öffnete sie die Tür, spähte in beide Richtungen, trat hinaus und gab Ryan das Zeichen, ihr zu folgen.

Jack jr. hatte inzwischen seinen Platz im Hörsaal eingenommen und blätterte geistesabwesend im Abendprogramm. Er las die Wörter, aber sein Hirn nahm sie nicht auf. Etwas nagte in seinem Unterbewusstsein, ein nebelhaftes Gefühl, etwas

nicht richtig erledigt zu haben ... Vielleicht etwas, das er noch im Büro im Campus hätte erledigen sollen?

Der Präsident der Universität Georgetown erschien auf der Bühne und ging zum Podium, begleitet von höflichem Applaus. »Guten Abend, meine Damen und Herren. Da unser heutiges Abendprogramm aus einem einzigen Punkt besteht, werde ich meine einleitenden Worte sehr kurz fassen. Der frühere Präsident John Patrick Ryan blickt auf ein langes Berufsleben im Dienst der Regierung zurück ...«

Hausmeister. Das Wort sprang urplötzlich und wie aus dem Nichts in Jacks Gedanken. Man hatte ihn überprüft, das hatte Andrea bestätigt. Und trotzdem ... Er griff nach dem Mobiltelefon, dann hielt er inne. Was sollte er sagen? Dass er ein unbestimmtes Gefühl habe? Von seinem Platz aus konnte er die linke Seite der Bühne überblicken. Zwei Geheimdienstleute in schwarzen Anzügen erschienen, gefolgt von Andrea und Jacks Vater.

Bevor es ihm selbst klar wurde, war Jack aufgestanden und ging auf den Seitenausgang zu. Er trabte die Stufen hinauf, bog nach links ab und lief den Flur entlang, wobei er die Türen der Konferenzräume abzählte.

Schraubenzieher, dachte er, und plötzlich nahm das seltsam störende Gefühl im Unterbewusstsein

konkrete Gestalt an. Der Hausmeister hatte einen Schraubenzieher benutzt, um ein Bürstenpad zu wechseln, doch das war mit einer Feststellmutter in der Mitte befestigt.

Inzwischen pochte sein Herz heftig. Er kam an der richtigen Tür an und blieb einen Meter davor stehen. Licht fiel durch das Schlitzfenster, aber er hörte keine Geräusche. Er atmete tief ein, trat an die Tür und drückte die Klinke hinunter. Die Tür war verschlossen. Er blickte durch das Schlitzfenster: Bohnermaschine und Schraubenzieher lagen noch dort, doch der Hausmeister war verschwunden.

Jack drehte sich um und rannte zum Hörsaal zurück. An der Tür hielt er an, sammelte sich kurz, schob so leise wie möglich die Tür auf und schloss sie hinter sich. Ein paar Leute blickten kurz zu ihm herüber, wie auch einer von Andreas Agenten, die im Mittelgang standen. Er erkannte Jack, nickte ihm kurz zu und beobachtete weiter die Zuhörer.

Jack ließ ebenfalls den Blick über das Publikum schweifen. Zuerst suchte er nach einem blauen Overall, gab aber diesen Gedanken schnell wieder auf. Der Hausmeister wäre damit gar nicht erst in den Hörsaal gelangt. Hinter der Bühne war vermutlich auch alles sauber, da dieser Bereich von Andreas Team längst abgesperrt worden war. Wer konnte es sein?, überlegte er und ließ den Blick jetzt

durch das Meer von Gesichtern wandern. Zuhörer. Agenten. Sicherheitsleute der Universität ...

An der Ostwand, das Gesicht halb im Schatten und die Hände vor dem Körper verschränkt, stand ein Wachmann eines privaten Sicherheitsdienstes. Wie die Agenten beobachtete auch er die Zuhörerschaft. Wie die Agenten ... Jack suchte weiter und zählte die Sicherheitsleute der Universität - fünf insgesamt. Und keiner von ihnen beobachtete die Zuhörer. Sie waren nicht für den Personenschutz ausgebildet; ihre Aufmerksamkeit galt daher nicht dem Publikum - von wo eine Gefahr am ehesten drohen würde -, sondern der Bühne. Mit Ausnahme des Mannes an der Ostwand. Der Mann drehte kurz den Kopf, und nun wurde sein ganzes Gesicht kurz im Lichtschein sichtbar.

Jack zog sein Mobiltelefon heraus und schickte Andrea eine SMS: WÄCHTER, OST WAND = HAUSMEISTER.

Auf der Bühne stand Andrea etwa drei Meter hinter dem Podium auf der linken Seite. Jack sah, dass sie ihr Telefon herausnahm, kurz auf den Bildschirm blickte und es dann wieder in die Tasche steckte. Doch ihre Reaktion erfolgte sofort. Sie hob das Manschettenmikrofon an den Mund und senkte es wieder. Einer der Agenten im Mittelgang ging wie beiläufig ein paar Stufen hinauf bis zum mit Teppich

belegten Quergang und dann weiter auf die Ostwand zu. Andrea trat ein paar Schritte vor, bis sie, wie Jack nur vermuten konnte, in direkter Linie zwischen seinem Vater und dem Wächter stand.

Der Agent aus dem Mittelgang hatte inzwischen den Gang an der Ostwand erreicht. Zehn Meter entfernt drehte der Wächter den Kopf herum, zögerte ganz kurz, als er den Agenten bemerkte, und wandte dann wieder den Blick zur Bühne, wo Andrea ihre Blockadestellung eingenommen hatte. Auch Jacks Vater war das nicht entgangen; er blickte kurz zu ihr hinüber, unterbrach seine Rede aber nicht. Natürlich war ihm klar, was Andrea tat, aber er konnte nicht ahnen, dass es eine reale Bedrohung gab.

Doch auch der Wärter an der Ostwand hatte Andreas Positionsänderung bemerkt. Lässig trat er zwei Schritte über den Gang, beugte sich zu einer Zuhörerin hinunter und flüsterte ihr etwas zu. Die Frau blickte auf, offensichtlich überrascht, und stand auf. Der Wärter lächelte, packte sie am Ellbogen, trat auf ihre rechte Seite und führte sie den Gang hinunter zum Ausgang neben der Bühne. Als sie an der vierten Reihe vorbeigingen, trat Andrea zwei Schritte vor, um ihre blockierende Stellung anzupassen.

Sie öffnete ihr Jackett.

Der Wärter ließ den Ellbogen der Frau los und packte sie am Kragen, trat schnell einen Schritt weiter vor, an der ersten Reihe vorbei. Die Frau schrie auf. Köpfe drehten sich in ihre Richtung. Der Wärter schob die rechte Hand vorn in seinen Hosenbund und riss gleichzeitig die Frau herum, sodass er sie als Schild benutzen konnte. Andrea riss blitzschnell die Waffe heraus und zielte.

»Keine Bewegung! Secret Service!«

Hinter ihr hatten sich die anderen Agenten bereits in Bewegung gesetzt, umringten den früheren Präsidenten, stießen ihn halb zu Boden und drängten ihn zur gegenüberliegenden Bühnenseite.

Die Hand des Wärters war wieder aus dem Hosenbund aufgetaucht - mit einer halbautomatischen 9-Millimeter-Pistole. Als er sah, dass sein Ziel rasch aus der Schusslinie gebracht wurde, machte er den Fehler, auf den Andrea nur gewartet hatte. Er hob die Pistole an und zielte, musste dazu jedoch einen Schritt vortreten - und stand nun einen halben Schritt neben seinem menschlichen Schutzschild.

Andrea feuerte nur ein einziges Mal. Aus fünf Metern Entfernung drang das Hohlspitzgeschoss zwischen dem linken Auge und dem Ohr in den Kopf des Wärters ein. Kugeln dieser Art waren für Naheinsatz und hohe Mannstoppwirkung entwickelt worden; das Geschoss deformierte sich pilzförmig

im Gehirn des Mannes, verbrauchte die gesamte Energie in einer Tausendstelsekunde und blieb, wie die Autopsie später ergab, sieben Zentimeter vor der anderen Schädelseite stecken.

Der Wärter stürzte zu Boden. Er war tot, bevor er auf dem Teppichboden aufschlug.

»Andrea meint, du hättest ihr den Tag gerettet«, sagte der Expräsident zwanzig Minuten später in der Limousine.

»Ich habe nur den Alarm ausgelöst«, antwortete Jack.

Die ganze Sache war ein geradezu surreales Erlebnis gewesen, dachte Jack, aber irgendwie weniger surreal als das, was danach kam. Obwohl sich die Ereignisse in dichter Abfolge abgespielt hatten — vielleicht fünf Sekunden von dem Zeitpunkt, an dem der Wärter die Frau aus ihrem Sitz holte, bis zu dem Moment, als ihn Andreas Kopfschuss fällte —, liefen sie in Jacks Erinnerung wie in Zeitlupe ab, was vermutlich völlig normal war. Das Publikum war derart schockiert gewesen, dass tatsächlich nur ein paar Leute aufgeschrien hatten, und sie alle hatten in unmittelbarer Nähe der Stelle gesessen, wo der Attentäter schließlich erschossen wurde.

Jack selbst wusste, dass er sich nicht bewegen

durfte, und hatte an der Westwand gewartet, bis Andreas Agenten und die privaten Sicherheitskräfte das Auditorium geräumt hatten. Umringt von seinen Leibwächtern, hatte sich sein Vater bereits außerhalb der Bühne befunden, als Andrea den Schuss abgab.

»Das ist egal«, sagte Ryan. »Danke.«

Es war ein seltsamer Augenblick, der sich zu einem fast peinlich langen Schweigen ausdehnte. Jack jr. brach es schließlich. »Macht Angst, so was, nicht wahr?«

Ryan sr. nickte. »Warum bist du eigentlich noch einmal zurückgegangen - ich meine, um den Hausmeister zu überprüfen?«

»Als ich ihn zum ersten Mal sah, versuchte er, das Bürstenpad einer Bohnermaschine zu wechseln. Mit einem Schraubenzieher«, erklärte Jack. »Dazu braucht man aber einen Gabelschlüssel.«

»Hm. Ich bin wirklich beeindruckt, Jack.«

»Von dem Schraubenzieher?«

»Zum Teil. Und teilweise auch, weil du nicht in Panik geraten bist. Und dass du dann die Sache den Profis überlassen hast. Acht von zehn Leuten hätten das mit der Bohnermaschine gar nicht bemerkt. Die meisten wären in Panik geraten oder erstarrt. Die übrigen hätten womöglich versucht, den Burschen selbst zu greifen. Du hast alles richtig gemacht, von

Anfang bis Ende.«

»Danke.«

Ryan sr. lächelte. »Und jetzt müssen wir uns noch mit der Frage befassen, wie wir das deiner Mutter beibringen …«

Das Flugzeug kam nicht weit. Seine Bugräder hatten beim Wenden noch nicht einmal das Vorfeld der Startbahn erreicht. Es gab keine Erklärungen für die Passagiere. Eine Stewardess kam auf Clark und Chavez zu und bat sie mit einem starren, eingefrorenen Lächeln, wie es nur professionelle Flugbegleiter zustande bringen: »Würden Sie bitte mitkommen?« Das Lächeln zeigte Clark, dass sie sich auf keinerlei Diskussion einlassen würde.

»Hast du vergessen, einen Strafzettel zu bezahlen, Ding?«, fragte John seinen Schwiegersohn.

»Ich doch nicht, ***Mano.*** Ich bin ein anständiger Mensch.«

Beide gaben ihren Frauen noch einen Kuss auf die Wange und meinten, sie sollten sich keine Sorgen machen. Dann folgten sie der Stewardess durch die Kabine zur Flugzeugtür, die bereits wieder geöffnet worden war. In der Fluggastbrücke wartete ein Beamter des Londoner Metropolitan Police Service auf sie. Am schwarz-weißen Schachbrettmuster auf

der Mütze des Mannes erkannte Clark, dass er es hier nicht mit einem gewöhnlichen Streifenpolizisten zu tun hatte, und das Abzeichen auf seinem Polizeipullover zeigte, dass er zum SCD11, der nachrichtendienstlichen Abteilung des Specialist Crime Directorate von Scotland Yard, gehörte.

»Es tut mir leid, dass ich Ihre wohlverdiente Heimreise unterbrechen muss, Gentlemen«, sagte der Beamte, »aber gewisse Leute halten Ihre Anwesenheit für zwingend erforderlich. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Neben dem Fahren auf der falschen Straßenseite und der Tatsache, dass die Pommes frites hier »Chips« hießen, würde sich Clark nie an diese formellen britischen Umgangsformen gewöhnen, wie sie vor allem bei den höheren Rängen üblich waren. Sicherlich war Höflichkeit immer besser als Grobheit, aber es nervte ihn etwas, von einem Typen auf diese leicht gestelzte Weise angesprochen zu werden, der wahrscheinlich mehr böse Buben getötet hatte, als die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben sehen würden. Clark hatte hier Männer kennengelernt, die einem in allen Einzelheiten erklären konnten, wie sie jemanden mit einer Gabel erstechen, sein Blut trinken und ihn dann häuten würden - das Ganze jedoch klang stets

wie eine Einladung zum Nachmittagstee.

Clark und Chavez folgten dem Polizisten über die Fluggastbrücke zurück ins Terminal und durch verschiedene Sperren. Schließlich betraten sie durch eine kartengesicherte Tür das Sicherheitszentrum von Heathrow. Dort führte man sie in einen kleinen Konferenzraum, wo im kalten Licht der Leuchtstofflampen Alistair Stanley, der offiziell immer noch der ***stellvertretende*** Kommandeur von Rainbow war, an einem rautenförmigen Tisch bereits auf sie wartete. Stanley war eigentlich ein Mitglied der SAS, des Special Air Service, die als beste Spezialeinsatztruppe Großbritanniens galt.

Obgleich es Clark im Beisein von Briten ungern zugab, konnte seiner Meinung nach dem SAS, was Effizienz, Durchhaltevermögen und Tradition anging, niemand das Wasser reichen. Sicherlich gab es Einheiten, die so gut waren wie der SAS, wie etwa seine Stammtruppe, die SEALs, aber die Briten hatten bereits vor langer Zeit den Goldstandard für alle modernen Sondereinsatzkräfte geschaffen, als ein Offizier der Scots Guards namens Stirling - ein Name, der später durch die gleichnamige Maschinenpistole berühmt wurde — im Jahr 1941 mit den gerade einmal 65 Mann seines L-Detachment die deutsche Wehrmacht in ganz Nordafrika das Fürchten gelehrt hatte. Von ihren ersten

Sabotageaktionen hinter der feindlichen Front in Nordafrika bis zur Jagd nach den Scud-Raketen in der irakischen Wüste führte der SAS alle nur denkbaren Operationen durch und wurde dabei zu einem Vorbild, an dem sich die Spezialtruppen vieler Länder orientierten. Und wie alle seine Kameraden vor ihm war auch Alistair Stanley ein hervorragender Soldat. Tatsächlich hatte Clark einen solchen Respekt vor diesem Mann, dass er ihn eigentlich nie als seinen Untergebenen, sondern immer als seinen Mit-Kommandanten betrachtet hatte.

Neben der falschen Straßenseite und der Bezeichnung für Pommes frites war die Organisationsstruktur des SAS für Clark gewöhnungsbedürftig gewesen. In typisch britischer Manier hatte der SAS einen ganz einzigartigen Aufbau. Er bestand aus drei Regimentern, dem 21., 22. und dem 23., von denen allerdings gegenwärtig nur das 22. aktiv war. Dieses wiederum war in vier Squadrons aufgeteilt, die mit A, B, D und G bezeichnet wurden. Das C war wohl irgendwie verloren gegangen. Clark musste zugeben, dass alles, was die Briten unternahmen, einen gewissen Stil hatte.

»Alistair«, sagte Clark und nickte ihm mit ernstem Gesicht zu. Stanleys Miene zeigte ihm, dass etwas Gravierendes geschehen war oder gerade geschah.

»Hast du uns bereits so sehr vermisst, Stan?«, sagte Ding und schüttelte ihm die Hand.

»Ich wünschte, das wäre es, Partner. Es tut mir schrecklich leid, dass ich eure Heimreise unterbrechen musste. Aber ich dachte mir, dass ihr Jungs vielleicht noch etwas erleben möchtet, bevor ihr endgültig abtretet. Ich hätte da einen interessanten Job zu vergeben.«

»Wer braucht uns?«

»Die Schweden, allerdings ist das Ganze ziemlich kompliziert. Es sieht so aus, als ob sie gerade ihre Botschaft in Tripolis verloren hätten. Ziemlich peinliche Angelegenheit.«

Chavez lachte. »Ich nehme an, dass du mit >verloren< nicht ausdrücken willst, dass sie sie irgendwie verlegt haben und nicht mehr wiederfinden können?«

»Du hast recht, das war eine typisch englische Untertreibung. Charmant, aber nicht immer ergebnisorientiert. Wir haben noch keine näheren Erkenntnisse, aber wenn man den Ort des Geschehens bedenkt, drängen sich einem doch einige Vermutungen auf, wer hinter dem Anschlag stecken könnte.«

Chavez und Clark zogen sich Stühle heraus und setzten sich an den Tisch. Stanley tat es ihnen nach. Er öffnete eine lederne Aktenmappe und holte einen

großen Notizblock voller handschriftlicher Aufzeichnungen heraus.

»Also, leg los«, forderte ihn Clark auf und schaltete auf ein militärisch-professionelles Denken um.

Noch vor zehn Minuten war er ein Zivilist gewesen, der bei seiner Familie saß und sich auf die Heimkehr vorbereitete, aber das hatte sich schlagartig geändert. Jetzt war er wieder der Kommandeur der Rainbow-Truppe. Dies war ein gutes Gefühl, wie er zugeben musste.

»Soweit wir wissen, sind es insgesamt acht Mann«, sagte Stanley. »An den örtlichen Polizisten sind sie schnell und ohne Verluste vorbeigekommen. Auf den Satellitenbildern sind auf dem Botschaftsgelände vier tote Schweden, wahrscheinlich ***fallskärmsjägares,*** zu sehen.«

Diese schwedische Fallschirmelitetruppe nahm nur die besten Soldaten auf. Wahrscheinlich waren sie Angehörige der ***Särskilda Skyddsgruppen,*** der Besonderen Schutzgruppe, die der ***Säpo,*** dem schwedischen Nachrichtendienst, zur Bewachung des Botschaftsgeländes zugeteilt worden waren.

»Das sind ganz schön harte Jungs«, sagte Chavez. »Jemand hat zuvor seine Hausaufgaben gemacht — und dann verdammt gut geschossen. Wissen wir, was im Inneren der Botschaft vorgeht?«

Stanley schüttelte den Kopf. »Absolute Funkstille.«

Was zu erwarten war, dachte Clark. Jeder, dem es gelang, dermaßen schnell in das Gelände einzudringen und dabei vier Fallskärmsjägares umzulegen, war auch klug genug, sofort den Nachrichtenraum zu besetzen.

»Bisher hat noch niemand die Verantwortung übernommen?«, fragte Chavez.

»Noch niemand, aber das wird nicht lange dauern, vermute ich. Bisher haben die Libyer die Presse außen vor gehalten, aber es ist leider nur eine Frage der Zeit, bis etwas nach draußen dringen wird.«

In dem ganzen Mischmasch von Terrorgruppen im Nahen und Mittleren Osten bekannten sich meist mehrere Organisationen gleichzeitig zu einem größeren Anschlag. Dabei ging es nicht einmal immer ums Prestige. Vielmehr wollten sie dadurch die gegnerischen Nachrichtendienste verwirren. Es war vergleichbar mit dem, was Mordkommissionen bei wichtigen Tötungsdelikten erlebten. Dabei tauchten ja auch immer Dutzende von angeblichen Tätern auf, die aus Verrücktheit oder Geltungssucht die Tat gestanden. Trotzdem musste jeder einzelne von ihnen ernst genommen werden, damit einem nicht doch der echte Mörder durch die Lappen ging. Dasselbe galt für Terroristen.

»Und es gibt noch keine Forderungen, nehme ich an?«, fügte Clark hinzu.

»Bisher nicht.«

Tatsächlich wurden in vielen Fällen keine Forderungen erhoben. Im Nahen und Mittleren Osten wollten die meisten Geiselnehmer nur möglichst große internationale Aufmerksamkeit erregen, bevor sie die Leute umzubringen begannen, wobei sie ihre Beweggründe und Absichten oft verspätet nachlieferten. Für Clark und sein Team machte das zwar keinen Unterschied, aber solange kein Regierungsbeamter das Startzeichen gab, war Rainbow wie alle anderen Spezialeinheiten von den Entscheidungen und Erwägungen der Politik abhängig. Erst wenn die Politiker davon überzeugt waren, dass es in einem bestimmten Fall angebracht war, die eigenen Kriegshunde von der Leine zu lassen, durfte Rainbow das erledigen, was es am besten konnte.

»Jetzt kommen wir zum kniffligen Teil«, sagte Stanley.

»Der Politik«, riet Clark.

»Ganz recht. Wie ihr euch vorstellen könnt, will unser Freund, der Oberst, seine Dschamahirija-Garde hineinschicken. Tatsächlich hat er sie bereits in Bereitschaft versetzt und in der Nähe der Botschaft postiert, aber der schwedische Generalkonsul ist nicht gerade begeistert von dieser Idee, was angesichts der Einsatzregeln der

Dschamahirija auch nicht weiter erstaunlich ist.«

Die Dschamahirija-Garde war im Wesentlichen Oberst Muammar al-Gaddafis persönliche Sondereinsatztruppe. Sie bestand aus etwa 2 000 Mann, die alle aus seiner Heimat, der Surt-Region in Libyen, stammten. Clark wusste, dass dies gute Leute waren, die über ihre eigene Logistik und Nachrichtenabteilung verfügten. Allerdings war die Dschamahirija nicht gerade für ihr behutsames Vorgehen bekannt. Materielle oder menschliche Kollateralschäden kümmerten sie herzlich wenig. Wenn diese Truppe die Botschaft stürmen sollte, würden die Schweden einen Gutteil des Personals in der Botschaft verlieren.

Ein interessanter Bastard, dieser Gaddafi, dachte Clark. Wie die meisten amerikanischen Geheimdienstler hatte er seine Zweifel, was Gaddafis frappierende Charakterwandlung vom bösen Buben Nordafrikas zu einem Menschenfreund und Terrorismusgegner anging. Schon in der Bibel stand ja bei Jeremia: »Ändert denn ein Leopard seine Flecken?« Dies mochte vielleicht ein Klischee sein, aber für Clark war Oberst Muammar Abu Minyar al-Gaddafi, der »brüderliche Führer und Wegweiser der Revolution«, ein Leopard durch und durch, und dies bis zu dem Tag, an dem er auf natürliche oder nicht ganz natürliche Weise das

Zeitliche segnen würde.

Im Jahr 2003 hatte die libysche Regierung auf Anordnung Gaddafis den Vereinten Nationen mitgeteilt, dass sie bereit sei, die Verantwortung für den Bombenanschlag auf den Pan-Am-Flug 103 über Lockerbie 15 Jahre zuvor zu übernehmen und den Familien der Opfer fast drei Milliarden Dollar Entschädigung zu zahlen. Diese Geste wurde nicht nur von der westlichen Presse sofort bejubelt, sondern führte auch zur Aufhebung der Wirtschaftssanktionen und zu diplomatischen Avancen von Seiten zahlreicher europäischer Länder. Der Leopard ging noch einen Schritt weiter, indem er seine Waffenprogramme von internationalen Inspektoren überprüfen ließ und die Anschläge vom 11. September verdammte.

Clark vermutete jedoch, dass Gaddafis Sinneswandel kein Zeichen von Altersmilde war, sondern handfeste wirtschaftliche Gründe hatte. In den Neunzigerjahren waren die Ölpreise ständig gefallen und hatten das Land in einer Weise ärmer werden lassen, wie es sie seit der Zeit, als die Kamelkarawanen vom schwarzen Gold abgelöst worden waren, nie mehr erlebt hatte. Auch des Obersts terroristische Lieblingspläne ließen sich nicht länger finanzieren. Außerdem war sich Clark sicher, dass Gaddafis neuer Schmusekurs viel mit

der US-Invasion des Irak zu tun hatte, nach der ihm wahrscheinlich gedämmert war, dass dergleichen auch seinem eigenen kleinen Reich widerfahren könnte. In aller Fairness zog es Clark vor, es mit einem Leoparden zu tun zu haben, der nur so tat, als habe er seine Flecken verloren, solange man ihm die Fangzähne nicht tatsächlich abgefeilt hatte. Da die Ölpreise in letzter Zeit wieder stiegen, stellte sich natürlich die Frage, ob der alte Oberst bald wieder Frühlingsgefühle bekommen würde. Würde er etwa diesen Vorfall ausnutzen, um zu zeigen, dass er durchaus noch zubeißen konnte?

»Natürlich möchte das Oberkommando in Stockholm am liebsten seine eigenen Leute einsetzen, aber davon will Gaddafi nichts wissen«, fuhr Stanley fort. »Als Letztes habe ich gehört, dass die schwedische Regierung Kontakt zur Downing Street aufgenommen hat. Auf jeden Fall hat man uns in Bereitschaft versetzt. Herefordshire alarmiert gerade den Rest des Teams. Einer hat sich krankgemeldet und einer ist im Urlaub, aber die anderen sollten in etwa einer Stunde marschbereit und kurz darauf zu uns unterwegs sein.« Stanley schaute auf die Uhr. »Das heißt, dass wir in etwa siebzig Minuten starten können.«

»Und was wird unser Bereitschaftsraum sein?«, fragte Chavez. Zeit war hier ein entscheidender

Faktor, und selbst mit den schnellsten Transportmitteln brauchte es von London nach Tripolis einige Zeit, vielleicht mehr Zeit, als die Geiseln in der Botschaft noch zu leben hatten.

»Tarent. Die Marina Militare hat sich freundlicherweise bereit erklärt, uns aufzunehmen, bis sich die Politiker endgültig entschieden haben. Wenn wir den Einsatzbefehl bekommen, müssen wir dann nur noch ein kleines Stück übers Mittelmeer nach Tripolis fliegen.«

Der Leutnant Operatiwnik (Leutnant der Kriminalpolizei) Pawel Rosichina zog das Tuch weg (tatsächlich war es eine Tischdecke), das eine mitleidige Seele über den Leichnam gebreitet hatte, und blickte in die weit geöffneten Augen eines, wie er annahm, weiteren Mafiaopfers. Vielleicht war er das aber auch nicht. Trotz der Leichenblässe dieses Mannes war klar, dass er weder ein Tschetschene noch ein Mitglied einer anderen nichtslawischen russischen Volksgruppe, sondern ganz eindeutig ein ethnischer Russe war. ***Interessant.*** Dies war angesichts des Lokals, in dem er jetzt lag, ziemlich überraschend.

Eine einzige Kugel war in den Schädel direkt über und drei Zentimeter vor seinem linken Ohr

eingedrungen und auf der anderen Seite wieder ausgetreten … Rosichina beugte sich über den Tisch, wobei er sich bemühte, außer dem Tischtuch nichts zu berühren, und betrachtete die rechte Seite des Kopfes, der auf dem gepolsterten oberen Rand der Sitzecke ruhte. ***Da.*** Hinter dem rechten Ohr des Mannes war der Ausschuss von der Größe eines Eis. Das Blut und die Gehirnmasse, die auf die Wand hinter der Sitzecke gespritzt waren, passten zu der Bewegungsbahn des Geschosses, was bedeutete, dass der Mörder … hier gestanden haben musste.

Direkt vor der Küchentür. Wie nahe, würde der Gerichtsmediziner entscheiden müssen. Der Blick auf die Eintrittswunde zeigte Rosichina jedoch, dass es kein Schuss aus nächster Nähe gewesen sein konnte. Auf der Haut um die Wunde herum waren keine Verbrennungen und auch kein Pulverschmauch zu erkennen. Die Wunde selbst war vollkommen rund, was ebenfalls einen aufgesetzten Schuss ausschloss, der normalerweise einen ganz speziellen sternförmigen Hautriss hinterließ. Rosichina hielt sich die Hand vor die Nase, um den Fäkalgeruch zu mildern. Wie bei vielen Opfern eines Sekundentods hatten sich der Darm und die Blase des Mannes entleert. Der Leutnant zog vorsichtig den Sportmantel des Opfers zurück, zuerst die linke, dann die rechte Seite, und klopfte die Taschen nach

einer Brieftasche ab. Er fand jedoch nichts außer einem silbernen Kugelschreiber, einem weißen Taschentuch und einem Ersatzknopf für das Jackett des Opfers.

»Wie nahe, glaubst du?«, hörte er plötzlich und drehte sich um.

Sein gelegentlicher Partner Gennadi Oleksei stand einige Meter entfernt. Zwischen seinen zu einem leichten Lächeln verzogenen Lippen baumelte eine Zigarette. Seine Hände steckten tief in den Taschen seines Ledermantels.

Über Olekseis Schulter hinweg konnte Rosichina die uniformierten Milizbeamten sehen, die gerade alle Restaurantbesucher durch die Eingangstür nach draußen getrieben hatten. Dort standen diese nun und warteten darauf, befragt zu werden. Die Mitarbeiter des Restaurants, vier Kellner, ein Kassierer und drei Köche, saßen jetzt an den frei gewordenen Tischen und nannten einem weiteren Milizionär ihre Personalien.

Oleksei und Rosichina arbeiteten für das Hauptbüro für die Bekämpfung von Finanzverbrechen, eine Untergliederung der Kriminalabteilung der Sankt Petersburger Miliz. Im Gegensatz zu den meisten westlichen Polizeibehörden hatten die russischen Operatiwniks keine festen Partner. Den Grund hierfür hatte

Rosichina bisher niemand erklärt, er nahm jedoch an, dass es etwas mit der Finanzknappheit der Miliz zu tun hatte. Alles hatte mit der Finanzierung zu tun, ob es nun darum ging, dass einem der eigene Einsatzwagen nur von Woche zu Woche zugeteilt wurde, oder darum, ob man allein oder mit einem Kollegen arbeiten musste.

»Hat man dich auch mit der Bearbeitung dieser Sache hier betraut?«

»Sie haben mich daheim angerufen. Wie weit weg stand der Schütze?«, entgegnete Oleksei.

»Zwischen sechzig Zentimetern und ein Meter achtzig. Ein leichter Schuss.« Plötzlich bemerkte er, dass etwas auf der Sitzfläche hinter dem Hinterteil des Opfers lag. Er beugte sich vor, um es sich genauer anzusehen. »Er hatte eine Pistole«, teilte er Oleksei mit. »Eine halbautomatische. Sieht aus wie eine Makarow. Er hat noch versucht, sie zu ziehen. Eine Sekunde schneller und vielleicht…«

»Da habe ich eine Frage für dich«, sagte Oleksei. »Würdest du lieber wie unser Freund hier abtreten und wissen, was dich erwartet, oder wäre es dir lieber … puff, und du bist weg, ohne etwas gemerkt zu haben?«

»Lieber Gott, Gennadi …«

»Komm, spiel schon mit.«

Rosichina seufzte. »Ich glaube, ich würde am

liebsten im Schlaf sterben - mit hundert Jahren, und neben mir liegt Natalja.«

»Pawel, Pawel ... Du gehst nie auf mich ein.«

»Tut mir leid. Ich mag das Ganze hier nicht. Irgendwas stinkt. Es sieht wie ein normaler Mafiamord aus, aber das Opfer passt einfach nicht dazu. So jemand setzt sich doch nicht in ein solches Lokal.«

»Er war entweder sehr tapfer oder sehr dämlich«, sagte Oleksei.

»Oder verzweifelt.« An einem Ort wie diesem musste ihr »weißes« russisches Opfer mehr gesucht haben als eine Schüssel gutes ***Djepelgesch*** und diese fürchterliche Pondur-Musik, die für Pawel wie das Geschrei liebestoller Katzen klang.

»Oder richtig hungrig«, fügte Oleksei hinzu. »War er vielleicht ein Mafiaboss? Er kommt mir nicht bekannt vor, aber wir könnten ihn in unseren Akten haben.«

»Das bezweifle ich. Die sind nie ohne ihre eigene kleine Armee unterwegs. Selbst wenn es jemand gelungen wäre, ihn hierherzulocken und ihm aus dieser Entfernung eine Kugel in den Kopf zu jagen, hätten seine Leibwächter eine fürchterliche Schießerei veranstaltet. Dann gäbe es überall hier Einschüsse und viel mehr Leichen. Nein, wir haben hier nur dieses eine Projektil und einen einzigen

Toten. Das sieht geplant aus. Ein professionell gelegter Hinterhalt. Die Frage ist nur, wer ist er und warum war er wichtig genug, um ermordet zu werden?«

»Nun, die Typen hier werden uns die Antwort bestimmt nicht verraten.«

Rosichina wusste, dass sein Partner recht hatte. Die Angst vor oder die Treue zur Obschina ließ im Allgemeinen selbst die redseligsten Leute verstummen. Die Zeugenaussagen würde man bestimmt in eine von drei Kategorien einordnen können: Ich habe nichts gesehen; ein Vermummter stürmte herein, erschoss den Mann und lief dann weg, es ging alles so schnell; und Rosichinas Lieblingsaussage: ***Ja ne goworju porusski.*** Ich spreche kein Russisch.

Von all diesen Behauptungen würde wahrscheinlich nur eine stimmen: Es ging alles so schnell. Er machte ihnen allerdings auch keine Vorwürfe. Die Krasnaja Mafija, die Bratwa (Bruderschaft) oder die Obschina, wie immer ihr Name oder ihre Bezeichnung lauten sollte, war von beispielloser Unbarmherzigkeit. Zeugen wurden oft samt ihrer ganzen Familie umgebracht, weil irgendein Boss in irgendeinem dunklen Keller entschieden hatte, dass diese Person Informationen haben könnte, die sie den Behörden mitteilen

könnte. Und dabei war der tatsächliche Tod oft nicht einmal das Schlimmste, wusste Rosichina. Die Mafia war für ihre ausgeklügelten und zeitaufwendigen Exekutionsmethoden berühmt. Was würde er unter ähnlichen Umständen tun?, fragte er sich. Die Mafia tötete gewöhnlich zwar keine Milizbeamten, weil dies schlecht fürs Geschäft war. Trotzdem war auch dies in der Vergangenheit schon vorgekommen. Bewaffnet und gut ausgebildet, wie sie waren, konnten die Polizisten sich zwar selbst schützen, aber welche Chance hätte in dieser Hinsicht ein Durchschnittsbürger, wie etwa ein Lehrer, Fabrikarbeiter oder Buchhalter? Nicht die geringste. Die Miliz hatte weder das Geld noch das Personal, um jeden Zeugen zu beschützen. Der Normalbürger wusste das, schwieg und hielt sich aus allem heraus. Auch jetzt hatten einige Restaurantgäste Angst um ihr Leben, weil sie einfach zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen waren. Es war eigentlich ein Wunder, dass Lokale wie dieses hier noch nicht aus Gästemangel schließen mussten.

Wegen dieser Art von Angst, dachte Rosichina, sehnten sich die Leute nach den alten Zeiten zurück, als Stalin und die Stalinisten noch für Ordnung im Land gesorgt hatten. In vielerlei Hinsicht wollte Putin durch seine »Reformprogramme« diesem Bedürfnis nach Ordnung und Sicherheit

nachkommen. Es gab da jedoch nur das eine oder das andere. Solange es in Russland politische Freiheiten, Persönlichkeitsrechte und einen offenen Markt gab, würde es auch große und kleine Verbrechen geben. (Die gab es im Übrigen auch unter Stalin, wenngleich nicht in diesem Ausmaß.) Aber dies waren natürlich weitgehend vorgeschobene Argumente, mit deren Hilfe altkommunistische Betonköpfe und Ultranationalisten die Demokratie und den Kapitalismus verleumden wollten. Dabei vergaßen oder übersahen sie, dass die eisenharte sowjetische Kontrolle über das ganze Land einen wirklich hohen Preis gefordert hatte. Aber wie lautete nicht das alte russische Sprichwort? Hieß es darin nicht, dass Mühsal und Not zu einem schlechten Gedächtnis führten? Rosichinas Vater, der aus einer jakutischen Fischerfamilie stammte, pflegte diesen Gedanken auf seine Weise auszudrücken: »Wenn du eine alte Vettel zur Frau hast, sieht selbst die hässlichste Exfreundin reizend aus.« Und Sowjetrussland war eben eine solche hässliche Exfreundin. Sicherlich hatte sie auch ihre positiven Seiten, aber nichts, weswegen Pawel sie sich zurückgewünscht hätte. Unglücklicherweise waren viele seiner Mitbürger ganz anderer Meinung. Etwa vierzig Prozent laut den letzten Meinungsumfragen, wenngleich diese mit Vorsicht

zu genießen waren. Vielleicht hatte aber auch Oleksei recht, der ihm kürzlich vorgeworfen hatte, er sei ein einäugiger Optimist. Oder hatte er sogar »blinder Optimist« gesagt?

Als Rosichina jetzt durch das Eingangsfenster des Restaurants schaute, konnte er beobachten, wie die Gäste mit grimmigen Gesichtern in engen Gruppen beieinanderstanden, wobei ihr Atem in der kalten Luft kleine Wölkchen bildete. Er begann sich zu fragen, ob sein Optimismus womöglich völlig unangebracht sein könnte. Rund dreißig Restaurantbesucher hatten vor gerade einmal zwanzig Minuten gesehen, wie einem Mann das Gehirn aus dem Schädel gepustet worden war. Trotzdem würde wahrscheinlich niemand den kleinen Finger rühren, um ihnen bei der Jagd nach dem Mörder zu helfen.

»Stimmt, aber man kann ja nie wissen«, antwortete Rosichina. »Besser, man fragt und wird überrascht, als andersherum - glaubst du nicht?«

Oleksei zuckte die Achseln und lächelte, wie nur ein russischer Fatalist es fertigbrachte. Was konnte man schon tun? Oleksei regte kaum etwas auf; seine permanente Gelassenheit war ebenso ein Teil von ihm wie die Zigarette, die er ständig im Mundwinkel hatte.

Andererseits gaben die Zeugen in seltenen Fällen

unabsichtlich doch ein paar nützliche Details preis, denen sie dann nachgehen konnten. Allerdings waren die Aussagen weit häufiger vage oder widersprüchlich oder beides, sodass die Ermittler ganz allein auf die Erkenntnisse aus der Untersuchung der Leiche oder der Leichen angewiesen waren.

»Außerdem«, sagte Rosichina, »dürften wir ohne all diese nutzlosen Zeugenaussagen nachher nicht noch vier wunderschöne Stunden lang bei schlechtem Kaffee Berichte abfassen.«

»Vier Stunden? Wenn wir Glück haben.«

»Verdammt, wo bleibt nur der amtliche Leichenbeschauer?«

Solange das Opfer nicht offiziell für tot erklärt worden war, musste es liegen bleiben und weiterhin mit seinen leeren, glasigen Augen die Decke anstarren.

»Er ist auf dem Weg«, sagte Oleksei. »Ich habe mich erkundigt, bevor ich hierherkam. Er hat heute Nacht wohl ziemlich viel zu tun.«

Rosichina beugte sich nach vorn, steckte den Zeigefinger in den Abzugsbügel der Pistole und hob sie vorsichtig hoch. »Neun Millimeter.« Er entfernte das Magazin und zog den Schlitten zurück. Eine Patrone fiel aus der Kammer heraus auf den Boden.

»Nun ja, immerhin war er auf alles vorbereitet. Fehlt ein Schuss?«

Rosichina schüttelte den Kopf und roch am Lauf. »Das ging viel zu schnell, nehme ich an. Sie wurde erst vor Kurzem gereinigt. He, ich will verdammt sein … Schau mal, Gennadi, man hat ausgerechnet die Seriennummer entfernt.«

»Es geschehen anscheinend doch noch Zeichen und Wunder.«

Verbrecher entfernten oft mit Säure die Seriennummern von Mordwaffen, brachten dann aber nur selten eine neue Nummer auf. Wenn dies auch hier der Fall war, konnte man sie wieder sichtbar machen und hatte eine erste Spur. Einäugiger Optimismus eben.

Und wahrscheinlich völlig unangebracht, rief sich Rosichina selbst zur Ordnung.

Wie oft bei Mordfällen, ob nun im Westen oder in Moskau, würden Leutnant Rosichina und Oleksei sowohl von den Gästen, die zum Zeitpunkt des Mordes im Restaurant anwesend waren, als auch den Leuten, die in unmittelbarer Nachbarschaft des Lokals wohnten, kaum etwas erfahren. Die tschetschenische Gemeinschaft hielt eng zusammen, misstraute der Polizei und hatte furchtbare Angst vor der Obschina, Und das aus gutem Grund. Deren Brutalität kannte keine Grenzen. Ein Zeuge, der redete, würde dafür nicht nur mit seinem eigenen Leben, sondern auch mit dem seiner Familie zahlen.

Wahrscheinlich würde er deren Ermordung sogar noch mit ansehen müssen, bevor man ihn selbst umbrachte. Die Aussicht, miterleben zu müssen, wie das eigene Kind mit einer Metallsäge in Stücke zerteilt wurde, verschloss auch noch die losesten Lippen. Trotzdem hatte Rosichina kaum eine andere Wahl, als auch noch die unergiebigste Aussage aufzunehmen und allen Spuren zu folgen, so belangslos sie auch sein mochten.

Sie würden also auch diesen Mord mit aller Sorgfalt untersuchen. Am Ende würden sich jedoch die wenigen kleinen Spuren in Luft auflösen, und sie würden den Fall als ungeklärt ablegen müssen. Bei diesem Gedanken schaute Rosichina das Opfer traurig an. »Tut mir leid, mein Freund.«

»Komische Sache, dachte Jack Ryan jr., dass niemand zu dieser Geburt gratulierte. Nicht ein einziger Mensch. Jack hatte auf seinem Computer alles doppelt gecheckt, sämtliche Mitteilungen auf dem monströsen Server des Campus mit seinen Terabytes in diversen Arbeitsspeichern. Er hatte die meisten jüngeren Dokumente heruntergeladen und hatte Autor oder Sender und Empfänger notiert. Meist hatte es sich dabei um obskure alpha-numerische Kombinationen gehandelt, die vielleicht

mit den Echtnamen in Beziehung standen, vielleicht aber auch nicht. Schließlich hatte Jack die Suche auch auf E-Mails ausgeweitet, die in den letzten sechs Monaten verschickt worden waren, und ein schnelles Tabellenkalkulationsprogramm darüber laufen lassen. Und tatsächlich war der Datenverkehr recht stabil gewesen und von Monat zu Monat um kaum mehr als fünf Prozent abgewichen. Doch nun, innerhalb weniger Tage nach der Geburtsanzeige, war die Datenverkehrsrate senkrecht abgestürzt. Abgesehen von ein paar Routinebotschaften, die wahrscheinlich schon vor der Geburtsanzeige verschickt worden waren und irgendwo im Cyberspace stecken geblieben sein mochten, gab es ***überhaupt keine*** E-Mails mehr. Der Emir und sein URC - der Umayyad-Revolutionsrat - hatten gewissermaßen jeglichen Funkverkehr eingestellt, eine Vorstellung, die Jack kalte Schauer über den Rücken jagte. Es gab drei Möglichkeiten. Entweder hatten sie als allgemeine Vorsichtsmaßnahme das Kommunikationsprotokoll geändert, oder sie hatten irgendwie herausgefunden, dass jemand ihre Mails mitlas - oder es handelte sich um eine OpSec-Maßnahme, die der operativen Sicherheit diente, um vor einer wichtigen Operation alle elektronischen Lippen zu versiegeln. Die beiden ersten Optionen waren möglich, aber doch eher

unwahrscheinlich. Der URC hatte seine Methoden in den letzten neun Monaten nur selten verändert, und der Campus hatte immer großen Wert darauf gelegt, sich nicht zu verraten. Also könnte es die dritte Option sein. Natürlich gab es auch dazu Präzedenzfälle. Kurz vor dem 11. September ging die Häufigkeit des standardmäßigen elektronischen Austausche im Al-Kaida-Netzwerk dramatisch zurück, und das war auch beim japanischen Funkverkehr kurz vor dem Überfall auf Pearl Harbor der Fall gewesen. Jack fühlte sich innerlich gespalten; einerseits wollte er den Nachweis für die Hypothese erbringen, andererseits hoffte er inbrünstig, dass die Hypothese falsch war.

Doch wie konnte dann der Emir seine Botschaften verschicken? Kuriere waren die sicherste Methode, wenn auch nicht die schnellste: die Mitteilung abfassen, auf Diskette brennen und jemanden beauftragen, sie dem Empfänger nur persönlich zu übergeben. Mit dem modernen Flugverkehr konnte der Bote in weniger als einem Tag von Chicago nach Kalkutta gelangen, sofern ihn die Bordverpflegung nicht umbrachte. Schließlich war der ganze Luftverkehr nur zu diesem Zweck entstanden, oder nicht? Fast könnte man denken, er sei auch für die Schurkenwelt erfunden worden und nicht nur für die Vorstandschefs von Frederick's of Hollywood

oder Dow Chemical.

Chicago nach Kalkutta. Und was war, wenn sich der Emir bereits in Chicago aufhielt oder in New York oder Miami? Was genau konnte ihn daran hindern, dort zu leben? Nichts, absolut nichts. Die CIA und alle anderen vermuteten, dass er sich irgendwo in den Stan-Ländern versteckte - Afghanistan oder Pakistan —, aber warum? Nur weil dort sein letzter Aufenthaltsort gewesen war, den sie kannten. Und nicht, weil sie konkrete Hinweise auf einen bestimmten Ort hatten, an dem er sich jetzt aufhalten könnte. In Pakistan und Afghanistan stocherten gut die Hälfte aller Spezialtruppen der Vereinigten Staaten in jeder Höhle und unter jedem Busch herum, stellten endlose Fragen, warfen mit Geld um sich, und alles nur, um einen Mann - oder eine Frau - zu finden, die vielleicht wussten, wo er sich aufhalten könnte. Und trotzdem: nichts. Wie hoch waren die Chancen, ihn auf diese Weise zu finden?, fragte sich Jack.

Ein Mann wie der Emir würde sich nie sicher genug fühlen, jedenfalls nicht, solange sämtliche Geheimdienste der Welt nach ihm suchten. Und selbst patriotische, engagierte Geheimdienstoffiziere hatten ständig die hohe Belohnung vor Augen, die Amerika auf seinen Kopf ausgesetzt hatte, und würden von einem netten Haus an der Riviera und

einem höchst angenehmen Ruhestand träumen dürfen, wenn sie nur zum Telefon greifen und ein paar Informationen weitergeben brauchten.

Dem Emir musste all das längst klar sein. Deshalb würde er die Zahl der Menschen strengstens begrenzen, die seinen Aufenthaltsort kannten. Er würde diese Zahl auf Menschen beschränken, denen er absolut vertrauen konnte, und er würde seinerseits gut für sie sorgen. Er würde sogar bestens für sie sorgen. Geld, alle Annehmlichkeiten, jeden Luxus, den die Umstände erlaubten. Er würde ihr Verlangen immer weiter stimulieren, sein Vertrauen zu verdienen. Er würde ihren Glauben an Allah und an ihn selbst stärken, würde geradezu ängstlich besorgt um sie sein. Aber er würde auch seine Aura des Befehlshabers strengstens wahren, denn die Quelle seiner Autorität lag immer in den direkten Beziehungen von Mann zu Mann und war zugleich, wie alle wirklich wichtigen Dinge im Leben, auch eine Sache der geistigen Haltung.

Was also war zu tun, wollte man den Emir an einen außerhalb von Pakistan und Afghanistan gelegenen Ort umsiedeln? Wie organisiert man so etwas, wenn es um den meistgesuchten Mann der Welt geht?

Die Hauptdatei der CIA über den Emir enthielt nur Fotos von mittelmäßiger Qualität, manche waren sehr grobkörnig, andere waren digital verbessert

worden, aber alle waren an buchstäblich sämtliche Geheimdienste und Polizeikräfte auf der Welt weitergegeben worden. Und an die Öffentlichkeit. Wenn Brad Pitt und Angelina Jolie nicht mal zu einem Sunday-Brunch gehen konnten, ohne von den Medien bedrängt zu werden, dann dürfte es auch dem Emir schwerfallen, außerhalb seines normalen Reviers herumzureisen.

Der Emir konnte zum Beispiel seine Größe nicht ändern, obwohl es technisch möglich war, aber das würde eine größere und recht schmerzhafte Operation erfordern, gefolgt von einer längeren Rehabilitationszeit, während der er zwangsläufig mehrere Wochen das Bett hüten müsste — keine erfreuliche Vorstellung für einen Mann auf der Flucht. Er könnte sein Gesicht, seine Hautfarbe, sein Haar verändern lassen. Könnte gefärbte Kontaktlinsen tragen, um seine Augenfarbe zu verbergen und vielleicht sein Sehvermögen zu verbessern, das der Datei zufolge nur mittelmäßig war. Er ging aufrecht, nicht nach vorn gebeugt, und das ganze Gerede, dass er am Marfan-Syndrom leide, war von einem Experten dieser Krankheit am Johns Hopkins Hospital beiseitegefegt worden — was die Leute in Langley doch sehr überrascht hatte, weil diese Sache in der Geheimdienstwelt gleichsam zum Evangelium geworden war. Der Emir benötigte

also ***keine*** Dialysemaschine in seiner nächsten Umgebung.

Warte mal einen Moment, Jack. Die Schlapphutgemeinde hatte eine ganze Menge von Vermutungen über den Emir produziert. Aber sie hatten nur eine einzige Meinung über die Marfan-Hypothese eingeholt? Reichte das, um die ganze Theorie zu verwerfen? Soweit Jack wusste, hatte noch niemand einen Menschen zu fassen bekommen, der dem Emir nahe genug gestanden hätte, um die eine oder die andere Meinung darüber bestätigen zu können. Darüber sollte man jedenfalls noch mal nachdenken.

»He, Jack«, hörte er eine bekannte Stimme. Dominic und Brian standen in der Tür.

»Hallo, Jungs, kommt rein. Was gibt's Neues?«

Die beiden Brüder zogen Stühle heran und setzten sich. »Bekomme Kopfweh, wenn ich lange am Bildschirm Texte lesen muss«, sagte Dominic. »Deshalb will ich dir ein wenig auf den Geist gehen. Woran arbeitest du gerade? Deine Bewerbung beim Finanzministerium?«

Jack brauchte ein paar Sekunden, bis er die Anspielung verstand. Das Finanzministerium führte die Aufsicht über den Secret Service. Nach dem verhinderten Anschlag in Georgetown war dieser Witz unvermeidlich. Die Presse hatte ausführlich

über den Zwischenfall berichtet, aber Jacks Name war bisher nicht genannt worden, was ihm nur recht sein konnte. Hendley kannte natürlich die ganze Story, was Jack nichts ausmachte. Das war nur noch mehr Munition, wenn er sein Anliegen dem Boss präsentierte.

»Klugscheißer«, gab Jack zurück.

»Haben sie schon was über diesen Idioten herausgefunden?«, fragte Brian.

»Nicht dass ich wüsste. Die Presse behauptet, es gebe keine Komplizen, aber bei so einer Sache haben die Medien nur das, womit sie der Secret Service füttert.« In einer Stadt, in der Indiskretionen eher die Regel als die Ausnahme waren, musste der Secret Service wenigstens den eigenen Laden fest im Griff behalten. Jack wechselte das Thema. »Ihr habt doch schon mal von der Marfan-Theorie gehört? Die man beim Emir annimmt?«

»Ja, ich glaube schon«, antwortete Dominic. »Steckte aber nichts dahinter, stimmt's?«

Jack zuckte die Schultern. »Ich versuche nur quer zu denken. Sein Aufenthaltsort zum Beispiel. Der Instinkt sagt mir, dass er nicht in Afghanistan ist, aber wir haben nie weiter als dort oder Pakistan gedacht. Warum nicht? Der Mann hat jede Menge Geld, und mit Geld kann man eine Menge

Flexibilität kaufen.«

Brian zuckte die Schultern. »Trotzdem ist es schwer vorstellbar, dass sich ein Bursche wie er weiter als fünfzig Meilen von seinem Unterschlupf entfernen kann, ohne entdeckt zu werden.«

»Annahmen und Nachrichtenanalysen sollte man nicht in einen Topf werfen«, bemerkte Jack.

»Richtig. Und wenn der Scheißer tatsächlich irgendwo anders hingezogen ist, wette ich, dass er sich halb totlacht, wenn er sieht, wie alle in diesen Gebirgen herumstiefeln und nach ihm suchen. Aber wie hätte er das anstellen sollen? Fest steht: Er kann nicht in den Airport von Islamabad spazieren und ein Ticket kaufen.«

Dominic warf ein: »Mit Geld kann man auch eine Menge Wissen kaufen.«

»Was meinst du damit?«, fragte Jack.

»Für jedes Problem gibt es Experten, Jack. Man muss nur wissen, wo man sie findet.«

Der Tag verging schnell. Gegen 17.00 Uhr streckte Jack den Kopf durch Dominics Bürotür. Brian saß im Besucherstuhl vor dem Schreibtisch seines Bruders. »Hallo, Jungs«, rief Jack.

»Hi«, antwortete Brian. »Wie geht's unserem Computerexperten?«

»Hackt immer noch munter.«

»Wie wär's mit Abendessen?«, fragte Dominic.

»Bin für jede Idee offen«, sagte Jack.

»Sein Liebesleben ist wohl genau wie meins«, murmelte Brian.

»Ich hab ein neues Lokal in Baltimore entdeckt. Lust, es mal dort zu probieren?«

»Warum nicht?« ***Ja, zum Teufel, warum eigentlich nicht?,*** dachte Jack. Abendessen allein machte nun wirklich keinen Spaß.

Der kleine Konvoi aus drei Autos fuhr auf der U. S. 29 Richtung Norden und bog dann auf die U. S. 40 nach Osten ab, die nach Little Italy in Baltimore führte, das an der Eastern Avenue lag. Fast jede amerikanische Stadt hat ihr »Little Italy«. Die Fahrt deckte sich zum großen Teil mit Jacks normalem Weg zu seinem Haus, das nur ein paar Blocks vom Baseball-Stadion in Camden Yards entfernt lag. Aber die Saison war wieder mal ohne Qualifikation für die Playoffs zu Ende gegangen.

Baltimores »Little Italy« ist ein wahrer Kaninchenbau von schmalen Straßen und wenig Parkplätzen. Jack fuhr einen Hummer; er hätte ebenso gut versuchen können, mit einem Ozeanschiff anzudocken. Aber nach einigem Suchen fand er dann doch eine Lücke auf einem kleinen Parkplatz und ging die zwei Blocks zum Restaurant an der High Street, das auf norditalienische Speisen

spezialisiert war. Als er eintrat, entdeckte er seine Cousins, die sich bereits in einer Nische in einer Ecke niedergelassen hatten. Niemand sonst saß in der Nähe.

»Wie ist das Essen hier?«, erkundigte er sich, als er sich setzte.

»Der Chefkoch ist so gut wie unser Großvater, und das ist ein exquisites Lob, Jack. Gerichte mit Kalbfleisch: erstklassig. Angeblich kauft er es persönlich jeden Tag frisch im Markt in Lexington.«

»Muss verdammt schwer sein, eine Kuh zu sein«, murmelte Jack.

»Hab nie eine gefragt«, meinte Brian. »Andererseits hat sich auch noch keine beschwert.«

»Rede mal mit meiner Schwester. Sie entwickelt sich allmählich zur Veganerin, natürlich abgesehen von den Schuhen«, lachte Jack. »Und wie ist die Weinliste?«

»Wir haben schon bestellt«, antwortete Brian. »Lacry-ma Christi del Vesuvio. Hab ich bei einer Mittelmeerkreuzfahrt in Neapel entdeckt. Träne Christi vom Vesuv. Hab damals einen Ausflug nach Pompeji gemacht, und der Führer erklärte, dass dort seit ungefähr zweitausend Jahren Wein angebaut würde, deshalb denke ich mal, sie werden schon wissen, wie man das richtig macht. Wenn er euch nicht schmeckt, trinke ich ihn alleine«, versicherte

er ihnen.

»Brian versteht was von Wein, Jack«, sagte Dominic.

»Das klingt so, als wäre es eine Überraschung für dich!«, gab Brian zurück. »Bin schließlich nicht der typische Marine.«

»Schon gut, ich nehme es zurück.«

Die Flasche kam eine Minute später. Der Kellner öffnete sie mit großartiger Geste.

»Wo kann man in Neapel gut essen?«, erkundigte sich Jack.

»Mein Junge, in Neapel muss man sich wirklich anstrengen, um ein schlechtes Restaurant zu finden«, erklärte ihm Dominic. »Was sie dir dort in jedem Straßenrestaurant auftischen, ist so gut wie im feinsten Restaurant bei uns. Aber dieses Lokal hier ist wirklich sehr gut. Der Koch ist schließlich ein ***paisano.«***

»In Neapel«, mischte sich Brian wieder ein, »gibt es ein Lokal, direkt am Meer gelegen, nennt sich La Bersagliera, ungefähr ein, zwei Kilometer von der großen Festung entfernt. Ich behaupte unter Androhung eines Faustkampfs, dass es das beste Restaurant auf der ganzen Welt ist.«

»Da muss ich aber vehement widersprechen. Rom, Alfonso Riccis Restaurant, etwa einen Kilometer vom Vatikan«, sagte Dominic.

»Na, wird wohl besser sein, wir glauben's dir.«

Das Essen kam, noch mehr Wein wurde aufgetischt, und das Gespräch wandte sich dem ewigen Thema zu: Frauen. Alle drei gingen mit Frauen aus, aber die Beziehungen waren eher locker. Die Carusos witzelten darüber, dass sie nach der perfekten Italienerin suchten; Jack dagegen suchte nach einem Mädchen, »das ich Mum vorstellen kann«.

»Willst du damit sagen«, fragte Brian, »dass du es nicht magst, wenn sie auch ein klein wenig ... nuttig sind?«

»Im Schlafzimmer, klar, aber in der Öffentlichkeit...«, antwortete Jack. »Bin eben kein großer Fan von Halternecks und riesigen Arschgeweihen.«

Dominic kicherte. »Brian, wie hieß die Tussi noch mal, du weißt schon, die Stripperin mit der Tätowierung?«

»Vergiss es!«

Dominic lachte immer noch, während er sich wieder an Jack wandte und halb verschwörerisch sagte: »Sie hatte ein Tattoo genau unter ihrem Bauchnabel, ein nach unten zeigender Pfeil mit der Aufschrift: ***Vorsicht, nass und glitschig!*** Der Witz war, dass Vorsicht mit F geschrieben war.«

Jack lachte laut auf. »Wie hieß sie?«

Brian schüttelte den Kopf. »Sag ich nicht.«

»Sag's ihm!«, drängte Dominic.

»Komm schon!«, setzte Jack nach.

»Candy.«

Noch mehr Gelächter. »Ach wie süß«, prustete Jack. »Mit y oder mit ie?«

»Keins von beiden. Mit zwei e. Okay, okay, sie war nicht gerade die Hellste, aber ich wollte sie ja auch nicht heiraten. Und was ist mit dir, Jack? Auf welchen Typ stehst du? Jessica Alba vielleicht? Oder eher Scarlett Johansson?«

»Charlize Theron.«

»Hm. Gute Wahl«, meinte Dominic.

Von der Bar kam eine Stimme herüber: »Ich würde mich für Holly Madison entscheiden. Großartige Titten.«

Alle drei drehten sich um. Eine Frau saß an der Bar und lächelte zu ihnen herüber. Rothaarig, groß gewachsen, mit grünen Augen und breitem Lächeln. »Meine persönliche Meinung.«

»Das ist ein Argument«, meinte Dominic. »Aber wenn wir hier auch über die Intelligenz reden …«

»Intelligenz?«, unterbrach ihn die Frau. »Ich dachte, wir reden hier über Sex. Wenn Sie natürlich auch noch Hirnschmalz haben wollen, würde ich vorschlagen … hm, Paris Hilton.«

Für ein paar Augenblicke herrschte verblüfftes Schweigen, bis sich auf dem ausdruckslosen Gesicht der Frau ein leichtes Grinsen zeigte. Jack, Dominic und Brian brachen in Gelächter aus. Der Marine sagte schließlich: »Vermutlich der richtige Zeitpunkt zu fragen, ob Sie sich nicht zu uns setzen wollen.«

»Gern.«

Sie nahm ihr frisch gefülltes Weinglas und setzte sich neben Dominic an den Tisch. »Ich heiße Wendy«, sagte sie. »Mit einem y am Ende«, fügte sie hinzu. »Tut mir leid, aber ich konnte es mir nicht verkneifen und habe gelauscht.« Sie wandte sich an Dominic. »Also, wir wissen jetzt, dass Jack auf Charlize abfährt und Brian auf legasthenische Stripperinnen …«

»Oh, das tut weh«, stöhnte Brian.

»… aber was ist mit Ihnen?«

»Wollen Sie eine ehrliche Antwort?«

»Unbedingt.«

»Wird aber wie einstudiert klingen.«

»Ich werd's schon ertragen können.«

»Ich ziehe Rothaarige vor.«

Jack stöhnte auf. »Was für ein Schleimer!«

Wendy betrachtete Dominics Gesicht eingehend. »Er sagt die Wahrheit, denke ich.«

»Stimmt«, bestätigte Brian. »Er hat immer noch

ein Poster von Lucille Ball in seinem Schlafzimmer.«

Allgemeines Gelächter.

»Quatsch, Bruder.« Und zu Wendy: »Sind Sie verabredet?«

»Ich war, mit einer Freundin. Sie hat mir eine SMS geschickt, dass sie es nicht mehr schafft.«

Die vier aßen gemeinsam, tranken noch mehr Wein und plauderten weiter, bis Jack kurz vor 11.00 Uhr erklärte, dass er nach Hause gehen wolle. Wie Jack hatte auch Brian gewisse Anzeichen bemerkt und beschloss ebenfalls zu gehen. Kurze Zeit später saßen Wendy und Dominic allein am Tisch.

Sie plauderten noch ein paar Minuten, dann sagte Wendy: »Also …«

Damit war das nächste Stadium des Spiels eröffnet, und Dominic zögerte nicht mit seinem Zug. »Sollen wir nicht auch gehen?«

Wendy lächelte ihn an. »Mein Apartment ist nur ein paar Blocks von hier entfernt …«

Sie küssten sich bereits, noch bevor sich die Lifttüren geschlossen hatten, trennten sich kurz, als der Lift auf ihrem Stockwerk ankam, eilten zu ihrer Wohnungstür und waren kaum eingetreten, als sie auch schon Mäntel und Jacken abwarfen. Im Schlafzimmer wand sich Wendy aus ihrem Kleid;

darunter kamen ein schwarzer Spitzen-BH und dazu passende Strings zum Vorschein. Sie setzte sich auf die Bettkante, packte Dominics Gürtel, zog ihn schwungvoll aus seiner Hose und ließ sich dann rückwärts auf das Bett fallen. »Du bist dran.« Eine Locke ihres roten Haars war ihr über die Augen gefallen. »Wow«, stöhnte Dominic leise.

»Ich fasse das als Kompliment auf«, sagte sie mit leisem Kichern.

Dominic zog die Hose aus und legte sich auf das Bett. Sie küssten sich leidenschaftlich eine halbe Minute lang, dann wand sie sich aus seinen Armen, rollte sich zur Seite und öffnete die Nachttischschublade. »Kleiner Stimmungsanreger«, sagte sie, während sie ihn über die Schulter anschaute, rollte sich wieder zurück und legte einen winzigen rechteckigen Spiegel und eine daumengroße Glasampulle zwischen ihnen auf das Bett.

»Was ist das?«, fragte Dominic.

»Das macht es noch besser.«

Oh, scheiße, dachte Dominic. Sie sah, wie sich seine Miene veränderte, und fragte: »Was ist?«

»Das funktioniert bei mir nicht.«

»Warum, was ist denn los? Ist doch nur ein bisschen Koks.«

Dominic sprang aus dem Bett, hob die Hose hoch und zog sie an.

»Willst du gehen?«, fragte Wendy und setzte sich auf. »Du hast es erfasst.«

»Willst du mich verarschen oder was? Nur wegen …«

»Genau deshalb.«

»Großer Gott, was ist denn mit dir los?«

Dominic gab ihr keine Antwort. Er hob sein Hemd auf, zog es an, ging zur Tür.

»Du bist ein richtiges Arschloch«, schrie Wendy hinter ihm her.

Dominic blieb an der Tür stehen und drehte sich um. Er fischte seine Brieftasche aus der Hose, klappte sie auf und hielt seine FBI-Dienstmarke in die Höhe.

»Oh, verdammte Scheiße!«, flüsterte Wendy. »Ich wollte nicht … Wirst du mich jetzt …?«

»Nein. Heute ist dein Glückstag.«

Er warf die Tür hinter sich zu.

Tariq Himsi dachte über die Macht des Geldes nach. Und über die Tücken der Wahl. Eine Gespielin für den Emir zu finden, selbst wenn es nur um ein flüchtiges Rendezvous ging, war eine heikle Aufgabe. Der Emir war überaus wählerisch, und seine Sicherheit hatte absoluten Vorrang. Glücklicherweise gab es hier eine Menge Huren, auch auf der Straße waren sie leicht zu finden.

Außerdem waren sie, wie er feststellen konnte, durchaus gewöhnt, auf ungewöhnliche Anforderungen einzugehen, zum Beispiel in einer Limousine mit schwarz gefärbten Scheiben zu einem nicht genannten Ort gefahren zu werden. Seine Ermittlungen hatten ergeben, dass diese Frauen zwar moralisch verdorben, aber keineswegs dumm waren: Sie patrouillierten an ihren Straßenecken immer nur zu zweit oder zu dritt, und wann immer eine von ihnen in ein Auto einstieg, notierte eine der anderen das Kennzeichen. Ein kurzer Ausflug zu einem der Park-and-Ride-Plätze beim Flughafen hatte das Problem gelöst. Kennzeichen waren leicht zu montieren und sogar noch leichter loszuwerden. Fast so leicht, wie sein Aussehen durch eine dicke schwarze Brille und eine Baseballmütze zu verändern.

Ursprünglich hatte Tariq erwogen, einen Escort-Service einzuschalten, aber das hätte nur wieder weitere Komplikationen verursacht - keine unüberwindlichen, aber doch schwierig genug. Durch das Netzwerk hier im Land hatte er sich den Namen einer Escort-Agentur verschafft, die den Ruf hatte, strengstens auf die Anonymität ihrer Kunden zu achten, so sehr sogar, dass sie von vielen Berühmtheiten und Politikern beauftragt wurde, darunter auch von einigen Senatoren. Tariq musste

zugeben, es wäre eine wunderbare Ironie gewesen, diesen Service ausgerechnet für den Emir in Anspruch zu nehmen.

Im Moment allerdings wollte er sich damit bescheiden, eine Straßenhure anzuheuern. Eine der Frauen hatte er seit einer Woche beobachtet. Sie kleidete sich zwar so wie die meisten anderen - in ärgerlichen Outfits, die mehr enthüllten, als sie bedeckten -, aber ihr Geschmack schien nicht ganz so aufdringlich zu sein und auch weniger schamlos. Für so kurze Zeit würde sie als Steckdose sicherlich ausreichen.

Er wartete bis weit nach Sonnenuntergang, dann fuhr er einen Block weit und wartete dort noch eine Weile, bis der Verkehr für kurze Zeit abflaute. Dann fuhr er zu der Stelle, an der die Frau und ihre beiden Schwestern standen. Er hielt am Straßenrand an und ließ das Beifahrerfenster herunter. Eine der Frauen, eine Rothaarige mit unwahrscheinlich großen Brüsten, stakste zu ihm herüber.

»Du nicht«, sagte Tariq. »Die andere. Und zwar die große Blonde.«

»Wie Sie wollen, Mister. He, Trixie, der hier will dich.«

Trixie trippelte auf High Heels herüber. »Hi. Suchen Sie ein Date?«

»Für einen Freund.«

»Und wo ist dieser Freund?«

»In seinem Apartment.«

»Ich mach keine Hausbesuche.«

»Zweitausend Dollar«, erwiderte Tariq und sah sofort, dass sich ihr Blick veränderte. »Deine Freundinnen können mein Kennzeichen notieren, wenn sie wollen. Mein Freund ist … ziemlich bekannt. Er will einfach eine anonyme Bekanntschaft …«

»Normalsex?«

»Wie bitte?«

»Ich mach nichts Raues. Keine Wassersportarten oder so.«

»Natürlich nicht.«

»Okay, warte mal 'ne Sekunde, Süßer.« Trixie ging zu ihren Kolleginnen zurück, wechselte ein paar Worte mit ihnen, kam wieder zum Auto zurück. Tariq sagte: »Du darfst hinten sitzen« und klickte das Türschloss auf.

»Oh, echt cool«, sagte Trixie und stieg ein.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte der Emir eine halbe Stunde später, als Tariq Trixie in das Wohnzimmer geführt und sie ihm vorgestellt hatte. »Möchten Sie ein Glas Wein?«

»Äh, ja, klar«, sagte Trixie. »Ich mag dieses Zinfandelzeug. So spricht man es doch aus, oder?«

»Ja.« Der Emir gab Tariq ein Zeichen, der sofort verschwand und eine Minute später mit zwei Weingläsern zurückkehrte. Trixie nahm ihr Glas, blickte sich besorgt um, dann griff sie in ihre Handtasche und holte ein Papiertaschentuch heraus, in das sie den Kaugummi spuckte, auf dem sie herumgemampft hatte. Sie trank einen Schluck Wein. »Gutes Zeug, das.«

»In der Tat. Ist Trixie Ihr richtiger Name?«

»Ja, isser. Und Ihrer?«

»Sie werden es nicht glauben, mein Name ist John.«

Trixie lachte laut. »Wenn Sie es sagen. Also, was sind Sie denn nun, Araber oder so was?«

Tariq, der hinter Trixie im offenen Durchgang stand, zog die Augenbrauen zusammen. Der Emir hob ganz kurz den Zeigefinger von der Sessellehne. Tariq nickte und zog sich ein paar Schritte zurück.

»Ich stamme aus Italien«, sagte der Emir. »Aus Sizilien.«

»He, wie der ***Pate,*** stimmt's?«

»Wie bitte?«

»Sie wissen doch, wie der Film. Von dort stammten doch auch die Corleones - Sizilien.«

»Ach so, ja, richtig.«

»Ihr Akzent klingt 'n bisschen komisch. Leben Sie auch hier, oder machen Sie hier nur Urlaub?«

»Urlaub.«

»Wirklich echt cooles Haus. Sie haben wohl ganz schön viel Knete, wie?«

»Das Haus gehört einem Freund.«

Trixie lächelte. »Einem Freund, echt? Vielleicht braucht Ihr Freund auch mal Gesellschaft?«

»Ich werde ihn fragen«, antwortete der Emir trocken.

»Nur damit Sie Bescheid wissen: Ich mach nur Normalsex, klar? Nichts Perverses.«

»Natürlich, Trixie.«

»Und keine Zungenküsse oder auf den Mund. Ihr Typ hier sagte zweitausend?«

»Möchten Sie Ihr Honorar sofort?«

Trixie nahm noch einen Schluck Wein. »Mein was?«

»Ihr Geld.«

»Klar, und dann können wir gleich anfangen.« Auf ein weiteres Zeichen trat Tariq vor und händigte Trixie ein Bündel Hundert-Dollar-Noten aus. »Nichts für ungut!«, sagte Trixie und zählte die Noten. »Wollen Sie's hier haben oder woanders?«

Eine Stunde später kam der Emir wieder aus dem Schlafzimmer. Hinter ihm schlüpfte Trixie gerade in ihren String und summte vor sich hin. Am Esstisch stand Tariq auf, als sein Boss herantrat. Der Emir

sagte nur: »Zu viele Fragen.«

Ein paar Minuten danach in der Garage ging Tariq um den Wagen zur hinteren Tür und öffnete sie für Trixie. »Das war echt cool«, sagte sie. »Wenn Ihr Typ wieder mal Lust drauf hat, wissen Sie, wo Sie mich finden können.«

»Ich werde es ihm ausrichten.«

Als sich Trixie bückte, um einzusteigen, trat ihr Tariq mit der Schuhspitze in die Kniekehle. Sie stürzte nach vorn. »He, was ...«, waren die einzigen Worte, die sie noch herausbrachte, bevor sich Tariqs Garrotte, ein sechzig Zentimeter langes und über einen Zentimeter dickes Stück Nylonseil, um ihren Hals legte und ihr die Luftröhre zusammenpresste.

In der Mitte des Seils befanden sich zwei Knoten im Abstand von etwa zwölf Zentimetern. Wie Tariq geplant hatte, pressten die beiden Knoten Trixies Halsschlagadern auf beiden Seiten der Luftröhre ab. Trixie bäumte sich auf, versuchte sich mit beiden Händen das Seil vom Hals zu reißen, während sich ihr Rücken durchbog, bis Tariq ihre Augen sehen konnte - zuerst weit aufgerissen, hervortretend, dann begannen die Augenlider zu flattern, während der Blutstrom zum Hirn nachließ, schließlich rollten die Augen nach oben. Nach weiteren zehn Sekunden wurde ihr Körper schlaff. Drei Minuten lang lockerte

Tariq den Druck der Garrotte nicht. Er stand vollkommen still, während das Leben langsam aus Trixies Körper entwich. Erdrosselung war keineswegs ein so schneller Job, wie das in den Hollywoodfilmen immer dargestellt wurde.

Er trat zwei Schritte zurück, zog sie mit sich und legte den Körper flach auf den Betonboden. Vorsichtig löste er das Seil von ihrem Hals und betrachtete die Stelle genau. Auf ihrer Haut waren leichte Blutergüsse zu sehen, aber kein Blut. Trotzdem würde er das Seil später in einem Stahleimer verbrennen. Er tastete nach dem Puls an ihrem Hals und fand ihn nicht. Sie war tot, er war sich absolut sicher, aber unter den gegebenen Umständen war ein besonderes Maß an Vorsicht nötig.

Er schob eine Hand unter ihre Schultern und die andere unter ihren Hintern, rollte sie auf den Bauch und setzte sich auf ihre Hüfte. Nun legte er die linke Hand unter ihr Kinn, zog ihren Kopf zu sich, legte die rechte Hand flach an eine Seite des Kopfes und drehte beide Hände ruckartig in entgegengesetzte Richtungen. Das Genick brach. Nun wiederholte er den Prozess in der anderen Richtung, hörte aber nur noch ein gedämpftes Knacken. Die verbliebenen Nervenimpulse ließen ihre Beine kurz zucken. Sanft ließ er den Kopf wieder auf den Boden gleiten und

stand auf.

Jetzt musste er nur noch entscheiden, wie weit hinaus in die Wüste er sie schaffen sollte.

Die Art, wie man sie nach ihrer Landung in Tripolis empfing, zeigte Clark und Chavez, wie es mit der Stimmung Oberst Muammar al-Gaddafis und seiner Generäle bestellt war und mit welcher Unterstützung sie zu rechnen hatten. Der Leutnant der Volksmiliz, der am Fuße der Flugzeugtreppe auf sie wartete, war zwar recht höflich, aber so grün hinter den Ohren, wie die libysche Sonne heiß war. Das leichte Zucken unter seinem linken Auge zeigte Clark, dass der Mann genug über seine Aufgabe wusste, um nervös zu sein. ***Gut für dich, mein Junge.*** Offensichtlich war Gaddafi alles andere als begeistert, westliche Soldaten und dann auch noch eine westliche Spezialeinheit in seinem Reich zu haben. Ob sein Missvergnügen etwas mit Stolz zu tun hatte oder handfeste politische Motive dahintersteckten, wusste Clark nicht, und es war ihm auch egal. Solange er Rainbow nicht in die Quere kam und keiner in der Botschaft wegen ihm getötet wurde, konnte Muammar gern so angepisst sein, wie er nur wollte.

Der Leutnant salutierte schneidig und sagte:

»Masudi.« Clark nahm an, dass dies sein Name war. Dann trat der Libyer einen Schritt zur Seite und deutete auf einen Lastwagen mit Planenverdeck, der etwa 15 Meter entfernt mit laufendem Motor auf sie wartete. Clark schätzte das Baujahr auf ungefähr 1950. Er nickte Stanley zu, der daraufhin dem Team befahl, das Gepäck aufzunehmen und auf den Lastwagen aufzusitzen.

Die Sonne brannte so heiß, dass Clark ihre Strahlen fast wie kleine Stiche auf der Haut empfand. Wenn er die überheiße Luft einatmete, erzeugte das ein leichtes Brennen in seiner Lunge. Eine schwache Brise ließ zwar die Flaggen auf dem Dach des Hangars flattern, sorgte aber für keinerlei Abkühlung.

»Na, wenigstens haben sie überhaupt jemanden geschickt«, flüsterte Chavez Clark zu, als sie zum Lkw hinübergingen.

»Immer positiv denken, stimmt's, Ding?«

»Du hast es erfasst, ***Mano.«***

Nicht einmal eine Stunde nachdem man sie in Heathrow aus dem Flugzeug geholt und Alistair Stanley sie über die Gründe informiert hatte, waren Clark und Chavez neben den alarmierten Mitgliedern des Rainbow-Bereitschaftsteams in einem British-Airways-Jet auf dem Flug nach Italien gesessen.

Wie bei allen Militäreinheiten gab es auch bei Rainbow häufig einen Personalwechsel, wenn Männer zu den Stammeinheiten in ihrem Heimatland zurückkehrten, wo die meisten von ihnen nach ihrem Dienst im Rainbow-Team eine wohlverdiente Beförderung erwartete. Von den acht Männern, die Stanley für diese Operation ausgewählt hatte, hatten vier bereits zur ursprünglichen Mannschaft gehört: Master Chief Miguel Chin von den Navy-SEALs, Homer Johnston, Louis Loiselle und Dieter Weber. Zwei Amerikaner, ein Franzose und ein Deutscher. Johnston und Loiselle waren ihre Scharfschützen. Beide schossen erschreckend gut und trafen fast immer das Zentrum des Schwarzen.

Tatsächlich waren sie alle hervorragende Schützen. Ihretwegen brauchte er sich überhaupt keine Sorgen zu machen. Man kam nur dann zur Rainbow-Truppe, wenn man erstens schon lange in einer Eliteeinheit gedient und zweitens dort zu den Allerbesten gehört hatte. Und man blieb danach auch nicht lange dabei, wenn man den Ansprüchen von Alistair Stanley nicht genügte, der trotz seiner britischen Höflichkeit ein echter Schleifer war. ***Besser beim Training schwitzen, als bei einem Einsatz bluten,*** fiel Clark dazu ein. Das war ein alter Spruch der SEALs, den alle

Spezialeinheiten, die etwas wert waren, befolgten, als ob es ein Wort Gottes wäre.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom brachte man sie zu einer zweimotorigen Piaggio PI80 Avanti Turboprop-Maschine, die das 28. Heeresflieger-»Tucano«-Geschwader bereitgestellt hatte, um sie nach Tarent zu bringen. Dort saßen sie erst einmal herum und tranken Italiens Antwort auf das amerikanische Sprite, das Bitterorangen-Getränk Chinotto, während ihnen der Presseoffizier der Basis einen ausführlichen Vortrag über die Geschichte Tarents, der Marina Militare und ihrer Vorgängerin, der Regia Marina, hielt. Nach vier Stunden klingelte endlich Stanleys Satellitentelefon. Die Politiker hatten sich geeinigt. Wie sie Gaddafi den Einsatz seiner Stoßtruppen ausgeredet hatten, wusste Clark nicht, und es war ihm auch egal. Hauptsache, Rainbow hatte endlich grünes Licht.

Eine Stunde später bestiegen sie erneut die Avanti, die sie die 800 km über das Mittelmeer nach Tripolis flog.

Nun folgte Clark Chavez zum Lastwagen und kletterte auf die Ladefläche. Auf der Holzbank ihm gegenüber saß ein Mann in Zivilkleidern.

»Tad Richards«, stellte er sich vor und schüttelte Clark die Hand. »US-Botschaft.«

Clark fragte ihn nicht nach seiner genauen

Position. Die Antwort wäre wahrscheinlich eine Kombination von Wörtern wie ***Attache, Kultur, stellvertretender*** und ***Außenministerium*** gewesen. Tatsächlich war er Mitglied der libyschen CIA-Station, die von der US-Botschaft im Hotel Corinthia Bab Africa aus operierte. Wie der Volksmiliz-Leutnant, der sie begrüßt hatte, sah Richards noch ziemlich unerfahren aus. Wahrscheinlich sein erster Übersee-Einsatz, nahm Clark an. Das spielte jedoch keine Rolle, solange der Mann sie mit den nötigen Geheimdiensterkenntnissen versorgte.

Mit krachendem Getriebe machte der Lastwagen plötzlich einen Sprung nach vorn und setzte sich in Bewegung, wobei er eine stinkende Wolke aus Dieselabgasen hinter sich herzog.

»Tut mir leid wegen der Verzögerung«, sagte Richards.

Clark zuckte die Achseln. Er bemerkte, dass der Mann ihn nicht nach seinem Namen gefragt hatte. ***Vielleicht doch etwas heller, als ich dachte.*** Laut sagte er: »Ich vermute, der Oberst ist nicht sehr begeistert, uns im Land zu haben.«

»Da vermuten Sie richtig. Ich weiß zwar nicht, was genau besprochen wurde, aber in den vergangenen acht Stunden wurde wie verrückt telefoniert. Seine Armee hat um unser Hotel herum extra Sicherheitsposten aufgestellt.«

Das ergab Sinn. Ob es sich hier nun um eine echte Bedrohung handelte oder nicht, der verstärkte »Schutz« der libyschen Regierung für die US-Botschaft war auf jeden Fall ein deutliches Zeichen: Das libysche Volk war über die Anwesenheit von westlichen Truppen im Land so aufgebracht, dass Angriffe auf amerikanische Einrichtungen durchaus möglich waren. Das war natürlich völliger Unsinn, aber Muammar musste die feine Gratwanderung zwischen seiner Rolle als Amerikas neuer Verbündeter in Nordafrika und seiner Herrschaft über ein Volk schaffen, das der Sache der Palästinenser immer noch weitgehend gewogen war und deshalb deren Unterdrücker, die Vereinigten Staaten und Israel, von Herzen hasste.

»Die Freuden der internationalen Politik«, bemerkte Clark. »Amen.«

»Können Sie Arabisch?«

»Ja, einigermaßen. Ich werde allmählich immer besser. Ich absolviere gerade einen >Rosetta-Stone-Sprachkurs< der Ebene drei.«

»Gut. Ich möchte, dass Sie in unserer Nähe bleiben und für uns übersetzen.«

»Mit Vergnügen.«

»Haben Sie irgendwelche Geheimdiensterkenntnisse für uns?«

Richards nickte, während er sich mit dem Taschen-

tuch den Schweiß von der Stirn wischte. »Sie haben einen Befehlsstand im obersten Stockwerk eines Mietshauses eingerichtet, das nur einen Block von der Botschaft entfernt ist. Ich zeige Ihnen, was wir haben, wenn wir dort sind.«

»In Ordnung«, erwiderte Clark. »Irgendetwas aus dem Inneren des Botschaftsgeländes gehört?«

»Nichts.«

»Wie viele Geiseln?«

»Laut dem schwedischen Außenministerium sechzehn.«

»Was haben sie bisher unternommen? Ich meine, die Hiesigen.«

»Nichts, soweit wir wissen, außer dass sie um das Anwesen herum eine Sicherheitszone eingerichtet haben, in die weder Zivilisten noch Reporter hineindürfen.«

»Ist die Nachricht durchgesickert?«

Richards nickte. »Schon vor einigen Stunden, während Sie noch in der Luft waren. Tut mir leid, das hatte ich vergessen zu berichten.«

Als Nächstes fragte Clark: »Haben die noch Strom und Wasser in der Botschaft?«

»Die Strom- und Wasserversorgung wurden noch nicht gestoppt.«

Eigentlich gehörte das zu den ersten Dingen, die man bei einer solchen Geiselnahme unternahm.

Dafür gab es zwei wichtige Gründe: Das Fehlen von solchen Annehmlichkeiten kochte manchmal auch die härtesten bösen Buben weich. Außerdem konnte man die Wiederversorgung mit Wasser und Elektrizität als Verhandlungsmasse nutzen: Gebt uns fünf Geiseln, und wir schalten die Klimaanlage wieder an.

Auch hier zeigte die libysche Regierung, dass sie sich für den Fortgang der Ereignisse nur noch bedingt verantwortlich fühlte, seitdem man ihr bedeutet hatte, sie solle sich möglichst ganz heraushalten. Allerdings konnte ihnen das später doch noch nützlich werden. Wenn die Typen in der Botschaft keine völligen Idioten waren, würden sie sich über die Tatsache, dass sie immer noch Strom und Wasser hatten, ihre Gedanken machen. Sie nahmen wahrscheinlich an, dass die Sicherheitskräfte völlig unvorbereitet seien oder dass diese erst kurz vor einem Angriffsversuch den Strom abschalten würden.

Vielleicht … wenn, dachte Clark. Es war schwer, in den Kopf eines anderen zu schlüpfen, vor allem wenn es sich dabei um einen Schurken handelte, der es für gerechtfertigt hielt, einen Haufen unschuldiger Zivilisten als Geiseln zu nehmen. Vielleicht waren diese Bösewichte auch keine strategischen Denker und hatten über das Wasser-

und-Strom-Problem überhaupt nicht nachgedacht. Aber immerhin waren sie gut genug gewesen, diese Särskilda Skyddsgruppen auszuschalten, was darauf hindeutete, dass Rainbow hier auf gut ausgebildete Leute treffen würde. Aber das machte wirklich keinen Unterschied. Es gab keine Besseren als sein Rainbow-Team, davon war Clark überzeugt. Wie immer es da drinnen aussah, sie würden damit fertigwerden, und die Schurken würden höchstwahrscheinlich dran glauben müssen.

Die Fahrt dauerte zwanzig Minuten. In dieser Zeit ging Clark verschiedene Szenarien durch, während er durch die Hecköffnung die staubigen, ockerfarbenen Straßen von Tripolis beobachtete. Schließlich machte der Lastwagen rumpelnd in einer kleinen Gasse halt, deren beide Enden von Dattelpalmen beschattet wurden. Leutnant Masudi klappte die Heckklappe herunter. Richards kletterte von der Ladefläche und ging mit Clark und Stanley die Gasse hinunter, während Chavez und die anderen das Gepäck aufnahmen und ihnen folgten. Richards führte sie zu einer Treppe, die außen an der Steinwand des Gebäudes emporführte. Im zweiten Stock betraten sie durch eine Tür eine halb fertige Wohnung. An der Wand entlang lagen ganze Stapel von Gipskartonplatten. Daneben standen etliche 20-Liter-Behälter Trockenbau-

Spachtelmasse. Von den vier Wänden waren zwei fertig. Diesen hatte man einen meerschaumgrünen Anstrich verpasst, der gut in eine Folge von ***Miami Vice*** hineingepasst hätte. Der Raum roch nach frischer Farbe. Durch ein von Dattelpalmen eingefasstes großes Aussichtsfenster konnte man in 200 Meter Entfernung ein Gebäude sehen, das Clark für die schwedische Botschaft hielt. Es war eine zweistöckige Villa im spanischen Stil, die von einer 2,40 m hohen weißen gekalkten Mauer umgeben war, deren oberer Rand mit schwarzen Eisenspitzen und Glasscherben bewehrt war. Das Erdgeschoss des Gebäudes wies zahlreiche Fenster auf, die jedoch alle vergittert und verrammelt waren.

Mindestens 550 Quadratmeter, dachte Clark leicht säuerlich. ***Ein ziemlich großes Gelände. Und dazu vielleicht noch ein Untergeschoss.***

Er hatte fast angenommen, dass ein oder zwei Obersten oder Generäle der Volksmiliz hier auf sie warten würden, aber da hatte er sich getäuscht. Offensichtlich war Masudi der einzige Kontakt zur libyschen Regierung, was Clark völlig ausreichte, solange der Mann ihnen verschaffen konnte, was sie brauchten.

Man hätte den Eindruck gewinnen können, dass unten auf der Straße gerade eine Militärparade abgehalten würde. Auf den zwei Nachbarstraßen der

Botschaft, die Clark von hier oben einsehen konnte, zählte er nicht weniger als sechs Armeefahrzeuge - zwei Jeeps und vier Lastwagen -, die alle von Soldaten umringt waren, die rauchten und sich die Füße vertraten, während ihnen um die Schultern lässig veraltete Repetiergewehre baumelten. Wenn er es nicht bereits gewusst hätte, hätten Clark die Waffen dieser Soldaten alles verraten, was er über Gaddafis Einstellung zu dieser Krise wissen musste. Nachdem ihm in seinem eigenen Land die Initiative entzogen worden war, hatte der Oberst seine Elitetruppen aus der Umgebung der Botschaft abgezogen und durch die schäbigsten Muschkoten ersetzt, die er ins Feld schicken konnte.

Wie ein beleidigter kleiner Junge, der seine Murmeln packt und nach Hause rennt.

Während Chavez und die anderen ihr Gepäck in der unfertigen Frühstücksnische zu stapeln begannen, musterten Clark und Stanley das Botschaftsgelände mit ihren Feldstechern. Richards und Leutnant Masudi hielten sich etwas abseits. Nach zweiminütigem Schweigen sagte Stanley, ohne den Feldstecher abzusetzen: »Das wird schwierig.«

»Stimmt«, bestätigte Clark. »Kannst du eine Bewegung sehen?«

»Nein. Das sind Innenfensterläden. Gute und solide Ware.«

»An jeder Ecke sind direkt unter der Traufe feste Überwachungskameras angebracht. Zwei weitere hängen an der Frontfassade.«

»Auf der Rückfassade wird das genauso sein, nehme ich an«, meinte Stanley. »Man müsste wissen, ob die Sicherheitsleute noch die Zeit hatten, den Knopf zu drücken.«

Die meisten Botschaften hatten eine Notfall-Checkliste, die jede Sicherheitsabteilung, die diesen Namen verdiente, auswendig konnte. Ganz oben auf dieser Liste, deren Titel »Im Falle eines bewaffneten Eindringens und einer Botschaftsbesetzung« oder so ähnlich lautete, stand die Anweisung, die äußere Überwachungsanlage der Einrichtung sofort abzuschalten. Blinde Schurken sind einfacher zu überwältigen. Ob die Schweden dies rechtzeitig gemacht hatten, stand in den Sternen. Deshalb musste Rainbow davon ausgehen, dass die Kameras weiterhin funktionierten und obendrein ständig überwacht wurden. Allerdings war es günstig, dass die Kameras nicht beweglich waren. Auf diese Weise konnte man leichter tote Winkel und Beobachtungslücken finden.

»Richards, wann geht die Sonne unter?«, fragte Clark.

»Etwa in drei Stunden. Der Wetterbericht sagt einen klaren Himmel voraus.«

Scheiße, musste Clark denken. Einsätze in einem Wüstenklima waren besonders schwierig. In Tripolis gab es zwar etwas Luftverschmutzung, aber nichts, was mit einer westlichen Metropole vergleichbar war. Aus diesem Grund würde das Streulicht des Mondes und der Sterne jede Bewegung zu einem Wagnis machen. Eine Menge würde davon abhängen, wie viele Besetzer es gab und wo genau sie sich aufhielten. Wenn sie über genug Leute verfügten, hatten sie bestimmt Wachen aufgestellt, aber mit denen würden Johnston und Loiselle schon fertig werden. Trotzdem musste jede Annäherung an das Gelände äußerst sorgfältig geplant werden.

»Johnston …«, rief Clark.

»Ja, Boss.«

»Machen Sie mal einen kleinen Erkundungsgang. Schauen Sie sich das Gebäude genau an. Nach der Rückkehr zeichnen Sie uns dann eine Skizze mit den Deckungsmöglichkeiten und Schussfeldern. Richards, teilen Sie unserem Verbindungsoffizier mit, er soll seinen Leuten sagen, sie sollen uns in Ruhe unsere Arbeit machen lassen und uns dabei auf keinen Fall in die Quere kommen.«

»Okay.« Richards fasste Masudi am Ellbogen, führte ihn einige Meter beiseite und redete auf ihn ein. Nach einer halben Minute nickte Masudi und

verließ den Raum.

»Haben wir einen Plan der Botschaft?«, wollte Stanley von Richards wissen.

Der Botschaftsbeamte schaute auf die Uhr. »Der sollte innerhalb einer Stunde hier sein.«

»Aus Stockholm?«

Richards schüttelte den Kopf. »Von hier. Vom Innenministerium.«

»Guter Gott.«

Es hätte jedoch nichts gebracht, den Plan in einzelnen JPEGs aus Europa zu übermitteln. Da gab es keine Garantie, dass sie besser sein würden als das, was sie hier hatten — es sei denn, die Libyer wären bereit, die Aufnahmen mit einem Profi-Drucker zusammenzusetzen. Aber das hielt Clark für ausgeschlossen.

»He, Ding!«

»Hier, Boss.«

Clark reichte ihm den Feldstecher. »Schau dir das mal an!« Chavez würde das eine Angriffsteam und Dieter Weber das andere befehligen. Chavez musterte das Gebäude eine ganze Minute lang, dann gab er den Feldstecher zurück. »Keller?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Solche Besetzer verschanzen sich gern, deshalb vermute ich, dass sie sich hauptsächlich im Erdgeschoss aufhalten oder im Keller, wenn es denn

einen geben sollte. So ganz sicher ist das aber auch nicht - außer, sie sind wirklich blöd.«

Unter der Erde gibt es keine Ausgänge, dachte Clark.

»Wenn wir ungefähr feststellen könnten, wo die Geiseln stecken, ob sie alle zusammen auf einem Haufen sind oder ob man sie im ganzen Gebäude verteilt hat …

Wenn ich jedoch eine Blitzentscheidung treffen müsste, würde ich vorschlagen, vom Süden und Osten her in den ersten Stock einzudringen, diese Etage zu säubern und dann nach unten vorzustoßen. Das ist ja sowieso die Standardtaktik für kleine Einsatzgruppen: Beginne an den höchsten Punkten eines Geländes, dann sind die Bösewichte automatisch im Nachteil.«

»Mach weiter«, forderte ihn Clark auf.

»Die Fenster im Erdgeschoss kommen nicht infrage. Mit den Gittern würden wir zwar fertig, aber es würde Zeit kosten und eine Menge Lärm verursachen. Diese Balkone dagegen … die Geländer sehen ziemlich solid aus. Es dürfte nicht schwer sein, dort hinaufzukommen. Danach hängt eine Menge vom Zuschnitt und Grundriss des Gebäudes ab. Ist es offen und nicht zu verwinkelt, würde ich ganz oben anfangen. Ansonsten würde ich sie mit ein paar Blendgranaten aufjagen, die Wände an

einigen Stellen mit >Gatecrashern< aufsprengen, eindringen und dann ausschwärmen.«

Clark schaute Stanley an, der zustimmend nickte. »Der Junge lernt es noch«, sagte er mit einem Grinsen.

»Fuck you very much«, erwiderte Chavez ebenfalls mit einem Lächeln.

Clark schaute wieder einmal auf die Uhr. Die Zeit begann zu drängen.

Die Besetzer hatten sich bisher nicht gemeldet, und das beunruhigte ihn. Es gab nur wenige Gründe, die dieses Schweigen erklären konnten: Entweder wollten sie warten, bis die ganze Welt von der Entführung erfahren hatte, bevor sie ihre Forderungen stellten, oder sie warteten ab, bis die ganze Welt die Sache im Fernsehen verfolgte, bevor sie die Leichen vor die Eingangstür zu werfen begannen.

Niemand war überrascht, dass die Pläne nicht innerhalb einer Stunde, sondern erst nach fast zwei Stunden eintrafen. Und so entfalteten etwa neunzig Minuten vor Sonnenuntergang Clark, Stanley und Chavez den Plan des Botschaftsgeländes, um sich zum ersten Mal anzuschauen, was sie dort erwartete.

»Verdammter Mist«, knurrte Stanley.

Dies waren nicht die Originalpläne des Architekten, sondern es war nur die zusammengeklebte Fotokopie einer Fotokopie. Viele Planlinien waren so verschwommen, dass sie kaum noch zu erkennen waren.

»Du lieber Gott …«, sagte Roberts, als er ihnen über die Schulter schaute. »Es tut mir leid, aber sie sagten …«

»Das ist nicht Ihre Schuld«, erwiderte Clark gleichmütig. »Eine Aufgabe mehr. Wir packen das schon.« Das war ein weiterer großer Vorzug der Rainbow-Truppe: Sie konnte improvisieren und sich den jeweiligen Gegebenheiten anpassen. Schlechte Pläne waren nur eine andere Form von fehlenden Geheimdiensterkenntnissen. Daran hatte sich Rainbow längst gewöhnen müssen. Es kam noch schlimmer. Es stellte sich heraus, dass der Geheimdienst des guten Obersts sich geweigert hatte, den Schweden die Pläne ihrer eigenen verdammten Botschaft zur Verfügung zu stellen. Von dieser Seite waren also auch keine genaueren Angaben zu erwarten.

Es gab jedoch auch eine gute Nachricht. Das Botschaftsgebäude hatte keinen Keller, und die Etagengrundrisse waren relativ offen. Es gab keine abgeschnittenen Gänge oder unübersichtlichen

Plätze, die das »Säubern« der Räume erschwert oder zeitaufwendig gemacht hätten. Im ersten Stock gab es im Inneren einen umlaufenden Balkon, von dem aus man auf ein großes Geviert hinunterschaute, an dessen Westseite sich eine Reihe von kleineren Räumen anschloss.

»Fünfzehn auf zwölf Meter«, berechnete Chavez in aller Schnelle. »Was glaubt ihr? Der Hauptarbeitsbereich?«

Clark nickte. »Die Räume entlang der Westwand müssen die Büros des Botschafters sein.«

Auf der gegenüberliegenden Seite lag an einem kurzen Gang, der am Fuß der Treppe nach rechts abbog, etwas, das wie der Küchen- und Essbereich aussah, daneben eine Toilette und vier weitere Räume, die auf dem Plan nicht näher bezeichnet waren. Aufgrund ihrer Größe hielt sie Clark für Lagerräume. Ein Raum war wahrscheinlich das Sicherheitsbüro. Am Ende des Gangs führte eine Tür nach draußen.

»Auf diesem Plan sind die Strom- und Wasserleitungen nicht eingezeichnet«, sagte Chavez.

»Wenn Sie daran denken, durch die Abwasserleitungen ins Gebäude einzudringen, sollten Sie das ganz schnell vergessen«, sagte Richards. »Dies ist eines der ältesten Viertel von Tripolis. Das ganze Kanalisationssystem hier ist

total beschissen …«

»Sehr witzig.«

»Die Rohre haben gerade einmal den Umfang eines Volleyballs, und sie platzen, wenn man sie nur scharf anschaut. Allein diese Woche musste ich auf dem Weg zur Arbeit zwei Mal einen Umweg fahren, weil ein Rohrbruch die Straße in eine Senkgrube verwandelt hatte.«

»Okay«, sagte Clark und brachte das Gespräch wieder auf Kurs. »Richards, Sie sprechen mit Masudi und stellen sicher, dass der Strom abgeschaltet wird, sobald wir das sagen.« Sie hatten sich entschieden, die Versorgungsleitungen vorerst nicht zu kappen, um die Besetzer so kurz vor ihrem Angriff nicht vorzeitig zu alarmieren.

»Geht in Ordnung.«

»Ding, alle Waffen überprüft?«

»Waffen einsatzbereit.«

Wie gewöhnlich waren die Angriffsteams mit Heckler & Koch MP5SD3 bewaffnet. Diese schallgedämpften Maschinenpistolen Kaliber 9 mm hatten eine Feuergeschwindigkeit von immerhin 700 Schuss in der Minute.

Neben den standardmäßigen Blend- und Splittergranaten war jeder Mann auch mit einer MK23 ausgerüstet. Diese Heckler & Koch-Pistole im Kaliber .45 ACP hatte einen modifizierten KAC-

Schalldämpfer und ein Tritium-Laserzielmodul LAM mit vier Einstellungsmöglichkeiten: nur der sichtbare Laser, sichtbarer Laser und Taschenlampe, nur Infrarot-Laser sowie Infrarot-Laser und Leuchte. Die von den Sondereinsatzkräften der US-Navy und vom British Special Boat Service bevorzugte MK23 war ein Wunder an Robustheit. Sowohl die SEALs als auch der SBS hatten sie extrem harten Tests unterzogen, wobei sie das Untertauchen in Salzwasser, Extremtemperaturen, Falltests aus einem Meter Höhe, Trockenschüsse und den schlimmsten Feind jeder Waffe, Dreck und Schlamm, ohne jede Einbuße ihrer Funktionsfähigkeit überstehen musste. Wie eine gute Schweizer Uhr war die MK23 praktisch unverwüstlich.

Darüber hinaus hatten die Scharfschützen Johnston und Loiselle gerade erst nagelneue Spielzeuge bekommen. Rainbow hatte seine bisherigen M24-Scharfschützengewehre gegen Knight's Armament Ml 10 Sniper System-Gewehre ausgetauscht, die mit Leupold-Zielfernrohren für den Einsatz bei Tageslicht und den bewährten AN/PVS-14-Nachtsichtgeräten ausgerüstet waren. Im Gegensatz zu dem Repetiergewehr M24 war das Ml 10 eine halbautomatische Waffe. Johnston und Loiselle konnten folglich den Angriffsteams besser Deckungsfeuer geben, weil sie in viel kürzerer Zeit

ein Ziel mit viel mehr Schüssen eindecken konnten.

Auf Clarks Befehl hin hatten beide Scharfschützen einen Erkundungsgang unternommen, die Umgebung der Botschaft genau untersucht und dabei geeignete Feuerpositionen herausgefunden und die Schussfelder festgelegt. An den Stellen, die Chavez und Weber als Eindringpunkte bestimmt hatten, konnten Johnston und Loiselle den Angreifern umfassende Deckung bieten, natürlich nur, bis die Teams in das eigentliche Gebäude eingedrungen waren. Drinnen waren sie dann ganz allein auf sich gestellt.

Fünfzig Minuten nach Sonnenuntergang saß das Team dann im Dunkeln in seinem provisorischen Befehlsstand in der Hocke und wartete. Durch seinen Feldstecher konnte Clark ein schwaches Licht erkennen, das durch die geschlossenen Innenfensterläden der Botschaft drang. An den vier Ecken des Botschaftsgeländes waren inzwischen die Außenlichter auf ihren sechs Meter hohen Lichtmasten angegangen, Natriumdampflampen, die auf das Gebäude gerichtet waren.

Erst eine Stunde zuvor war der Ruf des Muezzins zum ***salaat*** über ganz Tripolis erschollen, aber jetzt waren die Straßen ruhig und verlassen. Zu hören waren nur noch entferntes Hundegebell,

gelegentliches Autohupen und die leisen Stimmen der Volksmiliz-Soldaten, die immer noch die Umgebung der Botschaft bewachten. Die Temperatur war kaum gefallen, es herrschten immer noch über dreißig Grad. Bis zum Sonnenaufgang würde die Hitze jedoch in die wolkenlose Wüstenluft aufsteigen, und die Temperatur würde um weitere zwanzig Grad abstürzen. Clark war jedoch überzeugt, dass die Botschaft bis dahin schon gesichert sein würde und Rainbow bereits am Packen war. Er hoffte, dass keine Botschaftsangehörigen zu Schaden kommen würden und dass auch einige Besetzer überleben würden, die man dann an ... wen auch immer übergeben könnte. Es gab wahrscheinlich immer noch heiße Verhandlungen darüber, wer die Aufräumarbeiten nach dem Einsatz und die späteren Untersuchungen durchführen würde.

Irgendwo in der Dunkelheit hinter ihm klingelte leise ein Handy. Einige Augenblicke später wisperte ihm Richards ins Ohr: »Auf dem Flughafen sind Schweden gelandet.«

Der schwedische Sicherheitsdienst, die Säkerhetspolisen, war für die Bekämpfung des Terrorismus verantwortlich, während die Rikskriminalpolisen mit dem FBI und dem deutschen BKA vergleichbar war. Wenn Rainbow

die Botschaft gesichert hatte, sollte sie ihnen übergeben werden.

»Gut, danke. Ich schätze, damit wäre auch diese Frage geklärt. Sagen Sie ihnen, sie sollen in Bereitschaft bleiben. Sobald wir fertig sind, können sie hier übernehmen. Aber erzählen Sie ihnen nichts über unseren Zeitplan. Ich möchte nicht, dass da etwas durchsickert.«

»Sie glauben, die Schweden würden …«

»Nein, nicht absichtlich natürlich, aber wer weiß, mit wem sie alles reden.« Obwohl Clark es für unwahrscheinlich hielt, konnte er doch die Möglichkeit nicht ausschließen, dass die Libyer ihnen Knüppel zwischen die Beine werfen würden. Die Amerikaner kommen hierher, ihre Mission scheitert, und jetzt sind viele Menschen tot. Was für eine tolle PR-Botschaft für den Oberst!

Das Gebäude war vor fast 24 Stunden gestürmt worden, und trotzdem hatte es bisher aus dem Innern kein Lebenszeichen gegeben. Clark hatte den Beginn der Aktion auf 2.15 Uhr festgelegt. Er hatte diese späte Zeit gewählt, da er annahm, dass die Terroristen einen möglichen Angriff bereits bei Einbruch der Dunkelheit erwarteten. Clark hoffte, dass diese Verzögerung sie wenigstens ein bisschen in Sicherheit wiegen würde. Außerdem waren die Stunden zwischen 2 und 4 Uhr morgens statistisch

die Zeit, in denen der menschliche Verstand am wenigsten leistungsfähig war - vor allem der Verstand von Leuten, die in den letzten 28 Stunden unter derartigem Stress und einer so enormen Unsicherheit gelitten hatten.

Um 1.30 Uhr teilte Clark Johnston und Loiselle mit, sie sollten sich fertig machen. Dann nickte er Richards zu, der seinerseits Masudi ein Zeichen gab. Fünf Minuten und eine längere Walkie-Talkie-Diskussion später berichtete der Libyer, dass die Wachen in der Botschaftsumgebung alle benachrichtigt worden seien. Clark wollte nicht, dass irgendein nervöser libyscher Gefreiter seine Scharfschützen unter Feuer nahm, wenn die zu ihrer Schussposition vorrückten. Gleichzeitig beobachteten Stanley und Chavez das ganze Vorfeld aufmerksam mit ihren Feldstechern. So unwahrscheinlich das auch sein mochte, es gab doch immer die Möglichkeit, dass jemand - ein Sympathisant oder irgendein kleines libysches Soldatenarschloch, das die Amerikaner hasste - den Terroristen signalisierte, dass ein Angriff unmittelbar bevorstand. Dann musste Clark sofort Johnston und Loiselle zurückrufen und es später noch einmal versuchen.

Als Johnston und Loiselle schließlich in voller

Montur mit ihren Ml 10 über der Schulter vor ihm standen, wartete Clark noch weitere fünf Minuten und flüsterte dann Stanley und Chavez zu: »Wie sieht's aus?«

»Keine verdächtigen Veränderungen«, berichtete Ding. »Einige Walkie-Talkie-Aktivitäten, aber das war wahrscheinlich die Benachrichtigung, dass wir kommen.«

Um 1.40 Uhr schaute Clark Johnston und Loiselle an und nickte. Die beiden Scharfschützen schlüpften aus der Tür und verschwanden in der Dunkelheit. Clark setzte sein Headset auf.

Fünf Minuten vergingen. Zehn Minuten.

Dann hörte man über Funk Loiselles Stimme: »Omega Eins auf Position.« Zehn Sekunden später meldete sich Johnston: »Omega Zwei auf Position.«

»Roger«, bestätigte Clark und schaute auf die Uhr. »Haltet euch bereit. Angriff in zehn Minuten.«

Als Antwort hörte er zwei »Roger«-Doppelklicks.

»Alistair ... Ding?«

»Keine Bewegung. Alles ruhig.«

»Hier genauso, Boss.«

»Okay, macht euch fertig.«

Chavez reichte Clark seinen Feldstecher und ging zu seinem Team hinüber, das bereits an der Tür auf ihn wartete. Weber und sein Team, die durch die Mauer an der westlichen vorderen Ecke des

Gebäudes ins Erdgeschoss eindringen sollten, hatten einen etwas weiteren Weg und mussten deshalb als Erste aufbrechen. Vier Minuten später würden ihnen Chavez und seine Leute folgen.

Clark musterte das gesamte Botschaftsgelände ein weiteres Mal. Er achtete auf geringste Bewegungen und irgendwelche Veränderungen - irgendetwas, das seinen »K-Check«, seinen kinästhetischen Check, nicht bestand. Er hatte über die Jahre eine Art siebten Sinn entwickelt. Hatte er ein ungutes Gefühl? Warnte ihn etwas im Unterbewusstsein? Hatte er etwas nicht ausreichend überprüft oder irgendwelche Details übersehen? Clark hatte schon viele eigentlich recht gute Einsatzleiter erlebt, die diesen K-Check ignoriert und dies später meist bitter bereut hatten.

Er ließ den Feldstecher sinken und wandte sich an seine Teams, die an der Tür in Bereitschaft standen. »Los«, flüsterte er.

Chavez wartete die geplanten vier Minuten, dann führte er sein Team die Treppe hinunter und zum Ende der Gasse. Auf Clarks Wunsch hatten die Libyer in der Umgebung der Botschaft die Straßenlaternen ausgeschaltet. Alle hofften jetzt, dass die Besetzer dies nicht bemerken würden, da die nach innen gerichteten Lampen auf den

Lichtmasten immer noch brannten. Clark hatte auch gebeten, drei Armeelastwagen mitten auf der Straße zwischen der Befehlsstelle in der halb fertigen Wohnung und der Ostseite des Botschaftsgeländes in einer Reihe hintereinander abzustellen.

Mit Handzeichen schickte Chavez seine Männer los. Vorsichtig schlichen sie den Gehsteig entlang, wobei sie die Schatten und die Lastwagen als Deckung nutzten, bis sie die nächste Gasse erreichten, vor deren erstem Gebäude, einer privaten Arztpraxis, eine Hecke stand. Ding war informiert worden, dass man im Laufe des Tages alle Leute aus diesem Haus evakuiert hatte.

Als das Team sicher hinter der Hecke angelangt war, folgte er ihm leicht gebückt in langsamem Schritt mit seiner MP5 im Voranschlag. Dabei ließ er den Blick ständig nach vorn, rechts und links wandern. Vor allem dem oberen Rand der Botschaftsmauer galt seine Aufmerksamkeit. Nichts rührte sich. ***Gut. Hier ist alles ruhig, Tango.***

Chavez erreichte die Hecke und kauerte sich hinter sie. Über sein Headset hörte er Webers Stimme: »Befehlsstand, hier ist Führer Rot.«

»Wir hören, Rot.«

»Sind in Stellung. Bereiten Gatecrasher vor.«

Chavez beneidete Weber ein wenig um seinen Job. Obwohl er Rainbows neuestes Spielzeug bereits im

Training erproben durfte, hatte er es noch nie bei einem richtigen Einsatz erlebt.

Der von der britischen Firma Alford Technologies entwickelte Gatecrasher, dem Loiselle den Spitznamen »magischer Türöffner« gegeben hatte, erinnerte Ding an die großen rechteckigen Schilde mit abgerundeten Ecken, die die Spartaner in dem Film ***300*** trugen. Ein besserer Vergleich wäre jedoch der mit einem auf ein Viertel zusammengeschrumpften Schlauchboot gewesen. Allerdings befand sich in seinem äußeren Gummischlauch keine Luft, sondern Wasser. Außerdem war auf der gegenüberliegenden Hohlseite des Gatecrashers eine Hohlrinne eingelassen, die mit Nitropenta-Sprengschnüren gefüllt war. Diese Lage der Sprengschnur führte zusammen mit dem äußeren Wasserschlauch zu einem Verdämmungseffekt, der die einfache Sprengschnur in eine Hohlladung verwandelte, die in eine 45 cm dicke Vollziegelmauer ein Loch schlagen konnte, durch das ein Mann passte.

Der Gatecrasher löste eine Reihe von Problemen, die Sondereinsatztruppen und Geiselbefreiungsteams seit Langem beschäftigt hatten. Dazu gehörten mit Sprengfallen versehene Eingänge und der sogenannte »tödliche Trichter«, der Einzugsbereich der Tür, in dem der Angreifer

mitten im Schussfeld der Verteidiger stand. Terroristen, die wussten, dass die Befreier durch die vorhandenen Türen und Fenster kommen mussten, spickten diese oft mit Sprengstoff, wie etwa bei dem Schulmassaker im russischen Beslan, und/oder sie konzentrierten ihre Aufmerksamkeit und Feuerkraft auf die wahrscheinlichen Eingangspunkte.

Dagegen würden Weber und sein Team mit dem Gate-crasher drei Sekunden nach dessen Detonation durch die vordere westliche Wand in die Botschaft eindringen.

»Roger«, bestätigte Clark Weber. »Führer Blau?«

»Noch drei Minuten bis zur Mauer«, berichtete Chavez.

Er musterte noch einmal das ganze Gelände mit dem Feldstecher. Da sich weiterhin nichts rührte, gab er das Zeichen zum Vorrücken.

Um über die Mauer zu kommen, hatten sie sich für eine ausgesprochene Lowtech-Methode entschieden: eine 1,20 m hohe Trittleiter und eine Kevlar-Splitterschutzweste. Von den vielen Grundsätzen, die Einsatzleiter von Spezialtruppen beherzigen mussten, war KISS einer der wichtigsten: ***Keep it simple, stupid.*** Mach's so einfach wie möglich, Dummkopf. Kompliziere nicht ein simples Problem, oder wie Clark es gern ausdrückte: »Man schießt nicht mit der Schrotflinte

auf eine Küchenschabe.« In diesem Fall würde sie die Trittleiter auf die Mauer bringen. Dann würden sie die Splitterschutzweste über die Metallspitzen und Glasscherben breiten, die aus der Mauerbrüstung herausragten. Dadurch würden Chavez und sein Team beim Übersteigen der Mauerkrone unverletzt bleiben.

Chavez schlüpfte hinter der Hecke hervor, lief zur Mauer hinüber und ging in die Hocke. Dann meldete er über sein Headset: »Befehlsstand, hier ist Führer Blau. Sind an der Mauer.«

»Roger«, hörte man Stanleys Stimme.

Einige Sekunden später tauchte ein Meter rechts von Chavez auf der Mauer ein roter Laserpunkt auf. Stanley hatte inzwischen die toten Winkel der Überwachungskamera ermittelt und benutzte nun das Laserzielmodul seiner MK23, um Ding den Weg zu zeigen.

Chavez ging so weit nach rechts, bis der Laserpunkt genau auf seiner Brust ruhte. Dann verschwand der Punkt. Er stellte schnell und ruhig die Leiter auf und gab dann dem Rest seines Teams das Zeichen hinaufzusteigen.

Showalter ging als Erster. Er übernahm von Chavez die Splitterschutzweste und kletterte dann die Leiter hoch. Zehn Sekunden später war er oben, drüber und nicht mehr zu sehen. Einer nach dem

anderen folgte ihm jetzt der Rest des Teams, bis am Schluss Ding selbst an der Reihe war.

Auf der anderen Seite fand er sich auf einem üppigen grünen Rasen wieder, der von Hibiskussträuchern eingefasst war. ***Die monatliche Wasserrechnung der Schweden muss ganz schön hoch sein,*** ging ihm durch den Kopf. Rechts von ihm lag die Vorderseite des Gebäudes und direkt vor ihm in sechs Metern Entfernung die Ostmauer. Showalter und Bianco standen an den beiden Ecken des Gebäudes Wache. Ybarra kauerte unter dem Balkon. Ding ging langsam auf ihn zu.

»Stopp!« Das war Loiselles Funkstimme. »Bewegung, Südseite.«

Ding erstarrte.

Zehn Sekunden später dann: »Alles klar. Nur eine Katze.«

Chavez stellte sich neben Ybarra, hängte sich seine MP5 um und kletterte auf den Rücken des stämmigen Spaniers. Die unterste Stange des Balkongeländers lag etwas außerhalb der Reichweite seiner Finger. Chavez streckte sich. Ybarra festigte seinen Stand und richtete sich noch etwas mehr auf. Chavez konnte jetzt zuerst mit der rechten, dann mit der linken Hand das Geländer ergreifen. Danach zog

er sich an ihm hoch. Fünf Sekunden später kauerte er auf dem Balkon. Er löste ein Stück zusammengeknotetes Seil von seinem Gurtzeug, machte den D-Ring am Geländer fest und ließ das andere Ende herunterfallen.

Er drehte sich um und betrachtete die Tür. Natürlich war sie verschlossen. Wie bei den Fenstern waren die Holzjalousien heruntergelassen. Hinter seinem Rücken hörte er ein leises Knarren, als sich Ybarra über das Geländer schwang, dann spürte er dessen Hand als Erkennungszeichen kurz auf der Schulter.

Chavez sprach in sein Headset: »Befehlsstand, Führer Blau, bin an der Tür.«

»Roger.«

Ding holte aus seiner Cargo-Tasche am rechten Schenkel eine flexible Kamera und schloss sie an sein Nachtsichtgerät an. Dann schob er die Linse ganz langsam und vorsichtig unter der Tür durch, wobei er sich fast mehr auf seinen Tastsinn als seine Augen verließ. Natürlich hatte er wie jedes Rainbow-Mitglied den Umgang mit allen Werkzeugen und Hilfsmitteln in ihrem Arsenal wie etwa der Flexi-Cam unzählige Male geübt, bis ihm jeder Handgriff in Fleisch und Blut übergegangen war. Wenn die Tür tatsächlich verdrahtet war, würde Chavez dies genauso fühlen, wie er es sah.

Zuerst überprüfte er die Türschwelle. Als er dort nichts fand, arbeitete er sich bis zu den Türscharnieren vor. Am Schluss untersuchte er noch den Türknopf und das Schließblech. Alles sauber. Da war nichts. Er zog die Kamera wieder unter der Tür hervor. Hinter ihm waren inzwischen auch Showalter und Bianco über das Geländer geklettert. Ding deutete auf Bianco und danach auf den Türknopf. Der Italiener nickte und holte seinen Dietrich heraus. Dreißig Sekunden später schnappte das Schloss auf.

Durch Handzeichen gab Ding ihnen seine letzten Anweisungen: Er und Bianco würden die Räume auf der rechten, Showalter und Ybarra die auf der linken Seite überprüfen und säubern.

Ding drehte ganz sachte den Türknopf und öffnete einen Spaltbreit die Tür. Er wartete zehn Sekunden, dann riss er die Tür so weit auf, dass er seinen Kopf durchstrecken konnte. Der Korridor war leer. Drinnen gab es sechs Türen, drei auf jeder Seite. In der Ferne hörte er gedämpfte Stimmen, danach herrschte wieder Ruhe. Dann ein Niesen. Er zog den Kopf zurück und riss die Tür ganz auf. Showalter fing sie auf und hielt sie offen.

Mit seiner MP5 in tiefer Vorhalteposition betrat Ding den Eingangsflur. Bianco folgte zwei Schritte hinter ihm etwas nach links versetzt und blieb dabei

genau auf der Mittelachse des Ganges. An der Südwand war Showalter bei der ersten Tür und blieb stehen. Sie stand ganz leicht offen. »Stehe vor südlicher Gangtür«, funkte Showalter.

»Ich sehe nach«, antwortete Loiselle. »Keine Bewegung.«

Showalter stellte sich direkt vor die Tür, riss sie auf und ging hinein. Zwanzig Sekunden später kam er wieder heraus und hob den Daumen. Chavez schlich vorsichtig an der nördlichen Wand entlang.

Plötzlich hörte er Johnstons Stimme: »Stopp!«

Ding stieß seine geschlossene Faust nach oben. Die anderen drei blieben sofort stehen und gingen in die Hocke.

»Bewegung«, funkte Johnston. »Nordseite, zweites Fenster von Osten.«

Das ist der nächste Raum, dachte Ding. Zwanzig Sekunden verstrichen. So gern er Johnston nach einem Update gefragt hätte, er verzichtete darauf. Der Scharfschütze würde sich schon melden, wenn er etwas sah.

»Fensterjalousien sind halb geöffnet«, funkte Johnston. »Sehe Person, die sich bewegt.«

»Bewaffnet?«

»Kann ich nicht sagen. Augenblick! Sie bewegt sich in Richtung Tür. Noch drei Sekunden.«

Chavez hängte sich die MP5 um die Schulter, zog

seine schallgedämpfte MK23, richtete sich auf und glitt an der Wand entlang, bis er nur noch eine Armeslänge von der Tür entfernt war.

»An der Tür!«, rief Johnston.

Sie flog plötzlich auf, und eine Gestalt trat heraus. Chavez wartete den Bruchteil einer Sekunde, bis er die AK 47 sah, die dem Mann um die Brust hing. Dann jagte er ihm eine Kugel direkt über dem rechten Ohr in den Kopf. Ding wirbelte herum, brachte den rechten Arm nach oben und fing damit den zusammensackenden Mann an der Brust auf. Bianco war bereits an ihm vorbei durch die Tür in den Raum gestürmt, um nach weiteren Zielpersonen zu suchen. Chavez ließ den Mann langsam zu Boden gleiten.

»Sauber«, funkte Bianco fünf Sekunden später, dann kam er wieder heraus und half Chavez, den Leichnam in den Raum hineinzuziehen. Sie schlossen die Tür hinter sich, machten sich wieder gefechtsbereit, gingen in die Hocke und warteten. Wenn sein Schuss jemandes Aufmerksamkeit erregt hatte, würden sie das bald erfahren. Nichts rührte sich. »An dritter Tür, Nordseite«, funkte er.

»Ich sehe keine weiteren Bewegungen«, antwortete Johnston.

Ding und Bianco gingen wieder auf den Gang hinaus. »Befehlsstand, hier Führer Blau. Erster

Stock sauber«, meldete sich Ding. »Gehen hinunter ins Erdgeschoss.«

»Roger«, bestätigte Stanley.

Wenn man den Gang weiter hinunterging, kam nach sechs Metern ein Bogen. Dahinter ging es scharf nach rechts. Chavez wusste, dass man auf diesem Weg zur Treppe gelangte, die ins Erdgeschoss führte. Es handelte sich um eine sechs Meter breite Freitreppe. Rechts von ihr war die Wand, während die linke Seite offen war. Von dort konnte man auf das hinunterschauen, was wohl der Hauptarbeitsbereich der Botschaft war, in dem die Terroristen vermutlich auch die Geiseln versammelt hatten.

Dies hatte Vor- und Nachteile, wusste Ding. Wenn die Geiseln alle an einem Ort konzentriert waren, konnte man davon ausgehen, dass sich die meisten Besetzer ebenfalls dort aufhielten. So eng zusammenliegende Ziele würden zwar Rainbows Job erleichtern. Es bedeutete jedoch auch, dass die dicht gedrängten Geiseln wie auf dem Präsentierteller saßen, wenn die Terroristen ihrerseits das Feuer eröffneten.

Dann dürfen sie dazu eben keine Chance bekommen, Mano.

Er bewegte sich vorsichtig Schritt für Schritt den Gang entlang, bis er den Bogen erreichte. Bei einem

kurzen Blick um die Ecke konnte er ins Erdgeschoss hinunterschauen. Rechts lag die Vorderwand, deren Fenster immer noch verrammelt waren. Am Fuß der Treppe gelangte man auch in den kurzen Erdgeschossgang und die Räume mit unbekanntem Zweck.

Chavez ließ seine Augen in die Nordwestecke des Hauptraums wandern und ging dann im Geist die Wand 1,20 m nach unten. An dieser Stelle, plus/minus 15 cm, würde Weber in das Gebäude eindringen. Etwas weiter links konnte er über das Treppengeländer hinweg gerade noch zwei beieinanderstehende Gestalten erkennen. Sie waren zwar mit kompakten Maschinenpistolen bewaffnet, die ihnen jedoch an der Seite baumelten und anscheinend nicht schussbereit waren. ***Soll mir recht sein,*** dachte er. Einige Meter weiter warf eine Schreibtischlampe mit grünem Schirm einen hellen Lichtkreis auf die Wand.

Chavez hatte genug gesehen und kehrte dorthin zurück, wo sein Team auf ihn wartete. Er machte ihnen durch Handzeichen klar: ***Lageplan bestätigt. Weitere Durchführung wie abgesprochen.*** Chavez und Bianco würden zusammen mit Weber und seinem Team nach deren Wanddurchbruch den Hauptraum säubern. Showalter und Ybarra würden am Fuß der Treppe

nach rechts in den Erdgeschossgang eindringen. Seine Männer nickten zustimmend.

»Befehlsstand, hier Führer Blau.«

»Blau, bitte kommen.«

»Sind in Stellung.«

»Roger.«

Jetzt meldete sich Weber: »Führer Rot, verstanden.«

»Einsatz in neunzig Sekunden«, funkte Chavez. »Sind bereit«, antwortete Weber.

»**Beginne** den Countdown«, funkte Chavez.

»Ich zähle von fünf herunter ***- jetzt!«*** Das war Weber. In fünf Sekunden kamen die Gatecrasher zum Einsatz.

Jeder von Chavez' Männern hatte eine entsicherte Blendgranate in der Hand.

Vier ... drei ... zwei ...

Zur absolut selben Zeit warfen Ding und Bianco ihre Blendgranaten über das Geländer und stürmten mit ihren MP5 im Anschlag die Treppe hinunter. Ding hörte die erste Blendgranate unten über den Boden schlittern. Eine Viertelsekunde später explodierte ein Gatecrasher. Eine Wolke aus Rauch und Ziegeltrümmern schoss in den Raum. Chavez und Bianco drangen immer weiter vor, während Ybarra und Showalter sie rechts überholten und in

den Erdgeschossgang eindrangen, der zur Ostseite des Gebäudes hinüberführte.

In diesem Augenblick explodierte die zweite Blendgranate. Ein hell gleißendes Licht prallte von der Decke ab und ergoss sich über die Wände. Ding ignorierte es.

Zielperson.

Über dem Geländer wandte sich eine Gestalt auf sie zu. Ding visierte die Brust des Mannes an und schoss zwei Mal. Der Mann brach zusammen, und Ding rückte weiter vor. Auf seiner Linken tauchte eine weitere Gestalt auf, aber er wusste, dass Bianco sie ausschalten würde. Wie aufs Stichwort hörte er in diesem Moment ein trockenes ***Pop-pop-pop.*** Rechter Hand konnte Chavez beobachten, wie die ersten Männer von Webers Team durch das 1,20 m breite ovale Loch, das der Gatecrasher gerissen hatte, ins Gebäude einstiegen. Gleich darauf folgten eine zweite, dritte und vierte Detonation.

Ding drehte nach links ab und bewegte sich auf das Zentrum des Raums zu. Überall waren jetzt Schreie zu hören. Auf dem Boden lagen viele dicht aneinandergedrängte Körper. ***Ziel.*** Er schoss zwei Mal und ging weiter, die MP5 immer noch im Anschlag. Hinter sich hörte er Showalter rufen: »Ziel, links!« Es folgte eine ganze Serie von sich überlagernden dumpfen Schussgeräuschen der

schallgedämpften Waffen.

Weber und sein Team hatten inzwischen zu Chavez und Bianco aufgeschlossen. Jetzt schwärmten sie fächerförmig aus, wobei jeder Mann einen ganz bestimmten Sektor abdeckte.

»Alle runter auf den Boden! Runter, runter, runter!«, rief Ding.

Rechts von ihm erklang erneut ein ***Pop-pop-pop.***

Chavez arbeitete sich durch das Zentrum des Raumes vor. Auf der linken Seite begleitete ihn immer noch Bianco. Beide achteten auf jede Bewegung …

»Sauber«, hörte er jetzt Weber rufen. Zwei seiner Männer erstatteten die gleiche Meldung für ihren Bereich.

»Links alles sauber!«, antwortete Bianco.

»Der Gang ist sauber!« Das war Showalter. »Ich überprüfe jetzt die Zimmer.«

»Bin auf dem Weg!«, rief jetzt Ybarra.

Aus Showalters Richtung erklang plötzlich der Schrei einer Frau. Chavez wirbelte herum. Ybarra, der bereits den Eingang zum Gang im Erdgeschoss erreicht hatte, drückte sich an dessen linke Wand. »Sehe Zielperson.«

Chavez eilte zum Gang hinüber und ging gegenüber von Ybarra in Stellung. Am Ende des Gangs war eine Gestalt aus dem hintersten Raum

aufgetaucht, die eine Frau vor sich herschob. Der Mann drückte ihr eine Pistole an den Hals. Ding beugte sich leicht nach vorn. Der Mann entdeckte ihn und drehte die Frau so, dass sie ihm als Schild dienen konnte. Er rief in panischem Ton etwas auf Arabisch. Ding zog sich aus seinem Sichtfeld zurück. »Showalter, wo ist er jetzt?«, flüsterte er.

»Höhe zweiter Raum.«

»Zielperson steht jetzt direkt vor der dritten Tür. Drei bis dreieinhalb Meter entfernt. Er hat eine Geisel.«

»Ich höre sie. Wie ist mein Zielwinkel?«

»Ein halber Kopfschuss offen.«

»Verstanden. Sag, wann.«

Chavez wagte wieder einen Blick. Der Mann drehte sich ganz leicht, um ihm seine Breitseite mit der Frau als Schutzschild darzubieten. In diesem Moment trat Showalter mit seiner MP5 im Schulteranschlag einen Schritt nach vorn und feuerte. Die Kugel schlug in das rechte Auge des Mannes ein. Er sackte zusammen, und die Frau begann zu schreien. Showalter ging zu ihr hinüber.

Chavez atmete einmal tief durch, dann hängte er sich die MP5 vor die Brust und ging zurück, um den Hauptraum noch einmal genau zu untersuchen. ***Erledigt.*** Zwanzig Sekunden hatte der Spuk gedauert, nicht mehr. ***Nicht schlecht.*** Dann setzte

er einen Funkspruch ab: »Befehlsstand, hier ist Führer Blau.«

»Führer Blau, bitte kommen.«

»Objekt gesichert.«

Nachdem Chavez seine letzte Inspektionsrunde erledigt hatte und sich absolut sicher war, dass die Botschaft völlig unter ihrer Kontrolle war, funkte er Clark und Stanley ein endgültiges »Alles sauber«. Danach ging alles ganz schnell. Tad Richards informierte seinen Verbindungsmann zur Volksmiliz, Leutnant Masudi, dann stieg der Bericht die **libysche** Befehlskette bis zu einem Major empor, der darauf bestand, dass Chavez und sein Team die Botschaft in Begleitung der Geiseln durch den Haupteingang verlassen müssten. In Rainbows vorläufigem Befehlsstand weigerten sich Clark und Stanley, diesem Verlangen nachzukommen, bis Masudi in gebrochenem Englisch erklärte, dass hier ein Missverständnis vorliege und keine Fernsehkameras auf sie warteten. Das libysche Volk wolle einfach nur seine Dankbarkeit ausdrücken. Clark dachte eine Weile nach und gab dann achselzuckend seine Zustimmung.

»Ein wenig internationale Vertrauensbildung«, brummelte er Alistair Stanley zu.

Zehn Minuten später traten Chavez, sein Team und

die Geiseln im gleißenden Licht von Jupiterlampen und unter lautem Applaus aus dem Haupteingang der Botschaft heraus. Am Tor warteten ein Kontingent des Schwedischen Sicherheitsdiensts, der Säkerhetspolisen, und Beamte der Rikskriminalpolisen, um die Geiseln zu übernehmen. Nach zwei Minuten voller Umarmungen und allgemeinem Händeschütteln traten Chavez und sein Team auf die Straße hinaus, wo ihnen Offiziere und einfache Soldaten der Volksmiliz auf die Schultern klopften und begeistert applaudierten.

Richards tauchte plötzlich neben Chavez auf, als sich die ganze Truppe durch die Menge zum Befehlsstand durchkämpfte. »Was zum Teufel geht hier eigentlich vor?«, schrie Chavez.

»Ich habe Schwierigkeiten, den genauen Wortlaut zu verstehen«, antwortete Richards, »aber sie scheinen einfach nur beeindruckt zu sein. Nein, ***erstaunt, überrascht*** ist wohl die treffendere Beschreibung.«

Hinter Chavez brüllte Showalter: »Weshalb, verdammt? Was hatten die denn verflucht noch mal erwartet?«

»Opfer! Einen Haufen Tote! Sie erwarteten nicht, dass es eine einzige Geisel lebend heraus schaffen würde, geschweige denn alle. Sie feiern einfach!«

»Ohne Scheiß?«, rief Bianco. »Sind wir etwa Amateure?«

Richards antwortete, ohne sich umzudrehen: »Was Geiselbefreiungen angeht, haben sie nicht gerade eine imposante Erfolgsbilanz vorzuweisen.«

Chavez musste lächeln. »Nun ja, wir sind eben die Rainbow-Truppe.«

Wäre er in einer besseren Geistesverfassung gewesen, dann hätte Nigel Embling seine gegenwärtige Stimmung ganz einfach als elendes Selbstmitleid erkannt, aber im Moment war er der festen Überzeugung, dass die Welt alsbald schnell und direkt zur Hölle fahren würde. Später sollte er diese Einschätzung vermutlich revidieren, aber hier an seinem Küchentisch mit einer Tasse Tee und dem ***Daily Mashriq,*** einer der sechs Tageszeitungen im pakistanischen Peshawar, verbesserte nichts von dem, was er las, seine Laune.

»Verdammte Idioten«, grummelte er.

Sein Hausdiener Mahmud erschien geräuschlos wie ein Gespenst in der Küchentür. »Ja, bitte, Mr. Nigel?« Mahmud, elf Jahre alt, war entschieden zu fröhlich und eifrig — besonders zu dieser Tageszeit -, aber Embling wusste, dass sein Haushalt ohne ihn im Chaos versinken würde.

»Nein, nein, Mahmud, ich rede mit mir selbst.«

»Oh, das ist nicht gut, Sir, überhaupt nicht. Verrückt, das werden die Leute denken. Bitte achten Sie darauf, dass Sie nur zu Hause mit sich selbst sprechen, ja?«

»Ja, ist gut. Geh jetzt wieder an deine Hausaufgaben.«

»Ja, Mr. Nigel.«

Mahmud war ein Waisenkind, dessen Mutter, Vater und zwei Schwestern bei einem Gewaltausbruch zwischen Sunniten und Schiiten umgekommen waren, die Pakistan nach der Ermordung Benazir Bhuttos heimgesucht hatten. Embling hatte den Jungen praktisch adoptiert und gab ihm Essen, Obdach, ein bisschen Taschengeld, und, wovon Mahmud nichts wusste, er zahlte in einen stetig wachsenden Treuhandfonds ein, den Mahmud an seinem 18. Geburtstag ausgezahlt bekommen würde.

Wieder eine Moschee niedergebrannt, ein weiterer politischer Führer ermordet, noch ein Gerücht über Wahlmanipulationen, der nächste ISI-Geheimdienstoffizier wegen Geheimnisverrats verhaftet, noch ein Aufruf zur Ruhe aus Peshawar. Verdammte Schande, das alles zusammen. Pakistan war natürlich nie ein Vorbild für Ruhe und Frieden gewesen, aber es hatte doch einige halbwegs ruhige

Zeiten gegeben, obwohl auch das nur Anlass zu eitler Hoffnung gewesen war, denn unter der dünnen Oberfläche hatte es im Kessel der Gewalt immer weiter gebrodelt. Trotz allem wusste Embling, dass es auf der Welt keinen anderen Platz mehr für ihn gab, obwohl er eigentlich nie verstanden hatte, warum. Vielleicht war es ja eine Wiedergeburt, aber Pakistan hatte sich zweifellos in sein Leben geschlichen, und jetzt, mit 68 Jahren, war er fest und unwiderruflich in seinem angenommenen Heimatland verwurzelt.

Embling wusste, dass die meisten Menschen in seiner Lage - und zwar wohl mit Recht - Angst gehabt hätten: ein Christ angelsächsischer Herkunft aus Großbritannien, dem Land des ***British Raj,*** wie man auf Hindi sagte, der britischen Herrschaft. Über neunzig Jahre lang, von Mitte der 1850er-Jahre bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, hatte England den von ihm sogenannten »Indischen Subkontinent« beherrscht, zu dem während verschiedener historischer Epochen außer Indien auch Pakistan, Bangladesch, Singapur sowie Ober- und Niederburma gehört hatten, das heute Myanmar hieß; allerdings sprach Embling grundsätzlich immer nur von Burma, politische Korrektheit hin oder her. Obwohl die Erinnerung an den British Raj im Laufe der Zeit in Pakistan

verblasst war - die Auswirkungen der Kolonialzeit waren noch immer spürbar. Embling sah und spürte das täglich, wenn er vor die Tür trat — an den Blicken älterer Leute auf dem Markt und am Geflüster von Polizisten, die von ihren Eltern und Großeltern Geschichten gehört hatten. Embling verbarg seine Herkunft nicht. Das hätte er auch gar nicht gekonnt, denn sein fließendes Urdu und Paschtunisch hatten immer noch einen ganz leichten Akzent, ganz zu schweigen von seiner weißen Haut und seinen 1,90 Meter. Beides war eher selten bei den Einheimischen.

Trotzdem wurde er in der Regel respektvoll behandelt, und das hatte nichts mit verbliebener Ehrfurcht vor dem Raj zu tun, sondern mit seiner eigenen Lebensgeschichte. Schließlich lebte er inzwischen länger in Pakistan als viele Leute, die einem täglich auf dem Khyber-Bazar-Markt begegneten. ***Wie viele Jahre eigentlich genau?,*** überlegte er. Ferien oder Aufträge in den Nachbarländern abgerechnet … Über vierzig Jahre kamen wohl zusammen. Genug für seine ehemaligen (und manchmal auch die jetzigen) Landsleute, um ihm schon lange das Etikett »Eingeborener geworden« angehängt zu haben. Nicht, dass ihm das etwas ausmachte. Trotz aller seiner Fehler und aller gefährlichen Situationen, die er hier schon

überstanden hatte, gab es für ihn keinen anderen Ort mehr als Pakistan, und insgeheim war er stolz darauf, dass man ihn für so gut integriert hielt, dass er schon »mehr Paki als Brite« war.

Embling war im zarten und naiven Alter von 22 Jahren einer der vielen Oxford-Absolventen gewesen, die sich nach dem Krieg vom MI6 hatten anwerben lassen. Er war vom Vater eines Schulkameraden angesprochen worden, den er für einen Angestellten im Verteidigungsministerium gehalten hatte, der aber in Wirklichkeit Talentsucher für den MI6 war - einer der wenigen übrigens, die vor der Anwerbung des berüchtigten Kim Philby gewarnt hatten, von dem er voraussah, dass er entweder irgendwann versagen und Menschenleben gefährden oder der Versuchung erliegen und überlaufen würde. Letzteres trat dann ein, und Philby arbeitete jahrelang als Maulwurf für die Sowjets, bevor er entlarvt wurde.

Nachdem er die harte Ausbildung in Fort Monckton an der Küste von Hampshire überstanden hatte, erhielt Embling die pakistanische North-West Frontier Province oder NWFP (auch Pakhtunkhwa oder Sarhad genannt, je nachdem, mit wem man sprach) als Operationsgebiet zugewiesen. Sie grenzte an Afghanistan, das damals gerade zur Spielwiese des sowjetischen KGB wurde. Embling

hatte fast sechs Jahre lang in den Bergen an der Grenze gelebt und Kontakte zu den paschtunischen Warlords geknüpft, die in diesem Niemandsland zwischen Pakistan und Afghanistan herrschten. Falls die Sowjets ihre Fühler in Richtung Pakistan ausstrecken sollten, so würden sie es wahrscheinlich über diese Berge und durch das Land der Paschtunen versuchen.

Außer gelegentlichem Heimaturlaub in Großbritannien hatte Embling seine Karriere in den zentralasiatisehen Stan-Staaten verbracht — Turkestan, Kasachstan, Turkmenistan, Usbekistan, Kirgistan und Tadschikistan —, die alle zum Herrschaftsbereich der Sowjetunion gehört hatten. Während die amerikanische CIA und seine Landsleute vom MI6 - offiziell inzwischen Secret **Int**elligence Service (SIS), aber Embling hatte der neue Namen stets missfallen — den Kalten Krieg in den nebligen Straßen Berlins, Budapests und Prags ausfochten, wanderte Embling mit den Paschtunen durch die Berge und lebte von ***quabili pulaw dampukht*** (Reis mit Möhren und Rosinen) und bitterem schwarzem Tee. 1977 hatte er ohne Wissen seiner Vorgesetzten in London sogar in einen paschtunischen Stamm eingeheiratet. Seine Braut war die jüngste Tochter eines kleineren Warlords; er verlor sie schon zwei Jahre später bei einem

sowjetischen Luftangriff während der Invasion Afghanistans. Ihre Leiche war nie gefunden worden. Er fragte sich oft, ob er deswegen nach seiner Pensionierung in Pakistan geblieben war. Hoffte ein Teil von ihm immer noch, Farishta irgendwo lebendig wiederzufinden? Ihr Name bedeutete schließlich »Engel«.

Eine Schnapsidee, dachte Embling jetzt.

Eine Schnapsidee, genau wie die Hoffnung auf ein stabiles Pakistan.

Elftausend Kilometer entfernt in Silver Spring, Maryland, dachte Mary Pat Foley bei einem ganz ähnlichen Getränk - der einen Tasse einer aufgewärmten und gesalzenen **Mischung** aus **richtigem** und koffeinfreiem Kaffee, die sie sich pro Tag **gönnte** - über etwas ganz Ähnliches nach, jedoch über eine ganz andere, bitter entbehrte Person: Über den Emir und jene beiden Fragen, mit denen sich die US-Geheimdienste nun seit fast zehn Jahren herumschlugen - wo er eigentlich steckte und wie man den Bastard zu fassen bekam. Mit wenigen und vorübergehenden Pausen und obwohl er der Staatsfeind Nummer eins auf der Liste des Weißen Hauses war - eine Einstufung, der Mary Pat nicht recht zustimmen konnte. Natürlich musste man den Typ einfangen oder, noch besser, ein für

alle Mal umbringen und seine Asche in alle Winde zerstreuen, aber den Emir zu töten würde Amerikas Terrorismusproblem nicht lösen. Es gab sogar Diskussionen darüber, wie viele wichtige Geheimnisse der Emir überhaupt kannte; Mary Pat und ihr Ehemann Ed, inzwischen pensioniert, neigten eher zu der Ansicht, dass es gar nicht so viele waren. Der Emir wusste, dass er gejagt wurde, und er war zwar ein Schurke Klasse A und Massenmörder, aber auf keinen Fall dumm genug, sich Kenntnisse anzueignen, die er nicht haben musste; inzwischen hatten auch die Terroristen entdeckt, dass sie delegieren mussten. Wäre der Emir ein anerkanntes Staatsoberhaupt und säße irgendwo in einem Palast, dann würde er sicher regelmäßig auf den aktuellen Stand gebracht, aber er war keins - jedenfalls glaubte das niemand. Soweit die CIA wusste, hatte er sich irgendwo im öden Bergland an der pakistanisch-afghanischen Grenze verkrochen. Aber das war natürlich die Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen, nicht wahr? Andererseits wusste man ja nie. Eines Tages würde jemand Glück haben und ihn finden, davon war sie überzeugt. Die Frage war, ob sie ihn lebend oder nicht bekommen würden. Es war ihr eigentlich egal, aber die Vorstellung, dem Bastard gegenüberzutreten und ihm in die Augen zu

schauen, hatte schon einen gewissen Reiz.

»Liebling, bin wieder zu Hause …«, rief Ed Foley fröhlich und kam in Jogginghose und T-Shirt die Treppe hinunter in die Küche.

Seit seiner Pensionierung bestand Eds täglicher Weg zur Arbeit aus etwa zehn Metern und einem halben Dutzend Treppenstufen bis in sein Arbeitszimmer, wo er an einem Sachbuch über die Geschichte der amerikanischen Geheimdienste vom Unabhängigkeitskrieg bis Afghanistan schrieb. Das Kapitel, das er gerade in Arbeit hatte - ein verdammt gutes, auch wenn er das selbst sagte -, handelte von John Honeyman, einem irischstämmigen Weber, wahrscheinlich der am wenigsten bekannte Spion seiner Zeit. Kein Geringerer als George Washington hatte ihn damit beauftragt, die Ränge der gefürchteten hessischen Soldaten Lord Howes zu infiltrieren, die rings um Trenton stationiert waren. Honeyman tarnte sich als Viehhändler, schlüpfte durch die Linien, kundschaftete Schlachtordnung und Positionen dieser Truppen aus und schlich sich wieder zurück. Damit gab er Washington den Wissensvorsprung, mit dem dieser den Feind aus seinen Stellungen vertreiben konnte. Für Ed war dieses Stückchen vergessener Geschichte ein Traumkapitel. Es war schön und gut, über Wild Bill Donovan, die Schweinebucht oder den Eisernen

Vorhang zu schreiben, aber inzwischen waren diese Standardstorys der Spionagegeschichte doch ziemlich ausgelutscht.

Ed hatte sich seine Pension zweifellos redlich verdient, genau wie Mary Pat, aber nur eine Handvoll von Insidern aus Langley - darunter auch Jack Ryan sr. - würde je erfahren, mit welchen Leistungen die Foleys ihrem Land gedient und ihm Opfer gebracht hatten. Ed, Ire von Geburt, hatte an der Fordham University studiert und eine Laufbahn als Journalist begonnen. Er arbeitete als fähiger, aber unauffälliger Reporter für die ***New York Times,*** bevor er in die Welt der bösen Jungs und der Spione abrutschte. Was Mary Pat anging - falls je eine Frau für die Geheimdienstarbeit geboren war, dann sie. Sie war die Enkelin des Reitlehrers von Zar Nikolaus II. und Tochter Oberst Wanja Borissowitsch Kaminskijs, der 1917 das Menetekel an der Wand richtig gelesen und seine Familie außer Landes gebracht hatte, bevor die Revolutionäre die Dynastie Romanow stürzten und Zar Nikolaus und seine Familie umbrachten.

»Hattest du einen schweren Tag im Büro?«, fragte Mary Pat ihren Mann.

»Anstrengend, furchtbar anstrengend. So viele lange Wörter und so ein kleines Wörterbuch.« Er küsste sie auf die Wange. »Und wie geht's dir?«

»Gut, gut.«

»Wieder am Grübeln, was? Über du weißt schon, wen?«

Mary Pat nickte. »Ich muss heute noch rüberfahren. Vielleicht ist was Heißes reingekommen. Glaube ich natürlich erst, wenn ich's sehe.«

Ed runzelte die Stirn, aber Mary Pat wusste nicht, ob er sich ärgerte, nicht mehr dabei sein zu dürfen, oder ob er ebenso skeptisch war wie sie. Die Terroristen von heute wurden im Umgang mit den Geheimdiensten täglich gewitzter, besonders seit dem 11. September.

Mary Pat und Ed Foley hatten sich beide das Recht auf einen milden Zynismus erworben, nachdem sie die Arbeit und die verzwickte Geschichte der CIA fast dreißig Jahre lang aus erster Hand mitbekommen hatten. Sie hatten zuerst als Agentenpaar in Moskau gearbeitet, als in Russland noch die Sowjets herrschten und der einzige Angstgegner der CIA der KGB und die anderen Geheimdienste des Ostblocks gewesen waren.

Beide hatten dann im Directorate of Operations der Zentrale in Langley Karriere gemacht. Ed war bis zum Director of Central Intelligence oder DCI aufgestiegen, während Mary Pat, nachdem sie Deputy Director for Operations (DDO) geworden

war, eine Querversetzung als stellvertretende Direktorin ins NCTC - das National Counterterrorism Center - beantragt hatte. Wie erwartet, hatte die Gerüchteküche sofort zu brodeln begonnen. Es hieß, Mary Pat sei in Wirklichkeit degradiert worden, und ihr Wechsel vom DDO ins NCTC sei nur die erste Station auf dem Weg zur Frühpensionierung. Natürlich hätte nichts falscher sein können. Das NCTC war die Speerspitze, und dort wollte Mary Pat hin.

Die Entscheidung war ihr allerdings dadurch erleichtert worden, dass ihr altes Zuhause, das DO, nicht mehr war, was es einmal gewesen war. Sein neuer Name, Clandestine Service, fanden beide zwar ziemlich albern (obwohl sie natürlich beide nicht glaubten, dass der alte, Directorate of Operations, eine Menschenseele über die wahren Aufgaben der Behörde getäuscht hätte, kam ihnen Clandestine Service einfach ein bisschen großkotzig vor), aber sie wussten auch, dass er nur ein neues Etikett war. Leider war diese Änderung wohl mit einer, wie sie zu erkennen meinten, Abwendung von der Geheimdienstarbeit und Hinwendung zur Politik einhergegangen. Mary Pat und Ed hatten zwar ihre eigenen - und oft gegensätzlichen - politischen Ansichten, stimmten aber auf jeden Fall darin überein, dass sich Geheimdiensttätigkeit nicht mit

Politik vertrug. Viel zu viele hohe CIA-Funktionäre waren schlicht und einfach Beamte, die ein paar Karrierepunkte sammeln wollten, bevor sie nach Höherem strebten. Diese Haltung hatten die Foleys nie verstanden. Ihrer Ansicht nach gab es nichts Höheres, als sein Land zu verteidigen, ob in Uniform auf dem Schlachtfeld oder hinter den Kulissen dessen, was der CIA-Spionagechef James Jesus Angleton im Kalten Krieg die »Spiegelwildnis« genannt hatte. Es kam dabei nicht darauf an, dass Angleton sehr wahrscheinlich an pathologischem Verfolgungswahn gelitten und mit seiner manischen Suche nach angeblichen sowjetischen Maulwürfen die CIA von innen her wie ein Krebs zerfressen hatte. Mary Pat hielt Angletons Bezeichnung für die Welt der Spionage für absolut zutreffend.

Sosehr sie ihre Arbeitswelt auch mochte — die »Wildnis« forderte unerbittlich Opfer. In den letzten Monaten hatten sie und Ed angefangen, über ihre Pensionierung zu sprechen, und auch wenn ihr Ehemann taktvoll wie immer (wenn auch nicht gerade feinfühlig) gewesen war, wusste sie, worauf er hinauswollte, wenn er wieder das ***National-Geographic-Heft*** offen auf dem Tisch liegen ließ, sodass ein Bild der Fidschi-Inseln oder ein Bericht über Neuseeland zu sehen war, zwei Orte, die sie »irgendwann« einmal besuchen wollten.

In den seltenen Augenblicken, wenn sie sich gestattete, über sich selbst statt über ihre Arbeit nachzudenken, war Mary Pat aufgefallen, dass sie um die entscheidende Frage ***Warum bleibe ich noch?*** herumstrich, anstatt sie wirklich anzugehen. Sie hatten reichlich Geld für ihren Ruhestand und beide eine Menge zu tun. Wenn es also nicht ums Geld ging, worum dann? Eigentlich ganz einfach: Geheimdienstarbeit war ihre Berufung, und das wusste sie - seit dem ersten Tag bei der CIA. Sie hatte einiges bewirken können, aber man konnte nicht übersehen, dass die CIA nicht mehr war wie früher. Die Menschen dachten jetzt anders, und der Ehrgeiz überschattete ihre Motivation. Niemand schien sich mehr daran zu halten, »nicht zu fragen, was dein Land für dich tut«. Noch schlimmer, die Tentakel der politischen Organisationen in der Hauptstadt hatten sich tief in die Geheimdienste hineingefressen, und Mary Pat fürchtete, dass diese Entwicklung sich nicht mehr umkehren ließ.

»Wie lange wirst du weg sein?«, fragte Ed.

»Schwer zu sagen. Vielleicht bis Mitternacht. Wenn es sehr viel länger dauert, rufe ich dich an. Geh ruhig schon ins Bett.«

»Hast du noch was Interessantes über die Geschichte in Georgetown gehört?«

»Nicht viel außer dem, was schon in der Zeitung

stand. Einzelner Schütze, ein Treffer in den Kopf.«

»Ich habe vorhin das Telefon klingeln hören …«

»Zweimal. Ed junior. Wollte nur Hallo sagen; er will dich morgen anrufen. Und Jack Ryan. Er wollte wissen, wie du mit dem Buch vorankommst. Du sollst ihn mal zurückrufen, wenn du Zeit hast. Vielleicht kriegst du ja noch ein paar Details von ihm.«

»Kaum zu hoffen.«

Beide Männer schrieben gerade an Sachbüchern: Ed ein Geschichtsbuch, der ehemalige Präsident Ryan eine Autobiografie. Mindestens einmal wöchentlich verglichen sie ihre Erinnerungen und bedauerten sich gegenseitig.

Jack Ryans Laufbahn, von seinen Anfangstagen bei der CIA bis zu der Tragödie, die ihn unerwartet zum Präsidenten gemacht hatte, war mit der von Mary Pat und Ed untrennbar verbunden. Manchmal war es wunderbar gewesen, manchmal wirklich schrecklich.

Sie hatte den Verdacht, dass es bei Jacks und Eds wöchentlichen Telefonkonferenzen zu neunzig Prozent um alte Kriegserinnerungen und zu zehn Prozent um die Bücher ging. Sie hatte nichts dagegen. Beide hatten sich das Recht dazu verdient. Eds Laufbahn kannte sie auswendig, aber sie war sich sicher, dass Teile von Jack Ryans Karriere nur

ihm selbst und einigen wenigen anderen bekannt waren, was etwas heißen wollte, wenn man ihren Zugangslevel bedachte. ***Macht nichts,*** tröstete sie sich. ***Was wäre das Leben ohne Geheimnisse?***

Mary Pat sah auf die Uhr, stürzte den Rest Kaffee hinunter, verzog das Gesicht über den Nachgeschmack und stand auf. Sie küsste Ed auf die Wange.

»Ich muss mich beeilen. Fütterst du die Katze?«

»Klar, Babe. Fahr vorsichtig.«

Mary Pat schaltete die Scheinwerfer aus, fuhr an das Wachhäuschen heran und kurbelte ihr Fenster herunter. Ein Mann in einer blauen Windbreaker-Jacke mit grimmigem Gesicht trat heraus. Er war zwar der einzige sichtbare Posten, aber sie wusste, dass noch ein halbes Dutzend weiterer Augen auf sie gerichtet war, dazu ebenso viele Überwachungskameras. Wie die gesamte Schutztruppe des Geländes wurden auch die Torwachen von der internen Sicherheit der CIA gestellt. Auch die einsame 9-mm-Glock-Pistole am Gürtel des Mannes täuschte sie nicht. Unter dem Windbreaker, von seinen geübten Händen leicht zu erreichen, befand sich ein spezielles Rückenholster

mit einer Maschinenpistole.

Das National Counterterrorism Center, bis 2004 noch mit Terrorist Threat Integration Center bezeichnet und von seinen Angestellten Liberty Crossing genannt, liegt in einem ruhigen Vorort von McLean im nördlichen Fairfax County, Virginia. Der Kasten aus Glas und Beton wirkt eher von einem James-Bond-Film inspiriert als von der notorischen CIA-Unauffälligkeit, woran Mary Pat sich erst hatte gewöhnen müssen. Die Wände waren allerdings explosionsgesichert und die Fenster kugelsicher; sie hielten Dauerfeuer mit dem Kaliber .50 stand. Sollte es freilich jemals so weit kommen, dass die bösen Buben das Gebäude mit einem schweren MG unter Feuer nahmen, hätte das Land wohl erheblich größere Probleme. Alles in allem war es aber, trotz der etwas auffälligen sechs Stockwerke, ein richtig netter Arbeitsplatz. Das Restaurant war Spitzenklasse, was Ed jeden Mittwoch zu ihrem festen Mittagstermin nach Liberty Crossing lockte.

Sie hielt der Wache ihren Ausweis hin. Der Mann las ihn sorgfältig und verglich ihn sowohl mit ihrem Gesicht als auch mit der Zugangsberechtigung auf seinem Klemmbrett. Es war jetzt völlig dunkel, und im Gebüsch hörte sie die Frösche quaken.

Nach langen zehn Sekunden nickte der Wächter, schaltete seine Taschenlampe aus und winkte sie

durch. Sie wartete, bis die Schranke hochging, und fuhr weiter bis auf den Parkplatz. Die Sicherheitskontrolle, durch die sie gerade gekommen war, musste jeder Angestellte des NCTC durchlaufen, unabhängig von der Uhrzeit und jeden Tag erneut, vom untersten Analytiker bis zum Direktor selbst. Dass sie die Nummer zwei in Liberty Crossing war, kümmerte das Sicherheitspersonal nicht, das innerhalb von Sekunden Fahrzeuge und Namen wieder zu vergessen schien. Es war keine gute Idee, freundlich mit den Wachen zu plaudern. Sie wurden dafür bezahlt, misstrauisch zu sein, und das nahmen sie ernst. Sinn für Humor hatten sie überhaupt keinen. Die Prozedur erinnerte Mary Pat an die »Suppen-Nazi«-Episode aus der TV-Serie ***Seinfeld:*** Vortreten, Suppe bestellen, nach rechts, bezahlen, Suppe nehmen, gehen. In diesem Fall also vorfahren, Ausweis zeigen, nur sprechen, wenn man gefragt wird, Nicken abwarten, weiterfahren. Abweichung auf eigene Gefahr.

Manchmal war das lästig, besonders, wenn sie spät dran war und unterwegs nicht ihren gewohnten Zwischenstopp bei Starbucks hatte machen können, aber Mary Pat unterzog sich der täglichen Prozedur klaglos. Die Arbeit der Wachen war wichtig, und wehe dem Idioten, der das nicht kapierte. Tatsächlich hatten ein paar Dummköpfe in den

vergangenen Jahren versucht, die Sache leichtzunehmen — meistens irgendein Schlauberger, der nicht anhielt und nur kurz seinen Ausweis aus dem Fenster wedelte -, doch sie waren mit vorgehaltener Waffe und allem beeindruckenden Aufwand einer Polizeistraßensperre gestoppt worden. Einige hatten sogar den Fehler gemacht, sich über diese Behandlung zu beklagen. Nur wenige von ihnen arbeiteten noch in Liberty Crossing.

Sie fuhr auf ihren reservierten Parkplatz, der von den anderen nur durch eine besondere Markierung auf dem Randstein unterschieden war. Auch das eine Sicherheitsmaßnahme: Namen waren persönliche Daten, und persönliche Daten waren potenzielle Angriffspunkte für die bösen Jungs. Das war zwar wenig wahrscheinlich, aber hier ging es nicht um Wahrscheinlichkeit, sondern um Vollständigkeit. Kontrolliere, so viel du kannst, denn vieles kannst du nicht kontrollieren.

Sie ging durch die Lobby und gelangte ins Herz des NCTC, sozusagen ihr »Büro« — das Operationszentrum. Während der Rest des NCTC-Gebäudes in warmen Holztönen möbliert und mit Teppichboden in gefälligen erdigen Farben ausgelegt war, sah das Operationszentrum aus wie in der Fernsehserie ***24*** — worüber hier oft gewitzelt wurde.

Es hatte etwa tausend Quadratmeter und wurde von einer Handvoll wandgroßer Flachbildschirme beherrscht, auf denen die Bedrohungen, Vorfälle oder Rohdaten des Tages oder auch der laufenden Minute zu sehen waren; angesichts der Rolle des NCTC als einer Clearingstelle für die Geheimdienste waren es überwiegend eher Letztere als Erstere.

Dutzende Computerarbeitsplätze mit ergonomischen Tastaturen und im Halbkreis angeordneten Mehrfach-LCD-Flachmonitoren, an denen Analytiker der CIA, des FBI und der NSA saßen, nahmen die Mitte des Raums ein, und an beiden Enden erhob sich jeweils eine verglaste Kabine, die eine für die Counterterrorism Division des FBI, die andere für das Counterterrorism Center der CIA. Täglich erhielt das NCTC mehr als 10000 elektronische Nachrichten, von denen jede ein Puzzlesteinchen sein konnte, das, wenn es nicht richtig ins Gesamtbild eingefügt wurde, Amerikaner das Leben kosten konnte. Die meisten Informationen stellten sich als trivial heraus, aber alle wurden mit gleicher Sorgfalt bearbeitet.

Ein Teil des Problems waren die Übersetzer, beziehungsweise dass es zu wenige gab. Ein Gutteil der Daten, die jeden Tag einliefen, war in Rohform, auf Arabisch, Farsi, Paschtunisch oder in einem halben Dutzend anderer Dialekte, die gerade so weit von

ihrer jeweiligen Sprachenfamilie abwichen, dass man einen Spezialisten für die Übersetzung brauchte. Die waren schon an sich schwer zu finden, ganz zu schweigen von solchen, die durch die für das NCTC nötige Sicherheitsüberprüfung kamen. Bedachte man dann noch den bloßen Umfang der Meldungen für das NCTC, war die Überlastung unübersehbar. Die Behörde hatte ein System zur groben Vorsortierung abgefangener Nachrichten entwickelt, damit Wichtiges zuerst bearbeitet wurde, aber diese Vorsortierung war mehr Kunst als Wissenschaft; oft wurden wichtige Informationsbruchstücke erst sehr spät in der Analyse entdeckt, nachdem sie ihre Relevanz und ihren Kontext bereits verloren hatten.

Das Übersetzerproblem war nur eine andere Seite derselben Medaille, wie Mary Pat glaubte. Weil sie von den Informationssammlern der CIA kam, wusste sie, dass es in der Welt der Geheimdienste auf die menschlichen Agenten ankam, und in den arabischen Ländern hatte es sich als sehr schwer erwiesen, Menschen zu gewinnen. Die traurige Wahrheit war, dass die CIA im Jahrzehnt vor dem 11. September die Rekrutierung von Agenten vernachlässigt hatte. Daten auf technischem Weg zu sammeln - Spionagesatelliten, Abhören, Einbrüche in Datensysteme - war einfach und machte

Eindruck; es konnte auch in gewissem Maße gute Resultate bringen, aber alte Hasen wie Mary Pat wussten schon lange, dass die meisten Spionagekriege durch HUMINT gewonnen oder verloren wurden - ***human intelligence,*** also durch Agenten vor Ort und ihre Führungsoffiziere.

Die Rekrutierung von Führungsoffizieren war in den letzten sieben Jahren in unregelmäßigen Schüben zwar gewachsen, aber hier gab es immer noch viel nachzuholen, besonders in Ländern wie Afghanistan und Pakistan, wo Religion, alte Rivalitäten und eine lebensgefährliche Politik die Anwerbung zuverlässiger Agenten massiv erschwerten.

So beeindruckend das Operationszentrum auch wirkte - selbst auf eine Veteranin wie Mary Pat -, ihr war klar, dass der wirkliche Triumph des NCTC etwas Unsichtbares war, das dem Uneingeweihten entging: Zusammenarbeit.

Jahrzehntelang hatten sich die amerikanischen Geheimdienste gegenseitig bestenfalls ignoriert und schlimmstenfalls aktiv bekämpft, besonders die beiden Behörden, denen die Sicherung des Landes vor Terrorangriffen anvertraut war. Aber wie die Fernsehkommentatoren und Politiker bis zum Überdruss wiederholten, hatte der 11. September

alles verändert, darunter auch die Art, wie sich die US-Geheimdienste um die Sicherheit des Landes kümmerten. Für Mary Pat und viele andere Geheimdienstler war der 11. September weniger eine Überraschung als eine traurige Bestätigung dessen gewesen, was sie schon lange geahnt hatten: Die US-Regierung hatte die terroristische Bedrohung nicht ernst genug genommen, und zwar nicht nur in den letzten Jahren vor dem 11. September, sondern womöglich bereits seit der sowjetischen Invasion in Afghanistan 1979. Damals hatten die Taliban und Mudschaheddin - willkommene, aber ideologisch nicht kompatible Verbündete - gezeigt, was entschlossene Kämpfer, auch wenn sie nach Zahl und Ausrüstung hoffnungslos unterlegen waren, gegen eine von nur zwei Supermächten der Erde ausrichten konnten. Für viele - darunter auch die Foleys und Jack Ryan - war der Krieg in Afghanistan eine Art Vorschau gewesen, und zwar auf einen Film, in dem es gegen den Westen ginge, nachdem die Mudschaheddin mit den Sowjets fertig wären. So effektiv das Bündnis der CIA mit den Mudschaheddin auch gewesen war, die Beziehung blieb doch immer gespannt, stets überschattet vom Abgrund zwischen der westlichen Zivilisation und der Scharia, zwischen dem radikalen islamischen Fundamentalismus und dem Christentum. Die

Frage, die mit dem arabischen Sprichwort »Der Feind meines Feindes ist mein Freund« indirekt gestellt wurde, lautete: »Wann endet die Freundschaft?« Für Mary Pat war die Antwort einfach gewesen: In dem Augenblick, in dem der letzte sowjetische Soldat afghanischen Boden verlassen hatte. Und je nachdem, wer die Geschichte schrieb, hatte sie entweder recht behalten oder doch fast. Jedenfalls hatten nach 1985 die Taliban, die Mudschaheddin und schließlich der URC des Emirs ihre verachtungsvollen und inzwischen kampferprobten Augen auf den Westen gerichtet.

Was passiert ist, ist passiert, dachte Mary Pat und blickte über das Geländer der Galerie auf das Operationszentrum hinunter. Wie schlimm auch die Tragödie gewesen war, die sie alle hierhergebracht hatte, die US-Geheimdienste waren doch inzwischen wieder näher am Ball als jemals seit den Anfangstagen des Kalten Kriegs, und dem NCTC gebührte der Löwenanteil des Verdienstes daran. Weil es von Analytikern aus praktisch allen geheimdienstlichen Einrichtungen besetzt war, die sieben Tage die Woche vierundzwanzig Stunden am Tag Seite an Seite saßen, war Zusammenarbeit inzwischen keine Ausnahme mehr, sondern die Regel.

Sie ging die Treppe hinunter und zwischen den Ar-

beitsplätzen hindurch, nickte dabei Kollegen zu und erreichte das Counterterrorism Center der CIA. Drinnen warteten zwei Männer und eine Frau auf sie: ihr Boss Ben Margolin, Leiter des NCTC, Chief of Operations Janet Cummings und John Turnbull, Leiter von Acre Station, der Sonderkommission, die den Emir und die Führung der URC aufspüren und gefangen nehmen oder töten sollte. Turnbulls Stirnrunzeln sagte Mary Pat, dass gerade nicht alles zum Besten stand.

»Komme ich zu spät?«, fragte Mary Pat und setzte sich.

Hinter der Glaswand ging die Arbeit im Operationszentrum geräuschlos weiter. Wie buchstäblich jeder Konferenzraum in Liberty Crossing war auch das Counterterrorism Center ein elektromagnetischer Tank - isoliert gegen praktisch alle elektromagnetischen Strahlen, sowohl von drinnen wie von draußen, von verschlüsselten Datenströmen mal abgesehen.

»Nein, wir haben noch Zeit«, erwiderte Margolin. »Das Paket ist erst auf dem Weg.«

»Und?«

»Wir haben ihn verpasst«, grummelte Turnbull. »War er denn überhaupt da?«

»Schwer zu sagen.« Das war Operations Chief Janet Cummings. »Die Razzia hat ein paar

Ergebnisse gebracht, aber wir wissen noch nicht, wie gut die sind. Es war zwar jemand da - einer aus der Führung wahrscheinlich -, aber sonst …«

»Neun Tote«, erklärte Turnbull.

»Gefangene?«

»Zuerst zwei, aber während des Abzugs geriet das Team in einen Hinterhalt und verlor erst den einen, dann den zweiten, als die LZ eine RPG-Granate abbekam. Ein paar Ranger sind auch tot.«

»Mist.«

Du redest Mist, dachte Mary Pat. Die Ranger würden zwar natürlich um ihre toten Kameraden trauern, aber sie waren die Besten der Besten und akzeptierten die Lebensgefahr als Teil ihres Jobs. Sie waren absolute Profis, aber anstatt sich wie andere Profis als Installateure, Elektriker oder Architekten zu spezialisieren, war es eben ihre Spezialität, böse Jungs auszuschalten.

»Der Teamleiter« — Cummings sah in ihrer Akte nach — »Sergeant Driscoll, wurde verwundet, kommt aber durch.

Laut seinem Bericht ist der Gefangene während des Feuergefechts aufgestanden. Absichtlich.«

»Meine Güte«, murmelte Mary Pat. Das kannte man von URC-Kämpfern — sie zogen oft den Tod der Gefangenschaft vor. Ob aus Stolz oder um in einem Verhör nichts verraten zu können, wurde in

Geheimdienst- und Militärkreisen heiß diskutiert.

»Der zweite versuchte zu fliehen, als der Hubschrauber landete. Sie haben ihn erschossen.«

»Also war es kein blinder Alarm«, meinte Turnbull, »aber auch nicht das Ergebnis, das wir uns gewünscht haben.«

Das Problem war nicht die Funkübertragung, da war sich Mary Pat sicher. Sie hatte sowohl die Rohdaten als auch die Analyse gelesen. Jemand hatte aus dieser Höhle gesendet und dabei bekannte URC-Klartext-Codewörter verwendet. Eines der Wörter - ***Lotus*** **-** hatte sie schon einmal gesehen, sowohl in Agentenberichten von Führungsoffizieren wie auch in Driftnet-Abhördaten der NSA, aber bis jetzt wusste noch niemand, was es bedeutete.

Sie hatten schon lange den Verdacht, dass die URC sich für ihre verschlüsselten Nachrichten einer sehr alten Methode bediente: Sie benutzte Einwegschlüssel, die nur der Sender und der Empfänger hatten. Das System stammte zwar noch aus der Antike und war schon im Römischen Reich bekannt gewesen, war aber zuverlässig und — vorausgesetzt, die Schlüssel waren völlig randomisiert - fast nicht zu knacken, außer wenn einem der Schlüssel selbst in die Hände fiel. Zum Beispiel sendete an einem Dienstag der Böse Junge A eine Reihe Schlüsselwörter - ***Hund, Kohl, Stuhl***

— an den Bösen Jungen B, der mit seinem eigenen Schlüssel diesen Wörtern einen alphanumerischen Wert zuwies. ***Hund*** wurde dann vielleicht zu 4, 15 und 7, die dann wiederum für ein ganz anderes Wort standen. Teams der Special Forces in Afghanistan waren mehrere solcher Schlüssel in die Hände gefallen, aber niemals gültige, und bis jetzt hatten weder CIA noch NSA ein Muster darin entdeckt, mit dem sie einen Schlüssel hätten knacken können.

Das System hatte allerdings auch seine Nachteile. Erstens war es umständlich. Damit es richtig funktionierte, mussten Sender und Empfänger einen physisch identischen Schlüssel verwenden und jeweils synchron zum nächsten wechseln - je öfter, desto besser -, was wiederum Kurierbewegungen zwischen den Bösen Jungs A und B erforderte. Während die CIA-Sonderkommission Acre Station sich der Jagd auf den Emir widmete, hatte das FBI eine Arbeitsgruppe namens Clownfish, die einen solchen URC-Kurier abfangen sollte.

Die große Frage lautete natürlich, wie Mary Pat wusste: Was hatte denjenigen, der in der Höhle lebte - wer auch immer das war - zur Flucht veranlasst, kurz bevor das Ranger-Team eintraf? War das reiner Zufall, oder war er gewarnt worden? Sie bezweifelte, dass es menschliches Versagen war;

dazu waren die Ranger zu gut. Sie hatte den Bericht des Teams heute sogar schon gelesen, und auch außer dem Beinbruch des leitenden Offiziers und Driscolls eigener Verwundung war die Operation betrüblich verlaufen: zwei Tote und zwei Verwundete. All das wegen eines blinden Alarms.

Wenn die Flucht wirklich kein Zufall gewesen war, dann lag es am ehesten daran, dass der Hubschrauber gesehen worden war. Kaum ein Helikopter konnte irgendwo von einer Basis in Pakistan oder Afghanistan abheben, ohne dass ein URC-Kämpfer oder Sympathisant das mitbekam und jemanden anrief. Dieses Problem wurde von den Teams der Special Forces teilweise durch kurze, sinnlose Ablenkungsflüge in den Tagen vor dem Start zu einer echten Operation gelöst, teilweise auch durch große Umwege bei den Flügen. Beides machte es den neugierigen Augen schwerer, Schlüsse zu ziehen. Das raue und schwierige Gelände erschwerte diese Taktik allerdings, genau wie das Wetter; oft waren bestimmte Routen einfach unpassierbar. Wie schon Alexander der Große und die Sowjetarmee hatten erkennen müssen, war in Zentralasien schon die Geografie ein Feind. ***Und zwar ein unbesiegbarer,*** dachte Mary Pat. Entweder lernte man, damit zu leben, arbeitete mit Umwegen oder scheiterte. Sowohl Napoleon wie

Hitler hatten diese Lektion - wenn auch verspätet - während ihrer tollkühnen, wenn auch schlecht geplanten Invasionen in Russland lernen müssen. Natürlich hatten beide an einen schnellen Sieg geglaubt, lange bevor der Schneefall einsetzte. Und in Russland war das Gelände schön flach. Nimmt man noch Berge dazu ... dann hat man Zentralasien.

An der Glastür erschien ein Kurier, tippte den Zahlencode ein und kam herein. Wortlos legte er einen Stapel aus vier braunen Aktenmappen mit einem roten Streifen und einer Ziehharmonika-Ordnungsmappe vor Margolin auf den Tisch und ging wieder. Margolin verteilte die Mappen, und die nächste Viertelstunde lang lasen alle schweigend.

Schließlich bemerkte Mary Pat: »Ein Sandkastentisch? Merkwürdig.«

»War ja schön gewesen, wenn sie ihn mitgebracht hätten«, meinte Turnbull.

»Sehen Sie sich die Maße an«, wandte Cummings ein, »den hätten sie zu Fuß nie da rausgekriegt. Nicht ohne das Team selbst in Gefahr zu bringen. War schon die richtige Entscheidung.«

»Ja, wahrscheinlich«, murmelte der Leiter von Acre Station missmutig. Er war offensichtlich nicht überzeugt. Turnbull stand unter unglaublichem Druck. Offiziell hieß es zwar, der Emir stehe nicht an der Spitze der US-Liste der meistgesuchten

Verbrecher, aber in Wirklichkeit stand er sehr wohl dort. Seine Gefangennahme würde zwar kaum einen Umschwung im Kampf gegen den Terror bringen, aber ihn frei herumlaufen zu lassen war doch überaus peinlich und womöglich auch gefährlich. John Turnbull jagte den Emir seit 2003, zuerst als Stellvertretender Leiter der Sonderkommission, inzwischen als ihr Chef.

So gut Turnbull in seinem Job auch war, er litt wie viele der gegenwärtigen CIA-Spitzenbeamten an dem, was Mary Pat und Ed »Operationsentfremdung« nannten. Er hatte einfach keine Vorstellung davon, wie es bei einer Geheimdienstoperation wirklich zuging, wenn man selbst mitten im Geschehen war, und diese Entfremdung führte zu vielen Problemen, die gewöhnlich alle in dieselbe Kategorie mündeten: überzogene Erwartungen. Bei der Planung einer Operation erwartete man zu viel, entweder von den Ausführenden oder vom Missionsziel. Die meisten ***Ops*** sind kein unmittelbarer Erfolg, sondern Geduldsspiele, bei denen man einen Punkt nach dem anderen sammelt, die sich schließlich zu einem großen Gewinn summieren. Eds Autorenagent hatte ihm einmal gesagt: »Man braucht zehn Jahre, um über Nacht Erfolg zu haben.« Das galt allgemein auch für verdeckte Operationen. Manchmal kamen

Intelligenz, Vorbereitung und Glück zur richtigen Zeit auf die richtige Weise zusammen, aber meistens laufen alle drei gerade weit genug auseinander, dass der richtig große Wurf nicht gelingt. ***Und manchmal,*** ermahnte sie sich selbst, während sie den Bericht durchsah, ***sieht man erst lange danach, dass man einen Haupttreffer gelandet hat.***

»Haben Sie das mit dem Koran gelesen?«, fragte Cummings die Gruppe. »Der kann unmöglich jemandem in der Höhle gehört haben.«

Niemand antwortete; das war nicht nötig. Das war natürlich vollkommen richtig, doch nur wenn der Besitzer seinen Namen und eine Rücksendeadresse hineingeschrieben hatte, würde ihnen ein antiquarisch wertvoller Koran etwas bringen.

»Sie haben haufenweise Fotos gemacht, wie ich sehe«, meinte Mary Pat. Die Ranger hatten sorgfältig die Gesichter aller URC-Kämpfer in der Höhle fotografiert. Wenn einer von ihnen bereits einmal erkennungsdienstlich behandelt worden war, würde der Computer die Einzelheiten ausspucken. »Und Materialproben von dem Sandkastentisch. Heller Kopf, dieser Driscoll. Wo sind die Proben jetzt, Ben?«

»Für den Hubschrauber von Centcom Kabul aus waren sie zu spät. Wir kriegen sie morgen früh.«

Mary Pat fragte sich, was ihnen diese Proben wohl sagen könnten, wenn durch sie überhaupt Information zu gewinnen war. Die Zauberer aus der Abteilung Wissenschaft und Technik in Langley konnten Wunder wirken, genau wie die Labors des FBI in Quantico, aber weder konnte jemand wissen, wie lange dieses Ding schon in der Höhle gestanden hatte, noch gab es eine Garantie, dass irgendetwas an dem Geländemodell verräterisch sein würde. Kein Treffer.

»Aber die Bilder haben wir schon da«, erklärte Margolin.

Er nahm eine Fernbedienung vom Tisch und richtete sie auf den 42-Zoll-Flachbildschirm an der Wand. Einen Augenblick später erschien eine 8xlO-Thumbnail-Matrix darauf. Jedes Thumbnail war mit Datum und Uhrzeit versehen. Margolin vergrößerte mit der Fernbedienung das erste Foto, auf dem der Sandkasten aus etwa anderthalb Metern Abstand in situ zu sehen war.

Wer immer vor Ort die Fotografien gemacht hatte, war sehr gründlich gewesen, wie Mary Pat erkannte. Der Sandkastentisch war in allen möglichen Maßstäben aufgenommen; in jedem Bild war ein Taschenmaßband als Maßstab zu sehen. Obwohl in einer Höhle aufgenommen, waren die Bilder sorgfältig ausgeleuchtet, was die Qualität ebenfalls

erhöht hatte. Von den 215 Fotografien, die Driscoll und sein Team gemacht hatten, waren 190 Stück jeweils Variationen eines Themas - dieselbe Ansicht, aber als Großaufnahme oder aus einem anderen Winkel -, und Mary Pat fragte sich, ob das Material ausreichte, damit Langley ein 3D-Modell danach rendern konnte. Es lohnte sich, das zu probieren. Ob eine Animation dieses verdammten Dings etwas bringen würde, wusste sie zwar nicht, aber sie wollte es lieber versuchen und scheitern, als Däumchen zu drehen und es später zu bedauern. Jemand bei der URC hatte eine Menge Mühe und Arbeit in dieses Modell gesteckt, und sie wollte gern wissen, weshalb. Ein Sandkastenmodell baut man nicht einfach zum Zeitvertreib.

Laut dem Bericht zeigten die verbleibenden 25 Aufnahmen sämtlich drei bestimmte Stellen des Modelltischs, zwei an der Vorderseite und eine an der Rückseite, die jeweils eine Art Markierung trugen. Mary Pat bat Margolin, diese Bilder auf dem Schirm zu zeigen; er rief sie im Diashow-Modus auf. Mary Pat sah sich das an und bemerkte dann: »Die beiden an der Vorderseite sehen wie Herstellerzeichen aus. Driscoll hat geschrieben, die Platte sei aus dickem Sperrholz gewesen. Vielleicht können wir das ja irgendwie nachverfolgen. Die andere Markierung, die auf der Rückseite … Ich

würde sagen, das ist handgeschrieben.«

»Stimmt«, sagte Margolin. »Wir lassen mal die Übersetzer drauf los.«

»Und wie steht's mit der wichtigsten Frage?«, warf Cummings ein. »Wozu wurde dieses Modell gebaut, und was stellt es dar?«

»Den Ferienort des Emirs, hoffe ich«, schlug Turnbull vor.

Alle lachten.

»Wenn Wünsche Pferde wären ...«, überlegte Margolin. »Mary Pat, ich sehe, wie es in deinem Kopf arbeitet. Hast du eine Idee?«

»Vielleicht ... Lass mich erst mal nachdenken.«

»Was ist mit den Dokumenten in der Munitionskiste?«, fragte Turnbull.

»Die Übersetzer schätzen, das dauert noch bis morgen Nachmittag«, erwiderte Margolin. Er öffnete die Ziehharmonikamappe, zog die Landkarte heraus, die in der Höhle gefunden worden war, und breitete sie auf dem Tisch aus. Alle standen auf und beugten sich darüber.

Cummings las das Impressum: »Defense Mapping Agency ... 1982?«

»Von den CIA-Beratern«, erklärte Mary Pat. »Sie wollten den Mudschaheddin zwar Karten überlassen, aber nicht unbedingt die besten.«

Margolin drehte das Kartenblatt um und deckte

den Stadtplan von Peshawar auf.

»Hier sind ein paar Markierungen«, sagte Mary Pat, tippte mit dem Finger darauf und beugte sich darüber. »Punkte. Mit Kugelschreiber.« Insgesamt fanden sich neun dieser Punktmarkierungen auf dem Stadtplan, jeweils entweder drei oder vier Stück.

»Hat jemand ein Messer?«, fragte Mary Pat. Turnbull gab ihr ein Taschenmesser, und sie durchtrennte das Klebeband auf allen vier Seiten und drehte den Stadtplan um. »Da haben wir's ja ...«, murmelte sie.

In der rechten oberen Ecke stand auf einer Fläche von kaum einem Quadratzentimeter ein aufwärts weisender Pfeil neben drei Punkten und ein abwärts weisender neben vier Punkten.

»Die Zeichenerklärung«, flüsterte Margolin.

Es begann im Justizministerium. First Sergeant Driscolls schriftlicher Bericht über den Einsatz in der Höhle im Hindukusch war vom Pentagon weitergeleitet worden. Der Bericht — lediglich drei Seiten lang und in schlichtem Stil verfasst - führte aus, was Driscoll und seine Männer getan hatten. Was den Juristen, der den Bericht prüfte, aufmerksam machte, war die Zahl der Toten.

Driscoll berichtete, er habe neun afghanische Kämpfer getötet, vier davon mit aufgesetzten Schüssen aus einer schallgedämpften Pistole. Alles direkte Kopfschüsse, wie der Anwalt schaudernd las. Das kam von allem, was er je gelesen hatte, dem Geständnis eines kaltblütigen Mörders am nächsten. Er hatte schon viele Geständnisse gelesen, aber noch nie ein so unverblümtes. Dieser Driscoll musste doch Regeln oder Gesetze verletzt haben, dachte der Anwalt. Es war kein offenes Gefecht gewesen, noch nicht einmal ein Scharfschützeneinsatz, bei dem man Feinde auf hundert Meter Entfernung erschoss, sowie sie ihren Kopf aus der Deckung hoben, sondern Driscoll hatte die »bösen Jungs« (so nannte er sie) im Schlaf umgebracht. Im Schlaf. Völlig harmlos, dachte der Anwalt, und er hat sie ohne Zögern umgebracht und berichtet das so einfach, als habe er in seinem Vorgarten den Rasen gemäht.

Das war empörend. Er war völlig überraschend auf diese Männer gestoßen. Sie waren wehrlos gewesen. Sie hatten nicht einmal gewusst, dass ihr Leben in Gefahr war, und dieser Driscoll hatte seine Pistole gezogen und sie alle abgeknallt wie ein Kind, das Insekten zertritt. Nur waren es keine Insekten gewesen, sondern menschliche Wesen. Nach dem Völkerrecht hätte er sie gefangen nehmen und als von der Genfer Konvention geschützte

Kriegsgefangene behandeln müssen. Aber Driscoll hatte sie gnadenlos getötet. Schlimmer noch, der Dummkopf schien nicht einmal überlegt zu haben, ob die Männer, die er umbrachte, als Informationsquelle getaugt hätten. Er hatte anscheinend völlig willkürlich entschieden, dass diese neun Männer wertlos waren, sowohl als Menschen wie als Quellen.

Der Anwalt war noch jung, unter dreißig. Er hatte in Yale als Jahrgangsbester abgeschlossen und danach ein Angebot aus Washington angenommen. Fast hätte er eine Stelle als Assistent am Obersten Gericht bekommen, aber die hatte ihm ein Hinterwäldler von der University of Michigan weggeschnappt. Er hätte sie allerdings sowieso nicht gewollt, wovon er inzwischen überzeugt war. Der neue Oberste Gerichtshof, wie er jetzt seit etwa fünf Jahren bestand, war aus lauter konservativen »strengen Konstruktionisten« zusammengesetzt, Rechtspositivisten, die den Buchstaben des Gesetzes anbeteten wie Zeus persönlich. Wie die Southern Baptists auf ihren Kanzeln auf dem Lande oder sonntagmorgens im Fernsehen, wo er sie nur sekundenweise mitbekam, wenn er von einer Talkshow zur nächsten zappte.

Verdammt.

Er las den Bericht noch einmal und war abermals

schockiert von den harten Fakten, die hier in der Sprache eines Drittklässlers wiedergegeben wurden. Ein Soldat der Army der Vereinigten Staaten hatte ohne Gnade und ohne Beachtung des Völkerrechts getötet. Dann hatte er einen Bericht darüber geschrieben, der das in dürren Worten schilderte.

Den Bericht hatte ein Studienfreund aus dem Verteidigungsministerium an ihn weitergeleitet. Im Begleitschreiben hieß es, niemand im Pentagon habe besondere Notiz davon genommen, aber er — der andere Anwalt - finde ihn empörend. Der neue Verteidigungsminister war in den Bann der aufgeblähten Bürokratie auf dem anderen Ufer des Potomac geraten. Er war eigentlich selbst Jurist, hatte aber zu viel Zeit mit diesen Uniformträgern verbracht. Dieser verdammte Bericht hatte ihn nicht aufgeschreckt, und das trotz der Direktiven des amtierenden Präsidenten zum Einsatz von Gewalt, selbst auf dem Schlachtfeld.

Nun, er würde sich darum kümmern, beschloss der Anwalt. Er schrieb eine eigene Zusammenfassung des Falls mit einem scharf formulierten Begleitschreiben an seinen Abteilungsleiter, einen Harvard-Absolventen, der das Ohr des Präsidenten hatte - zumindest konnte man das annehmen; sein Vater war einer der wichtigsten politischen Paladine des Präsidenten.

Dieser First Sergeant Driscoll war ein Mörder, dachte der Anwalt. Oh, der Richter würde vielleicht Milde zeigen, weil er ja ein Soldat im Gefecht war oder zumindest etwas Ähnliches. (Es war kein wirklicher Krieg, wie der Jurist wusste, weil der Kongress keine Kriegserklärung ausgesprochen hatte, aber er wurde allgemein als solcher betrachtet, worauf Driscolls Verteidiger hinweisen würde, und der Richter beim Federal District Court - der von der Verteidigung wegen seines Verständnisses für Soldaten ausgewählt werden würde - würde deswegen Mitleid mit diesem Killer haben. Das war eine Standardtaktik der Verteidigung, aber dennoch würde der Killer einen Denkzettel bekommen. Sogar, wenn er freigesprochen wurde (das wahrscheinliche Urteil, wenn man die Zusammensetzung der Geschworenen bedachte, an der die Verteidigung hart arbeiten würde, was in North Carolina auch nicht schwierig war), hätte er seine Lektion wohl gelernt und eine Menge anderer Soldaten auch, die lieber von einem Hügelrücken aus herumballerten, als vor Gericht zu stehen.

Zum Teufel, dieser Fall hatte eine Botschaft, und zwar eine, die dringend gehört werden musste. Eine der Eigenschaften, in denen sich die Vereinigten Staaten von einer Bananenrepublik unterschieden,

war schließlich die strikte Unterordnung des Militärs unter die zivile Führung. Ohne diese Unterordnung wäre Amerika nicht besser als Kuba oder auch Uganda unter Idi Amin. Die vergleichsweise Geringfügigkeit von Driscolls Verbrechen war nicht das, worauf es ankam. Diese Leute mussten daran erinnert werden, wem sie verantwortlich waren.

Der Anwalt entwarf seine Zustimmung zu dem Dokument und schickte es per E-Mail an seinen Abteilungsleiter, versehen mit einer Lesebestätigung, wie sie das interne Netzwerk des Ministeriums ermöglichte. Diesem Driscoll musste eine Lektion erteilt werden, und er war der richtige Mann dafür. Davon war der junge Anwalt restlos überzeugt. Stimmt schon, sie waren hinter dem Emir her gewesen, aber sie hatten ihn nicht gekriegt, und in der wirklichen Welt musste man für Versagen eben einen Preis bezahlen.

Nach einer fünfstündigen Autofahrt bestieg er in Caracas eine Maschine für den Flug nach Dallas und weiter. Shasif Hadis Bordgepäcktasche enthielt einen Laptop, der am Gate wie vorgeschrieben untersucht worden war. Auch die neun CD-ROMs in der Tasche waren untersucht worden; darauf waren Computerspiele, mit denen er sich auf dem Sprung

über den Ozean die Zeit vertreiben wollte. Auf allen außer auf einer. Selbst wenn die überprüft worden wäre, hätte sich darauf nichts als unverständliches Zeug gefunden, robust verschlüsselte Daten in C++, die überhaupt keinen Sinn ergaben; selbst wenn die TSA Programmierer oder Hacker bei der Sicherheitskontrolle eingesetzt hätte, wären diese Daten kaum vom Quellcode eines normalen Computerspiels zu unterscheiden gewesen. Über den Inhalt hatte ihm niemand etwas erzählt; er wusste nur von einem Treffpunkt in Los Angeles, wo er die CD-ROM jemandem übergeben sollte, den er nur durch den Austausch sorgfältig eingeübter Codesätze erkennen würde.

War das erledigt, würde er einige geruhsame Urlaubstage in Kalifornien verbringen, dann weiter nach Toronto fliegen und von dort wieder zurück zu seiner mehr oder wenigen festen Basis, um auf den nächsten Auftrag zu warten. Er war der perfekte Kurier - er wusste nichts wirklich Wichtiges und konnte folglich nichts Wichtiges verraten.

Er wollte unbedingt mehr Einsatz für die Sache bringen und hatte das seinem Kontaktmann in Paris auch gesagt. Er hatte sich als loyal erwiesen und war fähig und bereit, wenn nötig sein Leben einzusetzen. Zwar hatte er kaum eine militärische Ausbildung, aber in diesem Krieg gab es doch sicher noch mehr

zu tun, als bloß auf den Abzug zu drücken? Hadi hatte ein schlechtes Gewissen. Wenn Allah in seiner Weisheit es für angemessen erachtete, mehr von ihm zu verlangen, dann stand er bereit. Wenn es aber sein Schicksal war, nur eine kleine Rolle zu spielen, dann sollte er auch die akzeptieren. Was immer Allahs Wunsch war, er wollte ihn befolgen.

Er kam glatt durch die Sicherheitskontrolle, wenn er auch der zusätzlichen Durchsuchung unterzogen wurde, wie sie die meisten arabisch aussehenden Männer heutzutage erwartete, und ging zum Flugsteig durch. Zwanzig Minuten später saß er in der Maschine und schnallte sich an.

Seine Reisezeit würde insgesamt nur zwölf Stunden betragen, und das umfasste schon die Autofahrt zum Abflughafen. Und jetzt saß er also im hintersten Erste-Klasse-Sitz auf der rechten Seite des Airbus, spielte sein hirnloses Ballerspiel und überlegte, ob er sich den im Flugpreis inbegriffenen Film ansehen sollte. Aber er war kurz davor, seinen persönlichen Rekord bei diesem Spiel zu knacken, und ließ den Film erst einmal Film sein. Ein Glas Wein verbesserte seine Spielergebnisse, wie er bemerkte. Wahrscheinlich entspannte ihn der Wein gerade so weit, dass seine Hände auf dem Trackpad des Laptops ruhiger wurden ...

Stabschef Wesley McMullen eilte durch den Flur, achtete kaum auf das ermunternde Nicken der Sekretärin und öffnete die Tür zum Oval Office. Er war spät dran, um nicht ganz eine Minute, aber der Präsident war im Hinblick auf Pünktlichkeit penibel. Die Runde hatte sich bereits versammelt; Kealty saß im Lehnsessel vor dem kleinen runden Kaffeetisch, während Ann Reynolds und Scott Kilborn auf den beiden Couchs saßen, die zu beiden Seiten des Tisches standen. McMullen nahm dem Präsidenten gegenüber auf einem Besucherstuhl Platz.

»Auto wohl wieder mal nicht angesprungen, Wes?«, witzelte der Präsident. Das Lächeln wirkte echt, aber McMullen kannte seinen Boss gut genug, um die versteckte Ermahnung zu hören.

»Ich bitte um Entschuldigung, Mr. President.« Wie jeden Tag mit Ausnahme des Sonntags hatte McMullen auch an diesem Tag seit 5.00 Uhr früh in seinem Büro gesessen. An Sonntagen arbeitete er nur einen halben Tag, normalerweise von 9.00 bis 15.00 Uhr. So war eben das Leben in der Kealty-Regierung, wie überhaupt im einzigartigen Arbeitsklima der Exekutive.

Heute war Dienstag, der Tag der Besprechung, die Kealty alle zwei Wochen mit dem Direktor der Central Intelligence Agency, Scott Kilborn, führte.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger hatte der Präsident keinerlei praktische Erfahrung in diesem Bereich und vertraute darauf, dass ihn Kilborn auf dem Laufenden hielt.

Kilborn hatte Kealty seit seiner Zeit als Senator unterstützt. Als dieser Präsident wurde, hatte er seinen Job als Dekan der Fakultät für Politikwissenschaft der Universität Harvard aufgegeben, um zunächst Kealtys außenpolitischer Berater zu werden; später wurde er für den Posten in Langley nominiert. Nach McMullens Ansicht war Kilborn für den Posten ausreichend kompetent, neigte aber dazu, die Fundamente der Außenpolitik der Vorgängerregierung in überzogener Weise zu demontieren, die sowohl er als auch Kealty als irregeleitet und kontraproduktiv missbilligten. Zwar stimmte McMullen diesem Urteil grundsätzlich zu, aber Kilborn hatte das Pendel zu stark in die entgegengesetzte Richtung gestoßen. Er hatte die CIA bei einigen Operationen in Übersee zurückgepfiffen, obwohl sie gerade erst begonnen hatten, Früchte zu tragen. McMullen wusste aus zuverlässigen Quellen, dass diese Vorgehensweise in Geheimdienstkreisen starke Verärgerung ausgelöst hatte. Das galt besonders für seinen Umgang mit den Operationsleitern, die in Übersee arbeiteten und immer für fünf oder sechs Monate von ihren

Familien getrennt in Städten lebten, in denen ein weißes Gesicht auf manche Leute praktisch so wirkte wie das Schwarze in einer Zielscheibe auf einen Scharfschützen. Vor Kurzem hatte man ihnen lapidar mitgeteilt: »Danke für Ihren harten Einsatz, aber wir haben beschlossen, jetzt einen anderen Kurs einzuschlagen.« Gerüchten zufolge stand Langley in den nächsten paar Monaten ein wahrer Aderlass von erfahrenen Mitarbeitern im oder nahe dem Pensionsalter bevor, die ihre Schlapphüte vorzeitig an den Nagel hängen wollten. Wenn es so kommen sollte, würde der Geheimdienst durch diesen Erfahrungsverlust um ein gutes Jahrzehnt zurückgeworfen werden.

Und was noch schlimmer war: Mit Kealtys Billigung mischte sich Kilborn oft auch in die Arbeit des Außenministeriums ein und wilderte in Bereichen, die in der angeblichen Grauzone zwischen Diplomatie und Geheimdienstarbeit lagen.

Ann Reynolds war Kealtys Nationale Sicherheitsberaterin. Auch sie war clever genug, aber grauenhaft unerfahren. Kealty hatte sie schon in ihrer ersten Legislaturperiode als Mitglied des Repräsentantenhauses in den Job geholt. Sie verfügte über wenig Hintergrundwissen in Sicherheitsfragen, abgesehen davon, dass sie als gewöhnliches Mitglied im Geheimdienstausschuss des

Repräsentantenhauses gesessen hatte. Sie war, wie der Präsident McMullen bei ihrer Ernennung erklärt hatte, »eine demografische Notwendigkeit«. Im Kampf um die Nominierung bei den Demokraten hatte Kealty seiner schärfsten Rivalin Claire Raines, der Gouverneurin von Vermont, einige üble Tiefschläge versetzt und damit einen großen Teil seiner weiblichen Wählerschaft verloren. Nun war er gezwungen, durch die Ernennung einer Frau wie Ann Reynolds wenigstens einen Teil des weiblichen Wählerpotenzials zurückzugewinnen, wenn er sich Hoffnungen auf eine zweite Amtszeit machen wollte.

Reynolds war eine gute Rednerin und hatte einen scharfen analytischen Verstand, daran gab es überhaupt keinen Zweifel. Aber auch nach einem Jahr in diesem Job stand sie auf der Lernkurve noch ganz, ganz weit unten. Wie McMullen vermutete, wurde ihr erst jetzt allmählich klar, dass zwischen der wirklichen Welt und akademischen Lehrbüchern ein himmelweiter Unterschied bestand.

Und was ist mit dir selbst, Wes, alter Kumpel?, fragte er sich. Ein Schwarzer, immer noch unter dreißig, Rechtsanwalt mit Yale-Abschluss und mit grade mal einem halben Dutzend Berufsjahren in quasistaatlichen Denkfabriken auf dem Buckel. Er hatte keinen Zweifel daran, dass die Medienexperten und Klatschspaltenschreiber genau

dasselbe über ihn sagten wie er über Reynolds: dass die Wahl auf ihn gefallen war, habe viel mit Antidiskriminierung zu tun, und außerdem liege die Messlatte für diesen Job viel zu hoch für ihn. Vielleicht nicht mal so ganz falsch, dachte er. Zu hoch für ihn, aber immerhin: Das Schwimmen in diesem Pool hatte er sehr schnell gelernt. Das Problem war nur, je besser er die Rückenlage beherrschte, desto schmutziger schien das Wasser zu werden. Kealty war zwar ein halbwegs anständiger Mensch, hatte aber viel zu sehr »das Große Ganze« im Sinn - seine »Vision« für das Land und dessen Stellung in der Welt - und war wenig an dem »Wie« der konkreten Umsetzung seiner Politik interessiert. Und was noch schlimmer war: Kealty war derart eifrig bemüht, den von seinem Vorgänger eingeschlagenen Kurs zu ändern, dass er genau wie Kilborn das Pendel viel zu stark in die andere Richtung stieß. Außenpolitisch war er zu nachgiebig im Umgang mit Feinden und zu nachsichtig im Umgang mit Freunden, die ihren Verpflichtungen nicht nachkamen. Immerhin kam die Wirtschaft allmählich wieder auf Touren, und die Umfragewerte des Präsidenten wurden dadurch besser. Kealty fasste das als Pauschalbeweis dafür auf, dass er sich im selben Himmel wie Gott aufhielt und mit der Welt insgesamt alles in bester Ordnung war.

Und warum bleibst du dann noch?, fragte sich McMullen zum x-ten Mal, ***nachdem du doch jetzt des Kaisers neue Kleider gesehen hast?*** Auf diese Frage hatte er keine Antwort parat, und genau das beunruhigte ihn.

»Okay, Scott, was ist los in der großen weiten Welt?«, erkundigte sich Kealty und eröffnete damit die Besprechung.

»Irak«, begann Kilborn. »Centcom hat die Endversion eines Rückzugsplans für unsere Gruppen vorgelegt. Fünfunddreißig Prozent während der ersten einhundertzwanzig Tage, danach jeweils zehn Prozent alle zwei Monate, bis wir die geplante Stärke der verbleibenden Truppen erreichen.«

Kealty nickte nachdenklich. »Und die irakischen Sicherheitskräfte?« Die Ausbildung und Ausrüstung der neuen irakischen Armee war in den vergangenen acht Monaten nur schleppend vorangekommen. Das hatte zu einer Anfrage und Debatte im Kongress geführt, ob denn die ISF jemals in der Lage sein werde, völlig eigenständig für die Sicherheit des Landes zu sorgen. Das Problem waren weniger die Fähigkeiten der Soldaten als vielmehr der innere Zusammenhalt der Truppen. Die Mehrheit der ISF-Soldaten hatte die Ausbildung gut aufgenommen, aber wie die meisten arabischen Staaten war auch

der Irak kaum mehr als eine Ansammlung von Religionsgemeinschaften, Stämmen und Clans, und das galt sowohl in säkularer als auch in religiöser Hinsicht. Die Vorstellung einer nationalen Einheit oder auch des irakischen Nationalismus rangierte weit abgeschlagen nach der Stammesloyalität oder der Zugehörigkeit zu den Schiiten oder Sunniten. Eine Weile hatte Centcom sogar mit dem Gedanken gespielt, auch die Truppeneinheiten und Befehlsstrukturen auf solche Clan- und Familienzugehörigkeiten oder auf die religiöse Zugehörigkeit zu gründen. Der Plan wurde aber rasch wieder fallen gelassen, als den Analysten klar wurde, dass die Vereinigten Staaten damit nur noch mehr gut bewaffnete Gangs schaffen würden, die schon jetzt ständig aufflammende Stammeskriege vom Zaun brachen. Die Frage lautete deshalb, ob die Clan- oder Sektenmitglieder überhaupt in der Lage waren, im Kampf für das Wohl des ganzen Landes zusammenzuarbeiten.

Nur die Zeit würde die Antwort auf diese Frage finden, dachte McMullen.

Aus der Tatsache, dass Kilborn den Präsidenten und nicht den Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs, Admiral Stephen Netters, über die Rückzugsplanung unterrichtete, folgerte McMullen, dass Kealty bereits einen Entschluss zum Rückzug

gefasst hatte. Bei einer Besprechung am vergangenen Donnerstag hatte Netters gegen die allzu ehrgeizige Eile des Rückzugs argumentiert, wobei er als Begründung die durchweg trostlosen Berichte der Brigadekommandeure über den Zustand der ISF anführte. Die ISF war derzeit auf keinen Fall einsatzbereit und würde auch in drei Monaten nicht einsatzbereit sein, wenn die ersten US-Truppen abziehen sollten.

McMullen war natürlich klar, dass Kealty diese Sache durchziehen musste, schließlich hatte er einen wesentlichen Teil seines Wahlkampfs auf die Truppenreduzierung fokussiert. Ob Netters nun recht hatte oder nicht, spielte für Kealty keine Rolle. Und so hatte er seinem Chef der Vereinigten Stabschefs befohlen, den Plan umzusetzen und dafür zu sorgen, dass er funktionierte.

»Zwischen den Brigade- und Divisionskommandeuren gibt es Streit, ob man die ISF bereits als einsatzbereit einstufen könne, aber die vorliegenden Daten scheinen eher für unseren Plan zu sprechen. Vier Monate sind nicht viel Zeit, aber der Zeitplan für den ersten Rückzugsabschnitt zieht sich über drei Monate hin, sodass also volle sieben Monate zur Verfügung stehen, bis die ISF den ersten Druck zu spüren bekommen wird.« ***Quatsch,*** dachte McMullen.

»Gut, gut«, sagte Kealty. »Ann, Sie nehmen Scotts Entwurf und schicken ihn an den NSC. Wenn die darin kein Problem entdecken, setzen wir ihn um. Nächster Punkt, Scott.«

»Brasilien. Wir haben Hinweise darauf, dass ihre Pläne für den Ausbau ihrer Infrastruktur an Raffinerien viel ehrgeiziger sind, als wir erwartet hatten.«

»Und das heißt was?«, erkundigte sich Kealty.

»Das heißt«, antwortete Reynolds, »dass die Reserven ihrer Tupi-Ölfelder größer sind, als sie gedacht hatten — oder als sie zugeben wollen.«

Zumindest bei oberflächlicher Betrachtung hatten sich sowohl Brasilien selbst als auch die Vereinigten Staaten höchst erstaunt gezeigt, als allmählich deutlich wurde, welch gewaltige Ausmaße die Ölreserven im Santos-Becken hatten. Zuvor war darüber nicht einmal spekuliert worden, bis Petrobras eine Pressemitteilung herausgegeben hatte, obwohl eine solche Nachricht doch normalerweise nicht zu der Sorte gehörte, die man lange geheim halten konnte.

»Diese Hurensöhne«, knurrte Kealty. Kurz nachdem er die Wahl gewonnen hatte, und sogar noch vor seiner Vereidigung, hatte Kealty seinem designierten Außenminister befohlen, auf die brasilianische Regierung zuzugehen. Denn neben

der Ankündigung, die Truppen aus dem Irak zurückzuholen, hatte auch die Senkung des Benzinpreises einen Schwerpunkt in Kealtys Wahlversprechungen dargestellt. Ein Ölimportvertrag mit Brasilien, der Ende des Monats in Kraft treten sollte, würde wesentlich zur Erfüllung dieses Versprechens beitragen. Die Kehrseite der Medaille war jedoch, dass die brasilianische Regierung, obschon freundlich gestimmt, nun einen Hebel von beträchtlicher Wirkung in den Händen hielt. Niemand wollte momentan eine Prognose abgeben, ob sich Brasilia auch in Zukunft wohlwollend verhalten oder ob es den Weg Saudi-Arabiens einschlagen würde: die eine Hand freundschaftlich ausgestreckt, in der anderen Hand den Dolch.

»Wir wissen weder im positiven noch im negativen Sinn, ob Absicht dahintersteckt, Mr. President«, warf McMullen ein. Das war ein Versuch, Kealty von einem gefährlichen Denkansatz abzubringen. »Es ist immer noch umstritten, wann sich ihre Expansionspläne änderten und in welchem Maße.« McMullen blickte Kilborn streng an und hoffte, dass dieser die stillschweigende Botschaft verstanden hatte.

»Das stimmt, Mr. President«, nickte der DCI.

»Wes, wenn wir hier fertig sind, arrangieren Sie für

mich ein Gespräch mit Botschafter Dewitt«, befahl Kealty.

»Jawohl, Sir.«

»Sonst noch was?«

»Iran. Wir arbeiten immer noch an einigen Quellen, aber es gibt doch schon starke Hinweise darauf, dass Teheran sein Atomprogramm wieder anlaufen lässt.«

Ach du Scheiße, dachte McMullen. Ein weiteres von Kealtys vielen Wahlversprechen war gewesen, mit dem Iran wieder direkte diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Man müsse den Iran wieder in die große Völkergemeinschaft zurückführen und sich auf gemeinsame Interessen konzentrieren, hatte Kealty verkündet, denn das sei der beste Weg, Teheran von seinen Atomplänen abzubringen. Und bis jetzt schien es zu funktionieren.

»Was heißt >anlaufen lassen<?«

»Zentrifugen, Wiederaufbereitungsanlagen und geheime Verhandlungen mit Moskau.«

»Diese Schurken. Was zum Teufel haben sie vor?« Diese Frage richtete Kealty direkt an Reynolds, seine Nationale Sicherheitsberaterin.

»Schwer zu sagen, Mr. President«, kam prompt die kompetente Antwort.

Die McMullen so übersetzte: ***Ich hob keinen***

blassen Schimmer.

»Dann machen Sie sich kundig«, fauchte Kealty. »Hängen Sie sich ans Telefon, und holen Sie sich die Antwort vom Außenministerium.« Kealty stand auf; die Besprechung war zu Ende. »Das wäre alles. Wes und Scott, bleibt noch einen Moment hier.«

Als Reynolds den Raum verlassen hatte, schlenderte Kealty zu seinem Schreibtisch und setzte sich seufzend. »Was wissen wir über die Ryan-Sache?«

»Der Geheimdienst arbeitet noch an dem Anschlag«, antwortete DCI Kilborn. »Aber so wie es aussieht, gab es nur einen Schützen. Wir haben noch keine Identifizierung, aber nach dem Zahnbefund war er wohl Jordanier. Die Pistole stammte aus einer gestohlenen Ladung ägyptischer militärischer Waffen. Sie passte zu zwei weiteren Waffen, die letzten Monat nach dem Bombenanschlag in Marseille gefunden wurden.«

»Frischen Sie mal mein Gedächtnis auf.«

»Anschlag auf einen Bus. Vierzehn Tote, darunter auch die Attentäter.«

»Und verdächtigt wurde der URC.«

»Jawohl, Sir.«

McMullen kannte seinen Boss gut genug, um in seinem Mienenspiel lesen zu können wie in einem offenen Buch: Der URC hatte Jack Ryan zum Ziel

gewählt. Damit hatte er den Expräsidenten in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Schon brachte die Hälfte der Nachrichtensender biografische Berichte über Ryan. Der wiederum spielte bislang den Zwischenfall herunter. Er hatte nur eine kurze Verlautbarung an die Medien gegeben und gab keine Interviews. Kealty selbst war auf den Vorfall während einer Pressekonferenz eingegangen, die Fragen waren natürlich vorher arrangiert worden: Er sei froh, dass Expräsident Ryan nicht verletzt worden sei und so weiter. McMullen musste zugeben, dass Kealty insgesamt ziemlich aufrichtig gewirkt hatte, obwohl er persönlich keine Zweifel hatte, dass dem Präsidenten dabei praktisch die Stimmbänder eingefroren waren.

Kealty fuhr fort: »Wes, die Sache mit Netters …«

O nein, dachte McMullen. »Ja, Mr. President?«

»Ich meine, wir nähern uns einem Punkt, an dem wir an Veränderungen denken müssen.«

»Ich verstehe.«

»Sie stimmen mir nicht zu?«

McMullen wog seine Worte vorsichtig ab. »Ich möchte nur darauf hinweisen, Mr. President, dass ein gewisses Maß an Widerspruch sehr produktiv sein kann. Admiral Netters ist ein gradliniger Mann und drückt sich unverblümt aus, manchmal

vielleicht zu sehr, aber er wird von allen geachtet, nicht nur in den Waffengattungen, sondern auch im Kongress.«

»Verdammt, Wes, ich werde ihn nicht an Bord behalten, nur weil er beliebt ist!«

»Darauf will ich nicht hinaus ...«

»Worauf wollen Sie dann hinaus?«, knurrte Kealty.

»Er wird geachtet, weil er sein Handwerk versteht. Mein Vater sagte immer: >Nimm keine Befehle von Leuten entgegen, die nie dort gewesen sind, wo du hinmusst. < Und Admiral Netters war schon dort, wo wir hingehen.«

Kealty zog die Mundwinkel herab, doch plötzlich grinste er. »Das ist gut, wirklich gut. Darf ich das zitieren? Okay, wir werden sehen, wohin das alles läuft. Aber ich gebe diese Sache nicht auf, Wes. Wir werden uns aus diesem verdammten Land zurückziehen, wie auch immer. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir.«

»Und Sie machen ein Gesicht, als wäre gerade Ihr Hund verreckt, Scott. Sagen Sie's schon.«

Kilborn legte eine Aktenmappe auf Kealtys Tisch. »Letzte Woche wurde ein Sturm auf eine Höhle im Hindukusch durchgeführt - ein Trupp von Rangern, die den Emir jagten.«

»Großer Gott, immer wieder dieser Bursche!«, stöhnte Kealty und blätterte in der Akte. »Wir

verschwenden immer noch unsere Ressourcen für die Suche nach ihm?«

»Ja, Mr. President. Nun, der Kommandeur des Trupps wurde verwundet, deshalb übernahm sein erster Sergeant das Kommando - Driscoll, Sam Driscoll. Die Ranger fanden die Höhle, töteten ein paar Wächter, aber als sie dann weiter ins Innere vordrangen, fanden sie nichts.«

»Das ist ja wohl keine große Überraschung.«

»Nein, Sir, aber wenn Sie bitte einen Blick auf Seite vier werfen würden …«

Kealty blätterte zu Seite vier und begann zu lesen. Seine Augen wurden schmal.

Kilborn fuhr fort: »Soweit wir wissen, war in diesem Moment keiner von ihnen unmittelbar bewaffnet. Und es steht fest, dass alle schliefen.«

»Und er schoss sie alle in den Kopf«, brummte Kealty und schob die Akte von sich. »Das ist widerlich.«

McMullen mischte sich ein: »Mr. President, ich bin nicht ganz auf dem Laufenden. Worum geht es eigentlich?«

»Mord, Wes, schlicht und einfach. Dieser Sergeant, dieser Driscoll, ermordete neun unbewaffnete Männer. Punkt.«

»Sir, ich glaube nicht …«

»Hören Sie mal, mein Vorgänger hat dem Militär

völlig freien Lauf gelassen. Erst hat er sie richtig aufgemöbelt, dann hat er sie von der Leine gelassen. Höchste Zeit, dass wir ihnen wieder Halsband und Kette anlegen. Wir können nicht dulden, dass amerikanische Soldaten in der Gegend herumlaufen und schlafenden Männern Kugeln in die Köpfe schießen. Scott, können wir das machen?«

»Es gibt für alles Präzedenzfälle, Sir, aber ich denke, mit einem solchen Fall können wir die Sache festklopfen. Wir müssen den Ball im Pentagon ins Rollen bringen, von dort wird er zum Justizministerium gespielt, dann ziehen wir auch die Strafverfolgungsbehörde der Army heran.«

Kealty nickte. »Tun Sie das. Höchste Zeit, dass diese Landsknechte endlich kapieren, wer hier das Sagen hat.«

Verdammt, was für ein Tag zum Angeln!, dachte Arlie Fry. Okay, eigentlich war fast jeder Tag ein idealer Tag zum Angeln, zumindest hier. Anders als in Alaska, wo sie diese Dokuserie ***Der gefährlichste Job Alaskas*** gedreht hatten. Angeln dort oben musste die Hölle auf Erden sein.

Zwar herrschte noch dichter Nebel, aber schließlich war das hier ein nordkalifornischer Morgen, ein bisschen dicke Suppe war zu erwarten gewesen. Arlie war sich sicher, dass er sich in den

nächsten paar Stunden lichten würde.

Sein Boot war eine sieben Meter lange Atlas Acadia 20E mit einem Ray-Electric-Außenborder, gerade mal drei Monate alt, das Geschenk von seiner Frau Eunice zur Pensionierung. Sie hatte das Salzwassermodell für küstennahen Einsatz gekauft - bestimmt hatte sie gehofft, ihn damit tatsächlich in Ufernähe halten zu können. Sogar dafür gab Arlie dem verdammten Flimmerkasten die Schuld, genauer: dem Katastrophenfilm ***Der Sturm*** mit George Clooney. In jüngeren Jahren hatte Arlie mal davon geträumt, den Atlantik allein zu überqueren, aber natürlich war ihm klar, dass so eine Sache Eunice glatt ins Grab bringen würde. Deshalb beschränkte er sich auf seine Angelausflüge alle zwei Wochen und blieb dabei recht nahe an der Küste. Meist fuhr er allein, aber heute hatte er seinen Sohn Chet überredet, ihn zu begleiten. Chet war jetzt fünfzehn und interessierte sich weniger für Anemonenfische und Lengdorsche als vielmehr für Mädchen und seinen iPod und die Frage, wann er endlich den Führerschein auf Probe bekommen würde. Immerhin hatte er die Ohren gespitzt, als Arlie beiläufig erwähnt hatte, dass er beim letzten Angelausflug einen Hai gesehen habe. Das stimmte zwar, aber der Hai war grade mal einen halben Meter lang gewesen.

Jetzt hockte Chet am Bug, Stöpsel in beiden Ohren, beugte sich über den Dollbord und ließ die Hand durch das Wasser gleiten.

Das Meer war meist glatt, nur gelegentlich kräuselte eine leichte Brise die Oberfläche. Die Sonne war schon als verschwommener, blasser Kreis zu sehen und würde sich bald durch den Nebel brennen. In einer Stunde wird es hell und heiß sein, dachte er. Eunice hatte ihnen jede Menge Softdrinks, ein halbes Dutzend Bologna-Sandwiches und einen großen Plastikbeutel prall gefüllt mit Fig Newtons mitgegeben.

Plötzlich stieß etwas dumpf gegen den Rumpf der Acadia. Chet riss die Hand aus dem Wasser und sprang auf, sodass das Boot heftig zu schaukeln begann. »Was war das?«, rief er.

»Was denn?«, fragte Arlie.

»Etwas ist gegen das Boot gestoßen … Da! Siehst du es?« Chet deutete ins Wasser.

Arlie blickte neben dem Heck hinunter und sah gerade noch einen orangefarbenen Gegenstand, bevor er vom Nebel verschluckt wurde.

»Hast du es genauer gesehen?«, fragte Arlie.

»Eigentlich nicht. Bin total erschrocken! Sah aber aus wie eine Rettungsweste oder ein Schwimmkörper.«

Arlie überlegte kurz, ob er einfach weiterfahren

solle, aber der Gegenstand war orange gewesen, und zwar nicht einfach nur irgendein Orange, sondern internationales Orange, das im Allgemeinen nur für Notfall- und Rettungsgeräte verwendet wurde. Und für Rettungswesten.

»Setz dich wieder hin, Junge. Ich will mal nachschauen.« Arlie drehte das Steuerrad und brachte die Acadia auf Gegenkurs, wobei er gleichzeitig die Geschwindigkeit verringerte. »Halte Ausschau.«

»Klar, Dad, mach ich. Ist ja irre spannend!«

Eine halbe Minute später rief ihm Chet eine Warnung zu und deutete über Steuerbord **ins** Wasser - ein orangefarbener Fleck, ungefähr so groß wie ein Fußball, war im Nebel gerade noch zu erahnen.

»Ich sehe es«, nickte Arlie und steuerte in die Richtung, bis er neben dem Gegenstand längsseits gehen konnte. Chet beugte sich über den Dollbord und griff danach.

Es war keine Rettungsjacke, sondern ein achteckiges Rettungsfloß. Daran war ein fast ein Meter langes Seil befestigt, an dem wiederum ein schwarzer Metallkasten hing. Der Kasten war etwa zwanzig Zentimeter lang, zehn Zentimeter breit und ungefähr so hoch wie ein kräftiges Taschenbuch.

»Was ist das?«, fragte Chet.

Arlie war sich nicht völlig sicher, aber er hatte genug Filme und TV-Serien gesehen, um es zu ahnen. »Eine Blackbox«, murmelte er.

»Was?«

»Ein Flugschreiber.«

»Wow! Du meinst … wie von einem Flugzeug?«

»Schon möglich.«

»Cool!«

Die Sicherheitsvorkehrungen der Anlage waren recht gut, wie Cassiano wusste, aber es gab drei Dinge, die hilfreich für ihn waren. Erstens arbeitete er seit elf Jahren für Petrobras, lange bevor die Ölfelder von Tupi entdeckt wurden. Zweitens herrschten **in** dieser Branche ganz andere Bedingungen als in anderen Wirtschaftszweigen. Von außen angeheuertes Sicherheitspersonal konnte daher nur bestimmte innere Bereiche kompetent kontrollieren, für die kein Spezialwissen erforderlich war. Der Rest musste von Arbeitern kontrolliert werden, die wussten, was sie anpackten und wie es funktionierte. Diese Art von Doppeljob brachte nicht nur einen guten Lohn ein, sondern sicherte auch den reibungslosen Ablauf in der Anlage. Außerdem verschaffte ihm das auch Zutritt zu den Hochsicherheitsbereichen. Und drittens war da noch die demografische Entwicklung Brasiliens.

Brasilien hat Schätzungen zufolge etwa 170 Millionen Einwohner, davon waren weniger als ein Prozent Muslime. Von diesen wiederum sind nur ein Prozent Konvertiten brasilianischer Abstammung. Das in den Ländern der westlichen Hemisphäre so gefürchtete Anschwellen der Zahl islamistischer Fundamentalisten ist in Brasilien überhaupt kein Thema. Niemand kümmert es, in welche Moschee man geht oder ob man den Irakkrieg ablehnt. Diese Themen werden kaum diskutiert und haben jedenfalls keinerlei Auswirkungen darauf, ob man in einem Restaurant oder eben bei Petrobras arbeiten darf.

Cassiano behielt seine Gedanken für sich. Er betete nur im stillen Kämmerchen, erschien nie zu spät zur Arbeit, meldete sich kaum jemals krank. Muslim oder nicht, er war ein idealer Mitarbeiter, sowohl für Petrobras als auch für seine neuen Arbeitgeber, die ohnehin sehr viel besser zahlten.

Die Detailinformationen, die sie von ihm verlangten, ließen ihre Absichten recht klar durchscheinen. Cassiano gefiel zwar der Gedanke nicht besonders, den Industriespion zu spielen, aber andererseits beruhigten ihn ihre Zusicherungen, dass seine Tätigkeit und die von ihm gelieferten Informationen allenfalls finanzielle Folgen haben würden. Außerdem sagte er sich, dass im Santos-

Becken mit Riesenschritten immer neue Ölfelder erschlossen wurden; die brasilianische Regierung und Hauptaktionärin von Petrobras würde auf Jahrzehnte hinaus im Geld schwimmen.

Gab es einen Grund, warum nicht wenigstens ein winziger Teil der Beute für ihn abfallen sollte?

»CARPENTER ist angekommen«, tschilpte es aus dem Funkgerät neben Andrea.

»Soll ich ihn einlassen, Boss?«, fragte sie.

»Nein, mache ich selbst.« Ryan stand von seinem Computer auf und ging zur Tür. »Er bleibt übrigens zum Abendessen.«

»In Ordnung, Boss.«

Arnie van Damm hatte nie zu den Menschen gehört, die große Umstände machten oder auf Rituale Wert legten. Am Baltimore-Washington International Airport hatte er einen Wagen gemietet und war selbst hergefahren. Und er trug auch immer noch seine L.L.-Bean-Hemden und Khakihosen, wie Jack feststellte, als Arnie aus dem Hertz-Chevrolet ausstieg.

»He, Jack«, rief ihm sein früherer Stabschef zu.

»Arnie, lange nicht gesehen. Wie war der Flug?«

»Hab ich fast völlig verschlafen.« Sie gingen ins Haus. »Und wie läuft es mit dem Buch?«

»Nicht ganz leicht für das eigene Ego, über sich selbst zu schreiben, aber ich versuche, bei der Wahrheit zu bleiben.«

»Wow, Junge, damit wirst du die Rezensenten bei der ***Times*** aber ganz schön verwirren.«

»Na, was soll's, die mochten mich sowieso nie besonders. Ich erwarte keineswegs, dass sie sich im Nachhinein noch ändern.«

»Verdammt, Jack, du hast gerade einen Anschlag auf dein Leben abgewehrt …«

»Unsinn, Arnie.«

»Aber so wird es wahrgenommen, Jack. Wenn die Öffentlichkeit von so einer Sache hört, nehmen sie nur wahr, dass dich jemand töten wollte und dafür büßen musste.«

»Und das heißt was? Allmacht in Stellvertretung?«

»Genau das heißt es.«

Inzwischen waren sie in der Küche angekommen, und Jack goss Kaffee ein. Cathy würde frühestens in einer Stunde nach Hause kommen, also war noch genug Zeit für ein wenig verbotenes Nachmittagskoffein. »Lass mich den neuesten Tratsch hören. Habe schon gehört, dass der Oberste Gerichtshof Kealty zum Wahnsinn treibt.«

»Du meinst, weil ihn die Richter hindern, Leute zu ernennen? Ja, stimmt, das treibt ihn tatsächlich in den Wahnsinn. Im Wahlkampf hatte er Professor

Mayflower einen Stuhl an der Harvard Law School versprochen.«

»Ausgerechnet dem? Großer Gott, der würde doch am liebsten auch noch das Matthäus-Evangelium umschreiben.«

»Gott hat eben keinen Harvard-Abschluss. Sonst wäre Er besser informiert gewesen«, meinte van Damm.

Ryan musste lachen. »Also dann - warum besuchst du mich?«

»Ich denke, du weißt es, Jack. Außerdem glaube ich, dass du bereits selbst darüber nachdenkst. Und jetzt sag mir, dass ich mich irre.«

»Du irrst dich.«

»Was mir an dir immer gefallen hat, Jack, ist, dass du ein lausiger Lügner bist.« Ryan schnaubte.

»Ein lausiger Lügner zu sein ist keine schlechte Sache«, fuhr Arnie fort. »Kealty ist drauf und dran, völlig zu entgleisen, Jack. Meine private Meinung, aber ...«

»Er ist ein Schwindler. Das weiß jeder, aber die Presse will das totschweigen.«

»Er ist ein Schwindler, aber er ist ihr Schwindler. Sie glauben, dass sie ihn kontrollieren können. Sie verstehen ihn und wissen, wie er denkt.«

»Wer behauptet, dass er überhaupt denkt? Er denkt eben nicht! Er hat eine Vision, wie die Welt

sein soll. Und er ist bereit, alles zu tun, damit die Welt seiner Vision entspricht — wenn man überhaupt von einer Vision sprechen kann.«

»Und was ist mit deinen Visionen, Jack?«

»Ich würde von meinen Prinzipien reden, und das ist ein Unterschied. Du verkaufst ein Prinzip, so gut du kannst, und hoffst, dass die Öffentlichkeit es versteht. Tust du mehr als das, wirst du zum Gebrauchtwagenhändler.«

»Ein berühmter Politiker sagte einmal, >Politik ist die Kunst des Möglichen<.«

»Aber wenn du dich auf das beschränkst, was möglich ist - also was bereits getan wird —, wie soll es dann Fortschritt geben? Kealty will die Dreißigerjahre wieder zurückholen, mit Franklin D. Roosevelt und allem, was dazugehört.«

»Du scheinst schon viel darüber nachgedacht zu haben, Jack?«, fragte Arnie mit leisem Lächeln.

»Das weißt du doch genau. Die Gründerväter würden sich in ihren Gräbern umdrehen, wenn sie mit ansehen müssten, was dieser Dummkopf anstellt.«

»Also musst du ihn ablösen.«

»Und all das noch einmal durchmachen? Wozu denn?«

»Muss ich wirklich Edmund Burke zitieren? >Das Böse triumphiert allein dadurch, dass gute

Menschen nichts unternehmen<«

»Ich hätte es kommen sehen müssen«, antwortete Jack. »Ich habe meinen Dienst erfüllt. Habe zwei Kriege ausgefochten. Habe meine Nachfolge geregelt. Ich habe alles getan, was ein Mann tun muss.«

»Und du hast es gut getan«, gab sein früherer Stabschef zu. »Jack, bringen wir die Sache auf den Punkt: Das Land braucht dich.«

»Nein, Arnie. Das Land braucht mich nicht. Wir haben immer noch einen guten Kongress.«

»Ja, der Kongress ist gut, aber einen echten Führer hat er noch nicht hervorgebracht. Owens aus Oklahoma hätte Potenzial, aber er ist noch nicht so weit. Noch nicht erfahren genug, zu provinziell, zu idealistisch. Einfach noch nicht reif genug, um in der Großen Liga mitzuspielen.«

»Das hättest du auch von mir sagen können«, meinte Ryan.

»Stimmt, aber du hörst wenigstens zu, und in der Regel weißt du auch, was du nicht weißt.«

»Arnie, mein jetziges Leben gefällt mir. Ich bin beschäftigt, muss mir nicht den Hintern ablaufen. Ich muss nicht mehr auf jedes einzelne Wort achten, aus Angst, irgendwelche Leute zu beleidigen, die mich ohnehin nicht mögen. Ich kann ohne Schuhe durchs Haus laufen, sogar ohne Krawatte.«

»Dir ist schlicht langweilig.«

»Aber ich habe mir das Recht verdient, mich zu langweilen.« Ryan machte eine Pause, trank einen Schluck Kaffee und versuchte dann, das Thema zu wechseln. »Was macht übrigens Pat Martin jetzt?«

»Er will nicht noch einmal Justizminister werden«, antwortete van Damm. »Lehrt jetzt Jura an der Notre-Dame-Universität. Und gibt auch Seminare für neu ernannte Richter.«

»Warum nicht in Harvard oder Yale?«

»Harvard wollte ihn nicht. Ein früherer Attorney General hätte ihnen schon zugesagt, aber nicht deiner. Pat wäre ohnehin nicht dorthin gegangen. Er ist ein fanatischer Football-Fan. Harvard spielt zwar auch Football, aber nicht wie Notre Dame.«

»Ich erinnere mich«, nickte Jack. »Sie wollten nicht mal gegen uns katholische Emporkömmlinge vom Boston College antreten.« Und die BC Eagles schafften es manchmal sogar, Notre Dame zu besiegen, wenn ihnen das Schicksal gnädig war.

»Bist du bereit, noch mal darüber nachzudenken?«, fragte Arnie schließlich.

»Die Vereinigten Staaten suchen sich ihre Präsidenten selbst, Arnie.«

»Stimmt, aber das ist wie ein Restaurant mit einem sehr kurzen Menü. Du kannst nur das wählen, was der Koch gerade auf dem Herd hat, und du kannst

nicht einfach nebenan zu McDonald's gehen, wenn dir's nicht passt, was da geköchelt wird.«

»Wer schickt dich?«

»Viele Leute reden mit mir. Die meisten stehen dir zwar politisch nahe ...«

»Ich bin kein registriertes Mitglied, wie du dich wohl erinnerst.«

»Das dürfte sogar die Sozialistische Arbeiterpartei glücklich machen. Also - kandidiere als Unabhängiger. Gründe eine eigene Partei. Teddy Roosevelt hat das auch gemacht.«

»Und hat verloren.«

»Besser, es zu versuchen und zu scheitern ...«

»Ja, ja, hör schon auf.«

»Das Land braucht dich. Kealty macht sich schon jetzt vor Angst in die Hose. Er hat tatsächlich seine Oppositionsspione auf dich angesetzt, Jack. Hast du das noch nicht gehört?«

»Quatsch.«

»Sie sind seit fast einem Monat dran. Georgetown hat ihnen Bauchweh bereitet. Ich sage dir, Jack, wir müssen diese Gelegenheit ergreifen, solange wir noch können.« Ryan schüttelte den Kopf. »Hör mir zu, Jack, du hast das schließlich nicht geplant. Die Leute stürzen sich auf die Story, weil du immer noch großes Ansehen genießt.«

»Das wären nur ein paar verdammte Sympathie-

stimmen.«

»So wird es nicht ausgehen, Jack, glaube mir. Wenn es einen guten Einstieg gibt, dann ist das hier eine goldene Gelegenheit. Also: Hast du noch irgendwo schmutzige Wäsche herumliegen?«

»Nichts, worüber du nicht Bescheid wüsstest.« Wenigstens diese Lüge brachte Jack überzeugend heraus. Nur Pat Martin wusste von dieser besonderen Altlast, die Ryan hinterlassen hatte. Nicht einmal Robby hatte er davon erzählt. »Als Politiker bin ich zu langweilig. Vielleicht ist das der Grund, warum mich die Journaille nie mochte.«

»Die Oppositionsspione haben Zugang zu allem, Jack, sogar zu CIA-Dokumenten. Du musst irgendwelche unangenehmen Altlasten hinterlassen haben«, sagte van Damm beharrlich. »Hat doch jeder.«

»Das ist Interpretationssache, denke ich. Aber sie aufzudecken wäre ein Kapitalverbrechen. Wie viele politische Kotzbrocken würden das wagen?«

»Du bist immer noch ein Unschuldslamm, Jack. Es gibt nicht viel, was ein Politiker für die Präsidentschaft nicht riskieren würde - es sei denn, es taucht ein Video auf, auf dem er ein Mädchen vergewaltigt oder an einem Jungen herumfummelt.«

»Das bringt mich auf eine Frage, auf die ich

einfach keine Antwort finde: Ist Kealty eigentlich gern Präsident?«

»Das weiß er wahrscheinlich nicht mal selbst. Macht er seinen Job gut? Nein, eigentlich nicht. Aber nicht mal das ist ihm klar. Er glaubt, dass er ihn so gut macht, wie man ihn überhaupt machen kann, und besser, als die meisten anderen es jemals könnten. Er spielt das Spiel gern. Er greift gern zum Telefon. Er mag es, wenn die Leute mit ihren Problemen zu ihm kommen. Er mag es, als ein Mann aufzutreten, der auf alle Fragen eine Antwort parat hat, dabei hat er aber keine Ahnung, wie die Antworten aussehen. Wie hat Mel Brooks mal gesagt? >Es ist gut, der King zu sein<, selbst wenn der King ein totaler Versager ist. Er will immer der Mann der Stunde sein, und außer ihm soll niemand der Mann der Stunde sein; er war schließlich sein ganzes Leben lang nichts anderes als Politiker. Der Job ist für ihn der Mount Everest, den er nur deshalb erklommen hat, weil er gerade vor ihm herumstand, aber was ist, wenn du auf dem Gipfel ankommst und dort rein gar nichts tun kannst? Da ist der Berg, du stehst ganz oben auf der Spitze, aber niemand sonst ist da. Würde er für den Job töten? Wahrscheinlich, wenn er den Mut dazu hätte. Hat er aber nicht. Er würde vermutlich einen seiner Mitläufer beauftragen, aber keinesfalls schriftlich.

Du findest doch immer Leute, die solche Jobs für dich erledigen, und lässt sie fallen, wenn sie dabei erwischt werden.«

»Ich habe niemals …«

»Dieser Bursche namens John Clark. Er hat Leute umgelegt, und die Gründe dafür hätten den prüfenden Blicken einer kritischen Öffentlichkeit nicht immer standgehalten. Solche Dinge muss man manchmal tun, wenn man ein Land führt. Klar, es mag technisch legal sein, aber man hält es trotzdem geheim, weil es auf den Titelseiten nicht gut aussehen würde. Wenn du so etwas hinterlassen hast, wird Kealty es an die Öffentlichkeit zerren, durch Informanten der Medien und sorgfältig lancierte Indiskretionen.«

»Wenn es dazu kommen sollte, würde ich damit fertigwerden«, sagte Ryan kühl. Auf Drohungen hatte er nie reagiert und sie selbst selten eingesetzt, jedenfalls nicht, ohne eine Menge Munition parat zu haben. Aber dazu würde es Kealty nicht erst kommen lassen. Wie allzu viele »große« Männer, und wie überhaupt sehr viele politische Gestalten, war auch er ein Feigling. Und Feiglinge waren immer die Ersten, die durch Imponiergehabe Eindruck zu schinden versuchten. Das war die Art von Macht, die viele Männer so berauschte. Ryan selbst hatte dies immer als furchterregend

empfunden, hatte aber selbst diese Waffe nie ohne guten Grund aus dem Holster ziehen müssen. »Arnie, ich habe keine Angst davor, dass mir dieser Bastard etwas vorwerfen könnte. Aber weshalb sollte es überhaupt dazu kommen?«

»Weil dich das Land braucht, Jack.«

»Ich habe es versucht. Hatte fast fünf Jahre zur Verfügung, und es ist mir nicht gelungen.«

»Das System ist schon zu verdorben, stimmt's?«

»Ich hatte einen anständigen Kongress. Die meisten von ihnen waren okay - vor allem die, die ihre Wahlversprechen unter allen Umständen halten wollten. Das waren doch die Ehrlichen, nicht wahr? Richtig, der Kongress ist viel besser geworden, aber letztlich bestimmt der Präsident den nationalen Ton, daran konnte auch ich nichts ändern. Der Himmel weiß, dass ich es versucht habe.«

»Callie Weston schrieb für dich ein paar sehr gute Reden. Du hättest vielleicht einen guten Prediger abgegeben.« Arnie lehnte sich zurück und trank den letzten Schluck Kaffee. »Du hast es versucht, Jack. Aber das hat nicht gereicht.«

»Und deshalb willst du, dass ich es noch mal versuche. Wenn du immer wieder den Kopf gegen die Wand knallst, hörst du nach einer Weile nur noch ein schmatzendes Geräusch. Ziemlich

bedrückend.«

»Haben Cathys Freunde inzwischen herausgefunden, wie man Krebs heilen kann?«

»Nein.«

»Haben sie resigniert?«

»Nein«, musste Jack zugeben.

»Vielleicht deshalb, weil es ihnen die Sache wert ist, obwohl es unmöglich erscheint?«

»Nach Naturgesetzen zu forschen ist einfacher, als die menschliche Natur verändern zu wollen.«

»Okay - dann bleibst du also hier in deiner Bude und schaust CNN und liest die Zeitung und nervst die ganze Familie.«

Genau das mache ich oft genug, musste Ryan gar nicht erst laut eingestehen. Arnie wusste genau, wie er Ryan manipulieren konnte - so ungefähr, wie ein vierjähriges Mädchen seinen Vater manipulieren kann. Mühelos und unschuldig. Fast so unschuldig wie Bonnie und Clyde beim Banküberfall, aber Arnie wusste genau, wie er es anstellen musste.

»Ich sag's noch einmal, Jack, dein Land braucht ...«

»Und ich frage dich noch einmal: Wer hat dich geschickt?«

»Warum glaubst du denn, dass mich jemand geschickt hat?«

»Ach, Arnie ...«

»Niemand, Jack. Glaub mir. Ich bin im Ruhestand, schon vergessen?«

»Fehlt dir die Arbeit, der Umtrieb?«

»Ich weiß nicht, aber eins kann ich dir sagen: Früher hielt ich die Politik für die höchste Form menschlicher Aktivität, aber davon hast du mich geheilt. Man muss für seine Überzeugung einstehen. Kealty steht für nichts ein. Er will einfach nur Präsident der Vereinigten Staaten sein, weil er glaubt, dass ihm ein Platz in der Thronfolge zusteht und dass er jetzt an der Reihe ist. Jedenfalls sieht er es so.«

»Also würdest du mit mir springen?«

»Ich wäre da, um dir zu helfen, als Ratgeber, und vielleicht würdest du dieses Mal mehr auf die Stimme der Vernunft hören.«

»Diese Sache mit dem Terrorismus - der Job ist zu groß für vier Jahre.«

»Richtig. Du könntest dein Programm zum Umbau des FBI wieder aufgreifen. Das Rekrutierungsprojekt ausbauen, die Operationen wieder auf die Gleise stellen. Kealty hat großen Schaden angerichtet, aber er hat nicht alles zerstört.«

»Das würde doch ein Jahrzehnt dauern. Vielleicht sogar noch länger.«

»Aber dann ist alles wieder im Gleis, du trittst ab

und lässt es von einem anderen zu Ende führen.«

»Die meisten meiner Kabinettsmitglieder würden nicht mehr mitmachen.«

»Na und? Dann suche dir neue«, bemerkte Arnie gelassen. »Im Land gibt es viele talentierte Leute. Such dir ein paar ehrliche Menschen, und lass deinen Jack-Ryan-Zauber auf sie wirken.«

Ryan schnaubte. »Es würde eine lange Kampagne werden.«

»Aber deine erste echte Kampagne. Vor mehr als vier Jahren wolltest du die Krone haben, und es funktionierte.

Es war sogar widerlich leicht. Du bist im Land herumgeflogen und hast deine Reden vor immer gleich freundlich gesinnten Menschen gehalten — die meisten Leute wollten nur mal sehen, für wen sie da stimmten. Mit Kealty würde die Sache anders laufen. Du müsstest mit ihm sogar eine Fernsehdebatte führen - unterschätze ihn nicht. Politisch operiert er sehr geschickt, und er weiß auch, wie man Tiefschläge austeilt«, warnte ihn Arnie. »Daran bist du nicht gewöhnt.«

Ryan seufzte. »Du bist ein fieser Hund, weißt du das eigentlich? Wenn du mich auf diese Sache festnageln willst, muss ich dich enttäuschen. Ich will erst mal darüber nachdenken. Schließlich habe ich eine Frau und Kinder.«

»Cathy wird einverstanden sein. Sie ist nämlich viel härter und viel klüger, als die meisten Leute glauben«, erklärte van Damm. »Hast du schon gehört, was Kealty erst letzte Woche gesagt hat?«

»Was denn?«

»Es ging um das nationale Gesundheitssystem. Cathy wurde von einer lokalen TV-Crew in Baltimore interviewt. Musste wohl einen schwachen Moment gehabt haben, denn sie sagte, dass eine staatliche Gesundheitsvorsorge keine gute Idee sei. Kealtys Reaktion war: >Was zum Teufel weiß eine Ärztin schon über das Gesundheitswesen?<«

»Warum kam das nicht in die Presse?« Schließlich war es ein wunderbar pikantes Zitat.

»Anne Quinlan ist Eds Stabschefin. Sie konnte die ***Times*** dazu überreden, es nicht zu drucken. Anne ist kein Alibipüppchen. Der Herausgeber der ***Times*** ist ein alter Freund von ihr.«

»Wie kommt es bloß, dass sie mich regelmäßig schlechtmachten, wenn ich mal ins Fettnäpfchen getreten bin?«, fragte Ryan bitter.

»Jack, Ed gehört zu ihnen - du nicht. Hast du deinen Freunden noch nie einen Gefallen getan? Genau das tun sie auch. Auch sie sind nur Menschen.« Arnie entspannte sich allmählich. Die Hauptschlacht hatte er gewonnen. Allerhöchste Zeit, sich ein wenig großmütiger zu zeigen.

Wenn er Ryan dazu gebracht hatte, Journalisten für menschliche Wesen zu halten, hatte er ihm genug zugemutet. Vorerst.

Fast ein Viertel des Weltbestands an Baukränen, dachte Badr, als er auf Port Rashid hinausblickte. 30000 der 125000 Kräne weltweit, alle an einem Ort und zu einem Zweck versammelt - um Dubai in das Juwel der Erde und in ein Paradies für ihre reichsten Bewohner zu verwandeln.

Von seinem Standort aus konnte er Palm Island und World Island sehen - riesige künstliche Inselgruppen, eine wie eine Palme und die andere wie die Erde geformt -, außerdem das Hotel Burj al-Arab, einen fast 400 Meter hohen Wolkenkratzer, der aus der Ferne wirkt wie ein riesiges Segel.

Jenseits der Küstenlinie war die Stadt ein Meer von Hochbauten, ineinander verschlungenen Schnellstraßen und Baugerüsten. Und in fünf Jahren sollten weitere Attraktionen aus dem Boden schießen: die Dubai Waterfront, ein siebzig Kilometer ins Meer hinausragender Halbmond; das Unterwasserhotel Hydropolis; der Sports-City-Komplex und der Ski Dome; die Space Science World. In weniger als einem Jahrzehnt hatte sich Dubai von einem abgelegenen Hafenstädtchen zu

einem der wichtigsten Ferienorte der Welt entwickelt, zu einem Spielplatz der Superreichen. Nicht mehr lange, dachte Badr, und der Luxus und die Attraktionen von Dubai würden auch Las Vegas übertreffen. Aber vielleicht wuchsen selbst hier die Bäume nicht in den Himmel, ermahnte er sich selbst. Die Weltwirtschaftskrise hatte schließlich auch die VAE nicht verschont. Viele der über der Stadt aufragenden Kräne standen in Wirklichkeit still, weil den Bauherren der Großprojekte das Geld ausgegangen war. Badr vermutete die Hand Allahs hinter den Pleiten. Solche Dekadenz in einem arabischen Land war einfach undenkbar.

»Großartig, nicht wahr?«, hörte Badr hinter sich und drehte sich um.

»Entschuldigen Sie bitte die Verspätung«, sagte der Immobilienmakler, »aber Ihnen ist sicher aufgefallen, dass hier alles voller Baustellen ist. Mr. Almasi?«

Badr nickte. Das war natürlich nicht sein richtiger Name, und der Makler konnte sich das denken, aber einer von Dubais vielen Vorzügen war allgemeines Verständnis für den Wunsch nach Diskretion und Anonymität bei den Heerscharen der Banker, Broker und Makler vor Ort. Geschäft war Geschäft und Geld war Geld, und beides galt mehr als belanglose und völlig subjektive Höflichkeitsregeln.

»Der bin ich«, erwiderte Badr. »Vielen Dank, dass Sie die Zeit gefunden haben.«

»Nichts zu danken. Hier entlang, bitte.«

Der Makler ging zu einem wartenden Golfwagen hinüber. Badr stieg ein, und sie fuhren den Pier entlang.

»Vermutlich ist Ihnen aufgefallen, dass das Dock nicht aus Beton besteht«, bemerkte der Makler.

»Ja, ist mir aufgefallen.« Die Oberfläche sah ein bisschen wie Terrakotta aus.

»Das ist ein Kompositmaterial - etwas Ähnliches wie synthetischer Decksbelag, wie ich gehört habe, aber sehr viel stabiler und dauerhafter und absolut farbecht. Die Designer hielten es für attraktiver als den üblichen grauen Beton.«

Sie hielten vor einem Lagerhaus am Ende des Piers und stiegen aus. »Sie erwähnten, dass Ungestörtheit wichtig sei«, sagte der Agent. »Entspricht das hier Ihren Wünschen?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Wie Sie sehen, steht es an der Ecke und hat daher zwei Anlegestellen, vorn und an der Seite. Hier können gleichzeitig zwei Hundert-Meter-Frachter anlegen. Ladekräne können bei Bedarf selbstverständlich gemietet werden.«

In Wahrheit kannte Badr von dem, was seine Auftraggeber benötigten, eigentlich nur Größe und

Lage des Lagerhauses und die gewünschte Dauer. Leichter Zugang und Ungestörtheit, so hatte man ihm gesagt, war das Wichtigste.

»Darf ich mich drinnen ein wenig umschauen?«, fragte er.

»Selbstverständlich.«

Der Makler nahm eine Codekarte, wie man sie in Luxushotels verwendet, und zog sie durch ein Lesegerät neben der Tür. Ein sanftes Piepen war zu hören, und der Makler drückte seinen Daumen auf ein Päd neben dem Lesegerät. Augenblicke später öffnete sich das Schloss mit einem Klicken.

»Schlüsselkarten und biometrisches Lesegerät sind vom Mieter frei programmierbar. Sie, und nur Sie, können dann kontrollieren, wer Zugang zu der Halle hat.«

»Wie macht man das?«

»Über unsere gesicherte Website. Wenn wir Ihren Account eingerichtet haben, loggen Sie sich einfach ein, programmieren die Karten und scannen die Fingerabdrücke ein. Sämtliche Daten werden mit TLS - ***Transport Layer Security*** **-** und digitalen Echtheitszertifikaten verschlüsselt.«

»Ausgezeichnet. Und die Polizei?«

»Die polizeilichen Anträge auf Durchsuchungsgenehmigungen für unsere Hallen in den letzten zehn Jahren kann ich an einer Hand

abzählen. Natürlich wurden sie bis auf einen alle vom Gericht abgelehnt. Wir sind stolz auf die Sicherheit und Anonymität, die wir unseren Kunden bieten - selbstverständlich im gesetzlichen Rahmen der Emirate.«

Sie traten ein: etwa 200 Quadratmeter, leer. Boden und Wände bestanden aus demselben Kompositmaterial wie das Dock, hier allerdings hellbeige eingefärbt. Fenster gab es keine, was ebenfalls auf der Wunschliste seines Kunden gestanden hatte. Nicht zwingend, aber vorteilhaft. Die Luft war kühl, um die zwanzig Grad, wie er schätzte.

»Angenehm, nicht?«, fragte der Makler.

Badr nickte. »Lösch- und Alarmanlagen?«

»Beides vorhanden. Von unserer Sicherheitszentrale in weniger als zwei Kilometern Entfernung überwacht. Bei Feueralarm springt ein Halonsystem an. Bei Einbruchsalarm wird der Mieter benachrichtigt und um Anweisungen gebeten.«

»Nicht die Polizei?«

»Nur mit Einverständnis des Mieters.«

»Und Ihre Firma? Sicher haben Sie Zugang zu …«

»Nein. Wenn ein Mieter eine Woche mit der Zahlung im Rückstand ist, bemühen wir uns intensiv, ihn zu erreichen. Gelingt das nicht

innerhalb einer weiteren Woche, werden Lesegerät und biometrischer Sensor entfernt und das Schloss ausgebaut - ein teurer und zeitraubender Vorgang, den wir natürlich dem Mieter in Rechnung stellen müssten, genau wie den eventuellen Neueinbau dieser Systeme. Außerdem ginge der Inhalt der Lagerhalle in den Besitz unseres Unternehmens über.«

»Mit uns werden Sie dieses Problem nicht haben, das kann ich Ihnen versichern«, erwiderte Badr.

»Bestimmt nicht. Die Mindestvertragsdauer ist ein Jahr, danach kann jeweils alle sechs Monate verlängert werden.«

»Ein Jahr müsste genügen.« Ein Monat würde auch schon genügen, wie man ihm gesagt hatte. Danach würde die Lagerhalle einfach leer stehen; ihr Zweck - was immer das war - würde erfüllt sein. Schon Tage nach Abzug seines Kunden würden die finanziellen Konstruktionen, die für den Mietvertrag eingerichtet worden waren, die einzige Spur für die Behörden sein, und auch die würden nur zu aufgelösten Konten und Scheinfirmen führen. Der ***money trau,*** die Spur des Geldes, in deren Aufspüren die amerikanischen Geheimdienste solche Experten waren, würde eiskalt sein.

»Falls Sie hier Fracht löschen möchten, können wir Ihnen gern bei den Zollformalitäten behilflich sein«,

erklärte der Makler. »Um Exportgenehmigungen müssten Sie sich allerdings selbst bemühen.«

»Ich verstehe«, entgegnete Badr mit einem kaum unterdrückten Lächeln. Etwas sagte ihm, dass Exportgenehmigungen das Letzte waren, was seine Kunden brauchten. Er warf einen letzten Blick in die Runde und wandte sich dann an den Makler: »Bis wann können Sie den Mietvertrag fertig haben?«

Obwohl Adnan es nie erfahren würde, waren seine Gefährten mit ihrer Mission nicht nur weiter, sondern reisten auch vergleichsweise komfortabel in einem Charterboot - auch wenn es nur ein umgebautes russisches Landungsboot war.

Seit Tagen fuhren er und seine Männer die Küstenstraße entlang der Karasee durch Fischerdörfer, verlassene Siedlungen und die verschneite Ödnis. Nur hin und wieder sahen sie ein anderes Fahrzeug auf der Strecke, und alle kamen ihnen entgegen — Adnan gab sich alle Mühe, das nicht als schlechtes Omen zu deuten. Er konnte sich kaum vorstellen, dass jemand freiwillig hier lebte. In der Wüste konnte einen wenigstens der Sonnenschein aufheitern. Hier war wohl ein grauer, bedeckter Himmel die Regel.

Wie erwartet war es nicht schwierig gewesen, nachts eine Bleibe zu finden, aber mehr als ein

Bretterschuppen war es auch nicht. In der ersten Nacht hatten sie das Glück gehabt, auf ein aufgegebenes Expeditionszelt zu stoßen, dessen Holzofen noch funktionierte. Die Zeltleinwand war zwar durchlöchert und nicht mehr wasserdicht gewesen, aber die Zeltstangen waren tief im Boden verankert und die Verspannung noch straff, also hatten sie die Nacht vergleichsweise komfortabel verbracht, während draußen der Sturm Schnee und Eis wie Granatsplitter gegen die Zeltleinwand warf und die Wellen gegen die Klippen donnerten. In der zweiten Nacht hatten sie weniger Glück gehabt und mussten sich hinten im Lkw in ihren Schlafsäcken zusammendrängen, während der Wind die siebartige Plane peitschte. Nach mehreren Stunden vergeblicher Versuche einzuschlafen hatten sie aufgegeben, sich auf ihrem tragbaren Kocher Tee gemacht und den Rest der Nacht damit verbracht, auf die Morgendämmerung zu warten.

Und jetzt, nach drei Tagen Fahrt, waren sie nur noch etwa anderthalb Tage von ihrem Ziel entfernt —jedenfalls nach der Karte, deren Angaben Adnan immer wieder mit seinem GPS-Handgerät überprüfte. ***Ziel*** war auch eigentlich nicht das richtige Wort, oder? Vielleicht eher ***Zwischenstation.*** Wenn der Kapitän ihres Charterboots Wort hielt und sich den Rest seines

Lohns verdienen wollte, wären sie dann einen Schritt näher an ihrem Ziel, was Adnan nicht wenig beunruhigte. Nach dem, was er über den Ort gelesen hatte, war ihre gegenwärtige Umgebung, so öde sie auch sein mochte, im Vergleich dazu immer noch idyllisch. Und dann war da die Seuche. Dagegen hatten sie zwar Pillen, aber der Arzt, der sie ihnen gegeben hatte, war sich nicht sicher gewesen, ob sie verlässlich wirkten. Sie würden zwar helfen, hatte er Adnan gesagt, aber eine Garantie gab es nicht. Je länger sie dort blieben, desto größer das Risiko. Das Schlimmste dabei war, dass sie erst nach vielen Jahren wissen würden, ob sie es geschafft hatten, dass sie den unsichtbaren Tod, der in ihnen nagte, erst bemerken würden, wenn es zu spät war. ***Unwichtig,*** ermahnte er sich. Der Tod ist nur der Tod, einfach eine Brücke ins Paradies, und das wussten seine Männer genauso gut wie er selbst. Daran zu zweifeln hieß, Allah zu lästern.

Trotz der eisigen Kälte und der mageren Verpflegung hatte sich keiner von ihnen mit einem Wort beklagt. Es waren gute Männer, Allah wie der Sache treu ergeben - was natürlich ein und dasselbe war. Und obwohl er zuversichtlich war, dass sie standhaft bleiben würden, wenn er ihnen den Zweck ihrer Reise enthüllte, wusste er doch, dass er sich keine Blöße geben durfte.

Der Emir hatte ihn persönlich für diese Mission ausgewählt, und ihre Aufgabe war zu wichtig, als dass sie aus Angst aufgeben durften.

Und was ist mit der Aufgabe?, fragte Adnan sich. Seine Anweisungen waren ausführlich und klar, leicht zugänglich in seinem Gepäck - mehrere Dutzend laminierte Seiten —, aber was, wenn es Komplikationen gab? Wenn die Werkzeuge sich als unzulänglich erwiesen? Wenn sie an der falschen Stelle schnitten oder die Winde die Last nicht trug? Wenn, Gott behüte, die Sicherheitsmaßnahmen sich inzwischen geändert hatten?

Halt, befahl er sich selbst. Genau wie die Angst war auch der Selbstzweifel nur eine Schwäche des Geistes, die man durch den Glauben an Allah und an den Emir überwinden musste. Er war ein weiser Mann, ein großer Mann, und er hatte Adnan versichert, dass ihr Lohn auf sie warten würde. Sie würden es finden, das Unerlässliche tun, um es sich zu verschaffen, und dann zurückkehren.

Noch drei Tage, dann weitere fünf für die Rückfahrt.

Jack jr. fuhr den Computer herunter, verließ sein Kabuff und ging zum Parkplatz, wo sein gelber Hummer H2 auf ihn wartete. Das Fahrzeug war eine

der wenigen Freuden in seinem derzeitigen Leben, und selbst diese war mit Gewissensbissen verbunden. Angesichts der Benzinpreise und der wirtschaftlichen Lage verspürte er jedes Mal Schuldgefühle, wenn er in dem verdammten Koloss den Zündschlüssel umdrehte. Klar, er war kein Ökofreak, das stand fest, aber vielleicht war es doch an der Zeit, diese Verschwendung ein wenig einzuschränken. Und wie es ihn nervte, dass seine kleine grüne Schwester dauernd auf ihm herumhackte! Neulich hatte er gehört, dass Cadillac sein Escalade-SUV auch als recht anständigen Voll-Hybrid anbot. War vielleicht doch mal einen Trip zur Cadillac-Niederlassung wert.

Heute war er zum Abendessen bei seinen Eltern eingeladen. Kam nicht mehr sehr häufig vor. Sally würde ebenfalls dabei sein, wahrscheinlich würde sie ständig von ihrem Medizinstudium erzählen. Sie musste bald ihre Spezialisierung wählen, bestimmt wollte sie Moms Rat einholen. Und Cathy würde so charmant wie immer sein und ihre Mutterliebe über Sally ergießen, mit der sie auch den älteren Bruder nicht verschonte. Das konnte verdammt nervig sein, aber andererseits war SAND-BOX als kleine Schwester gar nicht so übel. Es würde ein Familienabend werden, Steaks, Spinatsalat, geröstete Kartoffeln, Maiskolben, denn das war

Dads Lieblingsessen. Vielleicht ein Glas Wein dazu — inzwischen war er ja wohl alt genug.

Das Leben als Sohn des Präsidenten hatte seine Nachteile, wie Jack schon vor längerer Zeit hatte entdecken müssen. Zwar musste er die Gesellschaft von Leibwächtern nicht mehr ertragen, wofür Jack ausgesprochen dankbar war, aber er war sich nicht ganz sicher, ob er nicht doch einen geheimen Personenschutz hatte. Einmal hatte er Andrea danach gefragt, und sie hatte ihm versichert, dass keine Civil-Service-Leute für ihn abgestellt seien, aber wer konnte schon wissen, ob sie ihm die Wahrheit gesagt hatte?

Er parkte auf der Straße vor seinem Apartment, ging hinein, zog eine andere Hose sowie ein Flanellhemd an und verließ wieder die Wohnung. Kurz darauf fuhr er auf der 197 in Richtung Annapolis und von dort nach Peregrine Cliff.

Schon bevor sein Vater in den Staatsdienst eingetreten war, hatten seine Eltern dort ein recht geräumiges Haus gebaut. Leider wusste praktisch jeder, wo es stand. Autos fuhren auf der schmalen Straße vorbei und hielten an, damit die Insassen herüberstarren konnten, ohne zu ahnen, dass eine ganze Batterie von versteckt installierten Überwachungskameras jedes Nummernschild aufzeichnete, das dann vom Secret Service auf dem

Computer überprüft wurde. Vielleicht errieten die Gaffer, dass sich in dem halb verborgenen Nebenbau, der rund fünfzig Meter vom Haupthaus entfernt stand, ständig sechs bewaffnete Leibwächter aufhielten, nur für den Fall, dass jemand versuchte, durch das Tor und die Einfahrt hinaufzufahren. Jack wusste, dass sein Vater diesen Aufwand als lästig empfand. Selbst wenn er nur im nächsten Laden einen Laib Brot oder einen Liter Milch kaufen wollte, löste er eine ziemlich große Show aus.

Gefangen im goldenen Käfig, dachte Jack.

»SHORTSTOP kommt«, sagte er zum Wärter am Tor. Eine Kamera würde seine Identität überprüfen, bevor das Tor geöffnet wurde. Mit seiner Entscheidung, einen Hummer zu kaufen, hatte er dem Secret Service keine große Freude bereitet, das stand fest. Das grellgelbe Fahrzeug war ihnen viel zu auffällig.

Er parkte und stieg aus. Andrea wartete an der Haustür.

»Hatte keine Gelegenheit mehr, danach mit Ihnen zu reden«, sagte sie. »Was Sie getan haben, Jack, war großartig. Wenn Sie nicht so aufmerksam gewesen wären …«

»Dann hätte er weiter von Ihnen entfernt gestanden, und Ihr Schuss wäre ein wenig

schwieriger gewesen, das ist alles.«

»Möglich. Trotzdem: Danke.«

»Keine Ursache. Weiß man schon etwas über den Burschen? Hab gerüchteweise gehört, dass er zum URC gehört habe.«

Andrea überlegte kurz. »Ich kann das weder dementieren noch bestätigen«, sagte sie lächelnd, wobei sie aber das Wort ***bestätigen*** deutlich betonte.

Also hatte der Emir tatsächlich versucht, Dad zu töten, dachte Jack. ***Absolut unglaublich, verdammt noch mal.*** Mühsam unterdrückte er den Impuls, sofort umzudrehen und an seinen Computer im Campus zurückzukehren. Der Emir war irgendwo dort draußen, und früher oder später würde er sich nicht mehr mit kleinen Fitnessübungen zufriedengeben. Leider würde Jack nicht mehr da sein, wenn das geschah. »Irgendein Motiv?«

»Schockwirkung, denken wir. Ihr Dad mag ein >Ehemaliger< sein, aber er ist immer noch sehr populär. Außerdem ist die Logistik für so einen Anschlag überschaubar - es ist entschieden leichter, einen ehemaligen Präsidenten zu ermorden als einen amtierenden.«

»Leichter vielleicht, aber ganz bestimmt nicht leicht. Das haben Sie bewiesen.«

»***Wir*** haben das bewiesen«, sagte Andrea lächelnd. »Vielleicht möchten Sie sich ein neues Betätigungsfeld suchen?«

Jack musste grinsen. »Bei Gelegenheit erzähle ich Ihnen mal, was an der Börse abgeht. Danke, Andrea.« Er ging ins Haus. »Hallo - ich bin da!«, rief er.

»Hallo, Jack.« Seine Mutter kam aus der Küche, umarmte und küsste ihn. »Du siehst gut aus.«

»Du auch, Frau Professorin. Wo ist Dad?«

Sie wies nach oben. »Im Arbeitszimmer. Er hat Besuch. Arnie ist da.«

Jack ging die Treppe hinauf und bog nach links zum Arbeitszimmer ab. Dad saß hinter seinem Schreibtisch, Arnie van Damm hing mit bequem ausgestreckten Beinen in einem der Clubsessel. »Welche Verschwörung brütet ihr zwei schon wieder aus?«, fragte Jack beim Eintreten.

»Verschwörungen funktionieren nicht«, sagte sein Vater müde. Während seiner Präsidentschaft war darüber viel spekuliert worden, aber sein Vater hatte dafür nur Verachtung übrig gehabt. Doch einmal hatte er auch darüber gewitzelt, dass er die Hubschrauberflotte des Präsidenten schwarz streichen lassen sollte, nur um die Idioten zu ärgern, die überzeugt waren, dass nichts auf der Erde geschehe, das nicht durch irgendwelche finsteren

Verschwörungen ausgelöst worden sei. Natürlich war es auch nicht sehr hilfreich, dass John Patrick Ryan sr. nicht nur wohlhabend, sondern auch noch ein früherer Mitarbeiter der CIA war — eine Kombination, die Verschwörungstheorien geradezu provozieren musste.

»Wie schade, Pa«, sagte Jack und umarmte seinen Vater kurz. »Wo steckt Sally?«

»Ist schnell zum Laden, um ein paar Zutaten für den Salat zu kaufen. In Moms Auto. Was gibt's Neues bei dir?«

»Ich lerne gerade alles über Währungsarbitrage«, antwortete Jack. »Richtig unheimlich.«

»Schon irgendwelche Geschäfte selbst getätigt?«

»Na ja, eigentlich nicht, jedenfalls keine großen, aber ich berate die Leute.«

»Theoretische Accounts?«

»Ja. Letzte Woche habe ich eine halbe Million gemacht.«

»Virtuelle Dollars kannst du nicht ausgeben, Jack.«

»Weiß ich doch, aber irgendwann muss man ja mal anfangen, nicht wahr? Also, Arnie, lassen Sie mal hören - versuchen Sie gerade, Dad zu einer neuen Kandidatur zu überreden?«

»Wie kommst du denn darauf?«, wollte van Damm wissen.

Vielleicht lag es an der Art und Weise, wie sich die beiden Männer gegenübersaßen, dachte Jack. Er hob die Augenbrauen ein wenig, ging aber nicht weiter auf das Thema ein. Und so kam es, dass jeder der drei Männer im Raum etwas wusste, worüber die beiden anderen nichts wussten. Arnie wusste nichts über den Campus und die Rolle, die Jacks Vater bei dessen Gründung gespielt hatte, wusste nichts über die blanko unterschriebenen Gnadenerlasse, wusste nichts über einige Dinge, die Jacks Vater genehmigt hatte. Dad wusste nicht, dass sein Sohn dort arbeitete. Und Arnie kannte mehr politische Geheimnisse als irgendjemand sonst seit der Kennedy-Präsidentschaft, doch über die meisten sprach er niemals, nicht einmal gegenüber einem amtierenden Präsidenten.

»Washington ist ein einziges Chaos«, sagte Jack vorsichtig und fragte sich, was die Bemerkung wohl auslösen würde.

Van Damm fiel nicht darauf herein. »Was ist daran neu?«

»Man fragt sich aber, was die Leute 1914 dachten, als das Land vor die Hunde ging - aber daran erinnert sich heute niemand mehr. Warum eigentlich - weil damals jemand auftrat, der den Karren aus dem Dreck zog, oder weil es eigentlich keine große Rolle spielte?«

»Das war die erste Präsidentschaft Wilsons«, antwortete Arnie. »In Europa brach der Krieg aus, aber niemand sah voraus, dass es noch schlimmer kommen würde. Dauerte ein ganzes Jahr, bis die Leute die Realitäten zur Kenntnis nahmen, und als es dann so weit war, war es schon zu spät, um noch einen anderen Ausweg zu suchen. Henry Ford versuchte es, wurde aber ausgelacht.«

»Warum eigentlich — war das Problem zu groß, oder waren die Leute zu klein und zu dumm?«, fragte Jack.

»Sie haben es nicht kommen sehen«, meinte Ryan sr. »Sie waren zu sehr mit ihren Alltagsproblemen beschäftigt und hatten nicht genügend Abstand, um die größeren historischen Trends zu erkennen.«

»Wie alle Politiker?«

»Echte Berufspolitiker neigen dazu, sich eher auf die kleinen Probleme zu konzentrieren als auf die großen, insofern hast du recht«, stimmte Arnie zu. »Damit versuchen sie aber nur, eine gewisse Kontinuität zu wahren, weil es dann leichter ist, den Zug auf dem Gleis zu halten. Aber was ist, wenn du um die nächste Kurve kommst und entdeckst, dass die Gleise ausgeleiert oder locker sind? Dann wird die Aufgabe zu einem verdammt schwierigen Job, auch für die klügsten Männer.«

»Und den Terrorismus hat auch niemand kommen

sehen?«

»Nein, Jack, das haben wir nicht vorausgesehen, jedenfalls nicht dieses Ausmaß«, gab der frühere Präsident zu. »Nur ein paar wenige. Vielleicht hätten wir es mit einem besseren Geheimdienstsystem rechtzeitig erkennen können, aber diese Fehler wurden vor dreißig Jahren gemacht, und niemand konnte sie seither wieder beheben.«

»Was funktioniert denn eigentlich?«, wollte Jack wissen. »Was wäre die bessere Lösung gewesen?« Die Frage war so allgemein, dass er womöglich eine ehrliche Antwort bekam.

»SI funktioniert, die Signals Intelligence - im Abhören und in der Aufklärung von Funk und elektronischen Signalen sind wir wahrscheinlich immer noch die Besten. Aber es gibt keinen Ersatz für HUMINT - den Einsatz von Menschen, von Feldagenten, die sich vor Ort mit den Menschen unterhalten und herausfinden können, wie sie ticken.«

»Und manche auch umbringen?«, fragte Jack, nur um ihre Reaktion zu testen.

»Das geschieht nicht sonderlich häufig«, sagte sein Vater. »Jedenfalls nicht außerhalb der Hollywoodstudios.«

»In der Presse klingt das aber anders.«

»Die Presse berichtet auch regelmäßig, dass Elvis irgendwo gesichtet wurde«, warf Arnie ein.

»Na, vielleicht wäre es gut, wenn es James Bond wirklich gäbe«, meinte Ryan sr. Vielleicht wäre schon die Kennedy-Regierung daran gescheitert, wenn dieser Idiot Oswald nicht aufgetaucht wäre, denn sie war auf dem besten Weg gewesen, die 007-Fiktion tatsächlich umzusetzen. Änderte sich der Lauf der Geschichte hauptsächlich durch Unfälle, Anschläge und Fehlschläge? Vielleicht war früher mal eine nette kleine Verschwörung möglich, aber heutzutage nicht mehr. Zu viele Rechtsanwälte, zu viele Journalisten, zu viele Blogger und Handycams und Digitalkameras.

»Und was tun wir dagegen?«

Jetzt hob Ryan sr. abrupt den Kopf - ziemlich traurig, wie sein Sohn dachte. »Ich hab's schon einmal versucht, erinnerst du dich?«

»Und warum ist Arnie hier?«

»Seit wann bist du so neugierig?«

»Gehört zu meinem Beruf, mir die Dinge gründlich anzuschauen und bestimmte Folgerungen zu ziehen.«

»Der Fluch der Familie Ryan«, bemerkte van Damm.

In diesem Augenblick kam Sally herein. »Na, wer ist denn jetzt aufgetaucht?«

»Na, hast du heute schon an Leichen herumgeschnippelt?«, fragte Jack zurück.

»Ja, und sie dann wieder zusammengeflickt. Fällt mir immer richtig schwer, sie zur Tür zu begleiten«, erwiderte Sally. »Jedenfalls viel besser, als Geld hin und her zu schieben - dreckiges Zeug, das Geld, voll von Bakterien.«

»Nicht, wenn man es mit dem Computer hin und her schiebt. Sehr sauberer Job.«

»Wie geht's meinem ersten und einzigen Mädchen?«, mischte sich Jack sr. in das Geplänkel.

»Ich hab den Salat gekauft - biologischer Anbau. Das einzig Wahre. Mom sagt, du kannst jetzt mit dem Grillen anfangen.«

Sally hatte natürlich für Steaks nicht viel übrig, aber die Kochkünste des früheren Präsidenten beschränkten sich nun einmal auf Steaks und Hamburger. Da nicht Sommer war, konnte er die Steaks nicht auf dem Grill im Garten zubereiten, sondern musste den Gasgrill in der Küche benutzen. Ihr Vater stand sofort auf und ging mit ihr zur Küche.

»Also, Mr. van Damm«, sagte Jack, als sie allein waren. »Wird er es machen?«

»Ich denke, er muss, ob er will oder nicht. Das Land braucht ihn. Und du darfst mich jetzt ruhig Arnie nennen, Jack.«

Jack seufzte. »Das gehört zu den Familienangelegenheiten, an denen ich überhaupt nicht interessiert bin. Es bringt so viel Kummer mit sich, dass es sich nicht lohnt.«

»Das mag sein - aber kann man zum eigenen Land Nein sagen?«

»Weiß ich nicht - es hat mich nie gefragt«, antwortete Jack, was eine kleine Lüge war.

»Diese Frage stellt sich ein Mensch in seinem Innersten. Und dein Vater hört sie jetzt gerade. Was wird er tun? Verdammt, du bist sein Sohn! Du kennst ihn doch besser, als ich ihn je kennen werde.«

»Dads Problem sind wir - Mama und wir, die Kinder. Ich glaube, seine größte Loyalität gilt uns.«

»Und das sollte auch so sein. Sag mal: Gibt es ein nettes Mädchen in deinem Leben?«, fragte van Damm.

»Noch nicht.«

Das stimmte nicht ganz. Mit Brenda ging Jack seit etwa einem Monat aus, und sie war schon ein besonderes Mädchen, aber Jack war sich nicht sicher, ob sie ein ***ganz*** besonderes Mädchen war - die Sorte, die man seinen Eltern vorstellte.

»Irgendwo wartet sie auf dich. Die gute Nachricht ist, dass auch sie in diesem Augenblick nach dir sucht.«

Jack grinste. »Wenn Sie es sagen, Arnie, wird es wohl so sein. Die Frage ist nur, ob ich schon alt und grau sein werde, wenn sie mich endlich findet?«

»Hast du's denn eilig damit?«

»Nicht besonders.«

Sally tauchte wieder in der Tür auf. »Essen ist fertig - für alle, die das Fleisch einer harmlosen Kreatur verschlingen wollen, die niemandem etwas zuleide getan hat, ermordet in Omaha, wahrscheinlich.«

»Gut, aber der Stier hatte ein erfülltes Leben«, meinte Jack.

Arnie nickte grinsend. »O ja, jeden Tag wurde ihm das Essen serviert, er hatte jede Menge Freunde um sich, alle im selben Alter, musste nie weit zu Fuß gehen, keine Wölfe in der Nähe, beste medizinische Versorgung bei jedem Wehwehchen, keine Sorgen im Leben ...«

»Nur eine«, gab Sally über die Schulter zurück, während sie ihnen auf der Treppe nach unten vorausging. »Am Schluss musste er eine steile Rampe hinaufklettern, um sich in einem schmalen Stahlgitter von einem Bolzenschussapparat das Hirn zertrümmern zu lassen.«

»Ist dir jemals der Gedanke gekommen, junge Dame, dass auch ein Salatkopf vielleicht aufschreit, wenn er vom Stängel geschnitten wird?«

»Man hört sie eben so schlecht«, fügte Jack hinzu, »weil sie so winzige Stimmbänder haben. Im Übrigen sind wir Fleischfresser, Sally. Deshalb ist unser Zahnschmelz auch so dünn.«

»Das zeigt nur, dass wir uns schlecht angepasst haben. Das Cholesterin bringt uns um, sobald wir die Fortpflanzungszeit hinter uns haben.«

»Großer Gott, Sally, willst du denn lieber nackt mit einem Steinmesser im Wald herumlaufen? Und ist dein Ford Explorer ein ökologisch sinnvolles Auto?«, wollte Jack wissen. »Außerdem hat der Stier nicht nur unsere Steaks geliefert, sondern auch das Leder für deine Designerschuhe. Man kann diesen Öko-Rummel auch übertreiben, verstehst du?«

»Das wird schnell zur Religion, Jack«, warnte ihn Arnie. »Und über Religion kann man sich nun mal mit niemandem streiten.«

»Darüber wird doch ständig gestritten. Nur leider nicht immer bloß mit Worten.«

»Richtig«, gab Arnie zu. »Aber man muss ja nicht selbst noch was dazu beisteuern.«

»Okay, prima, Sally, reden wir lieber über das Ozonloch«, schlug Jack vor. Aus dieser Diskussion würde er als Sieger hervorgehen - Sally war viel zu stolz auf ihre sonnengebräunte Haut.

Wie Vitali vorausgesagt hatte, tranken seine Charterkunden keinen Wodka. Er hatte seinen eigenen Vorrat mit vier vollen Litern aufgefüllt, aber obwohl sie alle rauchten, tranken sie nicht. Das bestätigte nur, was er über sie dachte. Nicht, dass es darauf ankam. Ihr Geld war genauso gut wie das aller anderen.

Er hatte sein Landungsboot auf eine sanfte Kiesbank gezogen; so sah hier der Strand aus. Die Landerampe blieb oben, damit sich kein Bär an Bord verirrte. Sie waren sogar in ein prima Jagdgebiet unterwegs, obwohl die Jagdsaison schon vorbei war. Und seine Charterkunden hatten zwar Schusswaffen dabei, aber offensichtlich nicht für Großwild. Er hatte daran gedacht, sich selbst einen Bären zu schießen. Wäre eine schöne Dekoration für das Steuerhaus; seine Kunden würden sich dadurch besser an ihn erinnern. Aber er hatte nie die Zeit gefunden.

Die Charterkunden hatten sich im Frachtbereich niedergelassen. Vitali hatte Luftmatratzen und einige Klappstühle bereitgestellt. Da saßen sie, unterhielten sich leise und blieben meistens unter sich. Sie hatten sogar ihre eigene Verpflegung mitgebracht. Das war keine schlechte Idee, weil Wanja absolut nicht kochen konnte; er ernährte sich

hauptsächlich von russischen Armeerationen, die er gegen bar bei einem Sergeanten aus der Versorgungsabteilung in Archangelsk kaufte.

Unheimlich still war es hier. Die Flugzeuge, deren Lichter man sah, flogen so hoch, dass man sie nicht hörte, und sogar diese Lichter waren selten genug - so abgelegen war dieser Teil Russlands. Hierher zog es dann und wann einen Abenteurer oder Naturforscher, und dann gab es noch die einheimischen Fischer, die dem Meer einen kargen Lebensunterhalt abrangen. Mit wirtschaftlich rückständig war die Gegend sehr beschönigend beschrieben. Außer der moribunden russischen Marine gab es hier für einen Mann nichts zu tun, und die Arbeit auf diesen Seelenverkäufern bestand oft darin, nach einem Unfall oder einer Katastrophe aufzuräumen, die arme Seeleute das Leben gekostet hatte.

Aber das, so erinnerte er sich, war es, was auch ihn hierhergebracht hatte, und eigentlich gefiel es ihm hier ganz gut. Die Luft war immer frisch, und die Winter waren wirklich knackig, etwas, das einem echten Russen im Blut lag und ihn von minderwertigen europäischen Völkern unterschied.

Er sah auf die Uhr. Die Sonne würde früh aufgehen. Er würde seine Charterkunden in etwa fünf Stunden wecken und ihnen Zeit geben, ihren

Morgentee zu trinken und ein Butterbrot dazu zu essen. Speck konnte er ihnen anbieten, nur Eier hatte er keine.

Am Morgen würde er dann in See stechen und den Frachtschiffverkehr beobachten. Der war hier überraschend dicht. Frachter waren wirtschaftlicher als eine Lkw-Straße oder Eisenbahnlinie zum neuen Ölfeld und der Goldbergbauregion von Jessej. Und es wurde eine Pipeline gebaut, um das Öl ins europäische Russland zu transportieren, finanziert hauptsächlich von amerikanischen Konzernen. Die Einheimischen sprachen von der »amerikanischen Invasion«.

Schluss für heute, dachte er. Er nahm einen letzten Schluck Wodka und ließ sich auf der Matratze nieder, die er auf dem Boden des Steuerhauses für sich ausgerollt hatte, um fünf oder sechs Stunden zu schlafen.

Außer einer Extradurchsuchung beim Zoll in Dallas, die Shasif angesichts seines Namens und seines Aussehens gewärtigen musste, wie man ihn vorgewarnt hatte, war das Umsteigen problemlos verlaufen. Wie angewiesen hatte er einen Rückflug gebucht und führte Gepäck für einen einwöchigen Aufenthalt in den USA mit sich. Außerdem hatte er einen Mietwagen und ein Hotelzimmer reserviert

und war wohlversehen mit Prospekten über die örtlichen Sehenswürdigkeiten und E-Mails von ansässigen Freunden. Shasif nahm an, dass diese Leute tatsächlich existierten. Auf jeden Fall war es sehr unwahrscheinlich, dass die Behörden das überprüfen würden.

Alles Auffällige war also vermieden. Trotzdem war er bei der Einreisekontrolle sehr nervös gewesen, aber es war alles glattgegangen. Er wurde durchgewinkt und ging weiter zum Flugsteig.

Sieben Stunden nach dem Start in Toronto landete seine Maschine um 10.45 Uhr auf dem internationalen Flughafen von Los Angeles. Auf seiner Armbanduhr waren nur etwas mehr als zwei Stunden vergangen; bei der Überquerung des Kontinents war er quasi auch rückwärts durch die Zeit gereist.

Nach einer erneuten Einreisekontrolle, diesmal durch die noch unfreundlicheren TSA-Beamten am LAX, erreichte Shasif endlich die Schlange am Alamo-Schalter und wartete geduldig eine Viertelstunde. Zehn Minuten später saß er in seinem Dodge Intrepid und fuhr auf dem Century Boulevard Richtung Osten. Der Wagen hatte ein Navigationssystem, also hielt er kurz an einer Tankstelle, um die Adresse einzutippen, und fuhr dann den Pfeilen auf dem Display nach.

Als er auf die 405 nach Norden einbog, war es fast Mittag, und der Verkehr wurde dichter. Bis er den Highway 10 erreichte, den Santa Monica Freeway, kamen die Autos nur noch mit unter fünfzig Stundenkilometern vorwärts. Wie es sich an einem solchen Ort lebte, konnte sich Shasif nicht vorstellen. Es war ja schön hier, aber all der Lärm und die Unruhe … Wie konnte man hier hoffen, die leise Stimme Gottes zu hören? Kein Wunder, dass Amerika sich in einer totalen moralischen Konfusion befand.

Auf dem Santa Monica Freeway ging es besser voran, sodass er seine Ausfahrt auf den Pacific Coast Highway binnen zehn Minuten erreichte. Weitere zehn Kilometer, und er hatte sein Ziel erreicht: Topanga Beach. Er fuhr auf den Parkplatz, der zu drei Vierteln voll war, und fand einen Stellplatz nahe dem Strandpfad.

Er stieg aus. Der Meereswind war frisch, und weiter weg hörte er die Rufe von Seevögeln. Jenseits der Dünen sah er fünf oder sechs Surfer, die sich durch die Brandung frästen. Shasif überquerte den Parkplatz und stieg über eine niedrige, mit Gestrüpp bestandene Böschung auf den unbefestigten Weg. Fünfzehn Meter weiter starrte eine einsame Gestalt auf den Ozean hinaus. Der Mann sah arabisch aus.

Shasif sah auf die Uhr: pünktlich. Er ging zu dem Mann hinüber.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Shasif, »aber ich suche das ***Reel Inn.*** Ich fürchte, ich bin daran vorbeigefahren.«

Der Mann drehte sich um. Seine Augen waren hinter einer Sonnenbrille verborgen. »Ja, sind Sie«, erwiderte er. »Etwa hundert Meter. Aber wenn Sie eine gute Fischsuppe möchten, gehen Sie lieber ins ***Gladstone's.*** Ein bisschen teurer, aber das Essen ist besser.«

»Vielen Dank.«

Als der Dialog abgewickelt war, wusste Shasif nicht, was er noch sagen sollte. Einfach das Päckchen übergeben und weggehen? Der Mann traf die Entscheidung für ihn, indem er die Hand ausstreckte. Shasif zog das CD-ROM-Etui aus seiner Jackentasche und gab es dem Mann, wobei ihm die Narben auf dessen Händen auffielen.

Brandnarben, dachte er.

»Bleiben Sie eine Weile in der Stadt?«, fragte der andere.

»Ja. Drei Tage.«

»Welches Hotel?«

»Das Doubletree. In der City of Commerce.«

»Bleiben Sie in der Nähe des Telefons. Wir haben vielleicht was für Sie. Sie haben gut gearbeitet.

Wenn Sie möchten, können Sie womöglich eine wichtigere Rolle übernehmen.«

»Natürlich. Was immer ich tun kann.«

»Wir melden uns.«

Und dann war der Mann den Weg hinunter verschwunden.

Jack Ryans Privattelefon klingelte; der Expräsident hob es ans Ohr in der Hoffnung, ein wenig von seiner Schreibarbeit abgelenkt zu werden. »**Jack** Ryan.«

»Mr. President?«

»Nun ja, war ich mal«, antwortete Ryan und lehnte sich zurück. »Wer ist dran, bitte?«

»Sir, hier spricht Marion Diggs. Man hat mich zum FORCECOM ernannt. Ich bin gegenwärtig in Fort Mc-Pherson, Georgia - genau gesagt, in Atlanta.«

»Sie haben jetzt vier Sterne?« Ryan erinnerte sich, dass sich Diggs vor ein paar Jahren in Saudi-Arabien einen gewissen Namen gemacht hatte. War als Befehlshaber von leichten Panzern im Feld damals ziemlich gut gewesen.

»Jawohl, Sir, das ist richtig.«

»Wie geht's Ihnen in Atlanta?«

»Ganz gut. Der Posten hat seine Vorzüge. Sir ...« Seine Stimme wurde ein wenig unsicher. »Sir, ich

muss mit Ihnen sprechen.«

»Worum geht es?«

»Ich würde ein persönliches Gespräch vorziehen, Sir, nicht über das Telefon.«

»Okay. Können Sie herkommen?«

»Ja, Sir. Mir steht eine zweimotorige Maschine zur Verfügung. Ich kann in, hm, ungefähr zweieinhalb Stunden am BWI-Airport sein. Von dort würde ich zu Ihrem Haus fahren.«

»In Ordnung. Geben Sie mir Ihre voraussichtliche Ankunftszeit, und ich werde den Secret Service bitten, Sie abholen zu lassen. Sind Sie einverstanden?«

»Ja, Sir, das wäre sehr gut. Ich reise in einer Viertelstunde ab.«

»Okay. Dann würden Sie ungefähr um 13.30 Uhr am BWI ankommen?«

»Jawohl, Sir.«

»Dann machen wir das so, General. Sie werden am Flughafen abgeholt.«

»Danke, Sir. Bis in ein paar Stunden.«

Ryan legte auf und rief Andrea Price-O'Day an.

»Ja, Mr. President?«

»Besuch im Anmarsch. General Marion Diggs. Er ist der FORCECOM aus Atlanta. Fliegt nach BWI. Können Sie bitte arrangieren, dass er abgeholt und hierhergefahren wird?«

»Selbstverständlich, Mr. President. Wann kommt er an?«

»Gegen 13.30 Uhr. Am allgemeinen Terminal.«

»Wir werden jemanden hinschicken.«

Die zweimotorige Beechcraft U-21 des Generals landete und rollte wie jede andere Maschine aus, hielt jedoch dann direkt neben einem Ford Crown Victoria an. In seinem grünen Hemd und mit den vier Sternen auf den Epauletten war der General sofort zu erkennen. Andrea war selbst zum Flughafen gefahren. Während der Fahrt zum Peregrine Cliff wurde nicht viel gesprochen.

Ryan hatte inzwischen das Mittagessen vorbereitet, darunter auch fast ein Kilo Corned Beef von Attman's an der Lombard Street in Baltimore. Die Abholung und die Ankunft des Generals erfolgte mit geringstmöglichem Aufsehen. Weniger als vierzig Minuten nach der Landung stand der General vor der Haustür. Ryan öffnete selbst.

Jack war Diggs nur ein- oder zweimal persönlich begegnet. Der General war ungefähr von gleicher Größe und so schwarz wie ein Stück Steinkohle. Alles an ihm schrie »Soldat«, sogar das leichte Unbehagen, das Jack sofort auffiel.

»Hallo, General, willkommen«, sagte Ryan leger und reichte dem Gast die Hand. »Was kann ich für

Sie tun?«

»Sir, ich bin - nun, ein wenig unsicher, wie ich in dieser Sache vorgehen soll. Ich habe ein Problem und denke, dass Sie darüber Bescheid wissen sollten.«

»Okay. Kommen Sie erst mal rein, und machen Sie sich ein Sandwich. Es ist alles vorbereitet. Ein Coke gefällig?«

»Sehr freundlich, Sir, danke.« Ryan führte ihn in die Küche. Nachdem sich beide Männer ein Sandwich zubereitet hatten, setzten sie sich an den Tisch. Andrea schwebte irgendwo im Hintergrund herum. General oder nicht, der Mann war nicht gerade ein gewöhnlicher Gast im Haus, und Andreas Job war schließlich, Ryan gegen alle Gefahren zu schützen und am Leben zu erhalten. »Also - welches Problem meinen Sie?«

»Sir, Präsident Kealty unternimmt Versuche, einen Sergeant der Army unter dem Vorwurf des Mordes in Afghanistan anzuklagen.«

»Mord?«

»So wird es im Justizministerium bezeichnet. Gestern schickten sie einen Stellvertreter des Justizministers zu mir nach Atlanta, um von mir persönlich eine Aussage aufzunehmen. Als Kommandierender General des Streitkräftekommandos unterstehen mir alle operativen

Streitkräfte der US-Army - auch einige andere Abteilungen, aber diese Angelegenheit betrifft nur die Army. Der betreffende Soldat ist ein Company First Sergeant, Soldgruppe E-8, namens Sam Driscoll. Er ist ein Special-Ops-Soldat, gehört zum 75. Ranger-Regiment in Fort Benning. Ich habe mir seine Akte angeschaut. Er nimmt seinen Job sehr ernst, seine Leistungen im Feld sind hervorragend — ein Soldat wie aus dem Lehrbuch und ein verdammt guter Ranger.«

»Okay.« Ryan dachte kurz über den letzten Halbsatz nach. Er hatte Fort Benning einmal besucht und die übliche VIP-Tour des Stützpunkts erhalten. Die Ranger, für diesen Tag zackig herausgeputzt, hatten ihn beeindruckt - ausgesprochen fitte Jungs, für die das Töten auf der Jobbeschreibung ganz weit oben stand. Die Burschen waren wie geschaffen für Special-Operations-Teams, das amerikanische Gegenstück zum britischen SAS-Regiment. »Und was ist nun das Problem?«

»Sir, vor einer Weile erhielten wir eine Information, dass sich der Emir möglicherweise in einer bestimmten Höhle versteckt halte, also haben wir ein Special-Operations-Team hingeschickt, um ihn zu fangen. Wie sich herausstellte, war er nicht dort. Das Problem ist, Sir, dass Driscoll dabei neun

Terroristen tötete, und gewisse Leute sind nun sehr unglücklich darüber, wie er das machte.«

Ryan hatte erst zwei Bissen von seinem Sandwich gegessen. »Und?«

»Die Sache wurde dem Präsidenten zur Kenntnis gebracht, und er hat das Justizministerium angewiesen, Driscoll anzuklagen - also Ermittlungen über den Fall einzuleiten gegebenenfalls wegen Mordes, weil er möglicherweise eine Verfügung des Präsidenten zum Verhalten im Krieg missachtet habe. Driscoll hat neun Männer ausgeschaltet, manche davon schliefen.«

»Mord? Ob wach oder schlafend, die Männer waren doch feindliche Kämpfer, oder nicht?«

»Jawohl, Sir. Driscoll befand sich in einer taktisch ungünstigen Situation, und nach seiner Einschätzung als Einsatzleiter musste er die Männer eliminieren, um seine Mission fortführen zu können. Und das tat er denn auch. Aber die Burschen im Justizministerium - alle sind politische Ernennungen, falls das eine Rolle spielen sollte - glauben anscheinend, er hätte sie gefangen nehmen müssen, statt sie zu töten.«

»Inwiefern hat Kealty damit etwas zu tun?«, fragte Jack und trank ein wenig Cola.

»Er las den Einsatzbericht und hat sich darüber sehr aufgeregt. Deshalb hat er die Sache dem

Justizminister zur Kenntnis gebracht, und der wiederum hat dann einen seiner Leute zu mir geschickt, um die Ermittlungen einzuleiten.« Diggs legte sein Sandwich wieder auf den Teller zurück. »Sir, diese Sache fällt mir außerordentlich schwer. Ich habe einen Eid geschworen, die Verfassung zu schützen. Der Präsident ist mein Oberbefehlshaber, aber verdammt, hier geht es um einen meiner Soldaten, einen guten Soldaten, der einen sehr schweren Job machen musste. Ich habe die Pflicht, meinem Präsidenten gegenüber loyal zu sein, aber …«

»Aber Sie haben auch eine Pflicht, Ihren Offizieren gegenüber loyal zu sein«, führte Ryan seinen Satz zu Ende.

»Jawohl, Sir. Driscoll mag im größeren Zusammenhang keine wichtige Rolle spielen, aber er ist ein hervorragender Soldat.«

Ryan ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Für Kealty mochte Driscoll tatsächlich nur irgendein Soldat sein, gleichsam eine niedrige Lebensform. Wäre er ein gewerkschaftlich organisierter Busfahrer, hätte die Sache vermutlich anders ausgesehen, aber die Army hatte noch keine Gewerkschaften. Für Diggs ging es hier um Gerechtigkeit und Moral, und beides würde in der Army Schaden erleiden, wenn dieser Soldat vor ein

Militärgericht gestellt oder gar ins Gefängnis geschickt würde.

»Was sagt das Gesetz dazu?«, fragte Jack.

»Sir, die rechtliche Situation ist ein bisschen schwammig. Der Präsident hat Order erteilt, aber sie war nicht sehr klar formuliert, außerdem lässt sich eine solche Order nicht pauschal auch auf spezielle Operationen anwenden. Driscolls Auftrag lautete, diesen Emir zu lokalisieren und, wenn er ihn fand, gefangen zu nehmen - oder ihn zu töten, wenn es die Umstände erforderten. Soldaten sind keine Polizisten. Dafür wurden sie nicht ausgebildet, und sie wären lausig schlecht, wenn sie es auch nur versuchen würden. Nach meiner Einschätzung hat Driscoll nichts Unrechtes getan. Nach dem Kriegsrecht muss man einen Feind nicht warnen, bevor man ihn tötet. Es ist seine Sache, auch auf seine eigene Sicherheit zu achten, und wenn er sie vernachlässigt, ist er selbst schuld. Auf dem Schlachtfeld ist es vollkommen in Ordnung, einen Feind in den Rücken zu schießen. Die Soldaten werden für den Kampf ausgebildet. In diesem Fall lagen vier Schurken schlafend in ihren Kojen, und Sergeant Driscoll hat dafür gesorgt, dass sie nicht aufwachten. Ende der Geschichte.«

»Wird die Ermittlung intensiv betrieben?«

»Der Stellvertretende Generalbundesanwalt schien

sich ziemlich darüber aufzuregen. Ich habe versucht, ihm ein paar Fakten über das Leben klarzumachen, aber er hatte etwas anderes im Sinn: Er wollte mir ein paar Fakten über das Leben klarmachen. Sir, ich bin seit vierunddreißig Jahren Soldat. Aber so etwas habe ich noch nie gehört.« Er machte eine kurze Pause. »Der Präsident schickt uns dort rein. Genau so wie in den Irak, aber er versucht, es so durchzuziehen, wie ... wie wir es damals in Vietnam durchziehen mussten, denke ich. Wir haben schon eine Menge Männer verloren, gute Leute, nur durch ihr Mikromanagement, aber diese Sache hier - Gott im Himmel, ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll.«

»Ich kann nicht viel tun, General, ich bin nicht mehr Präsident.«

»Ja, Sir, aber ich musste mit jemandem über diese Sache sprechen. Normalerweise würde ich mich direkt an den Verteidigungsminister wenden, aber das wäre reine Zeitverschwendung.«

»Haben Sie schon mit Präsident Kealty gesprochen?«

»Wäre ebenfalls Zeitverschwendung, Sir. Er legt keinen Wert darauf, mit Männern in Uniform zu sprechen.«

»Aber ich lege Wert darauf?«

»Jawohl, Sir. An Sie konnten wir uns immer wen-

den.«

»Und was soll ich Ihrer Meinung nach unternehmen?«

»Sir, Sergeant Driscoll verdient eine faire Behandlung. Wir haben ihn mit einer Mission in die Berge geschickt. Die Mission war nicht erfolgreich, aber das war nicht seine Schuld. Wir haben dort oben schon viele Löcher gestürmt, die leider leer waren. Das hier war nur eine weitere Höhle, aber verdammt, Sir, wenn wir diesen Burschen dafür bestrafen und anschließend weitere Truppen in die Berge schicken, dann werden unsere Soldaten in Zukunft eben immer nur leere Höhlen finden.«

»Okay, General, ich habe Sie verstanden. Wir müssen unsere Leute unterstützen. Gibt es etwas, das dieser Bursche anders hätte machen sollen?«

»Nein, Sir. Driscoll hält sich immer an die Vorschriften. Alles, was er bei dieser Mission tat, stimmt mit seinem Training und seiner Erfahrung überein. Das Ranger-Regiment — nun ja, es mögen bezahlte Killer sein, aber manchmal ist es gut, sie in der Hinterhand zu haben. Krieg hat nun mal mit Töten zu tun. Wir schicken vorher keine Warnungen. Wir versuchen nicht, unsere Feinde zu erziehen. Wenn wir ins Feld ziehen, ist es unser Job, die Feinde zu töten. Manchen Leuten mag das nicht gefallen, aber es ist eben so, und wir werden dafür

bezahlt.«

»Okay, ich schaue mir die Sache genauer an. Vielleicht kann ich ein bisschen Staub aufwirbeln. Wie lautete die Order genau?«

»Ich habe Ihnen eine Kopie von Sergeant Driscolls Bericht mitgebracht, außerdem eine Notiz mit dem Namen des Stellvertretenden Generalbundesanwalts, der versucht hat, mir den Bericht in den Hintern zu rammen. Verdammt, Sir, Driscoll ist ein guter Soldat!«

»Schon gut, General. Gibt es sonst noch was?«

»Nein, Sir. Vielen Dank für das Mittagessen.«

Er hatte nur einen Bissen von seinem Sandwich gegessen, wie Pyan erst jetzt bemerkte. Diggs ging hinaus und stieg in das Auto.

Der Flug verlief ohne besondere Vorkommnisse. Nach achteinhalb Stunden rollte das Flugzeug aus. Ein Transferbus näherte sich und hielt neben der linken Vordertür der 777 an. Clark war längst aufgestanden. Er hatte lange genug gesessen. Seine Beine waren ganz steif. Dasselbe galt für seinen Enkel, der aufgeregt aus dem Fenster sein Heimatland betrachtete. Tatsächlich war er zwar in Großbritannien geboren worden, aber er besaß trotzdem bereits einen Baseball und seinen ersten

Handschuh. In etwa sechs Monaten würde er T-Ball spielen und echte Hotdogs essen, wie es sich für einen amerikanischen Jungen gehörte. In einem runden Brötchen, mit Senf und vielleicht noch etwas Relish und ein paar Zwiebeln.

»Froh, wieder zu Hause zu sein, Baby?«, wollte Ding von Patsy wissen.

»Es hat mir drüben wirklich gefallen, und ich werde meine Freunde vermissen, aber daheim ist eben daheim.«

Gegen den Willen von Clark und Chavez waren ihre Frauen in Heathrow ebenfalls wieder ausgestiegen. Kein Argument konnte sie vom Gegenteil überzeugen. »Wir fliegen alle zusammen heim«, hatte Sandy erklärt und die Diskussion damit beendet.

Der Einsatz in Tripolis war fast reibungslos über die Bühne gegangen. Nur ein paar Geiseln hatten leichte Verletzungen erlitten. Acht Besetzer waren getötet worden.

Fünf Minuten nachdem Clark Masudi vom Erfolg des Einsatzes informiert hatte, standen libysche Krankenwagen vor der Botschaft, um die Geiseln zu verarzten. Die meisten von ihnen litten nur unter Flüssigkeitsverlust und waren sonst weitgehend unversehrt. Nach ein paar weiteren Minuten trafen die schwedischen Säkerhetspolisen und

Rikskriminalpolisen ein und übernahmen die Botschaft. Zwei Stunden später saß das Rainbow-Team wieder in derselben Piaggio PI80 Avanti, die sie bereits hergebracht hatte. Nach einem erneuten Zwischenstopp in Tarent flogen sie weiter nach London.

Die offizielle Nachbesprechung zu dem Einsatz mit Stanley, Weber und den anderen würde erst später, wahrscheinlich mittels einer gesicherten Webcam, stattfinden, wenn sich Clark und Chavez wieder in den Vereinigten Staaten eingelebt haben würden. Sie an diesem Nachklapp überhaupt noch zu beteiligen war wahrscheinlich eher eine Frage der Höflichkeit als der Notwendigkeit. John und Ding waren jetzt ganz offiziell aus der Rainbow-Einheit ausgeschieden. Außerdem war ja auch Stanley in Tripolis dabei gewesen. Clark hatte also außer dem üblichen persönlichen Operationsresümee, das er nach jedem Einsatz erstellte, nur wenig zum offiziellen Bericht beizutragen.

»Wie fühlst du dich?«, erkundigte er sich jetzt bei seiner Frau.

»Ich muss mich einfach mal so richtig ausschlafen.« Der Jetlag war weit weniger schlimm, wenn man den Atlantik von Ost nach West überquerte. Andersherum war er schon äußerst unangenehm. Sie reckte sich. Selbst die Sitze in der

ersten Klasse von British Airways wurden mit der Zeit etwas unbequem. Flugreisen waren vielleicht praktisch, aber bestimmt nicht förderlich für die Gesundheit. »Habt ihr die Pässe und alles?«

»Hier drin, Babe«, versicherte Ding und klopfte auf die Tasche seines Jacketts. J. C. war wahrscheinlich einer der jüngsten Amerikaner, die jemals einen schwarzen Diplomatenpass bekommen hatten. Aber Ding hatte neben seiner .45er Beretta auch das goldene Abzeichen und den Ausweis dabei, die ihn als Deputy U. S. Marshal identifizierten, was äußerst nützlich war, wenn man mit einer solchen Waffe auf einem großen Verkehrsflughafen herumspazierte. Er hatte sogar noch seinen britischen Waffenschein in der Tasche, ein so seltenes Dokument, dass er sich fragte, weshalb es nicht die Königin persönlich unterzeichnet hatte. Tatsächlich gelangten sie mit Hilfe seiner Marshal-Marke in Rekordzeit durch die Passkontrolle und den Zoll.

In der Empfangshalle hielt ein unbekannter Mann ein Pappschild hoch, auf dem in Großbuchstaben CLARK stand. Die fünf Rückkehrer gingen zu ihm hinüber.

»Wie war der Flug?« Die übliche Frage.

»Gut.« Die übliche Antwort.

»Ich parke draußen. Ein blauer Plymouth Voyager mit einem Virginia-Kennzeichen. Sie wohnen im

Key Bridge Marriott. Sie haben zwei Suiten auf der obersten Etage.« ***Die zuvor natürlich genau untersucht worden sind,*** hätte er noch hinzufügen können. Die Marriott-Kette beherbergte nicht selten solche »Regierungsgäste«, besonders das Hotel an der Key Bridge, von dem aus man ganz Washington überblicken konnte.

»Und morgen?«, fragte John.

»Sie haben einen Termin um 8.15 Uhr.«

»Bei wem?«, erkundigte sich Clark.

Der Mann zuckte die Achseln. »Ich weiß nur, dass das Treffen im siebten Stock stattfindet.«

Clark und Chavez tauschten einen ***o scheiße-Blick*** aus. Allerdings waren sie auch nicht überrascht. Beide würden also spätestens um 5.30 Uhr aufstehen müssen, ohne allerdings danach ihren gewohnten Morgenlauf über fünf Kilometer und ihr tägliches Dutzend gymnastische Übungen absolvieren zu können.

»Wie war's in England?«, fragte ihr Abholer auf dem Weg nach draußen.

»Ganz nett. Allerdings zwischendurch auch ziemlich aufregend«, erwiderte Chavez, bis ihm klar wurde, dass ihr offizieller Empfangsmann ein kleiner Field Officer war, der keine Ahnung hatte, was sie im guten, alten England getrieben hatten. Aber das war wohl auch besser so. Er sah nicht wie

ein früherer Militär aus, obwohl man das nie genau sagen konnte.

»Haben Sie dort auch ein Rugby-Spiel gesehen?«, fragte ihr Fahrer.

»Im Fernsehen. Man muss verrückt sein, so ein Spiel ohne Schulterpolster zu spielen«, antwortete Clark. »Aber sie sind schon ein bisschen merkwürdig da drüben.«

»Vielleicht sind sie auch nur härter im Nehmen als wir.«

Die Fahrt nach D. C. verlief glatt. Es half, dass die abendliche Rushhour noch nicht angefangen hatte und sie nicht in die Innenstadt hineinmussten. Die Auswirkungen des Jetlags machten inzwischen selbst diesen abgehärteten Reisenden zu schaffen. Als sie im Hotel ankamen, waren sie deshalb froh, dass die Portiers sich um ihr Gepäck kümmerten. Innerhalb von fünf Minuten hatten sie ihre beiden Suiten im obersten Stock bezogen. J. C. betrachtete bereits tief beeindruckt das riesige Bett, in dem er ganz allein schlafen würde. Patsy freute sich derweil über die Badewanne. Sie war zwar kleiner als die Monster, die die Briten herstellten, aber es gab genug Platz, um sich bequem hineinzusetzen, und dazu auch noch einen unbeschränkten Nachschub an heißem Wasser. Dick holte sich einen Stuhl, griff sich die Fernbedienung und begann, sich wieder mit

dem amerikanischen Fernsehen vertraut zu machen.

Im Nachbarzimmer überließ John Clark Sandy das Auspacken der Koffer. Er selbst holte sich aus der Minibar ein Fläschchen Jack Daniel's Old Nr. 7. Die Briten hatten keine Ahnung von Bourbon oder dessen Cousin aus Tennessee, deshalb war der erste tiefe Schluck sogar ohne Eis ein Genuss, den er lange entbehrt hatte.

»Wie sieht das Programm für morgen aus?«, fragte Sandy.

»Ich muss zu einem Treffen im siebten Stock.«

»Mit wem?«

»Hat er nicht gesagt. Wahrscheinlich irgend so ein stellvertretender Operationsdirektor. Ich verfolge die Personalentwicklung in Langley schon lange nicht mehr. Wer immer es auch ist - er wird mir etwas von dem großartigen Ruhestandspaket erzählen, das sie für mich zusammengestellt haben. Sandy, ich glaube, es ist wirklich Zeit für mich, den Beruf an den Nagel zu hängen.«

Er konnte ihr ja schlecht erzählen, dass er nie geglaubt hatte, lange genug zu leben. Bisher hatte er jedenfalls bemerkenswertes Glück gehabt. Jetzt würde er sich einen Laptop kaufen und ernsthaft mit seiner Autobiografie beginnen müssen. Im Augenblick gab es jedoch Wichtigeres zu tun. Er

stand auf, streckte sich und hängte sein Sakko in den Schrank, bevor ihm Sandy wieder einmal vorwarf, dass er ein Schlamper sei. Auf dem Revers war das himmelblaue Band mit den fünf weißen Sternen angebracht, das zeigte, dass der Besitzer die Medal of Honor besaß. Jack Ryan hatte ihm die verliehen, nachdem er sich seine Navy-Dienstakte und ein längeres Empfehlungsschreiben von Vizeadmiral Dutch Maxwell, Gott hab ihn selig, angeschaut hatte. Als Maxwell mit 83 starb, konnte er leider an dessen Begräbnis nicht teilnehmen. Er hielt sich zu dieser Zeit ausgerechnet im Iran auf, um herauszufinden, ob ein Agentennetz vom iranischen Geheimdienst tatsächlich vollkommen ausgehoben worden war. Immerhin war es ihm dann gelungen, fünf von ihnen zusammen mit ihren Familien über die VAE aus dem Land zu schleusen. Sonny Maxwell, ein vierfacher Vater, war immer noch als Pilot für Delta Airlines tätig. Clark hatte die Tapferkeitsmedaille bekommen, weil er Sonny aus Nordvietnam herausgeholt hatte. Inzwischen kam es ihm so vor, als ob das alles während der letzten Eiszeit geschehen sei. Aber er konnte immerhin noch dieses kleine Band auf seinem Sakko vorweisen, und das war doch schon was. Irgendwo im Gepäck mussten auch noch das »Affenjäckchen« und die schwarzen Schuhe eines

Oberbootsmannsmaats sowie das sogenannte »Budweiser«-Abzeichen der Navy-SEALs stecken. In den meisten Unteroffiziersmessen der Navy hätte er damals noch nicht einmal ein Bier bestellen dürfen, aber, mein Gott, inzwischen sahen seine Vorgesetzten so verdammt jung aus. Damals waren sie ihm alle wie Noah persönlich vorgekommen.

Die gute Nachricht lautete jedoch: Er war noch am Leben. Und er konnte sich auf einen ehrenvollen Ruhestand freuen. Vielleicht konnte er auch diese Autobiografie herausbringen, falls Langley deren Veröffentlichung jemals erlauben sollte. Das war allerdings höchst unwahrscheinlich. Er wusste eine Menge Dinge, die nie bekannt werden sollten, und er hatte ein oder zwei Sachen getan, die man wahrscheinlich nicht hätte tun dürfen, obwohl zu dieser Zeit sein Leben davon abhing. So etwas traf jedoch bei den Bürohengsten im Old Headquarters Building meist auf wenig Verständnis. Der Höhepunkt in deren Tagesablauf war es ja, wenn sie einen guten Parkplatz fanden und wenn es in der Caféteria als Dessert Gewürzkuchen gab.

Aus seinem Hotelfenster konnte er Washington überblicken. Das Kapitol, das Lincoln Memorial, den Marmorobelisk des Washington Monument, aber auch die überwältigend hässlichen Gebäude, die Regierungsstellen und Ministerien

beherbergten.

Für John Terrence Clark war es einfach nur eine Stadt voller Sesselfurzer, die Aktenordner mit der Wirklichkeit verwechselten und alle Akten immer schön sauber ausfüllten und bearbeiteten. Ob ein Mann dafür sein Blut vergießen musste, interessierte sie dabei herzlich wenig. Von diesen Leuten gab es hier Hunderttausende. Die meisten von ihnen hatten Frauen - oder Männer - und Kinder. Trotzdem fiel es ihm schwer, sie nicht mit Verachtung zu betrachten. Manchmal hasste er sie sogar aus ganzem Herzen. Aber sie hatten ihre Welt, und er hatte seine. Die beiden berührten sich vielleicht mitunter, aber sie kamen niemals wirklich zusammen.

»Froh, wieder zurück zu sein?«, fragte Sandy.

»Ja, irgendwie schon.« Veränderungen waren schwierig, aber unvermeidlich. Und wie sein Leben von jetzt an weitergehen würde ... das würde die Zeit schon weisen.

Am nächsten Morgen bog Clark nach rechts vom George Washington Parkway ab, fuhr dann unter der Schnellstraße hindurch nach links hinüber und durchquerte schließlich die Eingangspforte, deren bewaffnete Wachen sein Autokennzeichen auf ihrer Besucherliste hatten. John durfte seinen Wagen auf

dem Besucherparkplatz leicht links versetzt vor dem großen Vordach abstellen.

»Wie lange wird es dauern, bis sie uns auffordern, uns eine neue Arbeit zu suchen, John?«, fragte Domingo.

»Ich schätze, so etwa vierzig Minuten. Aber sie werden das ganz höflich tun, da bin ich mir sicher.«

Nach dieser Einschätzung stiegen sie aus seinem gemieteten Chevy und gingen zum Haupteingang hinüber, wo sie ein Security Protective Officer erwartete, den sie nicht kannten.

»Mr. Clark, Mr. Chavez. Ich bin Pete Simmons. Willkommen zu Hause.«

»Schön, wieder hier zu sein«, antwortete John. »Und Sie sind ...?«

»Ich bin ein SPO und warte auf meinen ersten Außeneinsatz. Ich bin erst vor zwei Monaten von der >Farm< hierhergekommen.«

»Wer war Ihr Ausbildungsleiter?«

»Max DuPont.«

»Max ist immer noch nicht im Ruhestand? Ein guter Mann.«

»Ein guter Lehrer. Er hat uns einige Geschichten über Sie beide erzählt, und wir haben uns den Trainingsfilm angeschaut, den Sie im Jahr 2002 gedreht haben.«

»Daran erinnere ich mich«, bemerkte Chavez.

»Geschüttelt, nicht gerührt.« Er lachte kurz auf.

»Ich trinke keinen Martini, Domingo, das weißt du doch«, warf Clark ein.

»Und so gut wie Sean Connery siehst du auch nicht aus. Was haben Sie aus dem Film gelernt, Simmons?«

»Man soll sich immer alle Optionen offenhalten und nicht mitten auf der Straße gehen.« Dies waren tatsächlich zwei gute Lehren für jeden Geheimagenten.

»Mit wem haben wir eigentlich nachher die Ehre?«, fragte Clark.

»Assistant Deputy Director Charles Sumner Alden, ADDO.«

»Politische Ernennung?«

»Korrekt. Kennedy School, Harvard … Er ist zwar ziemlich freundlich, aber manchmal frage ich mich, ob er das, was wir hier tun, wirklich gutheißt.«

»Ich frage mich, was Ed und Mary Pat jetzt machen.«

»Ed ist im Ruhestand«, erzählte ihm Simmons. »Er arbeitet an einem Buch, habe ich gehört. Mary Pat ist jetzt drüben beim NCTC. Sie ist eine richtige Kanone in ihrem Fach.«

»Von allen Geheimagenten, denen ich jemals begegnet bin, hatte sie den besten Instinkt«, sagte Clark. »Was sie sagt, darauf kann man sich

hundertprozentig verlassen.«

Da fragt man sich schon, warum Präsident Kealty sie und Ed nicht auf der Gehaltsliste behalten hat«, warf Chavez ein.

Vorsicht, politisches Minenfeld, dachte Clark.

»Wie steht's mit der Moral?«, fragte Clark auf dem Weg durch die Sicherheitskartenleser. Simmons regelte das für sie, indem er dem Wachmann am Ende der Sperre zuwinkte.

»Könnte besser sein, Wir haben eine Menge Leute, die nicht vorankommen. Sie wollen zwar das für die Nachrichtenauswertung zuständige Directorate of Intelligence stärken, aber wir waren die letzte Klasse, die für eine ganze Weile die >Farm< durchlaufen wird, und keinem von uns hat man bisher ein Einsatzgebiet zugewiesen.«

»Wo kommen Sie her?«

»Ich war ein Cop bei der Stadtpolizei von Boston. Ich wurde im Rahmen des Plans Blau angeheuert. Ich habe einen Abschluss von der Boston University, nicht von Harvard. In Sprachen.«

»Welche denn?«

»Serbisch, etwas Arabisch und ein klein wenig Paschtu. Ich sollte eigentlich nach Monterey gehen, um meine Sprachkenntnisse aufzumöbeln, aber auch das wurde jetzt erst einmal zurückgestellt.«

»Die beiden Letzteren werden Sie noch brauchen«, meinte John. »Und Sie sollten regelmäßig joggen. Ich habe Mitte der Achtzigerjahre einige Zeit in Afghanistan zugebracht, und ich kann Ihnen sagen, dass dieses Land selbst eine Bergziege in die Erschöpfung treibt.«

»So schlimm?«

»Die Leute dort führen Krieg, weil es ihnen Spaß macht, und es gibt dort keine >Guten<. Mir haben die Russen richtig leidgetan. Die Afghanen sind eisenhart und zäh. Ich nehme an, dass man in dieser Umgebung so sein muss. Der Islam ist dort nur die Deckschicht über einer dreitausendjährigen Stammeskultur.«

»Danke für den Tipp. Ich werde das Land aus meiner Präferenzliste streichen«, sagte Simmons, als der Aufzug im siebten Stock ankam.

Er führte sie noch zum Schreibtisch der Vorzimmerdame, um sich dort von ihnen zu verabschieden. Der Plüschteppich zeigte ihnen, dass das Büro einem wichtigen Mann gehörte, denn er sah ziemlich neu aus. Clark schnappte sich eine Zeitschrift und blätterte sie durch, während Domingo geduldig die Wand anstarrte. Sein früheres Leben als Soldat hatte ihn gelehrt, mit Langeweile gut zurechtzukommen.

Nach vierzig Minuten betrat Charles Alden mit dem öligen Lächeln eines Gebrauchtwagenhändlers das Vorzimmer. Groß und dünn wie ein Rennläufer, war er alt genug, um sich selbst überaus wichtig zu nehmen, womit auch immer er sich seinen Posten hier verdient haben mochte. Clark war bereit, sich eines Besseren belehren zu lassen, musste jedoch bald erkennen, dass sein erster Eindruck ihn nicht getrogen hatte.

»Also Sie sind der berühmte Mr. Clark«, sagte Alden zur Begrüßung - und ohne eine Entschuldigung, dass er sie hatte warten lassen, dachte Clark.

»So berühmt nun auch wieder nicht ...«

»Nun ja, zumindest in unseren Kreisen.« Alden geleitete seinen Gast in sein Büro, lud jedoch Chavez nicht ein, ihnen zu folgen. »Ich habe gerade Ihre Akte durchgelesen.«

In fünfzehn Minuten?, wunderte sich Clark. Vielleicht war er ein Schnellleser. »Ich hoffe, Sie fanden sie aufschlussreich.«

»Bunt und ereignisreich. Wie Sie etwa die Familie des KGB-Chefs Gerasimov aus Russland herausgeholt haben, war schon großartig. Und dann der Einsatz in Tokio als angeblicher russischer Reporter ... eindrucksvoll. Ein ehemaliger SEAL ...

Ich sehe gerade, dass Präsident Ryan Ihnen die Medal of Honor verliehen hat. Neunundzwanzig Jahre bei der Agency. Eine ganz schön lange Zeit«, sagte Alden, während er Clark einen Stuhl anbot. Dieser war viel kleiner als Aldens Schreibtischsessel und so entworfen, dass er möglichst unbequem war. ***Machtspielchen,*** dachte Clark.

»Ich habe nur die Aufgaben, die man mir übertragen hat, so gut erledigt, wie ich konnte. Und ich habe es geschafft, sie alle zu überleben.«

»Ihre Einsätze waren überwiegend ziemlich gewaltbetont.«

Clark quittierte diese Bemerkung mit einem Achselzucken.

»Wir versuchen das heute möglichst zu vermeiden«, fuhr Alden fort.

»Ich habe das damals ebenfalls zu vermeiden versucht. Aber die Wirklichkeit bringt oft fein ausgeklügelte Pläne durcheinander, wie Sie sicher wissen.«

»Sehen Sie, Jim Greer hat ein längeres Dossier hinterlassen, wie Sie überhaupt zur Agency gekommen sind.«

»Admiral Greer war ein besonders feiner und ehrbarer Gentleman«, sagte Clark und war sofort auf der Hut, weil er sich vorstellen konnte, was in diesen Akten stand. James Greer liebte es, solche Berichte abzufassen. Auch er hatte eben seine

Schwächen. Naja, wie wir alle eben.

»Er hat auch Jack Ryan entdeckt, nicht wahr?«

»Neben vielen anderen.«

»Das hat man mir erzählt.«

»Entschuldigen Sie, Sir, untersuchen wir hier meinen Hintergrund?«

»Nicht wirklich, aber ich möchte wissen, mit wem ich spreche. Sie haben ja auch ein paar Leute rekrutiert. Chavez zum Beispiel.«

»Er ist ein guter Offizier. Selbst wenn wir die Sachen einmal beiseitelassen, die wir in England erledigt haben, war Ding immer da, wenn ihn sein Land gebraucht hat. Und er hat sich selbst immer weitergebildet.«

»Stimmt, er hat seinen Master an der George-Mason-Universität gemacht, nicht wahr?«

»Korrekt.«

»Aber er war ebenfalls etwas gewaltbetont, so wie Sie. Nicht gerade ein Auslandsagent, wie ihn sich die meisten Leute vorstellen.«

»Wir können eben nicht alle wie Ed Foley oder Mary Pat sein.«

»Auch die besitzen eine recht bunte Akte, aber wir versuchen, von alldem wegzukommen. Die Welt entwickelt sich eben weiter.«

»Tatsächlich?«

»Nun, zumindest gegenwärtig. Die Zeiten haben

sich geändert. Dieser Einsatz in Rumänien, den Sie zusammen mit Chavez durchgeführt haben, das war wohl wirklich aufregend.«

»So kann man es auch ausdrücken. Man ist nicht oft in einem fremden Land, in dem gerade eine Revolution stattfindet. Aber wir konnten den Job erledigen, bevor wir das Land wieder verließen.«

»Sie haben den Mann, auf den Sie angesetzt waren, getötet«, sagte Alden in leicht angewidertem Ton.

»Er musste getötet werden«, entgegnete Clark und schaute Alden dabei direkt in die Augen.

»Es war gegen das Gesetz.«

»Ich bin kein Anwalt, Sir.« Und ein Einsatzbefehl, selbst wenn er vom Präsidenten selbst stammte, war nun einmal keine Angelegenheit des Gesetzes - oder gar des Verfassungsrechts. Dieser Junge war eben das Urbild eines Schreibtischtäters, wurde Clark jetzt endgültig klar. Wenn es nicht irgendwo geschrieben stand, existierte es gar nicht, und wenn es nicht schriftlich erlaubt worden war, dann war es falsch. »Wenn jemand eine geladene Waffe auf Sie richtet«, sagte Clark, »dann ist es für formelle Verhandlungen zu spät.«

»Versuchen Sie denn, solche direkten Konfrontationen zu vermeiden?«

»Auf jeden Fall.« ***Es war besser, diesen Bastarden in den Rücken zu schießen, wenn***

sie unbewaffnet waren, nur war das nicht immer möglich, dachte Clark. Wenn es um Leben und Tod geht, spielt die Vorstellung von einem »fairen Kampf« keine Rolle mehr. »Meine Aufgabe lautete, diese Person festzunehmen und, wenn möglich, den zuständigen Behörden zu übergeben. Das hat dann jedoch nicht geklappt.«

»Ihr Verhältnis zu den Strafverfolgungsbehörden war nicht immer so freundlich«, sagte Alden, während er die Seiten der geheimen Akte durchblätterte.

»Entschuldigung, stehen in diesen Akten auch meine Einträge in der Verkehrssünderkartei?«

»Ihre Freundschaft mit höhergestellten Persönlichkeiten hat Ihre Karriere befördert.«

»Das kann schon sein, aber das ist bei vielen Leuten so. Im Allgemeinen führe ich meine Aufgaben zu Ende, deswegen bin ich auch noch hier. Mr. Alden, was genau ist der Zweck dieser Unterredung?«

»Nun, als Deputy DO muss ich die Angehörigen aller Geheimdienstabteilungen kennenlernen, und wenn ich mir Ihre Akte hier so ansehe, stelle ich fest, dass Sie eine äußerst abwechslungsreiche Karriere hatten. Sie haben Glück, dass Sie so lange durchgehalten haben und jetzt auf eine einzigartige Laufbahn zurückblicken können.«

»Und wie sieht mein nächster Einsatz aus?«

»Es wird keinen nächsten Einsatz geben. Sie können natürlich als Ausbildungsoffizier auf die Farm zurückkehren. Ich würde Ihnen jedoch raten, in den Ruhestand zu treten. Er ist ja auch wohlverdient. Sie müssten Ihr Pensionierungsgesuch nur noch unterschreiben, alle anderen Formalitäten sind bereits erledigt. Sie haben Ihre Pension verdient, John«, sagte er mit dem Anflug eines kalten Lächelns.

»Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, hätten Sie dann einen Job für mich?«

»Vielleicht in irgendeiner Botschaft«, sagte Alden. »Aber keiner von uns ist zwanzig Jahre jünger. Die Agency hat sich verändert, Mr. Clark. Wir schrauben diese paramilitärischen Einsätze immer mehr zurück. Wenn überhaupt, lassen wir so etwas von Leuten erledigen, die uns zum Beispiel von Delta Force direkt zugewiesen wurden. Wir selbst versuchen, von diesen robusten Operationsmethoden wegzukommen, auf die Sie und Chavez sich spezialisiert haben. Die Welt ist heute ein freundlicherer und weniger aggressiver Ort geworden.«

»Haben Sie das schon mal den New Yorkern erzählt?«, fragte Clark, ohne eine Miene zu verziehen.

»Es gibt andere Wege, um mit solchen Sachen fertigzuwerden. Der Trick ist dabei, so etwas rechtzeitig herauszufinden und diese Leute dann zu ermutigen, unsere Aufmerksamkeit auf anderen Wegen zu gewinnen.«

»Und wie genau macht man so etwas - natürlich nur theoretisch?«

»Mit dieser Frage befassen wir uns hier im siebten Stock von Fall zu Fall.«

»Wenn man draußen vor Ort auf solche Probleme stößt, besteht oft gar nicht die Möglichkeit, sich mit dem Hauptquartier abzustimmen. Sie müssen also darauf vertrauen können, dass Ihre Leute von sich aus die Initiative ergreifen, und sie dann unterstützen, wenn sie das auf intelligente Weise tun. Ich war dort draußen. Es kann dort ziemlich einsam werden, wenn man kein Vertrauen in die Solidarität der eigenen Leute hat, vor allem wenn diese in achttausend Kilometern Entfernung sitzen.«

»Eine solche Eigeninitiative hat in Hollywood-Filmen Erfolg, aber nicht im wirklichen Leben.«

'Wann waren Sie zum letzten Mal draußen im wirklichen Leben?', hätte ihn Clark gern gefragt, verzichtete aber darauf. Er war nicht hier, um ein Streitgespräch oder auch nur eine Diskussion zu führen. Er war nur hier, um die

Stimme Gottes zu hören, wie sie ihm von diesem akademischen Arschloch übermittelt wurde. Er hatte das Ganze hier in der Agency sogar schon einmal erlebt. Aber als er damals in den Siebzigerjahren zum ersten Mal mit Hilfe von James Greer eine ungewollte Pensionierung vermieden hatte, machte er sich danach durch seine »Spezialaufträge« in der Sowjetunion schnell einen Namen. Es war zur Abwechslung ganz schön gewesen, einmal einen Feind zu haben, den alle auch für den Feind hielten.

»Also bin ich draußen?«

»Sie werden ehrenhaft in den Ruhestand treten. Die ganze Nation wird Ihnen danken, der Sie so treu gedient und für die Sie immer wieder Ihr Leben riskiert haben. Wenn ich das alles hier so lese, frage ich mich wirklich, warum Sie noch keinen Stern auf der Atriumwand haben.« Er bezog sich dabei auf die weiße Marmorwand mit den goldenen Sternen, von denen jeder an einen Außenagenten erinnerte, der in Diensten der CIA gestorben war. Das Buch mit den Namen dieser Agenten, das in einem Glas-und-Bronze-Kasten lag, wies viele weiße Stellen auf, neben denen nur bestimmte Daten aufgeführt waren. Die zugehörigen Namen waren selbst fünfzig Jahre nach dem Tod ihrer Träger immer noch geheim. Da Alden aller Wahrscheinlichkeit nach mit

dem Aufzug für Führungskräfte direkt von seinem Sicherheitsparkplatz unter dem Gebäude in den siebten Stock hinauffuhr, war er nicht gezwungen, diese Wand regelmäßig zu betrachten. Er musste gewöhnlich nicht einmal an ihr vorbeigehen. »Und was ist mit Chavez?«

»Er kann in nur zehn Wochen ebenfalls seine Pensionierung beantragen, da seine Zeit bei der Army mitberechnet wird. Er wird in der Gehaltsstufe GS-12 in den Ruhestand treten, was bei der Army dem Rang eines Majors entsprechen würde. Natürlich wird er auch die entsprechenden Leistungen bekommen. Wenn er jedoch darauf besteht, kann er noch ein oder zwei Jahre als Ausbilder auf der >Farm< arbeiten, bevor wir ihn dann wahrscheinlich nach Afrika schicken.«

»Warum Afrika?«

»Dort geht einiges vor - genug, um unser Interesse zu wecken.«

Klar. Ihr schickt ihn nach Angola, wo sie ihn wegen seines spanischen Akzents für einen Portugiesen halten werden, und dann wird er von einem versprengten Terroristen kaltgemacht. Nicht, dass dich das weiter stören würde, Alden. Diese netten und freundlichen Leute interessierten sich in Wirklichkeit eigentlich nie für den Einzelnen. Sie

waren viel zu sehr mit den »großen« Tagesfragen beschäftigt und versuchten mit allen Mitteln, die viereckigen Wirklichkeitsklötzchen in die runden theoretischen Löcher ihrer jeweiligen Weltsicht hineinzuzwängen. Dies war eine Schwäche, die man bei »politisch« denkenden Menschen immer wieder feststellen musste.

Laut sagte Clark: »Nun, das ist seine Entscheidung, nehme ich an. Mit neunundzwanzig Dienstjahren habe ich meine Pensionierung eigentlich auch ziemlich lange hinauszögern können, oder?«

»Stimmt«, bestätigte Alden mit einem Lächeln, das so echt war wie das eines Mannes, der gerade einen 1971er Ford Pinto weit über Wert verkauft hat.

Clark stand auf. Er wollte eigentlich Alden nicht die Hand schütteln, aber der hielt ihm die seine entgegen. Clark musste sie aus reiner Höflichkeit ergreifen. Gute Manieren wirkten auf die Arschlöcher dieser Welt ja immer wieder entwaffnend.

»Oh, das hätte ich jetzt fast vergessen: Jemand möchte Sie sehen. Kennen Sie einen gewissen James Hardesty?«

»Ja, ich habe einmal mit ihm gedient«, antwortete Clark. »Ist er noch nicht im Ruhestand?«

»Nein, noch nicht. Er arbeitet im Operationsarchiv, als Teil eines Projekts für das DO,

das wir seit etwa vierzehn Monaten durchführen. Es geht dabei um eine Geheimgeschichte unserer Operationen. Wie auch immer, sein Büro liegt im vierten Stock, hinter dem Kiosk an den Aufzügen.« Alden schrieb die Zimmernummer auf einen kleinen Zettel und reichte ihn Clark.

Dieser nahm ihn, faltete ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. Jimmy Hardesty war immer noch hier? Wie zum Teufel war er der Aufmerksamkeit von solchen Scheißkerlen wie diesem Alden entgangen? »Okay, danke. Ich schaue auf dem Weg nach draußen mal bei ihm vorbei.«

»Brauchen die mich hier noch?«, fragte Ding, als Clark aus der Tür trat.

»Nein, dieses Mal wollte er nur mit mir sprechen.« Clark rückte seine Krawatte auf eine Weise zurecht, die er zuvor mit Ding als Zeichen für seinen Zwangsabschied verabredet hatte. Chavez zeigte äußerlich keinerlei Reaktion. Dann fuhren sie mit dem Aufzug zum vierten Stock hinunter. Sie gingen an dem Kiosk vorbei, in dem blinde Verkäufer solche Sachen wie Schokoriegel und Cola verkauften. Besucher hielten dies meist für irgendwie unheimlich oder gruselig, aber für die CIA war es eine löbliche Möglichkeit, auch Behinderten eine Arbeitsstelle zu beschaffen. Wenn sie denn wirklich blind waren. In diesem Gebäude konnte

man sich keiner Sache sicher sein. Dies war jedoch auch ein Teil ihres geheimnisvollen Nimbus.

Sie fanden Hardestys Büro und klopften an die mit einem Ziffernschloss gesicherte Tür. Sie öffnete sich nach ein paar Sekunden.

»Big John«, begrüßte Hardesty überrascht seinen alten Kameraden.

»He, Jimmy. Was machst denn du in diesem Rattenloch?«

»Ich schreibe eine Geschichte der CIA-Operationen, die niemand jemals lesen wird, zumindest nicht zu unseren Lebzeiten. Sind Sie Chavez?«, fragte er Ding.

»Jawohl, Sir.«

»Kommt herein.« Hardesty winkte sie in sein Kabäuschen, in dem gerade einmal zwei Extrastühle standen und es sogar fast genug Platz für die Besucherbeine gab. Ein kleines Arbeitstischchen musste als Ersatzschreibtisch herhalten.

»In welchem Jahr bist du denn gerade?«, fragte John.

»Inzwischen bin ich im Jahr 1953 angelangt. Die ganze letzte Woche habe ich mich mit Hans Tofte beschäftigt und wie er im Koreakrieg diesen norwegischen Frachter mit Hilfsgütern für die Mandschurei in internationalen Gewässern aufbrachte. Dabei mussten zahlreiche Menschen

daran glauben, und es waren nicht nur die >Bösen<. Aber so ging man eben damals vor, glaube ich, und die Matrosen hätten einfach noch einmal darüber nachdenken sollen, bevor sie auf einem solchen Schiff anheuerten.«

»Das war vor unserer Zeit, Jimmy. Hast du schon mit Judge Moore darüber gesprochen? Ich glaube, er war auch an dieser Operation beteiligt.«

Hardesty nickte. »Er hat mich letzten Freitag besucht. Der Judge muss in seinen jüngeren Tagen ein harter Knochen gewesen sein, bevor er seinen Platz auf der Richterbank einnahm. Er und Ritter.«

»Was macht Bob Ritter eigentlich gerade?«

»Hast du das nicht gehört? Scheiße. Er ist vor drei Monaten drunten in Texas gestorben, Leberkrebs.«

»Wie alt war er?«, fragte Chavez.

»Siebenundfünfzig. Er lag im MD-Anderson-Krebszentrum in Texas, bekam also die bestmögliche Behandlung, aber es hat alles nichts genützt.«

»Jeder stirbt an irgendwas«, meinte Clark lapidar. »Früher oder später. Niemand hat uns das von Ritter drüben in England erzählt. Ich frage mich, wieso.«

»Die gegenwärtige Führung mochte ihn nicht besonders.«

Das ergab einen Sinn, dachte John. Er war noch

ein Krieger aus den schlimmsten der bösen alten Tage, der in Rotland gegen den damaligen Hauptfeind gearbeitet hatte, und Kalte Krieger wie er änderten sich nicht so leicht. »Ich werde mir einen Drink auf sein Andenken genehmigen. Wir sind zwar gelegentlich hart zusammengekracht, aber er ist mir nie in den Rücken gefallen. Ich frage mich, was ich in dieser Hinsicht von diesem Alden halten soll.«

»Diese Leute sind nicht von unserem Schlag, John. Ich soll ihm einen ausführlichen Bericht über Leute schreiben, die wir während des Einsatzes umgelegt haben, und ob dabei gegen Gesetze verstoßen worden sei, solches Zeug.«

»Also, was kann ich für dich tun?«, fragte ihn Clark.

»Hat Alden dir den Abschied nahegelegt?«

»Neunundzwanzig Jahre. Und ich lebe immer noch. Eigentlich ein Wunder, wenn ich darüber nachdenke«, meinte John in einem Augenblick nüchterner Betrachtung.

»Also, wenn du eine Beschäftigung brauchst, habe ich da eine Telefonnummer, die du anrufen solltest. Deine Kenntnisse sind ein Aktivposten, mit dem du eine Menge Geld machen könntest. Vielleicht braucht Sandy ja einen neuen Wagen.«

»Was für eine Art von Arbeit?«

»Etwas, das du interessant finden wirst. Ich weiß zwar nicht, ob das Ganze dein Fall ist, aber schlimmstenfalls kommt dabei nur ein Arbeitsessen heraus, das sie ganz bestimmt bezahlen werden.«

»Und wer sind diese Leute?«

Hardesty ließ die Frage unbeantwortet. Stattdessen reichte er ihm ein Stück Papier, auf dem eine Telefonnummer stand. »Ruf sie an, John. Außer, du willst deine Memoiren schreiben und sie dann an den Leuten im siebten Stock vorbeimogeln.«

Clark musste lachen. »Bloß nicht.«

Hardesty stand auf und streckte ihm die Hand hin. »Tut mir leid, dass ich das jetzt abkürzen muss, aber ich habe heute noch eine Menge zu tun. Ruf sie an - oder ruf sie nicht an, ganz wie du gerade aufgelegt bist. Das ist allein deine Entscheidung. Vielleicht gefällt dir das Rentnerleben ja.«

Clark stand ebenfalls auf. »In Ordnung. Danke.«

Danach fuhr er mit Ding mit dem Aufzug ins Erdgeschoss hinunter. Bevor sie das Gebäude verließen, sahen sie sich noch die Gedenkwand an. Für einige Angehörige der CIA repräsentierten diese Sterne nicht weniger die »ehrenvoll Gefallenen« wie der Ehrenfriedhof in Arlington, nur dass diesen auch Touristen besuchen durften.

»Was ist das für eine Nummer, John?«, fragte Chavez.

»Laut Ortsvorwahl irgendwo in Maryland.« Er schaute auf die Uhr und holte sein neues Handy aus der Tasche. »Lass uns herausfinden, wo genau …«

Jacks tägliche Überprüfung des **elektronischen** Ver**kehrs** beanspruchte wie gewöhnlich die ersten neunzig Minuten seines Arbeitstages. Heute erbrachte sie jedoch nichts von Bedeutung. Deshalb holte er sich eine dritte Tasse Kaffee, suchte sich ein paar Bagels aus und kehrte in sein Büro zurück. Dort begann er seinen, wie er es nannte, »Morgenspaziergang« durch die zahllosen Abhörprotokolle, die der Campus von den US-Geheimdiensten erhielt. Vierzig Minuten lang war das Ganze eine Übung in Frustrationsbewältigung, bis ihm plötzlich ein Homeland-Security-Abhörprotokoll ins Auge fiel. ***Das ist nun wirklich höchst interessant,*** dachte er und hob den Hörer ab.

Fünf Minuten später saß er in Jerry Rounds' Büro. »Was haben Sie denn da?«, fragte Rounds.

»Ein DHS/FBI/ATF-Abhörprotokoll. Sie suchen nach einem vermissten Flugzeug.«

Das ließ Rounds aufhorchen. Das Heimatschutz-Ministerium hatte ein Ereignisschwellensystem eingerichtet, das banale und alltägliche Untersuchungen gar nicht erst in seinen

nachrichtendienstlichen Berichten auftauchen ließ. Die Tatsache, dass die Untersuchung drei wichtige Organisationen interessierte, deutete darauf hin, dass jemand bereits erste Nachforschungen angestellt hatte, die bestätigten, dass nicht etwa nur ein schlampiges Charterunternehmen den Verbleib des fraglichen Flugzeugs administrativ aus den Augen verloren hatte.

»ATF, hm?«, murmelte Rounds. Das Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms, das Amt für Alkohol, Tabak und Schusswaffen, war auch für alle Untersuchungen zuständig, die mit Sprengstoffen zu tun hatten. ***Kombiniert mit einem vermissten Flugzeug*** dachte Jack.

»Was für eine Marke?«

»Das wird hier nicht erwähnt. Es muss aber klein sein und kann auch kein Verkehrsflugzeug sein, sonst hätten es die Nachrichten längst gebracht.« Verschwundene Boeing 757 erregten tatsächlich eine Menge Aufmerksamkeit.

»Wie lange ist das her?«

»Drei Tage.«

»Kennen wir die Quelle?«

»Das Routing scheint intern zu sein, also waren es eventuell die Luftfahrtbehörde FAA oder die Verkehrssicherheitsbehörde NTSB. Ich bin alle Meldungen von gestern und heute noch einmal

durchgegangen, habe jedoch überhaupt nichts gefunden.« Das bedeutete wohl, dass jemand den Deckel auf dieser Sache halten wollte.

»Es gibt jedoch vielleicht noch einen anderen Weg, Licht in die Angelegenheit zu bringen.«

»Und welchen?«

»Wir müssen einfach dem Geld folgen«, sagte Jack. Rounds musste lächeln. »Die Versicherung!«

Um 10.47 Uhr klingelte das Telefon. Tom Davis hatte gerade ein ziemlich großes Warentermingeschäft abgewickelt, das dem Campus 1350000 Dollar einbringen würde. Nicht schlecht für drei Tage Arbeit. Beim zweiten Klingeln nahm er den Hörer ab. »Tom Davis.«

»Mr. Davis, mein Name ist John Clark. Man hat mir gesagt, ich solle Sie anrufen. Sie wollten vielleicht einmal bei einem Essen mit mir reden.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Jimmy Hardesty«, antwortete Clark. »Ich würde allerdings gern einen Freund mitbringen. Sein Name ist Domingo Chavez.«

Davis dachte einen Moment nach. Dabei war seine Vorsicht eher eine instinktive Reaktion als eine Notwendigkeit. Hardesty würde bestimmt keine ungebetenen Journalisten auf diese Weise

empfehlen. »Kein Problem, am besten, Sie kommen gleich vorbei«, antwortete Davis. Er erklärte Clark den Weg und sagte dann: »Ich erwarte Sie also gegen Mittag.«

»He, Gerry«, sagte Davis, als er das Büro im obersten Stock betrat. »Ich habe gerade einen Anruf bekommen.«

»Von jemand, den wir kennen?«, fragte der Chef.

»Hardesty, der in Langley arbeitet, schickt uns zwei Männer rüber. Beide **will** die Agency in Pension schicken. John Clark und Domingo Chavez.«

Hendleys Augen weiteten sich etwas. ***»Der*** John Clark?«

»Sieht so aus. Er wird gegen Mittag hier sein.«

»Wollen wir ihn denn?«, fragte der frühere Senator, wobei er die Antwort eigentlich bereits kannte.

»Wir sollten wenigstens mit ihm reden, Chef. Zweifellos wäre er ein fantastischer Ausbilder für unsere Außenagenten. Ich selbst kenne ihn nur vom Hörensagen. Aber Ed und Mary Pat Foley lieben diesen Burschen, und das ist im Grunde Empfehlung genug. Er hat keine Angst, sich die Hände schmutzig zu machen, und er ist schnell und flexibel. Er hat gute Instinkte und ist clever. Chavez

ist aus demselben Holz geschnitzt. Er war zusammen mit Clark in der Rainbow-Truppe.«

»Sind sie verlässlich?«

»Natürlich müssen wir erst einmal mit ihnen sprechen, aber ich glaube schon.«

»Also gut. Holen Sie sie ins Boot, wenn Sie glauben, dass es was bringt.«

»Geht in Ordnung.« Davis verließ den Raum.

Das gibt's doch nicht, dachte Hendley und schüttelte den Kopf. ***John Clark.***

»Hier geht's nach links«, sagte Domingo. Sie waren höchstens noch hundert Meter von ihrem Ziel entfernt.

»Ja. Es ist bestimmt das Gebäude dort auf der rechten Seite. Siehst du den Antennenwald?«

»Yep«, bestätigte Chavez, als sie nach links abbogen. »Damit kann man eine Scheißmenge FM-Wellen auffangen.«

Clark musste kichern. »Ich sehe überhaupt keine Sicherheitseinrichtungen. Ein gutes Zeichen.« Profis wussten, wie man sich harmlos gab.

Er stellte den Mietwagen auf dem Besucherparkplatz ab. Sie stiegen aus und gingen zum Haupteingang hinüber.

»Guten Morgen, Sir«, begrüßte sie ein Wachmann, der eine nicht identifizierbare Uniform trug. Auf

seinem Namensschild stand CHAMBERS. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Wir sind mit einem Mr. Davis verabredet. John Clark und Domingo Chavez.«

Chambers griff zum Telefon und tippte eine Nummer ein. »Mr. Davis? Hier ist Chambers in der Lobby. Hier sind zwei Herren, die Sie sehen möchten. Jawohl, Sir, danke.« Er legte auf. »Er kommt herunter, um Sie zu empfangen, Gentlemen.«

Nach etwas mehr als einer Minute erschien Davis. Clark schätzte sein Alter auf etwa fünfzig. Er war dunkelhäutig und von mittlerer Größe, gut gekleidet, mit hochgekrempelten Hemdsärmeln und gelockerter Krawatte. Der typische schwer beschäftigte Börsenmakler. »Danke, Ernie«, sagte er zu dem Wachmann. Dann wandte er sich den Besuchern zu. »Sie müssen John Clark sein.«

»Schuldig im Sinne der Anklage«, bestätigte John mit einem Schmunzeln. »Und das ist Domingo Chavez.« Die Männer schüttelten sich die Hände.

»Kommen Sie bitte mit nach oben.« Davis brachte sie zum Aufzug.

»Ich habe Ihr Gesicht schon einmal gesehen. Auf der anderen Seite des Flusses«, bemerkte Chavez.

»Tatsächlich?«, erwiderte Davis leicht reserviert.

»Im Einsatzkontrollraum - kann das sein?«

»Ich war früher mal National Intelligence Officer. Jetzt bin ich ein einfacher Wertpapierhändler. Hauptsächlich handle ich mit Firmenpapieren, manchmal aber auch mit Regierungsanleihen.«

Als sie im obersten Stockwerk angelangt waren, führte Davis sie in sein Büro. Auf dem Weg dorthin hörte Clark plötzlich hinter sich ein erstauntes »He!«. Als er sich umdrehte, kam ihm Jack Ryan jr. entgegen.

Clark schaute ihn entgeistert an. »Jack … Arbeitest du etwa hier?«

»Ja.«

»Und was machst du hier?«

»Ich wickle meist Devisengeschäfte ab. Ich schiebe Geld auf dem ganzen Globus hin und her, solche Sachen.«

»Ich dachte immer, euer Familiengeschäft sei der Handel mit Aktien und Wertpapieren«, meinte Clark, ohne das Gesicht zu verziehen.

»Das mache ich nicht … noch nicht«, entgegnete Jack. »Nun ja, ich muss los. Sehen wir uns später …?«

»Bestimmt«, sagte Clark. Ihm drehte sich zwar noch nicht der Kopf, aber die Ereignisse und Entdeckungen dieses Tages boten doch Anlass zu allen möglichen Fragen und Überlegungen.

»Kommen Sie herein«, forderte ihn jetzt Davis auf

und winkte ihn in sein Büro.

Dieses wirkte richtig behaglich. Immerhin standen dort keine Möbel, die in Bundesgefängnissen hergestellt worden waren, wie das im CIA-Hauptquartier üblich war. Davis forderte seine Besucher mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen. »Wie lange kennen Sie Jimmy Hardesty schon?«

»Seit zehn oder fünfzehn Jahren«, antwortete Clark. »Ein guter Mann.«

»Das stimmt. Sie wollen also tatsächlich in den Ruhestand treten?«

»Eigentlich hatte ich bisher nicht ernsthaft daran gedacht.«

»Und wie ist es mit Ihnen, Mr. Chavez?«

»Ich bin ebenfalls noch nicht pensionsreif. Außerdem halte ich mich auf meinem Gebiet für ziemlich qualifiziert. Darüber hinaus habe ich Frau und Kind, und ein weiteres ist gerade unterwegs. Ich bin ein wenig unschlüssig, aber was Sie hier machen, scheint mir doch mit unseren beruflichen Qualifikationen wenig zu tun zu haben.«

»Nun, jeder hier muss über ein paar Grundtatsachen Bescheid wissen«, entgegnete Davis. »Aber darüber hinaus ...« Davis zuckte die Achseln. »Zu welcher Geheimhaltungsstufe haben Sie Zugang?«

»>Top Secret/Special Intelligence/poly<, also für streng geheime Informationen, die nur für Personen mit bestandenem Lügendetektor-Check zugänglich sind. Dies gilt für uns beide«, antwortete Clark. »Zumindest bis Langley uns unsere Entlassungspapiere ausgestellt hat. Warum?«

»Weil das, was wir hier tun, auch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Als Erstes werden Sie mir jetzt bitte ein paar wasserdichte Vertraulichkeitsvereinbarungen unterzeichnen. Haben Sie damit ein Problem?«

»Nein«, antwortete John sofort. Das Ganze hier hatte ihn in einer Weise neugierig gemacht, wie er es seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Er hatte sehr wohl bemerkt, dass sie ihnen keinen Eid abverlangt hatten. Allerdings waren Eide ohnehin eine Sache der Vergangenheit, die die Gerichte bereits vor langer Zeit für nichtig und unwirksam erklärt hatten, wenn es sich um Aussagen gegenüber Journalisten handelte.

Die Unterschriftsprozedur dauerte nicht einmal zwei Minuten. Die entsprechenden Formulare hatten sie noch nie gesehen, wenngleich sie den Vorgang selbst natürlich sehr gut kannten.

Davis überprüfte die Dokumente noch einmal und legte sie dann in eine Schublade. »Okay, ich erkläre Ihnen jetzt ganz kurz die Hintergründe: Wir

bekommen durch irreguläre Kanäle eine Menge Insiderinformationen. Die NSA überwacht aus Sicherheitsgründen den gesamten internationalen Handel. Vielleicht erinnern Sie sich noch an den Konflikt mit Japan. Japanische Finanzmanipulationen brachten damals ja die ganze Wall Street zum Absturz. Das zeigte unseren Sicherheitsorganen, dass sie künftig auf solche Entwicklungen ein Auge haben mussten. Diese Wirtschaftskriege sind eine Realität. Man kann tatsächlich ein ganzes Land aus den Angeln heben, indem man seine Finanzinstitute in Bedrängnis bringt. Wir hier ziehen aus solchen Vorgängen unseren Nutzen, vor allem was unsere Devisenhandelsgeschäfte angeht. Damit machen wir auch das meiste Geld.«

»Und warum ist das so wichtig?«, fragte Chavez.

»Weil wir uns selbst finanzieren. Wir kommen im Bundeshaushalt überhaupt nicht vor, Mr. Chavez, und stehen deswegen auch nicht unter Beobachtung. Kein Steuerzahler muss auch nur einen einzigen Dollar für uns aufbringen. Wir verdienen das Geld, das wir ausgeben, und was wir nicht gleich ausgeben, behalten wir.«

Das wird ja immer interessanter, dachte Clark.

Man konnte eine solche Einrichtung geheim

halten, wenn sie der Kongress nicht finanzierte und demzufolge auch das US-Haushaltsbüro die Bücher nicht einsah. Wenn die Regierung es nicht finanzierte, existierte es für Washington nur als Steuerquelle. Ein gutes Wirtschaftsprüfungsunternehmen konnte dann sicherstellen, dass die Firma »Hendley Associates«, wie der offizielle Tarnname des »Campus« lautete, nicht weiter auffiel: Man musste alles, vor allem die Steuern, einfach nur pünktlich und vollständig bezahlen. Und wenn jemand wusste, wie man Geld eine Weile versteckte, dann waren das diese Jungs. Außerdem hatte Gerry Hendley in Washington immer noch genug Kontakte, um seinem Unternehmen möglichen Ärger zu ersparen. Man schaffte das vor allem durch absolute Ehrlichkeit. Es gab in Amerika so viele dollarschwere Gauner, dass die Bundessteuerbehörde und die US-Börsenaufsicht vollkommen ausgelastet waren. Wie die meisten Regierungsbehörden hielten sie deshalb auch nicht ohne ernsthafte Indizien nach weiteren Schurken Ausschau. Solange man nicht den Ruf bekam, bei dem, was man tat, ein bisschen zu schlau zu sein oder immer hart am Wind zu segeln, tauchte man auf den Radarschirmen der Überwacher überhaupt nicht auf.

»Wie viele echte Kunden haben Sie überhaupt?«,

fragte Chavez.

»Die einzigen Privatkonten, die wir verwalten, sind die unserer Mitarbeiter, und die fahren dabei gar nicht schlecht. In den letzten drei Jahren erwirtschafteten wir für sie einen Durchschnittsertrag von dreiundzwanzig Prozent, und das zusätzlich zu den Gehältern, die auch ganz anständig sind. Wir haben auch ein paar gute Sozialleistungen, vor allem Bildungsbeihilfen für unsere Mitarbeiter mit Kindern.«

»Eindrucksvoll. Und was genau müssen diese Mitarbeiter tun?«, fragte Ding. »Leute umbringen?« Diese Zusatzfrage war eigentlich als kleiner Witz gedacht.

»Gelegentlich«, antwortete Davis. »Es kommt auf den Zeitpunkt und die Umstände an.«

Im Raum wurde es einen Moment lang totenstill.

»War das ein Witz?«, hakte Clark nach. »Nein«, antwortete Davis lapidar. »Und wer autorisiert das?«

»Wir.« Davis machte eine kleine Pause, um diese Feststellung wirken zu lassen. »Wir beschäftigen ein paar überaus fähige Leute, die zuerst nachdenken und dann mit Umsicht handeln. Aber wenn es die Umstände erfordern, töten wir auch einmal jemanden. In den letzten Monaten waren das vier Leute, alle in Europa und alle Mitglieder von

Terrorgruppen. Bisher hatte das keinerlei negative Folgen für uns oder unser Land.«

»Und wer erledigt das?«

Davis zwang sich ein Lächeln ab. »Sie haben gerade einen von ihnen getroffen.«

»Wollen Sie uns veräppeln!«, rief Chavez. »Jack jr.? SHORTSTOP?«

»Genau der. Vor gerade einmal sechs Wochen hat er jemand in Rom für immer aus dem Verkehr gezogen. Eigentlich war es ein Betriebsunfall, und er geriet ganz unverhofft in diese Situation, aber dann erledigte er diesen Job sehr ordentlich. Der Name der Zielperson war Mohammed Hassan al-Din, der Einsatzleiter einer Terroristengruppe, die uns eine Menge Kopfschmerzen bereitet hat. Erinnern Sie sich noch an diese Schießereien in den Einkaufszentren?«

»Ja.«

»Das war seine Handschrift. Wir haben ihn aufgespürt und dann ausgeschaltet.«

»Das kam aber nie in den Zeitungen«, wandte Clark ein.

»Er starb an einem Herzinfarkt. Das sagte zumindest der Pathologe der römischen Justiz«, stellte Davis fest. »Und Jacks Vater weiß nichts davon?«

»Er hat keine Ahnung. Wie ich bereits sagte,

eigentlich war für ihn eine ganz andere Rolle vorgesehen, aber manchmal kommt es halt anders, als man denkt. Er hat das Ganze dann jedoch erstklassig durchgezogen. Hätten wir es vorher gewusst, hätten wir wahrscheinlich einen anderen Weg gewählt, aber nun ist es eben passiert.«

»Ich werde Sie jetzt nicht fragen, wie Jack bei diesem Burschen einen Herzinfarkt ausgelöst hat«, sagte Clark.

»Gut, denn das werde ich Ihnen auch nicht erzählen - oder zumindest noch nicht.«

»Und was ist unsere Tarnung, unsere Legende?«, fragte Clark.

»Solange Sie sich in den Vereinigten Staaten aufhalten, müssen Sie sich deswegen keine Sorgen machen. In Übersee ist das etwas anderes. Wir werden uns natürlich um Ihre Familien kümmern, aber wenn man Sie im Ausland verhaftet, nun, dann besorgen wir Ihnen den besten Anwalt, den wir auftreiben können. Darüber hinaus sind Sie normale amerikanische Bürger, die man bei einer Missetat ertappt hat.«

»Nun, an diese Vorstellung bin ich gewöhnt«, sagte Clark. »Solange meine Frau und Kinder abgesichert sind. Also im Ausland bin ich nur ein einfacher Privatmann, stimmt's?«

»Ganz genau«, bestätigte Davis.

»Der was tut?«

»Der böse Buben ausschaltet. Könnten Sie sich diese Tätigkeit vorstellen?«

»Ich tue das seit langer Zeit und nicht immer auf Kosten von Uncle Sam. Manchmal hat mich das in Langley in Schwierigkeiten gebracht, aber es war immer taktisch notwendig, deshalb habe ich - haben wir - immer nachträglich ein Plazet bekommen. Aber wenn hier bei uns etwas passieren sollte, wissen Sie, ein Straftatbestand wie etwa >Verabredung zum Mord< ...«

»Dann liegt ein Gnadenerlass des Präsidenten für Sie bereit.«

»Sagen Sie das noch einmal«, bat John.

»Jack Ryan hat Gerry Hendley dazu gebracht, diese Sache hier aufzubauen. Und das war Gerrys Bedingung. Also hat Präsident Ryan hundert Gnadenerlasse blanko unterzeichnet.«

»Ist das überhaupt legal?«, fragte Chavez.

»Pat Martin hat das bestätigt. Er ist einer der Leute, die wissen, dass diese Einrichtung existiert. Ein anderer ist Dan Murray. So wie Gus Werner. Jimmy Hardesty kennen Sie ja. Die Foleys gehören jedoch nicht dazu. Wir dachten daran, sie einzuweihen, aber Jack hat sich dagegen entschieden. Selbst die eben Genannten wissen nur, dass sie Leute mit ganz bestimmten Fähigkeiten auf-

fordern sollen, sich einmal bei uns vorzustellen. Sie haben jedoch keinerlei Kenntnisse über unsere Operationen. Sie wissen, dass da eine ganz besondere Einrichtung existiert, aber nicht, was wir hier machen. Selbst Präsident Ryan ist nicht über unsere Einsätze informiert. Das alles bleibt exklusiv in diesem Gebäude.«

»Es ist für einen Mann, der für die Regierung gearbeitet hat, bestimmt nicht leicht, Leuten so rückhaltlos zu vertrauen«, bemerkte Clark.

»Man muss sich seine Leute eben sorgfältig aussuchen«, stimmte Davis zu. »Jimmy glaubt, dass man Ihnen vertrauen kann. Ich kenne Ihren Hintergrund. Ich glaube, er hat recht.«

»Das ehrt mich, Mr. Davis«, sagte Clark und lehnte sich zurück.

Seit mehr als zwanzig Jahren träumte er von einer Organisation wie dieser hier. Einmal hatte ihn Langley losgeschickt, um Abu Nidal im Libanon zu suchen, nur um festzustellen, ***ob*** es möglich sei, ihn ins Jenseits zu befördern. Dies war eine äußerst gefährliche Mission gewesen. Die Unverschämtheit, ihm einen solchen Auftrag aufzubrummen, hatte damals sein Blut zum Kochen gebracht. Trotzdem hatte er ihn ausgeführt und war mit einem Foto zurückgekehrt, das zeigte, dass es tatsächlich möglich war, diesem Bastard einen Kopfschuss zu

verpassen. Aber die kühleren Köpfe - oder Hosenscheißer, wie er sie nannte - in Washington entschieden sich dann, den Auftrag nicht zu Ende zu führen. Letztendlich hatte er also sein Leben für nichts und wieder nichts aufs Spiel gesetzt. Später tötete dann die israelische Armee Abu Nidal mit einer von einem Apache-Kampfhubschrauber abgefeuerten Hellfire-Rakete. Das war natürlich eine weit weniger elegante Tötungsart als ein Gewehrschuss aus 180 Metern Entfernung, die darüber hinaus auch beträchtliche Kollateralschäden verursachte, was die Israelis allerdings herzlich wenig kümmerte.

»Okay«, sagte Chavez. »Unsere Aufgabe wird es sein, jemand auszuschalten, der ausgeschaltet werden muss. Wenn wir gefasst werden, haben wir eben Pech gehabt. Praktisch stehen die Chancen, dass wir selbst dabei getötet werden, sogar fifty-fifty. Das ist das Risiko, klar. Andererseits ist es doch auch irgendwie schön zu wissen, dass wir uns auf eine rechtliche Absicherung unserer Regierung verlassen können, wenn wir solche gefährlichen Missionen durchführen.«

»Es gibt nicht nur eine Art, seinem Land zu dienen.«

»Das mag schon sein«, räumte Ding ein.

Clark sagte: »Da gibt es einen Typ in Langley, der

gerade meinen gesamten Hintergrund überprüft. Der Mann heißt Alden und arbeitet im DO. Offensichtlich hat Jim Greer ein Dossier über mich hinterlassen, in dem all die Dinge aufgeführt sind, die ich vor meinem Eintritt in die Agency angestellt habe. Ich weiß zwar nicht, was genau darin steht, aber es könnte doch problematisch werden.«

»Inwiefern?«

»Ich habe einige Drogendealer ins Jenseits befördert. Die näheren Umstände spielen jetzt keine Rolle, aber ich habe tatsächlich einen ganzen Drogenring außer Gefecht gesetzt. Der Vater von Jack Ryan sr. war damals Polizeikommissar. Als er mich verhaften wollte, konnte ich ihn davon abbringen und fingierte danach meinen eigenen Tod. Ryan kennt die Geschichte, zumindest Teile von ihr.

Wie dem auch sei, die Agency könnte Berichte darüber besitzen. Ich glaube, das sollten Sie wissen.«

»Nun ja, wenn es deswegen Schwierigkeiten geben sollte, könnten wir immer noch auf einen dieser präsidentiellen Gnadenerlasse zurückgreifen. Glauben Sie, dieser Alden könnte dies alles gegen Sie verwenden?«

»Er ist primär Politiker.«

»Verstehe. Ich nehme an, Sie beide möchten erst einmal ein Weilchen über unser Angebot

nachdenken?«

»Sicher«, antwortete Clark für beide.

»Schlafen Sie eine Nacht darüber, und kommen Sie dann morgen wieder vorbei. Wenn sich dies weiterentwickeln sollte, stelle ich Sie dem Chef vor. Nur zur Erinnerung: Was wir hier beredet haben …«

»Mr. Davis, ich bin schon seit langer Zeit Geheimnisträger. Wir beide. Wenn Sie glauben, uns noch einmal daran erinnern zu müssen, liegen Sie völlig falsch.«

»Ist angekommen.« Davis stand auf, um das Treffen zu beenden. »Also dann bis morgen.«

Keiner von beiden sprach ein Wort, bis sie draußen vor dem Gebäude zu ihrem Auto hinübergingen. »Manno-mann, Jack jr. hat jemand umgelegt?« Chavez konnte es immer noch nicht fassen.

»Sieht so aus«, antwortete Clark und dachte dabei, dass es vielleicht Zeit war, ihn nicht mehr als »Junior« zu betrachten. »Anscheinend setzt er jetzt doch noch die Familientradition fort.«

»Sein Vater würde sich in die Hosen machen.«

»Wahrscheinlich«, stimmte John zu. ***Und das war nichts im Vergleich zur Reaktion seiner Mutter, wenn diese davon erfahren würde.***

Sie stiegen in den Wagen und fuhren los. Nach einigen Minuten sagte Chavez: »Ich muss dir etwas

beichten, John.«

»Sprich, mein Sohn.«

»Ich habe schwer Scheiße gebaut.« Chavez beugte sich in seinem Sitz nach vorn, holte einen Gegenstand aus seiner Gesäßtasche und legte ihn auf die Mittelkonsole des Autos.

»Was ist das?«

»Ein USB-Stick. Du weißt schon, so ein Speichermedium für den Computer …«

»Ich weiß, was das ist, Ding. Aber warum zeigst du ihn mir?«

»Ich habe ihn einem der Gomer in der Botschaft in Tripolis abgenommen. Wir haben sie am Schluss alle noch kurz gefilzt. Ich habe das bei dem Anführer gefunden, dem ich in der Nähe des Laptops eine Kugel in den Leib gejagt hatte.«

Obwohl ihm ein 9-Millimeter-Geschoss aus Chavez' MP5 in der Seite steckte, hatte es ein Mann noch geschafft, zum Laptop zu wanken und eine Tastenkombination einzutippen, die die Festplatte und die Wireless-Karte löschte. Beide waren nun im Besitz der Schweden, die jedoch kaum etwas mit ihnen anfangen konnten.

Alle waren überzeugt, dass die Terroristen mit Hilfe des Laptops mit jemandem draußen kommuniziert hatten. Das war eben der Fluch des digitalen Zeitalters, wie Clark wusste. Die drahtlose

Internet-Technologie war inzwischen so weit fortgeschritten, dass die Signale nicht nur eine größere Reichweite hatten, sondern auch viel besser verschlüsselt werden konnten. Selbst wenn die Libyer kooperativer gewesen wären, hätte Rainbow kaum alle Hotspots in der Umgebung der Botschaft aufspüren und/oder ausschalten können. Wenn es den Schweden also nicht gelang, die Daten auf der Festplatte oder der Karte doch noch zu retten, würden sie nie erfahren, mit wem die Botschaftsbesetzer gesprochen hatten.

Oder vielleicht doch, musste Clark denken.

»Mein lieber Mann, Ding, wie konnte dir ein solches Versehen nur passieren?«

»Ich habe den Stick in die Tasche gesteckt, aber mich erst dann wieder daran erinnert, als wir daheim unsere Sachen ausgepackt haben. Es tut mir so leid. Also, was soll ich jetzt damit machen?«, fragte Ding mit einem teuflischen Grinsen. »Ihn Alden übergeben?«

»Das muss ich mir erst noch überlegen.«

Es war bereits später Nachmittag, als Jack endlich fand, wonach er suchte. Zwar waren die Luftfahrtversicherungen gesetzlich verpflichtet, alle Schadensfälle zu veröffentlichen, aber es gab keine Bestimmungen, die einen leichten Zugang zu diesen

Informationen erlaubten. Folglich sorgten die meisten Versicherungsträger dafür, dass die digitale Suche nach eingereichten Schadensansprüchen eine äußerst komplizierte Angelegenheit war.

»XLIS, die XL-Versicherung in der Schweiz«, informierte Jack jetzt Rounds. »Sie sind dort drüben ganz groß im Geschäft mit Flugzeugversicherungen. Vor drei Wochen hat jemand einen Antrag auf Schadensvergütung eingereicht. Es geht dabei um eine Dassault Falcon. Das ist ein kleiner Privat- und Firmenjet. Er wird vom selben Unternehmen gebaut, das auch die Mirage-Kampfflugzeuge herstellt. Die Antragstellerin ist eine gewisse Margarite Hlasek, die zusammen mit ihrem Mann Lars die Firma Hlasek Air betreibt. Die sitzt in Zürich. Und jetzt kommt der Clou: Ich habe unsere Abhörprotokolle abgeglichen, nach einigen Schlüsselwörtern gesucht und bin dabei auf etwas gestoßen: Vor zwei Tagen hat das FBI seine Rechtsattaches in Stockholm und Zürich kontaktiert. Jemand sucht nach Informationen über Hlasek Air.«

»Warum Stockholm?«

»Da habe ich nur eine Vermutung. Sie interessieren sich natürlich für Hlaseks Heimatbasis. Und vielleicht war Stockholm der letzte Flughafen, auf dem die Falcon gelandet ist.«

»Was wissen wir sonst noch über diese Hlaseks?«

»Sie sind irgendwie nicht ganz sauber. Ich habe vier unterschiedliche Beschwerden gefunden, die bei der schwedischen Zivilluftfahrtverwaltung oder der schwedischen Zivilluftfahrtbehörde eingereicht wurden.«

»Was ist da der Unterschied?«

»Die eine ist für die staatlichen Flugplätze und die Flugsicherung zuständig, die andere kontrolliert die gewerbliche Luftfahrt und deren Sicherheit. Vier Beschwerden in den letzten beiden Jahren. Bei dreien ging es um Unregelmäßigkeiten in Zollerklärungen und bei einer um einen >verloren gegangenen< Flugplan.«

»Mit uns fliegen Terroristen schnell und sicher«, murmelte Rounds.

»Könnte durchaus sein. Ein solcher Service ist aber bestimmt nicht billig.«

»Reden wir mit Gerry.«

Hendley sprach gerade mit Granger. Der Chef winkte sie herein. »Jack hat da vielleicht etwas«, sagte Rounds. Jack erzählte noch einmal, was er herausgefunden hatte.

»Das sind doch alles nur Vermutungen«, gab Granger zu bedenken.

»Ein vermisstes Flugzeug, das ATF interessiert sich

dafür, das FBI streckt seine Fühler vor Ort in Stockholm aus und ein zwielichtiges Charterunternehmen«, konterte Rounds. »So etwas kennen wir doch, oder? Hlasek Air befördert Leute, die entweder kein Verkehrsflugzug benutzen ***wollen*** oder keines benutzen ***können.*** Dies führt uns wahrscheinlich nicht zu unserem Gesuchten, aber vielleicht bringt es uns doch irgendwie weiter.«

Hendley dachte kurz nach, dann schaute er Granger an, der die Schultern zuckte und nickte. Zum Schluss wandte sich Hendley Jack zu.

»Es kann nicht schaden, ab und zu mal ein paar Bäumchen zu schütteln, Boss.«

»Das stimmt. Was machen eigentlich gerade die Caruso-Brüder?«

Mit einem Unterhändler verhandeln zu müssen war zwar nicht üblich, aber auch nicht so ungewöhnlich, dass Melinda damit Probleme gehabt hätte. So etwas bedeutete normalerweise nur, dass der Kunde entweder verheiratet und/oder in herausgehobener oder öffentlicher Position tätig war. Beides brachte gewöhnlich auch mehr Geld, und so war es auch in diesem Fall. Der Unterhändler - ein mediterraner Typ namens Paolo, der Brandnarben an den Händen hatte - hatte ihr die

Hälfte des Honorars von 3 000 Dollar als Vorschuss ausgehändigt und ihr eine Straßenecke genannt, an der sie abgeholt werden würde. Auch das entsprach nicht ihrem gewöhnlichen ***Modus Operandi,*** aber Geld war eben Geld, und diese Summe lag weit über ihrem normalen Verdienst.

Am wahrscheinlichsten schien ihr zu sein, dass der Freier von ihr irgendwas Perverses verlangen könnte, denn das gehörte grundsätzlich nicht zu ihren Dienstleistungen. In diesem Fall würde sich das Problem stellen, wie sie ihn davon abbringen konnte, ohne ihn als Kunden zu verlieren. Die meisten Männer waren in dieser Hinsicht nicht schwer abzulenken, aber manchmal geriet man auch an Typen, die sich auf etwas echt Perverses buchstäblich versteiften. Derlei war ihr allerdings bisher nur zweimal passiert, aber sie hatte festgestellt, dass sie mit Diskretion und Entschlossenheit am besten aus solcher Bedrängnis herauskam: »Danke, ich verzichte« sagen und dann machen, dass du wegkommst.

Statistisch gesehen liefen nicht sehr viele Serienkiller herum, aber von denen hatte es ungefähr die Hälfte auf Nutten abgesehen - bis hin zu Jack the Ripper im Londoner Whitechapel. Die »Ladies of the Night«, wie man sie im England des 19. Jahrhunderts elegant nannte, führten ihre Freier

für Quickies im Stehen in verborgene Winkel - wo die Mädchen natürlich entschieden leichter abzumurksen waren als mitten auf einer belebten Straße. Deshalb hatten Melinda und ihre Freundinnen ein recht einfaches Sicherheitssystem entwickelt: Sie teilten einander die Einzelheiten ihrer Kundenkontakte mit.

In diesem Fall handelte es sich um einen Lincoln Town Car mit dunkel getönten Fenstern. Er hielt neben ihr am Straßenrand, und Melinda hörte, dass eine der Hintertüren entriegelt wurde. Die Fenster wurden nicht herabgelassen. Sie zögerte einen Augenblick, doch dann stieg sie ein.

»Warum sind die Fenster abgedunkelt?«, fragte sie den Fahrer, wobei sie sich um einen möglichst beiläufigen Ton bemühte.

»Schutz gegen die Sonne«, gab er knapp zurück.

Klingt logisch, dachte Melinda, behielt aber ihre Handtasche in Griffnähe, wo sie eine sehr alte Colt Pocket Automatic Kaliber 6.35 mm mit sich führte, die mit ihren knapp 370 Gramm leicht wie eine Feder war. Sie hatte kaum jemals damit geschossen, aber die Waffe war immer mit sieben Patronen im Magazin geladen, wenn auch gesichert. Keine .44-Magnum natürlich, aber auch nicht gerade ein Küsschen auf die Wange.

Sie blickte auf die Armbanduhr. Vor einer halben

Stunde hatten sie die Stadt hinter sich gelassen. Das war gut und schlecht. Ein wirklich abgeschieden gelegenes Privathaus war natürlich ein idealer Platz, um eine Hure umzubringen und die Leiche verschwinden zu lassen. Aber sie wollte sich nicht ständig über alles Sorgen machen. Ihre Handtasche war nur ein paar Zentimeter von ihrer rechten Hand entfernt, und darin steckte Little Mr. Colt ...

Der Wagen bog nach links in eine Zufahrt ein, dann noch einmal links in die Garage eines Wohnkomplexes mit Apartments. Eine Privatgarage, nicht etwa ein gemeinsam genutztes Parkhaus, was bedeutete, dass die Wohnung wahrscheinlich einen direkten Zugang zur Garage hatte. Aber zumindest war es kein Wohnwagenpark. Die Leute, die in Wohnwagenparks wohnten, jagten ihr regelmäßig Angst ein, obwohl das nicht ihre normale Klientel war. Melinda verlangte zwischen 1000 und 2 000 Dollar für einmal Poppen und 4 500 Dollar für die ganze Nachtschicht. Bemerkenswert war vor allem, dass so viele Männer bereit waren, diese Preise zu zahlen. War ein willkommener Zusatzverdienst zu ihrem normalen Job, Empfangsdame bei der Schulverwaltung von Las Vegas. Der Fahrer stieg aus, öffnete ihr die Tür und reichte ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

»Willkommen!«, rief eine Männerstimme. Melinda ging in die Richtung, aus der sie die Stimme gehört hatte, und entdeckte endlich einen groß gewachsenen Mann im Wohnzimmer. Er hatte ein recht angenehmes Lächeln, doch das hatten die meisten drauf, und sie war daran gewohnt. »Wie heißen Sie?«, fragte er. Auch die Stimme war angenehm - irgendwie melodisch.

»Melinda«, sagte sie, und als sie auf ihn zuging, schwang sie die Hüften ein klein wenig stärker als sonst.

»Möchten Sie ein Glas Wein, Melinda?«

»Danke«, sagte sie, und er reichte ihr ein hübsches Kristallglas. Paolo war verschwunden, wohin, wusste sie nicht. Die gesamte Atmosphäre wirkte so, dass sie ihre Alarmsysteme herunterfuhr. Wer immer dieser Mann sein mochte, er war jedenfalls reich, und mit solchen Leuten hatte sie eine Menge Erfahrung. Sie konnte sich also ein wenig entspannen. Melinda war sehr gut darin, Männer zu »lesen« - verdiente sie damit nicht ihren Lebensunterhalt? -, und dieser hier wirkte in keiner Weise bedrohlich. Der wollte nur seinen Überdruck ablassen, und genau das war ihre Dienstleistung. Sie konnte solche Preise verlangen, weil sie gut darin war, und den Freiern machten die Preise auch

nichts aus, weil sie ihr Geld wert war. Melindas Zunft funktionierte in dieser Gegend perfekt nach dem Laissez-faire-Modell, obwohl sie sich politisch nicht als Konservative fühlte und noch nie die Republikaner gewählt hatte.

»Der Wein ist sehr gut«, bemerkte sie nach dem ersten kleinen Schluck.

»Danke. Man versucht, seinen Gästen das Beste zu bieten.« Er wies mit einer höflichen Geste zur Ledercouch. Melinda setzte sich, die Handtasche mit offenem Reißverschluss in Griffnähe.

»Möchten Sie die Restsumme vorher erhalten?«, fragte er.

»Ja, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»In Ordnung.« Er griff in die Gesäßtasche und zog einen Umschlag heraus, den er ihr gab. Fünfzehn 100-Dollar-Noten, damit hatte sie den Umsatz der ganzen Nacht bereits erwirtschaftet. Und vielleicht sogar noch mehr, wenn er mit der weiteren Entwicklung des Abends besonders zufrieden war.

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«, fragte sie.

»Sie werden lachen - mein Name ist wirklich John. Es gibt tatsächlich noch Leute, die so heißen, wissen Sie.«

»Das ist okay, John«, antwortete sie mit einem Lächeln, das die Chromstoßstangen eines Chevy Baujahr 57 zum Schmelzen gebracht hätte. Sie

stellte ihr Weinglas auf den Couchtisch. »Also dann …« Und sie begann mit ihrer Dienstleistung.

Drei Stunden später. Melinda hatte sich die Zeit genommen, ausgiebig zu duschen und ihr Haar zu bürsten. Das gehörte zu ihrer Apres-Sex-Routine und sollte dem Klienten das Gefühl vermitteln, dass ihr die Sache wirklich gefallen hatte. Der Gedanke lag allerdings den meisten Männern ziemlich fern, und das galt an diesem Abend ganz bestimmt auch für John. Die Dusche würde jedenfalls den Geruch wegspülen, den er überall am Körper hatte. Der Geruch war ihr vage bekannt, aber sie wusste nicht, woher. ***Irgendwas Medizinisches?,*** überlegte sie, verdrängte aber den Gedanken bald wieder. Vielleicht hatte er auch nur Fußpilz oder so was. Trotzdem und insgesamt sah er nicht schlecht aus. Italiener vielleicht. Jedenfalls von irgendwo am Mittelmeer oder aus dem Nahen Osten. Von diesen Leuten liefen viele herum, und sein Verhalten weckte keineswegs den Verdacht, dass es ihm an Geld fehle.

Sie zog sich fertig an und kehrte ins Wohnzimmer zurück, ein kokettes Lächeln auf den Lippen.

»John«, sagte sie im aufrichtigsten Tonfall, den sie draufhatte, »das war wunderbar. Ich hoffe, wir können es irgendwann noch mal tun.«

»Du bist sehr lieb, Melinda«, antwortete er, und dann küsste er sie. Eigentlich war es sogar ein recht netter Kuss. Nicht zuletzt deshalb, weil er einen weiteren Umschlag mit zwanzig 100-Dollar-Noten herauszog. Dafür hatte er sich eine besonders lange und enge Umarmung verdient.

Daraus könnte was werden, dachte sie. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, würde er sie noch einmal einladen, wenn sie ihren Job wirklich gut gemacht hatte. Mit reichen, exklusiven Klienten machte die Sache doch viel mehr Spaß.

»War sie zufriedenstellend?«, erkundigte sich Tariq, als er zurückkehrte, nachdem er Melinda in die Stadt zurückgefahren hatte.

»Vollkommen«, sagte der Emir und lehnte sich in die Couch zurück. ***Sogar mehr als nur zufriedenstellend,*** dachte er. »Eine riesige Verbesserung, verglichen mit der Ersten.«

»Ich bitte um Nachsicht für meine Ungeschicklichkeit.«

»Keine Entschuldigung nötig, mein Freund. Wir sind schließlich in einer außergewöhnlichen Lage. Du warst vorsichtig - und genau das erwarte ich auch von dir.« Die andere Frau - Trixie - hatte schlechte Manieren und war im Bett zu plump und routiniert gewesen. Diese beiden Fehler hätte der

Emir noch nachsehen können. Aber hätte sie nicht so viele Fragen gestellt, wäre sie weniger neugierig gewesen, dann hätte man sie heil und sicher an ihre Straßenecke zurückgebracht, und sie hätte ihr armseliges Leben fortsetzen können - ihre einzige Strafe wäre gewesen, dass sie keine Einladung mehr erhalten hätte. ***Bedauerlich, aber unvermeidlich,*** dachte der Emir. Und eine notwendige Lektion. Trixie direkt zum Haus zu bringen war ein Fehler gewesen, und um ihn nicht noch einmal zu begehen, hatte er Tariq beauftragt, die Wohnung anzumieten. Sie würde als neutraler Raum dienen, falls es nötig werden sollte, eine weitere Schlampe zu entsorgen.

»Noch etwas, bevor ich schlafen gehe?«, fragte er. Sie wollten hier übernachten, bevor sie zum Haus zurückkehrten. Ein- und ausfahrende Autos mitten in der Nacht könnten die Aufmerksamkeit neugieriger Nachbarn wecken.

»Ja, vier Dinge«, antwortete Tariq und setzte sich ihm gegenüber in einen Sessel. »Erstens: Hadi ist auf dem Rückweg nach Paris. Er wird sich morgen mit Ibrahim treffen.«

»Du hast Hadis Sendung erhalten?«

»Ja. Vier Einrichtungen erscheinen besonders vielversprechend. Unser Agent hat in den letzten zwei Jahren in allen vier Einrichtungen gearbeitet.

Anscheinend hat sich die Sicherheit nur in einer Einrichtung wirklich dramatisch verändert.«

»Paulinia?«

»Richtig.«

Das ergab einen Sinn, dachte der Emir. Der Mutterkonzern Petrobras hatte die Einrichtung beauftragt, den neuen Zustrom an Rohöl aufzunehmen, was wiederum weitere Baumaßnahmen erforderte — und dem Emir war vollkommen klar, dass dadurch die Anlage noch verwundbarer wurde. Etwas Ähnliches hatte sich in den Siebziger- und Achtzigerjahren in der Nähe von Riad ereignet. Auch dort war die Expansion so schnell verlaufen, dass in den petrochemischen Anlagen ein gravierender Mangel an ausgebildetem, kompetentem Sicherheitspersonal aufgetreten war. Das war der Preis der Gier.

»Es dauert bestimmt ein Jahr, bevor die Sicherheit der Anlage gewährleistet ist.«

»Du hast wahrscheinlich recht, aber so lange wollen wir bestimmt nicht warten. Rekrutierung?«

»Ibrahim hat fast alle Leute beieinander«, antwortete Tariq. »Er meldet, dass er innerhalb der nächsten vierzehn Tage bereit sein wird. Er schlägt vor, Hadi für das Team zu rekrutieren.«

Der Emir dachte darüber nach. »Was meinst du?«

»Hadi ist zuverlässig, und es gibt keinen Zweifel an

seiner Loyalität. Er ist für Feldarbeit gut ausgebildet, hat aber wenig Erfahrung in der wirklichen Welt, abgesehen von dem, was er in Brasilien macht, wo er wirklich solide Arbeit leistet. Wenn Ibrahim glaubt, dass Hadi jetzt so weit ist, dann denke ich, wir können seinem Vorschlag folgen.«

»Gut. Gib Ibrahim meinen Segen. Was noch?«

»Eine Statusmeldung von der Frau. Ihre Beziehung ist gefestigt, und sie macht Fortschritte, aber sie glaubt nicht, dass sie jetzt schon alles aus ihm herausholen kann.«

»Hat sie einen Zeitraum genannt?«

»Drei bis vier Wochen.«

Der Emir versuchte, die Information in seinen geistigen Kalender zu übertragen. Die Information der Frau war eine entscheidende Marke auf dem Zeitstrahl. Ohne sie würde er möglicherweise vor dem Problem stehen, die Sache um ein weiteres Jahr zu verschieben. Ein weiteres Jahr, in dem die Amerikaner versuchen würden, an seinen Netzwerken herumzuschnippeln und in dem viele Zungen locker werden konnten. Und ein Jahr, in dem jemand zufällig über einen Faden stolpern konnte und damit das ganze Wollknäuel aufrollen würde.

Nein, beschloss er, es musste noch in diesem Jahr

geschehen.

»Teile ihr mit, wir erwarten von ihr, dass sie es in maximal drei Wochen schafft. Nächster Punkt.«

»Eine Mitteilung von Nayoan in San Francisco. Seine Leute sind positioniert und warten auf Befehle.«

Unter den unzähligen Teilen und Stücken, aus denen sich Lotus zusammensetzte, hatte sich Nayoan als einfachster Teil erwiesen, jedenfalls im Hinblick auf die Phasen der Infiltration und Vorbereitung. Studentenvisa konnte man sich relativ leicht beschaffen, und noch leichter war es für jemand in Nayoans Position. Und weil die Amerikaner in Bezug auf die Welt außerhalb ihrer eigenen Grenzen so ignorant waren, hielten sie Indonesier schlicht für Asiaten oder »Orientalen«, ohne sich klar darüber zu werden, dass dieser Staat die größte muslimische Bevölkerung der Welt hatte. Fanatismus und Beschränktheit, dachte der Emir, waren die Waffen, die der URC nur zu gern einsetzen wird.

»Gut«, sagte er. »Morgen werden wir die Ziele noch einmal genau durchsprechen. Wenn es nötig ist, Veränderungen vorzunehmen, ist es besser, dies so früh wie möglich zu tun. Was noch?«

»Die letzte Sache: Du hast die Berichte in den Nachrichten über die Botschaft in Tripolis

gesehen?«

Der Emir nickte. »Idiotische Sache. Reine Verschwendung.«

»Der sie geplant hat, war einer von uns.«

Der Emir richtete sich ruckartig auf und starrte Tariq durchdringend an. »Wie bitte?« Acht Monate zuvor war eine Botschaft an alle URC-Zellen geschickt worden, dass sämtliche Anschläge auf der Ebene der lokalen Zellen ab sofort und bis auf Weiteres unterbleiben müssten, denn die laufende Operation hatte zu viele Finessen, erforderte genaue Abstimmung und war zu komplex, um Kräfte mit kleineren Operationen zu verzetteln. Kleinere Operationen - die meistens knappe Fehlschläge oder Ereignisse mit wenig Opfern waren - hatten zwar ihre Berechtigung, denn sie sollten die Illusion erzeugen, dass der URC schlecht organisiert sei und sich nur immer weiter durchwurstle, aber etwas wie dieses Projekt ...

»Wie heißt er?«, wollte der Emir wissen.

»Dirar al-Kariim.«

»Sagt mir nichts.«

»Jordanier. Wurde vor drei Jahren in der Hussein-Moschee in Amman rekrutiert. Ein Soldat, nichts weiter. Dieselbe Mission war letztes Jahr von unseren Leuten in Benghasi vorgeschlagen worden. Wir haben damals abgelehnt.«

»Wie viele Tote?«

»Sechs bis acht von unseren Leuten. Keine auf der anderen Seite.«

»Allah sei Dank.« Wenn keine Geiseln umkamen, würde die westliche Presse den Zwischenfall bald wieder vergessen, und oft verschwand mit der nachlassenden Aufmerksamkeit der Medien auch das Interesse der Geheimdienste. Das war die Last, die sie im »globalen Krieg gegen den Terror« zu tragen hatten. Sie waren wie der sprichwörtliche holländische Junge, der mit dem Finger ein Loch im Deich zu stopfen versucht.

»Wissen wir, wen er rekrutierte?«

»Wir kümmern uns gerade darum. Und wir wissen auch noch nicht, wer den Überfall überlebte - außer al-Kariim selbst«, sagte Tariq und fügte süffisant hinzu: »Er hat nämlich gar nicht daran teilgenommen.«

»Ist dieser Mann wahnsinnig! Also hat dieser ... dieser unsägliche Idiot ohne unsere Zustimmung einen Anschlag geplant, ihn gründlich vermasselt, und er hat weder genug Vernunft noch genug Ehre im Leib, bei dem Versuch selbst zu sterben. Wissen wir, wo er sich jetzt aufhält?«

»Nein, aber es sollte nicht schwer sein, ihn zu finden. Vor allem, wenn wir die Hand helfend ausstrecken. Er ist wahrscheinlich auf der Flucht

und sucht nach einem sicheren Unterschlupf.«

Der Emir nickte nachdenklich. »Gut, tu das. Reiche ihm einen Olivenzweig, aber bleibe auf Distanz. Lass Almasi die Sache regeln.«

»Und wenn wir ihn haben?«

»Dann statuieren wir ein Exempel an ihm für alle anderen Narren.«

Im Pariser Montparnasse-Arrondissement trank Shasif Hadi seinen Kaffee und tat sein Bestes, um nicht nervös zu wirken. Wie versprochen, hatte sein Kontaktmann am Topanga Beach ihn am nächsten Tag angerufen und ihm Anweisungen gegeben, wo er die nächsten Päckchen finden würde; sie waren auf gemietete Postfächer im Großraum Los Angeles verteilt. Er war nicht überrascht, dass jedes Päckchen eine nicht beschriftete CD-ROM enthielt, wohl aber, an einem davon eine maschinenschriftliche Notiz zu finden: »Indiana Café, Montparnasse, 77 Av Maine« mit einem Datum und einer Uhrzeit. Was Hadi nicht wusste, war, ob das einfach eine weitere Kuriermission oder mehr war.

Der in Algerien geborene Hadi war als Jugendlicher mit der Familie nach Frankreich gekommen, wo sein Vater Arbeit suchte. Hadi sprach gut Französisch. Sein Akzent war der eines

pied-noir, eines »Schwarzfußes«. So wurden seit 200 Jahren die französischen Einwohner von Französisch-Nordafrika genannt, das Anfang der Sechzigerjahre in einem langen blutigen Kolonial- und Bürgerkrieg verloren gegangen war, aus dem sich die Französische Republik eher zurückgezogen hatte, als dass sie ihn verloren hätte. Algerien hatte dann nicht gerade floriert, also hatten die Araber Millionen seiner Bürger nach Europa exportiert, wo sie nicht unbedingt willkommen waren, besonders seit sie in den Neunzigerjahren ihre islamische Identität entdeckt hatten, und das in einem Land, das sich immer noch für einen Schmelztiegel hielt. Sprich die Sprache (oder sprich wenigstens die Wörter richtig aus), übernimm die Gebräuche, und schon warst du Franzose, und den anderen Franzosen war deine Hautfarbe ziemlich egal. Frankreich war zwar nominell katholisch, aber auch nicht gerade eine Nation von Kirchgängern. Der Islam hatte all das verändert. Früher hatte es zwar Kriege gegen die Muslime gegeben — vielleicht erinnerte man sich wieder an den Sieg Karl Martells 732 in der Schlacht bei Tours und Poitiers -, aber hauptsächlich störten sich die Franzosen daran, dass es muslimische Migranten gab, die ihre Kultur ablehnten, deren Kleidungs- und Lebensstil nicht zu dem der weinseligen Bonvivants passte und die

praktisch aus dem Schmelztiegel wieder herausprangen. ***Und welchen Grund kann man schließlich haben, kein Franzose sein zu wollen?,*** fragten sie sich. Und deswegen behielten die unzähligen französischen Polizeibehörden solche Leute im Auge. Hadi wusste das und gab sich deshalb Mühe, nicht aufzufallen; er hoffte, dass Allah verstehen und ihm in Seiner unendlichen Gnade vergeben würde. Außerdem war er schließlich nicht der einzige Muslim, der Alkohol trank. Die französische Polizei registrierte das und ließ ihn folglich in Ruhe. Er hatte einen festen Arbeitsplatz - als Verkäufer in einem Videoladen kam gut mit seinen Kollegen aus, wohnte in einem bescheidenen, aber komfortablen Apartment in der Rue Dolomieu im 5. Arrondissement, fuhr einen Citroen-Kombi und machte keinen Ärger. Was der Polizei nicht auffiel, war, dass er ein wenig über seine Verhältnisse lebte. Die Polizisten hier waren gut, aber auch nicht vollkommen.

Außerdem entging ihnen noch, dass er hin und wieder reiste, meistens innerhalb Europas, und sich gelegentlich mit Ausländern traf, gewöhnlich in einem netten Bistro. Besonders gern trank er einen leichten Roten von der Loire, wobei er nicht wusste, dass der Winzer, ein Jude, ein entschlossener Unterstützer des Staates Israel war. Antisemitismus

gab es neuerdings wieder in Frankreich, sehr zur Freude der fünf Millionen Muslime, die inzwischen dort lebten.

»Darf ich mich zu dir setzen?«, hörte Hadi eine Stimme neben sich.

Er wandte sich dem Sprecher zu. »Natürlich.«

Ibrahim setzte sich. »Wie war die Reise?«

»Problemlos.«

»Und was hast du für mich?«, fragte Ibrahim.

Hadi zog die CD-ROMs hervor und schob sie offen über den Tisch. Unauffällig wirken zu wollen war oft selbst auffällig. Und ein zufälliger Fremder — übrigens auch ein erfahrener Zollbeamter - hätte auf den CDs, wenn er sie sich angesehen hätte, sowieso nichts weiter gefunden als eine digitale Diashow von einem Sommerurlaub.

»Hast du sie dir angesehen?«, fragte Ibrahim. »Natürlich nicht.«

»Probleme bei der Einreisekontrolle?«

»Nein. Ich war ein bisschen überrascht, ehrlich gesagt«, meinte Hadi.

»Wir sind fünf Millionen hier. Sie können uns nicht alle überwachen, und ich verhalte mich unauffällig. Sie glauben, dass ein Muslim, der Alkohol trinkt, harmlos ist.«

Sich unauffällig zu verhalten hieß, dass er keine Moschee besuchte und sich nicht an Orten blicken

ließ, wo man islamischen Fundamentalisten begegnete, die in Frankreich »Integristen« hießen, weil »Fundamentalisten« hier ein Begriff für christliche Fanatiker war. Die wiederum waren vermutlich zu sehr damit beschäftigt, sich pausenlos zu betrinken, um ihm gefährlich zu werden, dachte Hadi. ***Ungläubige.***

»Es hieß, ich könnte vielleicht eine andere Rolle übernehmen«, drängte Hadi.

Sie saßen an einem Tischchen draußen auf dem Bürgersteig. Keine drei Meter entfernt waren Leute, aber schließlich gab es den Verkehrslärm und das übliche Getriebe einer Großstadt. Beide vermieden es, sich konspirativ über den Tisch zu beugen. Das hatte man zuletzt in Filmen aus den Dreißigerjahren gesehen; Viel unverdächtiger war es, seinen Wein zu trinken, eine Zigarette zu rauchen und den Frauen mit ihren eleganten Kleidern und entblößten Beinen nachzuschauen. Dafür hatten alle Franzosen Verständnis.

»Wenn du interessiert bist«, erwiderte Ibrahim.

»Das bin ich.«

»Es wäre etwas anderes als sonst. Nicht ohne Risiko.«

»Wenn Gott es will.«

Ibrahim sah ihn fünf Sekunden lang scharf an, dann nickte er. »Deine Reise nach Brasilien ... Wie

oft bist du schon dort gewesen?«

»Sieben Mal in den letzten vier Monaten.«

»Hat es dir gefallen?«

»War nicht schlecht.«

»Würdest du wieder hinfahren, wenn wir dich darum bitten?«

»Sicher.«

»Wir haben einen Kontaktmann dort. Triff dich mit ihm, und lass dir eine Unterkunft besorgen.« Hadi nickte. »Wann soll ich fliegen?«

»Ich habe ihn«, erklärte Jack jr. und reichte Bell die Seiten.

Der nahm sie und lehnte sich in seinem Drehstuhl zurück. »Frankreich?«, fragte er. »Die Geburtsanzeige?«

Jack hatte seinen Verdacht über den plötzlichen Wechsel im Kommunikationsprotokoll des URC weiterverfolgt, war Spuren nachgegangen und hatte Verbindungen gezogen, bis es ihm gelungen war, einen der alphanumerischen Werte zuzuordnen, wodurch er einen weiteren Namen auf der E-Mail-Liste entschlüsseln konnte.

»Ja. Er heißt Shasif Hadi. Lebt wohl in Rom. Ich weiß nicht, wo genau, aber er ist Muslim, wahrscheinlich algerischer Herkunft, und tut sein Bestes, um nicht aufzufallen. Verbringt viel Zeit in

Paris.«

Bell grinste. »Wahrscheinlich haben die Italiener keine Ahnung, dass er existiert.«

»Wie gut sind sie?«, fragte Jack.

»Die Italiener? Ihre Geheimdienste sind erstklassig, und sie haben schon schwierige Fälle gelöst. Auch die Polizei ist da ziemlich gut. Sie hat mehr Rechte als unsere, deswegen ist sie besser im Aufspüren von Verdächtigen und in der Hintergrundrecherche, als wir es unseren Jungs erlauben. Eine Abhöraktion kann schon der Staatsanwalt anordnen, ohne einen Gerichtsbeschluss, wie wir ihn brauchen. Wenn ich ein Verbrecher wäre, würde ich mir Mühe geben, nicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Das ist die alte europäische Art - sie wissen gern so viel wie möglich über die Leute und was sie so anstellen. Wenn man eine weiße Weste hat, lassen sie einen in Ruhe, wenn nicht, können sie einem das Leben ziemlich vermiesen. Das Rechtssystem funktioniert anders als unseres, ist aber im Ganzen ziemlich gerecht.

Die Franzosen behalten ihre muslimischen Migranten im Auge, weil es ein paar Probleme gegeben hat, aber keine großen. Stimmt allerdings: Wenn dieser Mann mitspielt, dann weiß er, dass er unauffällig bleiben und seinen Wein trinken, sein

Brot essen und Fernsehen schauen muss wie alle anderen auch. Sie hatten ein bisschen Terrorismus, aber nicht viel. Die OAS in den Sechzigern, das war schon ein echtes Problem und konnte einem Angst machen, aber das haben sie ziemlich effizient gelöst. Und ziemlich gnadenlos. Sie wissen schon, wie sie vorgehen müssen. Und dieser Hadi - bleibt er brav zu Hause?«

»Nein, im letzten halben Jahr war er ziemlich viel unterwegs — hier, in Westeuropa, Südamerika …«

»Wo genau?«

»Caracas, Paris, Dubai …«

»Abgesehen davon und von der E-Mail - warum halten Sie ihn für heiß?«, fragte Bell. »Wissen Sie, ich hatte mal einen Anruf von Comcast. Anscheinend hatte ich mich aus Versehen ins Internet-Wi-Fi meiner Nachbarn eingeklinkt. Ich war ganz verdutzt.«

»Das hier ist etwas anderes«, entgegnete Jack. »Ich habe es mehrmals überprüft: Es ist Hadis Account. Er gehört zu einem deutschen Provider in Monte Sacro, das ist ein Vorort von Rom. Ist aber egal, Sie können sich aus ganz Europa da einwählen. Die Frage ist: Warum sollte er es verschlüsselt mit einer E-Mail schicken, wenn er das am Telefon erledigen oder den Empfänger in einem Restaurant treffen könnte? Offensichtlich denkt der Absender,

das sei zu riskant. Vielleicht weiß er nicht, wie Hadi aussieht, oder er möchte weder das Telefon noch einen toten Briefkasten benutzen - oder er weiß nicht, wie man das macht. Diese Leute sind völlig vom Internet abhängig. Das ist eine operative Schwäche, die sie in eine Stärke zu verwandeln versuchen. Ihre Organisation ist ziemlich klein, und sie sind nicht professionell ausgebildet. Wenn das der KGB von früher wäre, dann würden wir Blut und Wasser schwitzen, aber die hier versuchen ihre Strukturschwäche mit dem Einsatz von Technologie auszugleichen. Sie sind wenige, und das hilft ihnen beim Verstecken, aber sie müssen die elektronische Technologie des Westens benutzen, um sich untereinander zu verständigen und ihre Aktionen abzustimmen. Das kommt uns zugute, aber wir wissen, dass sie auch außerhalb Europas aktiv sind. Technologische Grenzen zu überqueren kann schwierig sein. Da schickt man für die wichtigen Sachen vielleicht doch lieber einen Kurier.

Wenn der Gegner ein Nationalstaat wäre, hätte er bessere Ressourcen, aber wir könnten ihn und seine Befehlshierarchie auch leichter ins Visier nehmen. Es gibt also gute und schlechte Nachrichten. Man kann mit einer Schrotflinte auf einen Fliegenden Hund schießen, aber nicht auf einen Moskito. Der Moskito kann uns nicht wirklich schaden, aber er

kann uns sehr ärgern. Unsere Schwachstelle ist, dass für uns ein menschliches Leben einen höheren Wert hat als für sie. Wäre das anders, könnten sie uns nicht einmal ärgern, aber es ist so, und das wird sich auch nicht ändern. Sie versuchen, unsere Schwächen auszunutzen und unsere Wertvorstellungen gegen uns auszuspielen, und für uns ist es schwierig, ein ähnliches Spiel mit ihnen zu treiben. Wenn wir sie nicht identifizieren können, werden uns diese Moskitos weiter stechen und darauf hoffen, uns verrückt zu machen.

Dabei versuchen sie permanent, ihre Fähigkeiten mit unseren Technologien gegen uns einzusetzen.«

»Also: Empfehlungen?«

»Wir nehmen seinen Internet-Account auseinander, wenn wir können, und versuchen ein paar Finanzdaten von ihm zu kriegen. Folge dem Geld. In einer idealen Welt würden wir das jetzt mit dem deutschen BND absprechen, aber das können wir ja nicht. Zum Teufel, wir können das nicht mal die CIA für uns erledigen lassen, oder?«

Und mit dieser Frage hatte Jack das wirkliche Problem des Campus benannt. Weil er nicht existierte, konnte er seine Treffer nicht mit den offiziellen Geheimdiensten abgleichen und Nachforschungen auf den üblichen Wegen anstellen. Sogar wenn sie in Kansas Öl fanden und Leuten zu Reichtum

verhalfen, würde irgendein Bürokrat der Sache nachgehen, um zu sehen, wer eigentlich dahintersteckte, und die Deckung des Campus auffliegen lassen. Supergeheim zu sein war genauso ein Handicap wie ein Joker. Oder sogar noch mehr. Sie konnten zwar eine getarnte Anfrage nach Fort Meade schicken, die so aussah, als käme sie von der CIA, aber sogar das war gefährlich und musste von Gerry Hendley persönlich genehmigt werden. Naja, Vorteile gab es nicht ohne Nachteile. In einer Welt, in der zwei oder mehr Köpfe besser waren als einer, wenn man ein Problem lösen wollte, stand der Campus alleine.

»Ich fürchte, nein, Jack«, entgegnete Bell. »Tja, außer wenn dieser Hadi aus Versehen auf irgendeine Mailing-Liste geraten oder die E-Mail selbst harmlos ist, dann würde ich sagen, dass wir hier auf einen Kurier gestoßen sind.«

Kuriere waren zwar nicht das schnellste Kommunikationsmittel, aber das sicherste. Verschlüsselte Daten und Botschaften sind leicht in einem Textdokument oder auf einer CD-ROM zu verstecken und vom Sicherheitspersonal auf Flughäfen kaum zu entdecken. Wenn man die Identität eines Kuriers nicht bereits kannte - wie es jetzt vielleicht der Fall war —, konnten die bösen Jungs auf diese Art sogar das Ende der Welt planen,

ohne dass die guten Jungs das Geringste ahnten.

»Glaube ich auch«, sagte Jack. »Außer wenn er für ***National Geographie*** arbeitet, haben wir hier etwas. Entweder ist er selbst operativ oder ein Unterstützer.«

Der Junge dachte praktisch, und auch das war keine schlechte Eigenschaft, sagte sich Rick Bell. »Okay«, meinte er zu Jack. »Setzen Sie ihn oben auf Ihre Liste, und halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Mache ich«, erwiderte Jack und stand auf. Er wandte sich zur Tür, drehte sich dann wieder um.

»Noch etwas auf dem Herzen?«, fragte Bell.

»Ja, ich würde mich gern mit dem Boss unterhalten.«

»Worüber?«

Jack erzählte es ihm. Bell versuchte, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen. Er legte die Fingerkuppen gegeneinander und sah Jack an. »Woher kommt das jetzt? Die MoHa-Sache? Das ist nicht das echte Leben, Jack. Im Außeneinsatz …«

»Ich weiß, ich weiß. Ich möchte nur gern spüren, dass ich etwas tue.«

»Tun Sie doch.«

»Sie wissen, was ich meine, Rick. Etwas tun. Ich habe viel darüber nachgedacht. Lassen Sie es mich Gerry wenigstens vorschlagen.«

Bell dachte nach, dann zuckte er mit den Schultern. »Okay, ich mache einen Termin für Sie.«

Fünfzehntausend verdammte Kilometer und immer noch kein Bier, dachte Sam Driscoll, aber nur einen Moment lang, bis er sich daran erinnerte, dass er den Heimflug genauso gut in einem Leichensack hätte antreten können. Nur ein paar Zentimeter Abweichung, egal in welcher Richtung, hatten ihm die Ärzte gesagt, und der Gesteinssplitter hätte entweder seine Arm-, Kopf- oder Basilarvene zerrissen, und er wäre verblutet, lange bevor er den Chinook erreicht hätte. ***Zwei Mann haben wir verloren.*** Barnes und Gomez hatte die RPG-Granate voll erwischt. Young und Peterson hatten Splitterwunden in den Beinen davongetragen, aber noch selbst in den Hubschrauber klettern können. Danach war es nur ein kurzer Flug bis zur FOB Kala Gush gewesen, wo er und das Team sich trennten, bis auf Captain Wilson mit seinem gebrochenen Bein, der ihn zuerst zur Ramstein Air Base und dann ins Brooke Army Medical Center in Fort Sam Houston begleitete. Beide brauchten die orthopädische Spezialchirurgie, auf die das Brooke-Hospital spezialisiert ist. Und sie brauchten Demerol. Die Krankenschwestern waren großzügig mit den Schmerzmitteln, und das hatte

ihm sehr geholfen zu vergessen, dass vor fünf Tagen noch ein Brocken Hindukusch-Granit in seiner Schulter gesteckt hatte.

Die Mission war einerseits ein Fehlschlag gewesen, zumindest, was das Hauptziel anging, und Fehlschläge gehörten eben auch zum Geschäft eines Rangers, ob er etwas dafür konnte oder nicht. Wenn die Informationen gestimmt hatten und die Zielperson sich überhaupt in der Höhle aufgehalten hatte, dann war sie geflohen und zwar wahrscheinlich weniger als einen Tag vor der Ankunft des Teams. Allerdings, ermahnte sich Driscoll, wenn man den Haufen Scheiße bedachte, der ihnen auf dem Rückweg zur LZ entgegengekommen war, dann hätte es sehr viel schlimmer werden können. Er hatte zwei Mann verloren, aber dreizehn halbwegs gesund zurückgebracht. ***Barnes und Gomez. Verdammt.***

Die Tür öffnete sich, und Captain Wilson kam in seinem Rollstuhl herein. »Haben Sie ein bisschen Zeit für einen Besucher?«

»Na klar. Wie geht's dem Bein?«

»Immer noch gebrochen.«

Driscoll grinste. »Bleibt auch noch eine Weile so, Sir.«

»Allerdings keine Schrauben oder Platten drin, also läuft's wohl ganz gut für mich. Wie steht's bei

Ihnen?«

»Weiß nicht. Die Ärzte rücken nicht damit raus. Die Operation ist gut verlaufen - keine Gefäßschäden, das wäre wohl ziemlich übel gewesen. Gelenke und Knochen kriegt man wohl leichter wieder hin. Haben Sie was von den Jungs gehört?«

»Ja, denen geht's gut. Ruhen sich aus. Gönnen wir's ihnen.«

»Young und Peterson?«

»Beide so weit in Ordnung. Ein paar Wochen leichter Dienst. Sam, ich glaube, da kommt was auf uns zu.«

»Ihr Gesicht sagt mir, dass es kein Besuch von Carrie Underwood ist.«

»Ich fürchte, nein. CID. Zwei Agenten waren beim Bataillon.«

»Wir beide?«

Wilson nickte. »Sie haben unsere Abschlussberichte gelesen. Gibt es etwas, das ich wissen müsste, Sam?«

»Nein, Sir. Letzten Monat habe ich vor dem Fitnesscenter einen Strafzettel für Falschparken bekommen, aber sonst war ich immer brav.«

»In der Höhle lief alles koscher?«

»Die übliche Scheiße, Major. Wie ich's berichtet habe.«

»Auf jeden Fall kommen die heute Nachmittag. Seien Sie ganz offen. Müsste sich alles klären lassen.«

Es dauerte nur ein paar Minuten, bis Driscoll wusste, was die CID-Typen von ihm wollten: seinen Kopf. Wer und warum, wusste er nicht, aber jemand hatte sie wegen der Höhle auf ihn angesetzt.

»Und auf wie viele Wachposten sind Sie gestoßen?«

»Zwei.«

»Beide getötet?«

»Ja.«

»Okay, danach sind Sie in die Höhle selbst vorgedrungen. Wie viele der Personen in der Höhle waren bewaffnet?«, fragte einer der Beamten.

»Nachdem wir alles im Griff hatten, zählten wir …«

»Nein, wir meinen zum Zeitpunkt des Eindringens in die Höhle. Wie viele waren bewaffnet?«

»Definieren Sie >bewaffnet<.«

»Keine Spitzfindigkeiten bitte, Sergeant. Auf wie viele Bewaffnete sind Sie bei Ihrem Eindringen in die Höhle gestoßen?«

»Steht in meinem Bericht.«

»Drei, richtig?«

»Genau«, erwiderte Driscoll.

»Die anderen haben geschlafen.«

»Mit Kalaschnikows unter dem Kissen. Sie verstehen das nicht. Sie wollen auf eine Gefangennahme hinaus, stimmt's? So funktioniert das nicht, nicht im wirklichen Leben. Wenn wir da drin in einen Schusswechsel mit auch nur einem von den bösen Jungs geraten wären, dann hätten wir jetzt tote Ranger.«

»Sie haben nicht versucht, die Schlafenden unschädlich zu machen?«

Driscoll musste lächeln. »Ich würde sagen, wir haben sie absolut unschädlich gemacht.«

»Sie haben sie im Schlaf erschossen.«

Driscoll seufzte. »Jungs, warum sagt ihr nicht einfach, was ihr sagen wolltet?«

»Wie Sie wollen. Sergeant, Ihr Abschlussbericht allein enthält schon genug Verdachtsmomente, um Sie des Mordes an unbewaffneten Kombattanten anzuklagen. Nehmen wir dazu noch die Aussagen Ihrer Teamkameraden …«

»Die Sie noch nicht offiziell aufgenommen haben, stimmt's?«

»Noch nicht, nein.«

»Weil Sie wissen, dass das ein Haufen Kacke ist, und Sie es lieber sähen, wenn ich meinen Kopf still und leise vor dem Henker auf den Block lege und keinen Aufstand mache. Warum tun Sie das? Ich habe nur meinen Job erledigt. Machen Sie doch Ihre

Hausaufgaben - was wir da oben getan haben, war das Übliche. Man gibt den Gomern keine Chance, eine Waffe zu ziehen.«

»Und auch keine Chance, sich zu ergeben?«

»Mein Gott ... Gentlemen, diese Idioten ergeben sich ja nicht. Was Fanatismus angeht, sind im Vergleich zu ihnen sogar Kamikazepiloten wankelmütig. Was Sie sich da vorstellen, hätte nur ein paar von meinen Männern das Leben gekostet, und das habe ich zu verhindern.«

»Sergeant, Sie geben also zu, dass Sie die Männer in dieser Höhle bewusst exekutiert haben?«

»Damit will ich sagen, dass dieses Gespräch beendet ist, bis ich mit einem TDS-Anwalt gesprochen habe.«

»Gutes Jagdrevier«, bemerkte Brian Caruso, der durch das Beifahrerfenster in die Landschaft hinausblickte. »Gibt bestimmt schlechtere Gegenden zum Jagen«, setzte er bewundernd hinzu. Schweden war ein verdammt schönes Land, alles schien hier grün zu sein, und die Autobahnen waren blitzsauber, soweit sie auf der Fahrt von Stockholm hierher gesehen hatten. Nicht ein Stückchen Abfall war zu sehen. Sie befanden sich ungefähr 130 Kilometer nördlich der schwedischen Hauptstadt.

Nach weiteren zwanzig Kilometern in nordöstlicher Richtung kam der Bottnische Meerbusen ins Blickfeld. Das Wasser glitzerte unter einem teilweise bedeckten Himmel. »Wo verstecken sie eigentlich ihr Bikiniteam?«, wollte der alte Marine Brian wissen.

»Die Blondinen aus der Bierreklame?«, lachte Dominic. »Das waren Amerikanerinnen mit Perücken, Bruder. Die Schweden haben sie niemals zu sehen bekommen.«

»Quatsch, die waren echt. Aber egal. Wie weit ist der Ort von hier entfernt? Und wie hieß er noch mal? Söderhamn?«

»Ja, genau. Ungefähr zweihundert Kilometer.« Jack jr. and Sam Granger hatten ihnen ein Briefing gegeben. Die Caruso-Brüder stimmten zwar dem Ops-Chef zu, dass dieser Auslandseinsatz auf einer ziemlich vagen Vermutung beruhe, aber auch sie hatten natürlich nichts dagegen, hier mal ein wenig auf den Busch zu klopfen. Außerdem war es eine gute Gelegenheit, ihr handwerkliches Geschick wieder ein bisschen zu trainieren. Seit sie im Campus arbeiteten, hatte sie die Arbeit meist nach Europa geführt, und je öfter man die Möglichkeit hatte, unter realistischen operativen Bedingungen vor Ort zu trainieren, desto besser. Ohne Waffen fühlten sich beide reichlich nackt, aber auch das

gehörte zur operativen Wirklichkeit, denn es kam keineswegs selten vor, dass sie unbewaffnet waren, wenn sie in Übersee operierten.

Die Brüder hatten keine Ahnung, wie Jack die Flugverbindung mit Hlasek Air zu dem winzigen Flughafen in Söderhamn herausgefunden hatte, aber wo auch immer die vermisste Dassault Falcon letztlich gelandet war, das hier war jedenfalls der Flughafen, auf dem sie die letzte Zwischenlandung eingelegt hatte. Die Sache laufe ungefähr so ab wie die Suche nach einer vermissten Person, erklärte Dominic. Wo wurde sie zuletzt gesehen und von wem? Wie sie in Söderhamn die Antworten auf diese Fragen erhalten wollten, war wiederum eine ganz andere Sache. Jacks Vorschlag, den sie sich mit einfältigmitleidigem Grinsen angehört hatten, lautete schlicht: improvisieren. Zu diesem Zweck waren sie von den Leuten in der Dokumentenabteilung des Campus, die in winzigen Verschlagen irgendwo tief unten in dem Gebäude hausten, mit allem Nötigen ausgestattet worden: Briefpapier mit Briefkopf, Visitenkarten und Beglaubigungsschreiben von der Schadenermittlungsabteilung von Lloyd's in London, der Muttergesellschaft von XL Insurance Switzerland.

Am frühen Nachmittag erreichten sie den

südlichen Ortsrand von Söderhamn, Bevölkerung 12000. Dominic bog von der E4 ab und folgte acht Kilometer weit dem Piktogramm eines Flugzeugs, bis er schließlich in einen ziemlich leeren Parkplatz einbog. Sie zählten drei Fahrzeuge. Durch einen zwei Meter hohen Maschendrahtzaun sahen sie vier nebeneinanderstehende Hangars mit weißen Dächern. Ein einsamer Tanklaster rollte gemächlich über den rissigen Teerbelag.

»War ein guter Einfall, an einem Wochenende hierherzukommen, denke ich«, bemerkte Brian. Sie hatten angenommen, dass der Flughafen an einem Samstag nur schwach besetzt sein würde, weshalb die Gefahr geringer war, dass sie es mit einem leitenden Angestellten zu tun bekommen würden. Mit etwas Glück würde das Büro sogar nur mit einem teilzeitbeschäftigten Angestellten der untersten Gehaltsstufe besetzt sein, der garantiert nur eins im Sinn hatte: den Nachmittag mit einem Minimum an Ärger hinter sich zu bringen. »Noch einen Punkt für unseren Vetter.«

Sie stiegen aus und gingen zum Bürogebäude hinüber. Ein blonder Junge Anfang zwanzig saß hinter dem Tresen, seine Füße hatte er auf einen Aktenschrank hochgelegt. Im Hintergrund wummerte der neueste schwedische Techno-Pop-Hit aus einem Lautsprecher. Der Junge stand hastig

auf und drehte den Ton herunter.

»God middag«, grüßte er.

Dominic knallte die Beglaubigungspapiere auf den Tresen. ***»God middag.«***

Sie benötigten nicht einmal fünf Minuten sanfter Überredung und schlecht verhüllter Drohungen, bis sie Einblick in das Logbuch des Flugverkehrs erhielten. Für die vergangenen acht Wochen waren nur zwei Landungen von Maschinen des Typs Dassault Falcon verzeichnet. Eine Maschine war vor sechs Wochen aus Moskau gekommen, die andere vor drei Wochen aus Zürich, wo sich auch der Sitz von Hlasek Air befand. »Wir benötigen Einblick in die Passagierliste, den Flugplan und Wartungsbericht für dieses Flugzeug«, sagte Dominic und tippte auf den Ordner.

»Die habe ich nicht hier, sie sind drüben im Haupthangar.«

»Okay, dann spazieren wir doch mal rüber.«

Der Junge griff nach dem Telefon.

Harold, der Flugzeugmechaniker vom Dienst, wirkte kaum älter als sein Kollege im Büro, und das unerwartete Auftauchen der Caruso-Brüder schien ihn noch mehr zu verwirren als den Blonden. Versicherungsdetektive, vermisstes Flugzeug, Wartungsbericht waren drei Begriffe, die wohl kein

Flugzeugmechaniker auf der Welt jemals in einem Atemzug genannt hören wollte, erst recht nicht, wenn sie mit einem Namen wie Lloyd's of London verbunden waren, ein Unternehmen, das wie kaum ein anderes auf der Welt seit fast dreihundert Jahren großes Prestige genoss und das auch weidlich ausnutzte.

Harold führte sie ins Wartungsbüro, und schon kurze Zeit später hatten sie die angeforderten Berichte und zwei Tassen Kaffee vor sich auf dem Tisch. Harold hing an der Tür herum, bis ihm Brian jenen ***Sie-können-gehen***-Blick zuwarf, den nur ein Offizier der Marines wirklich beherrscht.

Im Flugplan von Hlasek Air war Madrid in Spanien als Flugziel der Falcon aufgelistet, aber Flugpläne waren eben nur das, was ihr Name besagte, nämlich Pläne. Sobald die Falcon den Luftraum von Söderhamn verlassen hatte, konnte sie geflogen sein, wohin sie wollte. Natürlich hätte es dabei einige Komplikationen gegeben, aber keine unüberwindlichen. Der Wartungsplan war anscheinend ähnlich routinemäßig abgearbeitet worden, jedenfalls bis sie die Zusammenfassung gelesen hatten und sich den Details zuwandten. Der Mechaniker hatte nicht nur die Falcon vollgetankt, sondern auch einen Diagnosescan des Transponders

der Maschine durchgeführt.

Dominic stand auf, klopfte an das Glasfenster des Büros und winkte Harold zu sich herüber. Er zeigte dem Mechaniker den Bericht. »Der Wartungstechniker hier namens Anton Rolf - wir möchten uns gern mit ihm unterhalten.«

»Äh, der ist heute nicht hier.«

»Das haben wir bereits selbst bemerkt. Wo finden wir ihn?«

»Weiß ich nicht.«

»Was soll das heißen?«, fragte Brian.

»Anton ist seit einer Woche nicht mehr zur Arbeit erschienen. Niemand hat ihn gesehen oder etwas von ihm gehört.«

Die Polizei von Söderhamn, erklärte Harold weiter, sei am vergangenen Mittwoch am Flughafen erschienen, nachdem Rolfs Tante, bei der er wohnte, ihn als vermisst gemeldet hatte. Ihr Neffe sei Freitag vor einer Woche nicht von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt.

Brian und Dominic nahmen an, dass die Polizei die normale Ermittlungsarbeit bereits erledigt hatte. Deshalb fuhren sie in den Ort, checkten im Hotel Linblomman ein und schliefen bis 18.00 Uhr abends. Sie fanden ein nahe gelegenes Restaurant, aßen zu Abend und verbrachten dort noch eine

Stunde, bis es Zeit war, drei Querstraßen weiter zu einem Lokal namens ***Dalig Rädisa*** **-** das Schlechte Radieschen - zu gehen, das, wie Harold ihnen erzählt hatte, Rolfs Lieblingskneipe war.

Um den Block zu erkunden, gingen sie einmal darum herum, bevor sie das Lokal betraten. Als sie die Tür aufstießen, schlug ihnen eine dichte Wolke aus Zigarettenqualm und dröhnende Heavy-Metal-Musik entgegen. Im Schankraum drängten sich Leute mit blonden Haaren, die entweder zur Bar wollten oder tanzten, wo immer genug Raum dazu war.

»Wenigstens nicht dieser Techno-Scheiß«, brüllte Brian über das Stimmengewirr.

Dominic erwischte eine vorbeigehende Bedienung am Ellbogen und bestellte in seinem gebrochenen Schwedisch zwei Glas Bier. Sie verschwand und kehrte nach fünf Minuten zurück. »Sprichst du Englisch?«, fragte er sie.

»Ja, Englisch. Ihr seid Engländer?«

»Amerikaner.«

»He, Amerikaner - super, was?«

»Wir suchen Anton. Hast du ihn irgendwann gesehen?«

»Welcher Anton? Gibt viele Antons.«

»Anton Rolf«, erklärte Brian. »Er ist Mechaniker, arbeitet am Flughafen.«

»Ja, okay … Anton hab ich seit einer Woche nicht mehr gesehen, glaube ich.«

»Weißt du, wo wir ihn finden können?«

Das Lächeln der Bedienung verlosch allmählich. »Warum sucht ihr ihn?«

»Wir haben ihn letztes Jahr in Facebook kennengelernt. Wir haben vereinbart, dass wir uns treffen, wenn wir nächstes Mal in Schweden zu tun haben.«

»Ah, he, Facebook, ist echt cool. Seine Freunde sind hier - vielleicht wissen sie etwas. Dort drüben, am Ecktisch.« Sie wies zu einem Tisch hinüber, an dem ein halbes Dutzend Jugendliche in Jersey-Klamotten saßen. Alle waren um die zwanzig oder ein wenig älter.

»Danke«, sagte Brian, und die Bedienung wandte sich wieder ab. Aber Dominic hielt sie noch einmal zurück. »He, bin einfach nur neugierig: Du hast gefragt, warum wir Anton suchen. Warum?«

»Andere haben auch schon nach ihm gefragt. Nicht so nette Jungs wie ihr.«

»Wann war das?«

»Letzten Dienstag? Nein, sorry, Montag.«

»Die Polizei vielleicht?«

»Nein, nicht die Polizei. Kenne alle von der Polizei. Vier Männer, nicht weiß, aber auch nicht schwarz. Araber vielleicht?«

Als die Bedienung weg war, brüllte Dominic Brian ins Ohr: »Montag. Drei Tage, nachdem Rolf nicht nach Hause gekommen war, wie seine Tante sagt.«

»Vielleicht will er nur einfach nicht gefunden werden«, meinte Brian. »Scheiße, Mann. Und natürlich müssen es ausgerechnet Fußball-Hooligans sein.«

»Wieso?«

»Hast du die Weltmeisterschaft nicht gesehen, Bruder? Diese Jungs mögen das Kämpfen sogar noch mehr als das Saufen.«

»Dann wird es ja nicht schwer sein, von ihnen eine Antwort zu bekommen, oder?«

»Dom, ich rede nicht über Boxen. Ich rede über Straßenschlägereien mit Ohrabreißen, Eingeweide aus dem Leib treten. Wenn du die ganze Gruppe zusammennimmst, was bekommst du dann?«

»Was denn?«

»Einen Mund voller ausgeschlagener Zähne«, grinste Brian boshaft.

»He, Jungs, wir suchen Anton«, sagte Dominic. »Die Bedienung sagt, ihr seid seine Freunde.«

»Spreken nix Englisch«, sagte einer von ihnen. Er hatte ein Wabenmuster von mies aussehenden Narben auf der Stirn.

»He, scheiß auf dich, Frankenstein«, sagte Brian.

Der Junge schob ruckartig seinen Stuhl zurück,

stand auf und ging in Angriffsstellung. Die Übrigen taten es ihm sofort nach.

»Spreken doch Englisch, was?«, brüllte Brian.

»Richtet Anton aus, dass wir ihn suchen«, sagte Dominic und hob die Hände friedfertig auf Schulterhöhe. »Sonst statten wir eben seiner Tante einen kleinen Besuch ab.«

Brian und Dominic gingen um die Gruppe herum zum Hinterausgang. »Wie lange, was meinst du?«, fragte Brian.

»Halbe Minute, nicht mehr«, antwortete Dominic.

In der Gasse hinter dem Lokal packte Brian einen in der Nähe stehenden Mülleimer aus Metall, und Dominic bewaffnete sich mit einem Stab aus verrostetem Eisen, etwa so lang wie sein Unterarm. Gerade noch rechtzeitig drehten sie sich wieder zum Lokal um, dessen Tür nach außen aufschwang. Brian, der hinter der Tür stand, ließ drei der Fußball-Fans herauskommen, die sich sofort auf Dominic stürzten, dann kickte er dem vierten Jungen die Tür ins Gesicht und schwang die Mülltonne wie eine Sense gegen die drei Angreifer. Dominic hatte bereits den ersten mit einem Schlag gegen die Knie ausgeschaltet, tauchte unter einem Faustschlag des zweiten hindurch und ließ den Eisenstab auf seinen ausgestreckten Ellbogen krachen, der durch den Schlag zerschmettert wurde.

Brian drehte sich um, als die Tür wieder aufschwang, hob die Mülltonne und rammte dem vierten Angreifer den am unteren Ende der Tonne vorstehenden Metallrand oberhalb der Nasenwurzel in die Stirn, wartete, bis er zu Boden gegangen war, und warf dann die Tonne gegen die Knie der beiden restlichen Hooligans, die aus der Tür gestürzt kamen. Einer von ihnen fiel Brian direkt vor die Füße, rappelte sich aber sofort wieder auf Händen und Knien hoch. Brian kickte ihn mit dem Absatz gegen den Kopf, sodass er wieder zu Boden fiel. Der letzte Hooligan griff Dominic mit geballten Fäusten und windmühlenähnlich rotierenden Armen an, aber Dominic wich immer weiter zurück und hielt sich außerhalb seiner Reichweite. Doch dann ließ er ihn herankommen, trat aber blitzschnell zur Seite und hieb ihm die Eisenstrebe seitlich gegen den Schädel. Der Junge krachte gegen die Hausmauer und fiel zu Boden.

»Alles okay?«, fragte Dominic seinen Bruder.

»Sicher. Bei dir?«

»Irgendeiner schon wieder wach?«

»Ja, der hier.« Brian kniete neben dem ersten Angreifer nieder. Der Junge stöhnte und rollte sich hin und her, während er sein zerschmettertes Knie hielt. »He, Frankenstein, richte Anton aus, dass wir ihn suchen.«

Sie ließen die Hooligans in der Gasse zurück und gingen in einen Park, wo sich Dominik auf eine Bank setzte. Brian joggte zum Hotel zurück, holte den Mietwagen und stellte ihn an der gegenüberliegenden Seite des Parks ab.

»Keine Polizei?«, fragte Brian, als er zwischen den Parkbäumen hervortrat und sich neben seinen Bruder auf die Bank setzte.

»Nein. Kamen mir auch gar nicht wie Jungs vor, die sich freuen, wenn die Polizei kommt.«

»Mir auch nicht.« Sie warteten noch fünf Minuten, dann ging die Vordertür des Lokals auf, und zwei der Hooligans kamen heraus. Sie schleppten sich mühsam zu einem Auto, das weiter unten an der Straße geparkt war. »Gute Freunde«, nickte Brian anerkennend. »Bisschen schlicht im Kopf, aber anständig.«

Sie folgten dem Wagen der Hooligans, einem dunkelblauen Citroen. Er fuhr durch die Innenstadt von Söderhamn bis zum östlichen Ortsrand, dann hinaus aufs Land. Nach sechs Kilometern erreichten sie eine weitere Ortschaft, ungefähr ein Viertel der Größe Söderhamns. »Forsbacka«, sagte Brian nach einem Blick auf die Karte. Der Citroen verließ die Hauptstraße, und nachdem er auf kleineren Straßen

ein paarmal nach rechts und links abgebogen war, hielt er schließlich in der Einfahrt eines minzgrünen Hauses im Saltbox-Stil an. Dominic fuhr vorbei, bog an der nächsten Ecke rechts ab und hielt unter einem Baum am Straßenrand. Durch das Rückfenster konnten sie die Eingangstür des Hauses beobachten. Die Hooligans waren inzwischen ausgestiegen und standen vor der Tür; einer klopfte an. Eine halbe Minute später ging das Licht über dem Eingang an, und die Tür öffnete sich.

»Was meinst du? Abwarten oder gleich reingehen?«, fragte Dominic.

»Abwarten. Wenn Rolf dort drin ist, war er wohl clever genug, eine Woche lang abzutauchen. Der läuft nicht davon, ohne sich das vorher gründlich zu überlegen.«

Nach zwanzig Minuten ging die Tür wieder auf, und die beiden Hooligans kamen heraus. Sie stiegen in ihr Auto, setzten es rückwärts aus der Einfahrt und fuhren davon. Brian und Dominic warteten, bis ihre Rücklichter um die nächste Ecke verschwunden waren, stiegen aus und gingen zum Haus hinüber. Eine Hecke aus verwilderten Fliederbüschen trennte das Grundstück vom Nachbarn. Sie gingen an der Hecke entlang, an zwei abgedunkelten Fenstern vorbei und gelangten zu einer angebauten Garage,

die sie umgingen, sodass sie die Rückseite des Hauses überblicken konnten: eine Hintertür zwischen zwei Fenstern. Nur eines der Fenster war erleuchtet. Ein paar Sekunden später ging eine männliche Gestalt hinter dem beleuchteten Fenster vorbei, blieb vor einem Küchenschrank stehen, öffnete eine der Schranktüren, schloss sie wieder. Zehn Sekunden später wurde die Hintertür geöffnet, und der Mann kam mit einem Koffer in der Hand heraus. Brian und Dominic gingen in Deckung. Die Seitentür der Garage wurde geöffnet, kurz darauf hörten sie das Geräusch einer Autotür. Die Garagentür fiel ins Schloss, dann wurde auch die Hintertür wieder zugeknallt.

»Der will verduften. Ich nehme mal an, Anton ist ein Hooligan wie seine Kumpels.«

»Denke ich auch. Kann mir nicht vorstellen, dass er eine Knarre herumschleppt. In dieser Hinsicht sind schwedische Gesetze extrem streng. Aber Vorsicht ist besser als ein Sarg. Wir überraschen ihn, aber auf die harte Tour.«

»Okay.«

Sie gingen zu beiden Seiten der Hintertür in Deckung und warteten. Fünf Minuten vergingen. Sie hörten den Mann im Haus herumgehen. Brian zog vorsichtig die Fliegengittertür auf und drehte den

Türknauf. Nicht abgeschlossen. Er warf Dominic einen Blick zu, nickte kurz und drehte den Türknauf. Langsam öffnete er die Tür und blieb dann unbeweglich stehen. Wartete. Nichts. Schließlich trat er ein und hielt Dominic die Tür auf.

Sie standen in einer schmalen Küche. Links stand ein Kühlschrank, daneben führte eine Tür zum Esszimmer. Rechts führte ein kurzer Flur zur Vorderseite des Hauses und zu einem Raum, der offenbar das Wohnzimmer war. Irgendwo plärrte ein Fernseher. Brian trat dicht an die Wand und spähte in den Flur. Dann zog er den Kopf wieder zurück und signalisierte seinem Bruder: ***Sehe nur einen Mann. Ich gehe hinein.*** Dominic nickte.

Brian trat einen Schritt vor, hielt inne, noch einen Schritt, dann ging er weiter und stand schon in der Mitte des Flurs.

Eine Diele knarrte unter seinem Gewicht.

Im Wohnzimmer stand Anton Rolf vor dem Fernseher. Bei dem Geräusch blickte er sich um, sah Brian und stürzte zur Haustür. Brian bückte sich und griff mit beiden Händen einen langen Kaffeetisch, schob ihn wie die Schaufel einer Planierraupe vor sich her und rammte ihn gegen Rolf, sodass dieser gegen die bereits teilweise geöffnete Haustür gepresst wurde. Rolf verlor das Gleichgewicht und stürzte. Brian setzte über den

Kaffeetisch hinweg, packte Rolf am Haar und rammte ihn mit der Stirn gegen den Türknauf, dann ein zweites und drittes Mal. Rolfs Körper wurde schlaff.

In der Küche fanden sie eine starke Wäscheleine und fesselten Rolf. Während Brian ihn bewachte, durchsuchte Dominic das Haus, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken, außer dem Koffer, den Rolf gerade gepackt hatte. »Ziemlich hastig gepackt«, kommentierte Brian, während er die Kleider und Toilettenartikel durchwühlte, die Rolf achtlos in den Koffer gestopft hatte. Es war offensichtlich, dass Rolf von seinen Fußballkumpeln zu diesem Fluchtversuch veranlasst worden war.

Draußen hörten sie Bremsen quietschen. Brian ging zu einem der vorderen Fenster, blickte hinaus, schüttelte aber den Kopf. Dominic ging in die Küche und konnte gerade noch rechtzeitig einen Blick durch das Fenster über der Spüle werfen. Eine Frau bog um die Ecke der Einfahrt und kam auf die Hintertür zu, die einen Moment später aufging, gerade als Dominic dahinter in Deckung ging. Die Frau trat ein. Dominic stieß die Tür zu, trat nahe an sie heran, legte ihr die Hand über den Mund und presste ihren Kopf gegen seine Schulter.

»Still«, flüsterte er auf Schwedisch. »Sprechen Sie Englisch?«

Sie nickte. Die meisten Schweden sprachen Englisch, wie überhaupt in vielen europäischen Ländern, wie die Brüder auf ihren Reisen festgestellt hatten. In dieser Hinsicht sind die Amerikaner weltweit einzigartig, denn die meisten Amerikaner sprechen nur ihre eigene Sprache — und auch die manchmal ziemlich schlecht.

»Ich nehme jetzt meine Hand weg. Wir werden Ihnen nichts tun, aber wenn Sie zu schreien anfangen, muss ich Sie knebeln. Haben Sie verstanden?«

Sie nickte.

Dominic nahm die Hand von ihrem Mund und schob sie sanft auf einen der Küchenstühle. Brian kam in die Küche. »Wie heißen Sie?«, fragte Dominic.

»Maria.«

»Ist Anton Ihr Freund?«

»Ja.«

»Anton wird von irgendwelchen Leuten gesucht - wissen Sie das?«

»Aber Sie doch offenbar auch!«

»Ich meine andere Leute«, antwortete Brian. »Die Bedienung im ***Radieschen*** sagte uns, dass irgendwelche Araber nach ihm gefragt hätten.« Maria gab keine Antwort. »Das hat er Ihnen nicht erzählt, stimmt's?«

»Nein.«

»Wahrscheinlich wollte er nicht, dass Sie sich Sorgen machen.«

Maria verdrehte die Augen, und Brian musste lachen. »Naja, wir sind halt manchmal ein bisschen naiv.«

Jetzt musste auch Maria lächeln. »Ja, sieht so aus.«

Dominic fragte: »Hat Anton Ihnen gesagt, warum er sich versteckt hält?«

»Irgendwas mit der Polizei.«

Brian und Dominic wechselten einen Blick. Nahm Anton an, dass ihn die Polizei aus einem anderen Grund suchte? Aus einem Grund, der nichts mit der Vermisstenanzeige seiner Tante zu tun hatte?

»Wohin wollten Sie beide fahren?«, fragte Dominic.

»Nach Stockholm. Er hat Freunde dort.«

»Okay, hören Sie uns gut zu: Wenn wir Ihnen etwas antun wollten, hätten wir das schon längst gemacht. Verstehen Sie?«

Sie nickte. »Wer sind Sie?«

»Das spielt jetzt keine Rolle. Wir möchten, dass Sie Anton dazu bringen, unsere Fragen zu beantworten. Wenn er kooperiert, werden wir versuchen, ihm zu helfen. Okay? Wenn nicht, wird es schlimm für ihn.«

»Okay.«

Brian füllte einen Krug mit kaltem Wasser und goss es Anton über den Kopf. Dann zogen sich die Brüder in die entfernte Ecke im Wohnzimmer zurück, während Maria neben Antons Stuhl kniete und leise auf ihn einredete. Nach fünf Minuten drehte sie sich zu ihnen um und nickte.

»Meine Tante hat eine Vermisstenanzeige aufgegeben«, erklärte Anton ein paar Minuten später.

Dominic nickte. »Sie hatte Sie seit einigen Tagen nicht mehr gesehen, vermutlich hat sie sich Sorgen gemacht. Aber Sie dachten wohl, es sei etwas anderes? Etwas, das mit einem gewissen Flugzeug zu tun hatte?«

»Woher wissen Sie das?«

»Nur so eine Eingebung«, antwortete Brian vage. »Bis jetzt jedenfalls. Sie haben also etwas mit dem Transponder gemacht?«

Anton nickte.

»Was?«

»Habe die Codes dupliziert.«

»Für ein anderes Flugzeug, eine Gulfstream?«

»Genau.«

»Wer hat Sie angeheuert?«

»Das war irgendein Typ - der Eigentümer.«

»Von Hlasek Air. Lars.«

»Ja.«

»War wohl nicht das erste Mal, dass Sie das für ihn getan haben, stimmt's?«, fragte Brian. »Nein.«

»Wie bezahlt er Sie?«

»Bargeld.«

»Sie waren im Dienst, als die Dassault landete und bald darauf wieder startete?«

»Ja.«

»Wie lief das ab? Erzählen Sie mal.«

»Es waren vier Passagiere, Männer aus dem Nahen Osten, denke ich. Sie kamen in einer Limousine, stiegen ins Flugzeug, und kurz darauf startete es. Das war alles.«

»Können Sie die Leute beschreiben oder wenigstens einen von ihnen?«

Rolf schüttelte den Kopf. »Nein, es war zu dunkel. Sie haben irgendwas über das ***Radieschen*** gesagt - dass noch jemand nach mir suchen würde?«

Brian nickte. »Das haben wir von der Bedienung erfahren. Vier Männer, anscheinend aus dem Nahen Osten. Haben Sie eine Ahnung, warum diese Männer nach Ihnen suchen?«

Rolf starrte ihn wütend an: »Sie machen wohl Witze?«

»Ich bin nicht zu Witzen aufgelegt.«

Die Brüder ließen Maria bei Anton zurück und

traten in den Flur hinaus. »Was meinst du, sagt er die Wahrheit?«, fragte Brian.

»Ja, ich glaube schon. Der macht sich vor Angst in die Hose und ist heilfroh, dass wir keine Araber sind.«

»Aber was er sagt, bringt uns nicht viel weiter. Keine Namen, keine Gesichter, keine Dokumente oder Papiere - nur dass da irgendwelche Männer aus dem Nahen Osten inkognito wer weiß wohin reisten. Wenn der Heimatschutz oder das FBI schon von dieser Sache mit Hlasek und seinem Piloten wüssten, dann hätten sie nicht in Zürich und Stockholm nachgefragt. Sie wussten nichts, deshalb haben sie dort nur mal auf den Busch geklopft.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Was machen wir mit den beiden?«

»Am besten bringen wir sie nach Stockholm. Wenn Anton auch nur ein bisschen Hirn im Kopf hat, wird er sich der Rikskriminalpolisen stellen und hoffen, dass sie ihm seine Story abkaufen.«

Dominic behielt Anton und Maria im Auge, während diese ihre Sachen packten. Brian ging durch die Hintertür hinaus, um den Wagen zu holen. Nach drei Minuten kam er keuchend zurück. »Problem. Die Reifen an unserem Mietwagen wurden aufgeschlitzt.«

Dominic wandte sich an Anton: »Ihre Freunde?«

»Nein. Ich habe ihnen gesagt, sie dürfen auf keinen Fall noch mal herkommen.«

Von draußen war das Quietschen einer Vollbremsung zu hören. Dominic schaltete blitzschnell die Tischlampe aus. Brian verschloss die Haustür und spähte durch den Türspion. »Vier Männer«, flüsterte er. »Bewaffnet. Zwei kommen auf die Tür zu, die beiden anderen gehen zur Rückseite.«

»Sie haben Sie verfolgt«, sagte Dominic zu Maria. »Ich habe niemanden geseh…«

»Das beweist nichts.«

»Haben Sie eine Waffe?«, fragte Brian Anton. »Nein.«

Dominic und Brian blickten sich kurz an. Jeder wusste, was der andere dachte: zu spät, um die Polizei zu rufen. Und selbst wenn sie noch Zeit gehabt hätten, hätte die Polizei die Angelegenheit nur noch komplizierter gemacht.

»In die Küche!«, befahl Dominic Anton und Maria. »Tür abschließen. Legen Sie sich flach auf den Boden. Verhalten Sie sich absolut still.« Die Brüder folgten ihnen in die Küche. »Messer?«, flüsterte Brian Anton zu, der wortlos auf eine Schublade deutete. Brian robbte hinüber, um unterhalb des Fensters zu bleiben, zog die Schublade auf und

nahm zwei Steakmesser aus Edelstahl heraus. Eines gab er Dominic, dann deutete er auf sich selbst, wies zum Wohnzimmer und kroch in den Flur hinaus. Dominic folgte ihm. Im Wohnzimmer schoben sie die Couch, den Kaffeetisch und einen Stuhl gegen die Haustür. Das würde zwar nicht verhindern, was unweigerlich kommen musste, aber sie hofften, dass die Eindringlinge zumindest kurz aufgehalten würden und sich dadurch ihre wahrlich miserablen Chancen ein wenig verbesserten. Brian und Dominic waren im Begriff, mit zwei Steakmessern gegen mindestens vier Handfeuerwaffen anzutreten. Dominic wünschte seinem Bruder mit erhobenem Daumen viel Glück und kroch in die Küche zurück. Brian bezog am Ende des Flurs Stellung, die Augen auf die Haustür gerichtet. Maria flüsterte: »Was …«

Dominic hielt warnend die Hand hoch und schüttelte den Kopf.

Von draußen war Geflüster zu hören; die Männer standen offenbar direkt vor den Küchenfenstern. Zehn Sekunden vergingen. Der Türknauf wurde vorsichtig gedreht, quietschte leise, dann drehte er sich in der anderen Richtung. Dominic kroch um Anton und Maria herum und presste sich an die Wand, direkt neben dem Türknauf.

Stille.

Wieder unterdrücktes Gemurmel.

Von der Längsseite des Hauses kam plötzlich der Lärm von splitterndem Glas. Dominic hörte einen dumpfen Aufschlag, vermutlich ein Stein, der auf die Holzdielen fiel. Eine Finte, dachte er und wusste, dass auch Brian zu diesem Schluss kommen würde. Die Fliegengittertür knarrte und öffnete sich.

Etwas Schweres krachte gegen die Tür, dann noch einmal. Direkt neben Dominic zersplitterte die hölzerne Türzarge. Beim dritten Versuch flog die Tür auf. Zuerst erschien ein Unterarm und eine Hand mit einem Revolver, eine Sekunde später auch ein Gesicht. Dominic wartete, bis sein Ziel - der weiche Punkt direkt unter dem Ohrläppchen - in sein Blickfeld kam, dann schoss seine Hand vor und stieß das Messer bis zum Griff in den Hals des Mannes, wobei er das Messer gleichzeitig als Hebel benutzte, um den Mann noch weiter durch die Tür zu ziehen. Der Mann ließ die Waffe fallen. Dominic kickte sie in den Flur, wo Brian sie sofort aufhob. Dominic riss das Messer aus der Wunde, packte die Tür und stieß sie wieder zu, sodass der Mann draußen zusammenbrach.

Von der Vordertür waren zwei Schüsse zu hören. Die Fenster zersplitterten. Brian duckte sich und richtete den Revolver auf die Haustür. Dominic umrundete Rolf und Maria, duckte sich neben dem Fenster nieder und spähte hinaus. Zwei Männer

knieten neben ihrem Partner. Einer blickte plötzlich auf, sah Dominic und feuerte zwei Schüsse durch das Fenster.

Dominic kroch zu Maria und flüsterte: »Salatöl?« Sie deutete auf einen der Unterschränke. Dominic befahl ihnen, ins Wohnzimmer zu Brian zu kriechen, holte das Öl aus dem Schrank und goss es einen Meter von der Tür entfernt über den Linoleumboden. Dann kroch er zum Wohnzimmer. Gerade als er neben Brian ankam, flog die Hintertür krachend auf, und ein Mann stürmte in die Küche, dicht gefolgt von einem zweiten. Der erste Mann rutschte auf dem Öl aus, der zweite stürzte über ihn. Brian sprang mit ausgestrecktem Revolver in den Flur, presste die rechte Schulter eng an die Wand und feuerte, zwei Kugeln auf den ersten Mann und drei Kugeln auf den zweiten. Als sie zu Boden gegangen waren, entriss er ihnen die Waffen und warf Dominic einen Revolver zu, der bereits Maria und Rolf durch den Flur vor sich her stieß.

In der Küche ging Dominic um die Öllache herum, stieg über die Leichen und spähte zur Hintertür hinaus. »Alles klar hier …«

Im selben Augenblick wurde vorn die Haustür aufgestoßen und krachte gegen die aufgehäuften Möbel. Möbelbeine scharrten über die Dielen, als der vierte Mann die Haustür aufwuchtete.

»Geh zu Rolfs Auto«, sagte Dominic zu seinem Bruder. »Starte den Motor, mach viel Lärm.«

»In Ordnung.«

Während Brian Rolf und Maria hastig durch die Hintertür schob, spähte Dominic in den Flur zurück. Die Haustür stand jetzt einen Spaltbreit offen, und eine Gestalt stieg über die Möbel. Dominic jagte zur Hintertür hinaus und sprintete über den Rasen zur hinteren Ecke der Garage, in der Brian inzwischen Rolfs Auto angelassen hatte und den Motor aufheulen ließ. Dominic ließ sich auf ein Knie fallen und blickte um die Ecke. Der Zaun hinter ihm war dunkel und von Gestrüpp überwuchert; vor diesem Hintergrund war er so gut wie unsichtbar.

Der letzte Mann tauchte in der Hintertür auf. Inzwischen hatte er seine toten Kameraden entdeckt und verhielt sich jetzt vorsichtiger. Er spähte zuerst in den Garten hinaus, bevor er aus der Tür trat. Sofort ließ er sich an der Mauer herabgleiten und checkte die Zufahrt, bevor er wieder aufstand und über den Rasen rannte. Dominic wartete, bis der Mann die Hand auf den Griff der Garagentür legte, dann bellte er: »He!« Er gab dem Mann Zeit, sich ein klein wenig zu drehen, gerade weit genug, um einen guten Frontaltreffer zu erzielen, und drückte zweimal ab. Beide Schüsse schlugen im Brustbein ein. Der Mann taumelte zurück und ging zuerst auf

die Knie, dann sackte er zusammen.

Zeit, sich einen neuen Job zu suchen, sagte sich Clark nach dem Frühstück. Er rief an und vereinbarte ein Treffen um 10.30 Uhr. Danach weckte er Chavez, und sie trafen sich um halb zehn am Auto. »Ich bin gespannt, was sie zahlen«, meinte Ding. »Ich lasse mich gern überraschen.«

»Bleib auf dem Teppich«, warnte Clark, während er das Auto anließ. »Ich hatte auch nie erwartet, von Langley einmal hundert Riesen zu bekommen, als ich dort anfing. Mein Anfangsgehalt betrug 19 500 Dollar im Jahr.«

»Nun, der Typ sagte, dass ihr Rentensparplan, oder wie immer man das nennt, sehr großzügig sei. Außerdem habe ich auf dem Parkplatz ganz schön viele BMW gesehen. Am besten überlasse ich das Reden dir«, schlug Chavez vor.

»In Ordnung, du sitzt einfach nur da und schaust grimmig drein.« John musste lachen.

»Glaubst du wirklich, dass wir für sie Leute umlegen sollen?«

»Das werden wir bald genug erfahren.«

Der Verkehr auf der American-Legion-Brücke war nicht allzu schlimm, da die Rushhour schon fast vorbei war. Nach kurzer Zeit fuhren sie auf der U. S.

29 in Richtung Norden. »Hast du dir schon überlegt, wie wir in Bezug auf meinen >unverzeihlichen Fehler< vorgehen sollen?«

»Ich glaube schon. Wir haben einiges herausgebracht, aber jetzt sollten wir der Sache vollends auf den Grund gehen. Wir übergeben ihnen den Stick und schauen mal, was die damit anfangen können.«

»Okay. Was wissen wir eigentlich über diesen Hendley?«

»Ein ehemaliger US-Senator aus South Carolina, Demokrat, war Mitglied im Geheimdienstausschuss. In Langley schätzten sie ihn, weil er klug war und immer ehrlich spielte. Ryan mochte ihn auch. Hendley verlor seine Familie bei einem Autounfall. Die Frau und zwei Söhne, glaube ich. Er ist steinreich. Wie Ryan hat er im Wertpapierhandel einen Haufen Geld gemacht. Er sieht Dinge, die andere Leute nicht sehen.«

Beide Männer waren dem Anlass gemäß gekleidet. Sie trugen anständige Anzüge, die sie sich während ihrer Rainbow-Zeit in London gekauft hatten, Turnbull & Asser-Krawatten und hochglanzpolierte Schuhe. Tatsächlich wienerte Chavez seit seiner Zeit in der US-Army unweigerlich jeden Tag die Schuhe. Clark musste man inzwischen jedoch ab und zu daran erinnern.

Sie stellten das Auto auf dem Besucherparkplatz ab und betraten das Gebäude. Ernie Chambers saß immer noch an der Pforte. »Hi. Wir haben wieder einen Termin bei Mr. Davis.«

»Jawohl, Sir. Nehmen Sie bitte Platz, während ich oben anrufe.«

Clark und Chavez setzten sich in den Wartebereich. John blätterte die neueste Ausgabe des Time-Magazins durch. Er würde sich wohl wieder daran gewöhnen müssen, die Nachrichten mit vier Tagen Verspätung zu lesen. Kurz darauf erschien Davis in der Lobby.

»Danke, dass Sie gekommen sind. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Zwei Minuten später betraten die drei Tom Davis' Büro, von dem aus man das ländliche Maryland mit seinen Pferdekoppeln überblicken konnte.

»Sie sind also interessiert?«, fragte Davis.

»Ja«, antwortete Clark für sie beide.

»Okay, gut. Und hier sind die Regeln: Was hier vorgeht, bleibt auch hier. Dieser Ort existiert einfach nicht, ebenso wenig wie alles, was hier geschieht oder auch nicht geschieht.«

»Mr. Davis, wir beide kennen uns mit Geheimhaltung aus. Keiner von uns redet viel, und wir plaudern schon gar nicht aus der Schule.«

»Sie müssen noch ein paar weitere Verschwiegen-

heitserklärungen unterzeichnen. Wir können Sie zwar nicht vor Gericht einklagen, aber wir können Ihnen Ihr gesamtes Geld wegnehmen.«

»Sollen wir diese Papiere erst einmal unseren persönlichen Anwälten vorlegen?«

»Wenn Sie das wollen, können Sie das tun. In diesen Vereinbarungen steht nichts Kompromittierendes. Aber danach können Sie sie gleich zerreißen. Anwälte, die sich fragen, was wir hier eigentlich machen, sind das Letzte, was wir hier brauchen können. Nicht alles ist im strengen Sinne legal.«

»Und wie oft sind wir auf Achse?«, fragte John als Nächstes.

»Weniger, als Sie es bisher gewohnt waren, nehme ich an. Wir haben das noch nicht endgültig festgelegt. Die meiste Zeit werden Sie hier verbringen, Daten analysieren und Operationen planen.«

»Und woher stammen diese Daten?«

»Meistens Langley und Fort Meade, wir schöpfen jedoch auch das FBI, die Zoll- und Einwanderungsbehörde, das Heimatschutz-Ministerium und ähnliche Einrichtungen ab. Wir haben ein verdammt gutes technisches Team. Sie haben wahrscheinlich bereits den Antennenwald auf unserem Dach bemerkt.«

»Haben wir.«

»Wir sind das einzige Gebäude in der direkten Sichtlinie zwischen der CIA und der NSA. Sie tauschen ständig über Mikrowelle Daten aus, die wir alle auffangen und speichern. Auf der Grundlage dieser Informationen wickeln wir auch unsere Finanzgeschäfte ab. Die NSA behält die heimischen und ausländischen Banken genau im Auge. Sie kann auch in die Computersysteme und die interne Kommunikation dieser Banken eindringen.«

»Und wie ist es mit den Tötungseinsätzen, von denen Sie uns beim letzten Mal berichtet haben?«

»Wir haben bisher nur eine solche Operation durchgeführt, die vier Leute, die ich gestern erwähnt habe. Ehrlich gesagt, waren wir selbst ziemlich neugierig, was danach alles passieren könnte. Tatsächlich ist fast nichts passiert. Vielleicht haben wir unsere Spuren einfach zu gut verwischt. Alle Tötungen sahen wie Herzinfarkte aus. Die Opfer wurden von den Behörden untersucht, und die Obduktionsberichte erklärten in allen Fällen, dass der Tod >natürliche Ursachen< gehabt habe. Wir glauben, dass die Gegenseite diese Geschichte geschluckt hat und einfach weitermacht. Der vierte - MoHa — brachte uns einen Laptop mit Kodierungsschlüsseln ein, sodass wir im Moment einen Teil ihrer internen Post mitlesen können -

oder bis vor Kurzem konnten. Es sieht so aus, als ob sie ihre Schlüssel letzte Woche geändert hätten.«

»Aus heiterem Himmel?«

»Ja. Wir haben eine Geburtsanzeige mit einer riesigen Verteilerliste aufgefangen. Innerhalb von Stunden sind alle verstummt.«

»Sie haben die Kanäle gewechselt.«

»Ja. Wir arbeiten gerade an einem Weg, der uns wieder hineinbringt.«

»Wer sind unsere Kollegen?«

»Sie werden sie zu gegebener Zeit kennenlernen«, versprach Davis.

»Und die Bezahlung?«, fragte Ding.

»Sie können beide mit 250000 Dollar im Jahr anfangen. Es ist dann Ihre eigene Entscheidung, mit wie viel - oder wenig - von Ihrem Gehalt Sie sich an unserem Büroinvestmentplan beteiligen wollen. Ich habe Ihnen dessen Rendite ja bereits mitgeteilt. Wir bezahlen auch die Ausbildungskosten Ihrer Kinder bis zur Promotion oder einem anderen qualifizierenden Abschluss. Das ist das Limit.«

»Und wenn meine Frau auf die Medizinhochschule zurückkehren möchte, um ein Aufbaustudium zu absolvieren? Sie ist jetzt Allgemeinmedizinerin, aber sie denkt darüber nach, sich zur Gynäkologin und Geburtshelferin fortbilden zu lassen.«

»Das würden wir auch finanzieren.«

»Wenn sie fragt, was ich hier mache - was erzähle ich ihr dann?«

»Sie arbeiten als Sicherheitsberater für ein größeres Handelsunternehmen. Das glauben alle«, versicherte ihm Davis. »Sie weiß ja wohl, dass Sie bei der CIA waren.«

»Sie ist seine Tochter.« Chavez deutete auf Clark.

»Dann kennt sie sich ja aus. Und Ihre Frau, Mr. Clark?«

»Ich heiße John. Ja, Sandy weiß auch, wie es in unserem Metier zugeht. Immerhin könnte sie den Leuten dann sogar erzählen, was für einen Job ich habe«, antwortete er mit dem Anflug eines Lächelns.

»Also, dann sollten wir Sie jetzt dem Boss vorstellen.«

»Ist uns recht«, sagte Clark für sie beide.

»Die Gnadenerlasse sind wirklich echt«, versicherte ihnen Hendley einige Minuten später. »Als Ryan mir die Idee unterbreitete, diese Organisation hier zu gründen, hielt er es für nötig, unsere Außenagenten zu schützen. Deshalb unterzeichnete er hundert solche Dokumente blanko. Bisher haben wir sie noch nie gebraucht, aber sie sind eine Versicherungspolice für alle Fälle. Sind Sie noch an etwas interessiert, was Tom Ihnen

nicht erzählt hat?«

»Wie werden die Zielpersonen bestimmt?«, fragte Clark.

»Sie werden in der Regel an diesem Auswahlprozess teilnehmen. Wir müssen die Leute, die wir ausschalten wollen, mit großer Sorgfalt auswählen.«

»Entscheiden wir auch über die Methoden?«, fragte Clark vorsichtig.

»Haben Sie Ihnen noch nichts von unseren Kugelschreibern erzählt?«, fragte Hendley Davis.

»Dies ist eines der Werkzeuge, die wir benutzen.« Er hielt einen goldenen Kugelschreiber hoch. »Mit diesem Stift injizieren wir sieben Milligramm Succinylcholin. Das ist ein Betäubungsmittel, das bei chirurgischen Eingriffen benutzt wird. Es lähmt die Atmung und alle willkürlichen Muskelbewegungen. Aber nicht das Herz. Das schlägt noch eine Minute lang weiter. Dann bleibt es wegen Sauerstoffmangel stehen, und der Tod tritt ein. Bei einer Obduktion sieht dann alles aus wie ein Herzinfarkt. Und so nimmt das Opfer sein Hinscheiden auch wahr.«

»Gibt es ein Gegenmittel?«, wollte Clark wissen.

»Nein, außer Sie schließen das Opfer sofort an ein Beatmungsgerät an. Das Mittel wird innerhalb von fünf Minuten völlig abgebaut - >metabolisiert<. Es

hinterlässt keine Spuren. Der obduzierende Pathologe müsste schon ein wirklicher Experte sein und genau wissen, wonach er sucht. Es ist also eine fast perfekte Tötungsart.«

»Ich bin überrascht, dass die Russen darauf nicht gekommen sind.«

»Sie haben es ganz bestimmt versucht«, erwiderte Davis. »Aber Succinylcholin gab es wahrscheinlich in ihren Krankenhäusern nicht, nehme ich an. Wir haben es von einem befreundeten Arzt von der Fakultät für Allgemeinmedizin und Chirurgie der Columbia-Universität bekommen, der eine persönliche Rechnung zu begleichen hatte. Sein Bruder, ein Börsenmakler bei Cantor Fitzgerald, starb am 11. September.«

»Eindrucksvoll«, sagte Clark und musterte den Kugelschreiber. »Das könnte man auch gut als Verhörinstrument benutzen. Ich glaube kaum, dass jemand diese Prozedur zweimal durchmachen möchte.«

Davis reichte ihm den Stift. »Er ist nicht geladen. Wenn Sie an der Spitze drehen, kommt die Mine heraus. Sie können dann perfekt damit schreiben.«

»Raffiniert. Nun, das beantwortet meine Frage. Dürfen wir auch konventionellere Mittel benutzen?«

»Wenn der Auftrag es erforderlich macht«, bestätigte Davis mit einem Nicken. »Aber Sie sollten

immer daran denken, dass es uns eigentlich überhaupt nicht gibt.«

»Verstanden.«

»Und wie steht es mit Ihnen, Mr. Chavez?«, fragte Hendley.

»Sir, ich höre nur zu und lerne«, antwortete Ding seinem neuen Chef.

»Ist er immer so pfiffig, John?«, lachte der Ex-Senator.

»In Wirklichkeit noch viel mehr. Wir arbeiten gut zusammen.«

»Genau das, was wir brauchen. Also, willkommen an Bord, Gentlemen.«

»Eine Sache noch«, sagte Clark. Er holte Dings USB-Stick aus der Tasche und legte ihn auf den Schreibtisch. »Das haben wir einem Botschaftsbesetzer in Tripolis abgenommen.«

»Verstehe. Und warum liegt das jetzt auf meinem Tisch?«

»Ein Versäumnis von uns«, antwortete Clark. »Sie können es auch >altersbedingte Vergesslichkeit< nennen. Wir könnten den Stick auch Langley oder den Schweden geben, aber ich vermute, hier ist er besser aufgehoben.«

»Haben Sie sich den Inhalt schon angeschaut?«

Diesmal antwortete Chavez. »Etwa ein Dutzend JPEG-Bilddateien. Auf mich wirkten sie wie

Urlaubsfotos, aber man kann ja nie wissen.«

Hendley dachte einen Moment nach, dann nickte er. »Okay, wir schauen sie uns einmal an. Tom, haben wir schon ein Büro für die beiden?«

»Direkt neben den Caruso-Zwillingen.«

»Gut. Schauen Sie sich ruhig noch etwas um, und dann sehen wir uns morgen früh in alter Frische wieder.«

Hendley stand auf und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Davis machte sich in Richtung Tür auf, gefolgt von Chavez und Clark.

»John, könnten Sie bitte noch einen Augenblick bleiben?«, fragte Hendley. »Klar. Bis später, Ding.«

Als sie allein waren, sagte Hendley: »Sie sind ja ein alter Hase in unserem Geschäft. Deshalb würde ich gern Ihre Meinung über ein paar Sachen hören.«

»Legen Sie los.«

»Unser Konzept hier ist ja ziemlich neu. Eigentlich stecken wir immer noch in der Versuchsphase. Ich fürchte langsam, dass unser Arbeitsfluss nicht optimal verläuft.«

Clark musste kichern. »Verzeihen Sie mir, Gerry, aber allein dass Sie einen Begriff wie ***Arbeitsfluss*** für eine Einrichtung wie diese verwenden, zeigt mir, dass Sie recht haben. Wie sieht eigentlich die Befehlskette aus?« Als Hendley ihm die Organisationsstruktur des Campus beschrieb,

meinte Clark trocken: »Klingt wie Langley. Sehen Sie, Geheimdienstarbeit ist meist etwas Organisches und Situationsbezogenes. Die Analyse der Abläufe ist natürlich unverzichtbar, aber wenn Sie versuchen, den Prozess in eine künstliche Struktur hineinzupressen, dann ist das Chaos vorprogrammiert.«

»Sie nehmen ungern ein Blatt vor den Mund, stimmt's?«

»Sollte ich das?«

»Nein.«

»Zu viele gute Ideen scheitern auf den Etappen der Kommandokette. Wenn Sie meinen Rat hören wollen: Versammeln Sie Ihr Führungspersonal einmal am Tag in einem Raum, und halten Sie ein Brainstorming ab. Das ist vielleicht ein bisschen abgedroschen, aber es funktioniert. Wenn Ihre Mitarbeiter befürchten müssen, dass ihre Kreativität nicht zum Zuge kommt, vergeuden Sie hier ihre besten Talente.«

Hendley pfiff leise und lächelte: »Verstehen Sie mich nicht falsch, John, aber Sie sind nicht gerade der Durchschnitts-Schlapphut, oder?«

Clark zuckte die Achseln, ohne zu antworten.

»Nun«, fuhr Hendley fort, »Sie haben wohl den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist eben immer sinnvoll, eine Zweitmeinung einzuholen.«

»Sonst noch etwas?«

»Ja. Jack Ryan kam vor Kurzem zu mir. Er möchte an mehr Außeneinsätzen teilnehmen.«

Der Junior ist anscheinend wirklich kein Junior mehr, dachte Clark.

»Hat Ihnen Tom von dieser MoHa-Sache erzählt?«, fragte Hendley. »Hat er.«

»Nun, ich habe aus zweiter Hand erfahren, dass die Caruso-Brüder Jack zum Stressabbau nach Hogan's Alley mitgenommen haben. Sie kennen ja dieses Trainingsgelände, die künstliche Stadt, in der das FBI seine Straßenkampfübungen abhält. Er soll dabei verdammt gut abgeschnitten haben. Ab und zu machte er zwar kleine Anfängerfehler, aber insgesamt soll er richtig gut gewesen sein.«

Also hat er doch das Talent geerbt, dachte Clark. Eine Frage der Gene, wenn man denn an so etwas glaubte. Er hatte ja Jacks Vater erlebt, und der war auch ein ziemlich guter Kämpfer gewesen. Und er blieb unter Belastung immer cool. Beides konnte man zwar lernen, aber das Letztere war doch mehr eine Frage des Charakters und des Temperaments. Anscheinend besaß auch Jack beides und eine ruhige Hand dazu.

»Und wie ist seine innere Einstellung zu alldem?«, fragte Clark.

»Er macht sich da keine Illusionen, glaube ich. Er

wirkt auf mich sowieso nicht ruhmsüchtig oder überehrgeizig.«

»Das ist er bestimmt nicht. Dafür haben schon seine Eltern gesorgt.«

»Er ist ein verdammt guter Analytiker und hat auch ein richtiges Händchen dafür, aber irgendwie hat er das Gefühl, damit seine Zeit zu verschwenden. Er möchte vorn an die Front. Das Problem ist nur, dass ich fürchte, sein Vater wird …«

»Wenn Sie Ihre Entscheidung davon abhängig machen, was sein Dad denken oder sagen würde, dann …«

»Sagen Sie ruhig, was Sie denken.«

»Dann sollten Sie sich über Ihre Einstellung Gedanken machen, nicht über seine. Jack ist erwachsen, und es ist sein Leben. Ihre Entscheidung sollte davon abhängen, ob er gut genug für diese Aufgabe ist und ob es dem Campus helfen würde, und von nichts anderem. Das ist alles.«

»Na gut! Ich muss noch ein wenig darüber nachdenken. Wenn ich ihn nach draußen schicke, braucht er allerdings einen Ausbilder.«

»Sie haben doch einen.«

»Ich könnte noch ein oder zwei weitere brauchen. Pete Alexander ist zwar verdammt gut, aber ich möchte, dass Sie Jack unter Ihre Fittiche nehmen.«

Clark dachte darüber nach. ***Zeit, das zu***

machen, was du deinem Chef gepredigt hast, John. »Klar, das mache ich.«

»Danke. Im Übrigen halten wir immer Ausschau nach solchen Leuten wie Sie und Chavez. Wenn Ihnen da jemand einfällt, teilen Sie uns das bitte mit. Wir haben zwar unsere eigenen Talentsucher, aber es ist immer besser, zu viele Anwärter zu haben als zu wenige.«

»Das stimmt. Ich denke darüber nach. Vielleicht habe ich ein, zwei Namen für Sie.«

Hendley lächelte. »Ein paar erst kürzlich pensionierte Agenten vielleicht?«

Clark erwiderte das Lächeln. »Vielleicht.«

»Tote Briefkästen«, erklärte Mary Pat Foley, als sie sich durch die Glastür des NCTC-Konferenzraums schob. Sie ging zu der Korktafel, an die sowohl die DMA-Karte als auch der Stadtplan von Peshawar geheftet waren, und tippte auf eine der Punktegruppen. »Bitte?«, fragte John Turnbull.

»Die Zeichenerklärung auf der Rückseite - Pfeile nach oben und unten, kombiniert mit Punktegruppen -, das sind ihre toten Briefkästen. Der Aufwärtspfeil bedeutet Abholen, der Abwärtspfeil Deponieren. Der erste sagt einem jeweils, welcher Briefkasten verwendet wird: Drei

Punkte bezeichnen den Briefkasten mit der Ankündigung, vier Punkte den mit der Botschaft.«

»Genau wie diese Agentengeschichten aus dem Kalten Krieg«, meinte Janet Cummings.

»Hundertfach erprobt - geht bis aufs alte Rom zurück.«

Die Überraschung ihrer Kollegen sagte ihr, dass sie - und die CIA überhaupt - immer noch ein Wahrnehmungsdefizit hatten, was die geheimdienstlichen Fähigkeiten des URC anging. Wenn die Agenten an den toten Briefkästen nur vorsichtig waren, war dieses System sogar eine sehr effektive Methode für den indirekten Austausch von Materialien.

»Was wir nicht wissen, ist allerdings, ob die noch aktiv sind«, fuhr sie fort. »Dazu brauchen wir jemanden vor Ort.«

Das Telefon neben Ben Margolin surrte. Er nahm den Hörer auf, lauschte eine halbe Minute lang und legte auf. »Bis jetzt nichts, aber die Computer sind an der Arbeit. Die gute Nachricht ist, wir können einen Hundert-Kilometer-Radius um die Höhle schon ausschließen.«

»Zu viele Variablen«, meinte John Turnbull, der Chef von Acre Station.

»Genau«, stimmte Janet Cummings, Chief of Operations des NCTC, zu.

Mary Pat Foleys Vorstellung, wie man das Rätsel namens »Wo in drei Teufels Namen ist diese Gegend?« um das Sandkastenmodell lösen konnte, das Driscoll und sein Team in der Höhle im Hindukusch gefunden hatten, hing mit einem CIA-Projekt zusammen, das den Codenamen Collage trug.

Collage hatte sich ein Mathematiker in der Abteilung Wissenschaft und Technologie in Langley ausgedacht. Entstanden war es aus der Frustration von Acre Station, die sich permanent eine Frage stellte, die der Mary Pats ähnelte, nämlich: »Wo beim Henker steckt er?« Der Emir und seine Stellvertreter verbreiteten gern Fotos und Videos von sich selbst, die sie beim Durchwandern der Wildnisse Pakistans und Afghanistans zeigten. Das gab den amerikanischen Geheimdiensten zwar jede Menge Hinweise auf Wetter und Gelände des Aufenthaltsorts, aber nie genug, um den UAVs oder Special Forces vor Ort eine Hilfe zu sein. Ohne den größeren Zusammenhang, ein paar Bezugspunkte und einen Maßstab glichen sich die Felsblöcke wie ein Ei dem anderen.

Das Collage-Projekt sollte dieses Problem lösen, indem es sämtliche verfügbaren topografischen Rohdaten sammelte, angefangen von kommerziellen und militärischen Satellitenaufnahmen über

Radaraufnahmen von Lacrosse- und Onyx-Satelliten bis zu Familienfotos auf Facebook und Reise-Blogs auf Flickr - solange der Aufnahmeort nur zuverlässig und in einem gesicherten Maßstab einem festen Punkt auf der Erde zugeordnet werden konnte, schluckte Collage das Bild und spuckte es als Overlay auf die Erdoberfläche wieder aus. Mit in den Mixer kamen außerdem verwirrend viele andere Variablen: geologische Merkmale, aktuelle und vergangene Wetterdaten, Holzeinschlagpläne, seismische Aktivität ... Wenn irgendetwas nur die Erdoberfläche und ihr Aussehen zu einem bestimmten Zeitpunkt betraf, dann wurde es in Collage eingespeist.

Fragen, die einem ohne Weiteres gar nicht in den Sinn kamen, wurden dabei wichtig: »Wie sieht der Granit im Hindukusch bei Regen aus?«, »In welcher Richtung würde sich ein bestimmter Schatten bei dreißig Prozent Wolkendecke und einem Taupunkt x erstrecken?« oder »Wie hoch wird diese Sanddüne im Sudan nach zehn Tagen Wind mit einer Geschwindigkeit von 20 bis 23 Stundenkilometern?« Die Permutationen waren erschreckend, und genauso komplex war auch das mathematische Modell, das sich im Quellcode von Collage verbarg, der Millionen von Programmzeilen umfasste. Das Problem war, dass die Berechnungen

nicht nur auf bekannten Variablen, sondern auch auf imaginären beruhten, ganz zu schweigen von Wahrscheinlichkeits-Threads, weil das Programm nicht nur über die Rohdaten Annahmen machen musste, sondern auch darüber, was es in einem Foto oder Video jeweils sah. Nehmen wir ein Video mit dreißig Sekunden mit einer Auflösung von 640 x 380 als Beispiel.

Der erste Durchlauf von Collage würde etwa 500000 bis drei Millionen Bezugspunkte ergeben, denen dann ein Wert zugeordnet werden musste — schwarz, weiß oder grau (es gab 16000 Graustufen), relative Größe und Blickwinkel des Objekts, Entfernung von Vordergrund, Hintergrund und seitlichen Nachbarobjekten, Intensität und Einfallswinkel des Sonnenlichts oder Dichte und Geschwindigkeit der Wolken und so weiter. Waren diese Werte einmal bestimmt, wurden sie in die Overlay-Matrix von Collage eingespeist, und die Suche begann.

Collage hatte zwar einige Erfolge erzielt, aber keine von durchschlagender taktischer Bedeutung, und Mary Pat hegte den Verdacht, dass das System auch hier versagen würde. Das lag dann aber weniger am Programm, sondern am Input. Sie wussten ja nicht einmal, ob der Modelltisch überhaupt etwas Konkretes darstellte, ganz zu schweigen davon, ob

er maßstabsgetreu war oder vielleicht eine Gegend darstellte, die 15 000 Kilometer vom Hindukusch entfernt lag.

»Wie ist der Stand bei Lotus?«, fragte Mary Pat. Die NSA hatte alle Nachrichten, die sie abgefangen hatte, nach Bezügen auf Lotus durchsucht, in der Hoffnung, dabei auf ein Muster zu stoßen, das eine Grundlage für die Rekonstruktion des NCTC ergab. Wie das Modell, auf dem Collage beruhte, war auch hier die Zahl der Fragen, die man beantworten musste, um das Rätsel zu lösen, erschreckend: Wann tauchte der Begriff zum ersten Mal auf? Wie häufig? Von wo aus wurde er verwendet? Wie wurde er am meisten gebraucht - per E-Mail, am Telefon, auf Websites oder auf eine Weise, die ihnen bis jetzt entgangen war? Ging sein Gebrauch schweren Terroranschlägen voraus oder folgte er ihm? Und so weiter. Dabei konnte man sich nicht einmal sicher sein, dass Lotus überhaupt wichtig war. Vielleicht hieß die Freundin des Emirs so — wer wusste das schon?

»Okay, rechnen wir mit dem Schlimmsten«, sagte Margolin und brachte sie in die Gegenwart zurück.

»Ich würde sagen, wir sichern uns ab«, meinte Cummings. »Wir wissen, wo die Höhle ist, und wir wissen, dass die Reichweite des Signals ziemlich kurz war, nur ein paar Dutzend Kilometer

beiderseits der Grenze. Wenn wir annehmen, dass Lotus überhaupt etwas bedeutet, dann haben wir eine halbwegs gute Chance, dass es irgendeine Bewegung ausgelöst hat - Menschen, Logistik, Geld - wer weiß?«

Das Problem dabei war, überlegte Mary Pat, dass Menschen und Logistik oft besser mit HUMINT, also mit Agenten vor Ort, zu verfolgen waren als mit elektronischen Mitteln, und im Moment hatten sie dort so gut wie niemanden.

»Sie wissen, was ich hier raten würde«, sagte sie zum Direktor des NCTC.

»Das wünschen wir uns alle, aber die Ressourcen sind einfach nicht da - nicht in dem Maße, wie wir sie brauchen.«

Dank Ed Kealty und DCI Scott Kilborn, dachte sie mürrisch. Der Clandestine Service musste, nachdem er fast ein Jahrzehnt lang seinen Bestand an Führungsoffizieren wieder aufgebaut hatte - einen Großteil davon unter Plan Blue -, jetzt seine Präsenz in Übersee zurückfahren und sich stattdessen auf die Nachrichtendienste der Verbündeten verlassen. Männer und Frauen, die ihr Leben riskiert hatten, um in den öden Gebirgen Pakistans und Afghanistans Agentennetze aufzubauen, wurden wieder in die Botschaften und Konsulate zurückbeordert und hörten oft nicht

einmal ein Dankeschön.

Gott behüte uns vor dieser kurzsichtigen Politisierung unserer Geheimdienste.

»Dann denken wir mal über den Tellerrand hinaus«, sagte Mary Pat. »Wir haben schon brauchbare Quellen da — nur nicht unsere eigenen. Wenden wir uns doch wieder mal an unsere Verbündeten.«

»Die Engländer?«, fragte Turnbull.

»Genau. Sie haben in Zentralasien mehr Erfahrung als alle anderen, sogar als die Russen. Fragen schadet nicht. Lassen Sie die toten Briefkästen von jemandem überprüfen, der nachsieht, ob sie noch benutzt werden.«

»Und dann?«

»Über diese Brücke gehen wir, wenn wir sie erreichen.«

Am Ende des Konferenztischs warf Margolin den Kopf zurück und starrte kurz an die Decke. »Fragen ist nicht das Problem; das Problem ist die Erlaubnis, zu fragen.«

»Sie verarschen mich doch«, sagte Cummings.

Leider nicht, wie Mary Pat wusste. Kilborns Stellvertreter in den Abteilungen Intelligence und Clandestine hatten zwar nicht so viel Kool-Aid getrunken wie der DCI, aber immer noch genug. Mit Kilborns Ernennung hatte Präsident Kealty dafür

gesorgt, dass die oberen Ränge der CIA sich an die neue Linie der Regierung halten würden, ohne Rücksicht auf die Folgen für die Behörde selbst oder die Geheimdienste insgesamt.

»Dann fragen Sie eben nicht um Erlaubnis«, sagte Mary Pat trocken.

»Was?«, fragte Margolin.

»Wenn wir nicht fragen, kriegen wir auch kein Nein zu hören. Wir gehen ja nur Hypothesen nach, oder?

Nichts ist offiziell, nichts taucht im Budget auf. Wir fischen nur herum. Das sollen wir ja, das ist unser Job. Seit wann brauchen wir eine Genehmigung, wenn wir kurz bei einem Verbündeten nachfragen?«

Margolin sah sie einige Augenblicke lang scharf an, dann zuckte er mit den Schultern. Die Geste sagte alles und nichts. Sie kannte ihren Boss gut genug, um zu wissen, dass sie bei ihm eine Saite angeschlagen hatte. Genau wie sie hing Margolin an seinem Beruf, aber zuallererst wollte er seine Arbeit ordentlich machen.

»Wir haben nicht darüber gesprochen«, erklärte Margolin. »Ich versuch's erst mal auf dem Dienstweg. Wenn wir nicht durchkommen, machen wir's auf Ihre Weise.«

Das hier war das echte Russland, dachte Vitali, mit

den härtesten Wintern eines Landes, das ohnehin für sein schlechtes Wetter berühmt war. Die Eisbären hatten sich fett gefressen und eine dicke isolierende Speckschicht angelegt, genug, damit sie monatelang Winterschlaf in Höhlen halten konnten, die sie zwischen den Eisrücken und Seracs anlegten, und nur hin und wieder aufwachen mussten, um sich eine Robbe zu holen, die sich zu nahe an ein Atemloch herangewagt hatte.

Vitali stand auf und schüttelte sich wach, dann schlurfte er in die Kombüse, um Wasser für den Morgentee aufzusetzen. Die Temperatur lag knapp über null - hier oben war das ein milder Herbsttag. Über Nacht hatte sich kein neues Eis gebildet, zumindest nichts, was sein Boot nicht zerdrücken oder umfahren konnte, aber das Deck war mit drei Zentimetern gefrorenem Eisregen bedeckt, den er und Wanja noch weghacken mussten, damit das Boot nicht topplastig wurde. In diesen Gewässern zu kentern bedeutete den sicheren Tod; ohne Schutzanzug war man in vier Minuten bewusstlos und in fünfzehn erfroren. Er hatte zwar genug Anzüge für alle an Bord, aber seine Passagiere hatten sich kaum für ihren Gebrauch interessiert.

Die Charterkunden waren schon wach, sie stampften mit den Füßen und schlugen sich die Arme um die Brust. Einige zündeten sich Zigaretten

an und gingen dann nach achtern zur primitiven Toilette. Alle aßen ihr Brot und die gefrorene Butter, die es zum Frühstück gab.

Vitali ließ ihnen eine Stunde Zeit, um in Gang zu kommen, dann startete er die Dieselmotoren und setzte von der Kiesbank zurück, an der sie die Nacht verbracht hatten. Seine Seekarten lagen bereit, und er fuhr mit zehn Knoten in östlicher Richtung. Wanja wechselte sich mit ihm am Ruder ab. Sie hatten ein altes, aber funktionierendes Mittelwellenradio. Meistens hörten sie klassische Musik von einem Sender in Archangelsk; das half, die Zeit zu vertreiben. Bis zu ihrem Ziel lagen noch zehn Stunden Fahrt vor ihnen, ungefähr 160 Kilometer. Zehn Stunden mit zehn Knoten Fahrt, laut Seekarte.

»Das sieht nicht gut aus«, meinte Wanja und zeigte nach steuerbord voraus.

Am Horizont im Osten stand eine Reihe aufgequollener schwarzer Wolken, und zwar so tief, dass sie mit dem Meer zu verschmelzen schienen.

»Ganz und gar nicht«, stimmte Vitali zu. Und es würde, wie er wusste, noch schlimmer kommen. Um ihr Ziel zu erreichen, mussten sie das Sturmgebiet durchqueren - entweder das oder einen weiten Umweg fahren oder sogar das Boot anlanden.

»Hol doch mal Fred nach oben«, sagte Vitali.

Wanja ging unter Deck und kam kurz darauf mit dem Anführer der Charterkunden zurück. »Was ist das Problem, Kapitän?«

Vitali zeigte aus dem Fenster auf die Sturmfront. »Das.«

»Regen?«

»Hier regnet es nicht, Fred, es stürmt. Die Frage ist immer nur, wie schlimm. Und das da sieht wirklich schlimm aus, fürchte ich.« ***Und ganz besonders schlimm für ein T-4-Landungsboot mit Kastenrumpf und einem Meter Tiefgang,*** verkniff er sich hinzuzufügen.

»Wie lange, bis wir drin sind?«

»Noch drei Stunden - vielleicht ein bisschen länger.«

»Können wir das abwettern?«

»Wahrscheinlich, aber hier oben ist nichts sicher. Auf jeden Fall wird es eine extrem raue Fahrt.«

»Welche Wahl haben wir?«, fragte Fred.

»Zurück zu unserem Übernachtungsplatz oder ein Umweg nach Süden um den Sturm herum. Beides würde uns etwa ein oder zwei Tage kosten.«

»Ist nicht drin«, erwiderte Fred.

»Es wird riskant, da durchzufahren - und Sie und Ihre Leute werden seekrank werden. Das ist kein Vergnügen ...«

»Wir kommen schon zurecht. Vielleicht hilft Ihnen

ein Bonus über diese Unannehmlichkeit hinweg?«

Vitali zuckte mit den Schultern. »Es liegt nur an Ihnen. Ich bin dabei.«

»Dann fahren Sie weiter.«

Zwei Stunden später machte er ein Schiff am Horizont aus, das in westlicher Richtung fuhr. Wahrscheinlich ein Versorgungsschiff auf der Rückfahrt vom neuen Ölfeld, das weiter östlich an der Lena, südlich von Tiksi, entdeckt worden war; es hatte wohl Ölbohrtechnik geliefert. Nach dem Kielwasser zu schließen, lief der Frachter mit Höchstgeschwindigkeit, um genau dem Sturm zu entkommen, in den sie geradewegs hineinsteuerten.

Wanja erschien neben ihm. »Die Maschinen sind in Ordnung. Alles verschalkt, Luken sind dicht.« Vitali hatte ihm gesagt, er solle das Boot sturmfest machen. Was sie nicht tun konnten, war, ihre Passagiere auf das Kommende oder das Boot auf die Gewalt des Meeres vorzubereiten. Mutter Natur war launisch und grausam.

Zuvor hatte Vitali noch Fred gebeten, er solle seine Männer beim Enteisen des Boots helfen lassen; sie gehorchten trotz ihres wackeligen Gangs und der seekranken grünen Gesichter. Die eine Hälfte schlug mit Vorschlaghämmern und Äxten auf das Eis ein, die andere Hälfte schob unter Wanjas Aufsicht mit

breiten Getreideschaufeln die losen Eisschollen über Bord.

»Wenn wir das hinter uns haben, wollen wir dann nicht nach Sotschi ziehen und da einen Charterdienst aufmachen?«, fragte Wanja den Kapitän, nachdem er die Passagiere wieder unter Deck geschickt hatte, damit sie sich ausruhen konnten.

»Viel zu heiß da. Ein Mann kann da nicht leben.« Die übliche Mentalität der Arktis. Echte Männer lebten und arbeiteten in der Kälte und prahlten mit ihrer Zähigkeit. Und der Wodka schmeckte hier auch besser.

Fünfzehn Kilometer vor ihrem Bug drohte der Sturm, eine brodelnde grauschwarze Wand, deren Vorrücken Vitali buchstäblich zusehen konnte. »Wanja, geh noch mal nach unten, und gib unseren Kunden Nachhilfe mit den Sicherheitsanzügen.«

Wanja wandte sich zum Niedergang.

»Und sieh zu, dass sie diesmal aufpassen«, fügte Vitali hinzu.

Als Kapitän trug er die Verantwortung für die Sicherheit seiner Passagiere, aber vor allem bezweifelte er, dass der Auftraggeber dieser Leute, wer immer es war, ihm verzeihen würde, wenn sie allesamt umkämen.

Eine idiotische Übung, **dachte** Musa Merdasan, während er dem zwergenhaften Russen zusah, wie er den orangefarbenen Überlebensanzug auf dem Deck entfaltete. Erstens gab es ja kein Rettungsschiff hier, das sie rechtzeitig erreichen würde, Anzug oder nicht; zweitens würde sowieso keiner seiner Männer diesen Anzug anlegen. Wenn es Allah gefiel, sie der See zu übergeben, dann würden sie ihr Schicksal akzeptieren. Außerdem wollte Merdasan gar nicht, dass einer von ihnen aus dem Meer gefischt würde. Wenn das geschehen sollte, dann hoffte er, dass der Leichnam in einem nicht identifizierbaren Zustand sein würde. Er musste auch darauf achten, dass weder der Kapitän noch sein Maat einen Schiffbruch überlebten, damit niemand Fragen über seine Passagiere und ihr Ziel stellen konnte. Eine Schusswaffe war im Wasser zu unzuverlässig, also ein Messer, und das möglichst, bevor sie über Bord gingen. Am besten den Bauch aufschlitzen, damit sie auch wirklich auf den Meeresgrund sanken.

»Erst legen Sie den Anzug flach aufs Deck und öffnen den Reißverschluss, dann setzen Sie sich direkt über das untere Ende der Öffnung«, sagte der Russe gerade.

Merdasan und seine Männer hörten natürlich zu und taten ihr Bestes, um aufmerksam zu wirken.

Keiner von ihnen sah allerdings besonders gesund aus. Der immer rauere Seegang hatte bereits die Farbe aus ihren Gesichtern gewaschen. Die Kabine stank nach Erbrochenem, Schweiß und zerkochtem Gemüse.

»Zuerst die Beine, dann nacheinander beide Arme, dann die Kapuze überziehen. Dann rollen Sie auf die Knie, ziehen den Reißverschluss zu und schließen den Klettverschluss vor der unteren Gesichtshälfte.«

Der Russe ging von Mann zu Mann und sah nach, dass alle den Anweisungen folgten. Dann sah er sich zufrieden um: »Noch Fragen?«

Keine Fragen.

»Wenn Sie über Bord gehen, schaltet Ihr EPIRB ...«

»Unser was?«, unterbrach ihn einer.

»Das heißt ***Emergency Position-Indicating Radio Beacon*** - ein Notfunkfeuer, das Ding am Kragen hier — sich automatisch ein, sowie es mit Wasser in Kontakt kommt. Irgendwelche Fragen dazu?«

Keine Fragen.

»Okay, dann legen Sie sich in die Kojen, und halten Sie durch.«

Obwohl Vitali wusste, was er zu erwarten hatte, erschreckten ihn Geschwindigkeit und Wucht des

Sturms trotzdem. Der Himmel wurde pechschwarz, und innerhalb von fünf Minuten verwandelte sich die kabbelige, etwa zwei Meter hohe Dünung in schäumende, sechs Meter hohe Wellen, die wie die Hand Gottes selbst gegen die Bugrampe krachten.

Große Gischtfontänen sprühten über die Seiten des Kastenrumpfs und prasselten wie Kieselsteine gegen das Steuerhaus. Die Scheibenwischer brauchten immer zehn Sekunden, um Vitali nach einem solchen Treffer wieder Sicht zu verschaffen, genau rechtzeitig, dass er einen Blick auf die nächste Welle werfen konnte. Alle paar Sekunden brachen Tonnen von Seewasser über die Steuerbordreling herein, schwappten knietief über das Deck und überlasteten die Speigatten, durch die so viel Wasser nicht schnell genug abfließen konnte. Vitali hatte die Hände fest an das Steuerrad geklammert und spürte, wie das Ruder immer träger reagierte, als das eingeschlossene Wasser von einer Seite zur anderen gurgelte.

»Geh unter Deck, und kümmere dich um die Maschinen und die Pumpen«, wies er Wanja an, der zum Niedergang schwankte.

Vitali arbeitete mit den beiden Gashebeln, um den Bug gegen die Wellen gedreht zu halten. Wenn sich das Boot quer zum Sturm drehte, konnte die unvermeidliche Rollbewegung es zum Kentern

bringen. Das T-4-Landungsboot mit seinem kiellosen Rumpf konnte sich praktisch nicht mehr von selbst aufrichten, wenn die Schlagseite erst einmal fünfzehn Grad überschritt. Geriet es in einen Wellentrog und schlug um, sank es innerhalb von zwei Minuten.

Andererseits kannte Vitali nur zu gut die Belastungsgrenzen der Bugrampen. Obwohl er und Wanja hart daran gearbeitet hatten, die Rampe sicher und wasserdicht zu machen, war sie nun einmal dafür gebaut, an einem Strand aufgeklappt und heruntergelassen zu werden, um Soldaten anzulanden. Mit jeder gegen sie krachenden Welle zitterte die Rampe, und sogar über das Brausen des Sturms konnte Vitali das Hämmern von Metall auf Metall hören — das waren die zolldicken Sicherungsbolzen.

Die nächste Welle erhob sich über die Reling und brach; die eine Hälfte wurde abgeschert und schäumte über das Deck, die andere krachte gegen die Fenster des Steuerhauses. Das Boot ruckte nach backbord. Vitali verlor den Halt, wurde nach vorn geschleudert und knallte mit der Stirn gegen die Steuerkonsole. Er kam wieder auf die Beine und blinzelte; irgendetwas Nasses, Warmes lief ihm die Schläfe hinunter. Er nahm eine Hand vom Steuer und strich über seine Stirn; an seinen Fingern sah er

Blut. Nicht so schlimm, entschied er. Ein paar Stiche würden genügen.

Aus der Gegensprechanlage kam Wanjas gedämpfte Stimme: »Pumpe … ausgefallen … versuche … wieder anzulassen …«

Verdammt. Sie konnten zwar auch mit einer Pumpe weniger auskommen, aber Vitali wusste, dass die meisten Schiffe nicht wegen eines einzigen Ausfalls gesunken waren, sondern durch einen Dominoeffekt: Ein Schaden kam zum nächsten, bis die lebenswichtigen Funktionen des Bootes versagten. Und wenn das hier draußen passierte … Lieber nicht daran denken.

Eine Minute verging, dann meldete sich Wanja erneut: »Pumpe läuft wieder!«

»Verstanden!«, bestätigte Vitali.

Von unten hörte er jemanden brüllen: »Nein, nicht! Komm zurück!«

Vitali schlitterte nach rechts und drückte das Gesicht gegen die Scheibe. Achtern sah er eine Gestalt durch die Kabinentür taumeln und auf das schwankende Deck laufen. Es war einer von Freds Männern.

»Was zum Teufel …«

Der Mann stolperte, fiel auf die Knie. Erbrochenes schoss aus seinem Mund. Der Mann war in Panik, erkannte Vitali. Eingeschlossen unter Deck, wie er

war, hatte sein Fluchtinstinkt das logische Denken überwältigt.

Vitali griff nach dem Mikrofon der Sprechanlage. »Wanja, da ist einer auf dem Achterdeck …«

Das Heck wurde in die Luft geschleudert. Als es wieder herunterkam, traf eine Querwelle die Steuerbordseite. Der Mann, der bereits den Halt verloren hatte, wurde zur Seite und gegen die Reling geschleudert. Dort hing er einen Moment lang schlaff wie eine Stoffpuppe, die Beine an Deck, den Rumpf in der Luft, dann kippte er vornüber und verschwand.

»Mann über Bord, Mann über Bord!«, rief Vitali jetzt über die Bordsprechanlage. Er spähte durch die Fenster, suchte nach einer Lücke in den Wellenkämmen, um beidrehen zu können.

»Nicht«, hörte er eine Stimme hinter sich.

Als er sich umdrehte, stand Fred hinter ihm oben auf dem Niedergang, beide Hände um das Geländer geklammert. Sein Hemd war mit Erbrochenem verschmiert.

»Was?«, fragte Vitali.

»Er ist tot. Vergessen Sie ihn.«

»Sind Sie verrückt? Wir können doch nicht …«

»Wenn Sie jetzt wenden, riskieren wir zu kentern, stimmt's?«

»Ja, schon, aber ….«

»Er kannte das Risiko, Kapitän. Ich lasse nicht zu, dass sein Fehler die anderen gefährdet.«

Vitali wusste, dass Fred logisch argumentierte, aber einen Mann auf See aufzugeben, ohne auch nur einen Rettungsversuch zu unternehmen, war einfach unmenschlich. Und dann noch ohne die geringste sichtbare Gemütsbewegung …

Als ob er Vitalis Unentschlossenheit spürte, sagte der Mann, der sich Fred nannte: »Ich bin für meine Männer verantwortlich, Sie für die Sicherheit des Bootes und der Passagiere, richtig?«

»Richtig.«

»Dann fahren Sie weiter.«

»Hallo? «, meldete sich Expräsident Jack Ryan. Er ging immer noch gern selbst ans Telefon, zumindest wenn es sich um dieses handelte. »Mr. President?«

»Am Apparat. Mit wem spreche ich?« Wer immer es war, er kannte die Nummer von Jacks Privatanschluss. Solche Leute gab es nicht sehr viele.

»John Clark. Ich bin erst vorgestern aus England zurückgekehrt.«

»John, wie geht es Ihnen? Also haben sie euch Yankees doch endlich heimgeschickt?«

»Leider ja. Wie auch immer, Ding und ich sind wieder im Land. Ich wollte nur fragen, ob wir beide zu einem kleinen Höflichkeitsbesuch vorbeikommen dürfen? Wäre das okay?«

»Aber klar. Kommen Sie doch heute einfach zum Lunch. Sie müssen mir nur sagen, wann.«

»Wir könnten in anderthalb Stunden bei Ihnen sein.«

»Okay, dann können wir zusammen essen. Ich sehe Sie also gegen elf?«

»Jawohl, Sir.«

»Ich heiße immer noch Jack - erinnern Sie sich?« Clark musste kichern. »Ich versuche, mich daran zu erinnern.«

»Es ist seine Angelegenheit und nicht unsre. Jack jr. ist ein erwachsener Mann. Was er mit seinem Leben anstellt, geht nur ihn etwas an, und wen er ins Vertrauen zieht, muss er selbst entscheiden.«

»Gut, ich verstehe, was du meinst, aber ich sage dir, wenn ihm etwas zustößt ... Lieber Gott, da möchte ich bestimmt nicht dabei sein, wenn der Sturm losbricht und jedem hier die Scheiße um die Ohren fliegt.«

Ich auch nicht, dachte Clark.

»Andererseits, was hättest du auch sagen sollen?«, fuhr Ding fort. »Wenn der Chef selbst dich bittet, ihn auszubilden, kannst du ja kaum ablehnen.«

»Da hast du recht.« In Wahrheit hatte Clark ein schlechtes Gewissen, das Ryan sr. zu verschweigen. Immerhin kannten sie sich bereits seit ewigen Zeiten, und er verdankte dem Expräsidenten eine Menge. Andererseits war es immer ein wichtiger Teil seines Lebens gewesen, die Geheimnisse anderer Leute zu bewahren. Das war eine ganz persönliche Sache, aber Jack war ein großer Junge mit einem klaren Verstand. Trotzdem wollte er Jack dazu überreden, seinem Vater von seiner Arbeit beim Campus zu erzählen.

Nach weiteren vierzig Minuten bogen sie auf die Peregrine Cliff Road ein, die zweifellos von diesem Punkt an unter Videoüberwachung stand. Agenten des Secret Service würden auf ihren Computern ihre Autonummer überprüfen. Wenn sie dann merkten, dass es sich um einen Mietwagen handelte, würden sie nicht schnell genug Zugang zum Computer der Firma Hertz erlangen können, um den Mieter zu identifizieren. Dies würde sie ein wenig beunruhigen, allerdings nur auf die unaufgeregte, professionelle Weise, die für den USSS typisch war. Schließlich gelangten Clark und Chavez zu dem Steinpfeiler, der den Eingang zu Ryans 400 Meter langer Zufahrt kennzeichnete.

»Bitte identifizieren Sie sich«, erklang eine

blecherne Stimme aus dem Lautsprecher des Pfeilers.

»Rainbow Six auf dem Weg zu einem Treffen mit SWORDSMAN.«

»Sie können passieren«, antwortete die Stimme. Kurz darauf begannen sich die hydraulischen Schranken der Eingangspforte zu öffnen.

»Du hast ihnen gar nichts von mir erzählt«, protestierte Chavez.

»Du musst nur deine Hände immer gut sichtbar halten«, entgegnete Clark und kicherte.

Andrea Price-O'Day stand auf der Veranda, als sie vorfuhren. Die Einheitsführerin höchstpersönlich, registrierte Clark. Vielleicht hielt sie ihn wirklich für eine wichtige Persönlichkeit. Es hatte schon seine Vorzüge, ein Freund vom Boss zu sein.

»Hallo, Chief«, begrüßte sie ihn.

Mag sie mich etwa?, dachte Clark. Nur seine Freunde nannten ihn Chief.

»Guten Morgen, Ma'am. Wie geht's dem Boss?«

»Er arbeitet an seinem Buch, so wie immer«, antwortete Andrea. »Willkommen daheim.«

»Danke.« Er nahm ihre dargebotene Hand. »Domingo kennen Sie bereits, glaube ich.«

»Aber sicher. Wie geht's der Familie?«

»Großartig. Sie sind froh, wieder daheim zu sein. Ein weiteres Familienmitglied ist unterwegs.«

»Gratuliere!«

»Wie fühlt er sich?«, fragte Clark als Nächstes. »Klettert er die Wände hoch?«

»Machen Sie sich selbst kundig.« Andrea öffnete die Eingangstür.

Beide waren bereits hier gewesen. Sie erkannten alles wieder: das große offene Wohnzimmer, die Holzdecke und die riesigen Panoramafenster, die auf die Chesapeake Bay hinausgingen, sowie Cathys Steinway-Flügel, auf dem sie wahrscheinlich immer noch jeden zweiten Tag spielte. Andrea führte sie die mit Teppich belegte Treppe in Ryans Kombination aus Bibliothek und Büro hinauf und zog sich dann zurück.

Drinnen hackte Ryan mit einer solchen Wucht auf die Tasten seines Computers ein, dass er bestimmt alle zwei Jahre eine neue Tastatur benötigte. Ryan blickte auf, als sie eintraten.

»Schwere Gedanken, Mr. President?«, fragte Clark mit einem Lächeln.

»He, John! Hallo, Ding! Willkommen!« Sie schüttelten sich die Hände. »Setzen Sie sich, und machen Sie sich's bequem«, ordnete Jack an, und natürlich wurden seine Befehle befolgt. Ob nun alter Freund oder nicht, er war der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, und die beiden Besucher hatten vor nicht allzu langer Zeit noch Uniform

getragen.

»Ich bin froh, Sie unversehrt wiederzusehen«, sagte Clark.

»Was meinen Sie, Georgetown?« Ryan schüttelte den Kopf. »Das war nicht einmal knapp. Andrea hat ihn erstklassig aus dem Verkehr gezogen. Nach einem Hinweis von Jack im Übrigen.«

»Wie bitte?«

»Er war auch da. Er hat Andrea den entscheidenden Tipp gegeben. Er sah einen Hausmeister, mit dem etwas nicht stimmte.«

»Was denn?«, fragte Clark.

»Er versuchte, eine Mutter an seiner Bohnermaschine mit einem Schraubenzieher zu lösen. Natürlich hätte er dafür einen Gabelschlüssel gebraucht.«

»Kluger Junge«, bemerkte Chavez. »Daddy ist bestimmt stolz auf ihn.«

»Da können Sie Ihren Arsch drauf verwetten«, bestätigte Expräsident Ryan freimütig. »Wie wär's mit Kaffee?«

Beide Besucher nickten. »Das ist eine Sache, von der die Engländer überhaupt nichts verstehen, Sir«, sagte Chavez. »Es gibt dort zwar Starbucks, aber das allein reißt es nicht raus.«

»Da kann ich abhelfen. Kommen Sie mit.« Er stand auf und ging mit ihnen zur Küche hinüber, wo

ein Kanne voll bestem Bohnenkaffee neben ein paar Henkelbechern stand. »Und, wie war das Leben in England?«

»Gute Leute. Unser Stützpunkt lag in der Nähe der walisischen Grenze. Dort gab es wirklich nette Menschen, schöne Pubs, und das Essen in der Gegend war auch nicht übel. Ich mag vor allem ihr Brot«, berichtete Clark. »Andererseits halten sie Corned Beef für Dosennahrung.«

Ryan lachte. »Ja, Hundefutter. Ich habe fast drei Jahre in London gearbeitet und in der ganzen Zeit kein ordentliches Corned Beef gefunden. Sie nennen es >Salt Beef<, aber es ist doch nicht dasselbe. Man hat Sie also von Rainbow abgezogen?«

»Ich nehme an, sie hatten einfach die Nase voll von uns«, sagte Clark.

»Und was haben Sie dort zurückgelassen?«, fragte Ryan.

»Zwei gut ausgebildete Einsatzteams. Die Hälfte von ihnen sind Angehörige der SAS der britischen Armee. Sie sind wirklich verdammt gut«, versicherte ihm Clark. »Allerdings ziehen die anderen Europäer ihre Kontingente immer mehr zurück. Das ist wirklich schade, denn einige von ihnen waren Topleute. Auch die Belieferung mit Geheimdiensterkenntnissen ist ausgezeichnet. Rainbow wird weiterhin gut funktionieren, wenn sie

das Team nur lassen. Aber die örtlichen - und damit meine ich vor allem die europäischen — Bürokraten machen sich jedes Mal in die Hose, wenn meine Jungs ausrücken.«

»Nun, solche Leute haben wir hier aber auch«, entgegnete Ryan. »Man fragt sich langsam wirklich, wo eigentlich Wyatt Earp abgeblieben ist.«

Die Bemerkung brachte seine beiden Gäste zum Kichern.

»Was macht SHORTSTOP gerade?«, fragte Clark. Es war für zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten, eine ganz natürliche Frage. Wenn er sie nicht gestellt hätte, wäre das verwunderlich gewesen.

»Wertpapierhandel - denke ich. Hab ihn nicht einmal gefragt, wo genau er arbeitet. Einen Präsidenten zum Vater zu haben kann in seinem Alter ziemlich lästig sein, wissen Sie?«

»Vor allem die Geheimdienstkarossen bei einem Rendezvous«, meinte Chavez mit einem Grinsen. »Ich bin mir nicht sicher, ob mir das gefallen hätte.«

Die nächsten zehn Minuten unterhielten sie sich über ihre Familien, Sport und die Welt im Allgemeinen. Dann sagte Ryan: »Was wollt ihr Jungs jetzt eigentlich machen? Ich nehme an, die CIA hat euch beiden vorgeschlagen, in den Ruhestand zu gehen. Wenn ihr ein

Empfehlungsschreiben braucht, teilt es mir mit. Ihr beide habt eurem Land wahrlich gut gedient.«

»Das war eine Sache, über die wir mit Ihnen reden wollten«, erwiderte Clark. »Wir sind Jimmy Hardesty in Langley begegnet, und der hat uns mit Tom Davis in Kontakt gebracht.«

»Oh?«, rief Ryan erstaunt aus und setzte seinen Becher ab.

Clark nickte. »Sie haben uns einen Job angeboten.«

Expräsident Ryan dachte einen Moment nach. »Nun, auch ich selbst habe schon darüber nachgedacht. Sie beide sind ideal dafür geeignet. Und was halten Sie von der ganzen Einrichtung?«

»Eine gute Sache. Es gibt noch ein paar Kinderkrankheiten, glaube ich, aber das war zu erwarten.«

»Gerry Hendley ist ein guter Mann. Ich hätte mich sonst nicht so sehr dafür eingesetzt. Sie wissen von den Gnadenerlassen?«

Diesmal antwortete Chavez. »Ja, in weiser Voraussicht - vielen Dank. Ich hoffe, dass wir nie einen brauchen werden, aber es ist trotzdem schön zu wissen, dass es sie gibt.«

Ryan nickte. »Wie wär's jetzt mit einem Mittagessen?«

Und hiermit endet das Gespräch, musste

Clark denken. Ob der Campus nun eine Idee von Ryan war oder nicht, auf jeden Fall war die ganze Angelegenheit mit äußerster Diskretion zu behandeln.

»Ich dachte schon, Sie fragen nie«, sagte Clark, ohne mit der Wimper zu zucken. »Darf ich auf ein gutes Corned Beef hoffen?«

»Die Lebensmittel stammen aus einem Delikatessengeschäft in Baltimore namens Attman's. Das ist ein Vorteil des Secret Service. Da sie mich möglichst wenig selbst machen lassen wollen, müssen sie mich pausenlos mit feinen Sachen verwöhnen.«

»In den alten Tagen haben sie die wohl aus dem Carnegie Deli in New York einfliegen lassen«, vermutete Chavez.

Jetzt musste Ryan schmunzeln. »Ab und zu. Man muss allerdings mit solchen Dingen vorsichtig sein. Man wird dann nämlich leicht verwöhnt und bildet sich ein, man habe das alles verdient. Dabei würde ich so gern wieder einmal selbst einkaufen gehen, aber Andrea und ihre Leute werden regelrecht hysterisch, wenn ich das nur vorschlage.« So hatte der Secret Service zum Beispiel darauf bestanden, in das Haus eine Sprinkleranlage einzubauen. Ryan hatte sich gefügt, jedoch die Rechnung danach selbst bezahlt, obwohl er sich die Kosten vom Fi-

nanzministerium hätte erstatten lassen können. Er wollte sich jedoch nicht wie ein Monarch fühlen. Jetzt führte er seine Gäste ins Esszimmer, in dem bereits ein gutes Corned Beef auf sie alle wartete. Daneben gab es Kaisersemmeln und scharfen Delikatesssenf, wie sich das gehörte.

»Gott sei für ein gutes amerikanisches Essen gedankt«, rief Clark aus. »Ich liebe die Briten und trinke auch gern ab und zu ein großes Glas John-Smith-Bier, aber daheim ist eben doch daheim.«

Nach dem Essen sagte Ryan: »Jetzt, da Sie beide wieder freie Männer sind, möchte ich zu einer Sache Ihre Meinung hören: Was halten Sie vom neuen Langley?«

Clark übernahm die Antwort: »Sie kennen mich, Jack. Wie lange habe ich nicht immer wieder gefordert, das DO auszubauen?« Er meinte damit den sogenannten Clandestine Service der CIA, die Abteilung für Geheimeinsätze mit all ihren echten Spionen und Auslandsagenten. »Der Plan Blau war gerade erst angelaufen, da schoss ihn dieser Wichser Kealty sofort wieder ab.«

»Sie sprechen Arabisch, nicht wahr?«

»Wir beide«, bestätigte Chavez. »John ist zwar besser als ich, aber ich kann den Weg zur Herrentoilette erfragen, wenn es sein muss. Kein

Paschtu allerdings.«

»Meines ist ziemlich eingerostet«, sagte Clark. »Ich war ja auch seit ungefähr zwanzig Jahren nicht mehr dort. Interessante Leute, diese Afghanen. Sie sind zäh und tapfer, aber fürchterlich rückständig. Tatsächlich ist das Wichtigste dort der Schlafmohn.«

»Ist er wirklich ein so großes Problem?«

»Es gibt dort einige echte Dollarmilliardäre, die ihr ganzes Vermögen mit Opium gemacht haben. Sie leben wie die Könige und geben eine Unmenge Geld für Waffen und Munition aus. Tatsächlich stammen alle harten Drogen, die man in den Straßen von Südost-Washington kaufen kann, aus Afghanistan. Niemand scheint das zu erkennen oder zu kümmern. Jedenfalls hat man diesen Eindruck. Das bringt genug Geld ein, um ihre und unsere Kultur zu korrumpieren. Sie brauchen unsere Hilfe gar nicht. Bis die Russen im Jahr 1979 kamen, haben sie sich gegenseitig umgebracht. Dann haben sie sich zusammengetan und den Iwan gehörig zur Ader gelassen. Zwei Wochen nachdem die Rote Armee abgezogen war, haben sie dann wieder angefangen, sich gegenseitig abzumurksen. Sie wissen überhaupt nicht, was Frieden ist. Sie wissen nicht, was Wohlstand ist. Wenn man ihren Kindern Schulen baut, jagen sie die in die Luft. Ich habe dort über ein

Jahr gelebt, bin die Berge hochgekraxelt und habe auf den Iwan geschossen. Und ich habe versucht, Afghanen auszubilden. Sie haben viele wirklich liebenswerte Züge, aber dreh ihnen bloß nicht den Rücken zu. Dazu kommt noch das Terrain. Einige Plätze sind so hoch, dass kein Hubschrauber dort hinauffliegen kann. Nicht gerade das ideale Feriengebiet. Aber die härteste Nuss dort ist ihre Kultur. Das sind Steinzeitmenschen mit modernen Waffen. Sie scheinen ein genetisches Wissen über alles zu haben, womit man einen Menschen töten kann. Sie sind anders als alle Leute, denen ich jemals begegnet bin. Das Einzige, was sie nicht tun, ist, ihre Opfer aufzuessen. Dazu sind sie zu sehr Muslime. Wie dem auch sei, solange das Opium Geld einbringt, ist es die Maschine, die das ganze Land antreibt, und daran wird auch niemand etwas ändern können.«

»Das klingt aber ziemlich düster«, bemerkte Ryan.

»Düster ist nicht das richtige Wort. Verdammt, die Russen haben alles versucht, um Akzeptanz für ihr Eingreifen zu wecken. Sie haben ihnen Schulen, Krankenhäuser und Straßen gebaut, aber was hat das gebracht? Diese Leute kämpfen aus Freude am Kampf. Man kann ihre Loyalität mit Nahrungsmitteln und so etwas kaufen, und man kann natürlich auch wieder versuchen, ihnen

Krankenhäuser, Schulen und Straßen zu bauen. Es sollte eigentlich funktionieren, aber verwetten sie nur nicht Ihr Häuschen darauf! Man muss einen Weg finden, um dreitausend Jahre Stammeskriege, Blutfehden und Misstrauen gegen alles Fremde zu überwinden. Diese Nuss ist kaum zu knacken. He, ich habe in Vietnam gekämpft, und Vietnam ist im Vergleich zu Afghanistan ein verdammtes Disneyland.«

»Und irgendwo in diesem Magic Kingdom spielt der Emir mit uns Verstecken«, warf Chavez ein.

»Oder auch nicht«, entgegnete Clark. »Alle nehmen an, dass er noch dort ist. Warum eigentlich?«

»Wissen Sie etwas, was wir nicht wissen?«, fragte Ryan mit einem Lächeln.

»Nein, ich bemühe mich nur, wie dieser Bursche zu denken. Bei den SEALs war das die Regel Nummer eins beim Flucht- und Ausweichtraining: Geh immer dorthin, wo der Gegner ***nicht*** ist. Sicher, seine Optionen sind begrenzt, aber er verfügt doch anscheinend über eine ordentliche Infrastruktur und einen Haufen Bargeld.«

»Vielleicht ist er in Dubai«, schlug Ding vor, »in einer dieser Luxusvillen.«

Expräsident Ryan musste über diese Vermutung lachen. »Nun, wir suchen überall nach ihm. Aber

ohne eine Analyse- und Auswertungsabteilung, die die richtigen Fragen stellt, und eine Einsatzorganisation, die ihn dort draußen aufspüren kann, ist alle Mühe nur Zeitverschwendung. Alle Leute, die Kealty hereingebracht hat, interessieren sich immer nur für das >große Ganze<. So werden sie diesen Job ganz bestimmt nicht erledigen.«

Zwei Stunden später waren Clark und Chavez auf dem Rückweg nach Washington. Beide verdauten ihr Essen und dachten über alles nach, was sie gerade erfahren hatten. Obwohl Ryan das Thema nur ganz kurz angerissen hatte, war sich Clark sicher, dass der ehemalige Commander in Chief ernsthaft daran dachte, sich erneut um das Präsidentenamt zu bewerben.

»Er wird es tun«, sagte Chavez plötzlich.

»Ja«, stimmte Clark zu. »Er fühlt sich irgendwie gefangen, wie in einem Käfig.«

»Er ***sitzt*** in einem Käfig.«

»Wir doch auch, Domingo. Neuer Job, die gleiche Scheiße.«

»Na ja, etwas anders ist er schon. Es wird auf jeden Fall interessant. Ich frage mich nur, wie oft …«

»Nicht so oft, glaube ich. Tote sind generell schlecht fürs Geschäft, und Tote können auch nichts mehr erzählen. Wir sind jetzt im

Nachrichtengeschäft — vergiss das nicht.«

»Aber manchmal bleibt einem gar nichts anderes übrig, als einen dieser Schurken aus dem Weg zu räumen.«

»Das stimmt. In Langley war es nur immer schwer, jemand dazu zu bringen, den entsprechenden Befehl zu unterzeichnen. Papier hält eben ewig, glauben sie. In Vietnam hatten wir einen richtigen Krieg, in dem Befehle mündlich gegeben werden konnten, aber danach begannen sich die Schreibtischhengste ins Hemd zu machen, und hinter jeder Ecke lauerte so ein Schurke von Anwalt. Eigentlich ist das auch gar nicht so schlecht. Wo kämen wir denn hin, wenn ein Regierungsangestellter einen solchen Befehl geben könnte, wenn ihm gerade mal danach ist. Früher oder später kann dann Person A bei einem Einsatz gar nicht anders. Daraufhin bekommt Person B einen Gewissensanfall und macht Person A zur Sau, selbst wenn es der Bösewicht wirklich verdient hat, vorzeitig vor das Angesicht seines Schöpfers zu treten. Es ist wirklich erstaunlich, wie gefährlich ein Gewissen werden kann - und das dann gewöhnlich zur falschen Zeit. Wir leben eben in einer unvollkommenen Welt, Ding, und es gibt auch keine Regel, die festlegen würde, dass diese Welt einen Sinn haben sollte.«

»Ein Blankognadenerlass des Präsidenten«,

änderte Ding das Thema. »Ist so etwas wirklich legal?«

»Nun, der Chef behauptet es jedenfalls. Ich erinnere mich noch, wie der James-Bond-Film ***Dr. No*** herauskam. In der Werbung für den Film hieß es: >007 bedeutet: Er hat die Lizenz, jederzeit jeden beliebigen Menschen zu töten.< Das war damals in den Sechzigerjahren noch richtig cool. Vor Watergate und alldem gefiel der Kennedy-Regierung dieser Gedanke ebenfalls. Deshalb planten sie auch die >Operation Mongoose<, bei der die CIA Fidel Castro umbringen sollte. Natürlich wurde es ein ziemliches Desaster, aber es wurde niemals enthüllt, wie jämmerlich das Ganze gescheitert war. Da sorgte schon die Politik dafür«, erklärte Clark. »Ich nehme an, dass du von dieser Geschichte noch nie etwas gehört hast.«

»Zum Lehrstoff der >Farm< gehörte sie jedenfalls nicht.«

»Habe ich mir gedacht. Wer würde auch gern für einen Geheimdienst arbeiten, der einen solchen Schwachsinn plant? Einen ausländischen Staatschef umzubringen ist echt übles Voodoo. Selbst wenn einer unserer Präsidenten es für cool hielt, einmal den Soziopathen zu spielen. Es ist schon komisch, wie viele Leute die Dinge nicht zu Ende denken.«

»Wie zum Beispiel wir?«

»Nicht, wenn man Leute umlegt, die nicht so wichtig sind.«

»Was soll eigentlich der Scheiß mit diesem Ranger - wie hieß er noch mal?«

»Sam Driscoll«, erwiderte Clark. Ryan hatte ihnen von der CID-Untersuchung erzählt, für die Kealty gesorgt hatte. »In den Neunzigern bin ich mit Driscoll ein paar Berge hochgekraxelt. Ein guter Mann.«

»Unternimmt einer etwas gegen diesen Unfug?«

»Weiß ich nicht, aber Jack hat uns das bestimmt aus einem ganz bestimmten Grund erzählt.«

»Ein neuer Anwärter für den Campus?«

»Mag sein. Trotzdem ist es eine Schande, wenn deine Karriere gestoppt wird, nur weil so ein Schwachkopf dies für seine politischen Spielchen braucht, ***Mano.«***

»Wie recht du hast«, stimmte Clark zu.

Sie fuhren ein paar Minuten schweigend weiter, dann sagte Chavez: »Er sieht besorgt aus. Und müde.«

»Jack? Das wäre ich an seiner Stelle auch. Der arme Hund. Eigentlich will er doch nur seine Memoiren schreiben, sein Handicap beim Golf verbessern und seinen Kids ein guter Daddy sein. Er ist wirklich ein anständiger Kerl.«

»Genau das ist sein Problem«, erklärte Chavez.

»Wohl wahr.« Es war schön zu wissen, dass sein Schwiegersohn seine Zeit an der George-Mason-Universität nicht vertrödelt hatte. »Pflichtgefühl kann einen manchmal ganz schön in Bedrängnis bringen. Dann muss man sich selbst einen Ausweg suchen.«

In Peregrine Cliff gingen Ryan derweil unzählige Gedanken durch den Kopf, während seine Finger über der Tastatur verharrten. ***Dieser verdammte Kealty ...*** Einen Soldaten anzuklagen, weil er Feinde getötet hatte. Das zeigte deutlich den Charakter des amtierenden Präsidenten, dachte er traurig.

Er schaute zu seinem Mehrleitungstelefon hinüber. Zweimal streckte er die Hand nach ihm aus. Beide Male stoppte sie mitten in der Luft, scheinbar aus eigenem Antrieb, so als wollte sie das Postulat des heiligen Augustinus zum freien Willen des Menschen widerlegen. Schließlich nahm er doch den Hörer ab und wählte eine Nummer.

»Hallo, Jack«, antwortete die Stimme van Damms, dessen Privatanschluss über eine Anruferkennung verfügte.

»Okay, Arnie, du kannst loslegen. Gott steh mir bei«, fügte er hinzu.

»Lass mich erst einmal mit ein paar Leuten

telefonieren. Ich melde mich morgen bei dir.«

»Okay. Bis dann«, sagte Ryan und legte auf. ***Was zum Teufel tust du da?,*** fragte er sich selbst. Dabei kannte er die Antwort nur zu gut.

Sie mussten üben, nicht konspirativ zu wirken, sondern sie sollten aussehen wie ganz gewöhnliche Bürger, die an einem regnerischen Tag in einem Pariser Café zu Mittag essen. Das Wetter war günstig für sie. Außer ihnen waren nur zwei andere Gäste da, ein junges Paar an einem schirmüberspannten Tisch nahebei.

Ibrahim hatte ihnen erklärt, wie sie sich kleiden sollten - wie Franzosen aus der Mittelschicht und zwar von jetzt ab ständig. Sie sprachen alle Französisch, und obwohl sie alle Muslime waren, besuchte keiner von ihnen regelmäßig eine Moschee - die täglichen Gebete wurden zu Hause verrichtet. Die erbaulichen Predigten der eher radikalen und auffälligen Imame, die alle unter Beobachtung der diversen französischen Polizeibehörden standen, waren selbstverständlich für sie tabu.

Indem sie sich an öffentlichen Orten zu einem Schwätzchen trafen wie gewöhnliche Leute, vermieden sie konspirative Treffen in kleinen Gruppen, die womöglich von cleveren Polizisten

abgehört wurden. Treffen im Freien waren leicht zu beobachten, aber kaum zu belauschen. Und praktisch jeder Franzose hatte Freunde, mit denen er regelmäßig zu Mittag aß. Wie groß und gut ausgestattet die französische Polizei auch sein mochte, konnte sie doch nicht jeden in diesem ungläubigen Land überwachen. Mit einem alltäglichen Erscheinungsbild stellte sich die Anonymität ein. Ziemlich viele von den anderen waren verhaftet oder sogar getötet worden, weil sie den anderen Weg gingen. Besonders in Israel mit seinen notorisch effizienten Ermittlungsbehörden, die so großzügig mit Bestechungsgeldern waren. Es gab immer jemanden, der Informationen für Geld verkaufte, und deshalb musste er seine Leute extrem sorgfältig auswählen.

Und deshalb begann das Treffen auch nicht mit frommen Grußworten, die sie ohnehin alle kannten. Und sie sprachen ausschließlich Französisch, damit niemand sich an einer fremden Sprache störte. Zu viele Westler wussten inzwischen, wie Arabisch klang — und für sie klang es immer nach Verschwörung. Ihre Mission war Unsichtbarkeit durch volle Sichtbarkeit. Zum Glück war das nicht schwierig.

»Worum geht's also?«, fragte Shasif Hadi.

»Es ist ein Industriebetrieb«, erwiderte Ibrahim.

»Mehr müsst ihr vorerst nicht wissen. Wenn wir da sind, erhaltet ihr eine vollständige Einweisung.«

»Wie viele?«, fragte Ahmed. Er war der Jüngste im Team, glatt rasiert mit einem gepflegten Schnurrbart.

»Es geht nicht um Opfer - zumindest nicht darum, Menschen umzubringen.«

»Was dann?« Das war Fa'ad. Er war Kuwaiti, hochgewachsen und gut aussehend.

»Auch das erfahrt ihr rechtzeitig.« Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche und entfaltete es auf dem Tisch. Es war der Computerausdruck einer Landkarte, auf dem mit Bildbearbeitungssoftware alle Ortsnamen entfernt worden waren.

»Das Problem ist, den besten Punkt zum Eindringen zu finden«, meinte Ibrahim. »Das Gelände ist ziemlich gut bewacht, innen wie außen. Die nötigen Sprengladungen sind nicht groß, sie passen alle in einen Rucksack. Die Wachleute inspizieren den Bereich zweimal pro Tag, also kommt es auf das Timing an.«

»Wenn du mir die Spezifikationen für den Sprengstoff besorgst, kann ich mit der Planung anfangen«, sagte Fa'ad. Er freute sich, seine Ausbildung für die heilige Sache Allahs einsetzen zu können. Die anderen meinten, er sei ein bisschen zu stolz auf seinen Ingenieursabschluss an der Universität von

Kairo.

Ibrahim nickte.

»Was ist mit der Polizei und den Geheimdiensten?«, fragte Hadi.

Ibrahim winkte ab. »Kein Problem.«

Sein lässiger Ton war nicht authentisch: In Wirklichkeit hatte er Angst vor den Ermittlern. Sie waren wie böse Dschinns mit ihrer Art, sich ein Beweisstück anzusehen und dann wie durch Zauberei Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Man wusste nie, was sie schon wussten und welche Schlüsse sie bereits gezogen hatten. Und seine Hauptaufgabe war es, nicht zu existieren. Niemand sollte seinen Namen oder sein Gesicht kennen. Er reiste so anonym wie der Wüstenwind. Der URC konnte nur fortbestehen, wenn er im Verborgenen blieb. Ibrahim reiste mit zahlreichen unbekannten Kreditkarten - Bargeld war leider nicht mehr anonym. Die Polizei fürchtete die Bargeldzahler und ließ sie nicht aus den Augen. Er hatte genug Reisepässe zu Hause, um damit ein ganzes Außenministerium zu beschäftigen. Jeder einzelne wurde mit hohen Kosten beschafft und dann nur wenige Male benutzt, bevor er ihn verbrannte. Und er fragte sich trotzdem, ob das ausreichte - ein einziger Verräter konnte sie ins Verderben stürzen.

Und die einzigen Menschen, die ihn verraten konn-

ten, waren diejenigen, denen er notgedrungen vertrauen musste. Solche Gedanken gingen ihm immer wieder durch den Kopf. Er nahm einen Schluck Kaffee. Er machte sich sogar schon Sorgen, dass er bei einem Überseeflug im Schlaf sprechen könnte. Mehr brauchte es gar nicht. Es war nicht der Tod, den er fürchtete - das taten sie alle nicht -, sondern das Scheitern.

Aber waren Allahs heilige Krieger nicht die Männer mit den schwierigsten Aufgaben, und wartete auf sie nicht die größte Belohnung? Daran musste man denken. Von seinen Landsleuten geachtet zu werden. Wenn ihm ein Schlag für die gerechte Sache gelang, selbst ohne persönliche Anerkennung, würde er doch reinen Herzens vor Allah treten können.

»Haben wir die Genehmigung von oben?«, fragte Ahmed.

»Noch nicht. Bald, nehme ich an, aber noch nicht. Wenn wir uns hier trennen, sehen wir uns erst im Zielland wieder.«

»Wie erfahren wir es?«

»Ich habe einen Onkel in Riad. Er möchte sich ein neues Auto kaufen. Wenn in meiner E-Mail ein roter Wagen erwähnt wird, warten wir noch; wenn es ein grüner Wagen ist, wagen wir den nächsten Schritt. Dann treffen wir uns fünf Tage danach in Caracas

wie geplant und fahren den Rest der Strecke.«

Shasif Hadi lächelte und zuckte mit den Schultern. »Dann lasst uns alle um einen grünen Wagen beten.«

An den Türen ihrer Büros hingen bereits ihre Namensschilder, bemerkte Clark. Er und Chavez hatten jetzt nebeneinanderliegende Büroräume, in denen jeweils ein Schreibtisch, ein Drehsessel, zwei Besucherstühle und ein Computer standen. Neben den Computern lag ein Handbuch, das ganz genau deren Bedienung und den Zugang zu allen möglichen Dateien erklärte.

Clark fand sich seinerseits nach kurzer Zeit im Computersystem des Campus hervorragend zurecht. Nach gerade einmal zwanzig Minuten surfte er bereits zu seiner eigenen Überraschung durch die Datennetze der untersten Ebene des CIA-Hauptquartiers.

Weitere zehn Minuten später rief er überrascht: »Heilige Scheiße!«

Chavez streckte den Kopf durch die Tür. »Was ist los?«

»Ich habe gerade Zugang zu Daten aus der Direktorenebene von Langley bekommen. Himmel, mit diesem Ding komme ich ja fast überall rein!«

In diesem Moment betrat Davis den Raum. »Sie

sind beide wirklich schnell. Unser Computersystem verschafft Ihnen Zugang zu vielen Quellen. Nicht zu allen natürlich, nur zu den wichtigsten Abteilungen. Dasselbe gilt für Fort Meade. Wir können fast ihre gesamten SIGINT-Daten abrufen. Sie werden erst einmal eine Menge lesen müssen, um voll auf dem Laufenden zu sein. Mit dem Passwort EMIR gelangen Sie in dreiundzwanzig unterschiedliche Verzeichnisse. Darin finden Sie alles, was wir über diesen Vogel wissen, einschließlich eines verdammt guten Profils; wenigstens glauben wir das. Es trägt den Dateinamen AESOP.«

»Stimmt, ich sehe es hier«, antwortete Clark.

»Es stammt von einem gewissen Pizniak, einem Psychiatrieprofessor an der medizinischen Fakultät von Yale. Lesen Sie es, und bilden Sie sich Ihre eigene Meinung. Also, wenn Sie mich brauchen sollten, wissen Sie ja, wo Sie mich finden. Sie können jederzeit vorbeikommen und mir Fragen stellen. Die einzig dumme Frage ist die, die Sie ***nicht*** gestellt haben. Oh, damit ich es nicht vergesse, Gerrys Privatsekretärin ist Helen Connolly. Sie arbeitet schon seit einer Ewigkeit für ihn. Sie ist jedoch nicht - ich wiederhole: nicht — in das eingeweiht, was wir hier tun. Gerry setzt seine eigenen Berichte auf, aber meistens kommunizieren wir auf seiner Entscheidungsebene nur mündlich

miteinander. Übrigens, John, er hat mir von Ihren Umstrukturierungsideen erzählt. Ich bin froh, dass Sie das angesprochen haben. Jetzt muss ich das schon nicht mehr tun.«

Clark kicherte. »Ich spiele immer gern den bösen Buben.«

Davis verließ den Raum, und sie kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Als Erstes schaute sich Clark die Fotos des Emirs an. Es waren nicht viele, und sie waren von schlechter Qualität. Ihm fielen vor allem die eiskalten Augen auf. Sie waren fast leblos, wie die eines Hais. Sie hatten keinerlei Ausdruck. Clark hielt dies für höchst interessant. Normalerweise galten die Saudis als trocken und todernst - ***wie die Deutschen, nur ohne deren Sinn für Humor,*** war eine Beschreibung, die er schon öfter gehört hatte. Clark hatte jedoch ganz andere Erfahrungen gemacht.

Ihm war noch nie ein schlechter Saudi begegnet. Einige von ihnen hatte er bei seiner Arbeit für die CIA sogar recht gut kennengelernt. Diese Leute hatten ihm auch die Sprache beigebracht. Sie waren alle tief religiöse Anhänger des wahhabitischen Islam gewesen. In der Inbrunst ihrer sunnitischen Andacht ähnelten sie den Baptisten in den amerikanischen Südstaaten. Damit hatte er kein Problem. Einmal hatte er eine Moschee besucht, um

einen Gebetsgottesdienst zu beobachten. Dabei hatte er sich möglichst unauffällig im hinteren Teil des Gebetsraums aufgehalten. Obgleich er das Ganze hauptsächlich als Sprachlehrstunde betrachtete, war ihm doch die Ernsthaftigkeit ihres Glaubens aufgefallen. Er hatte sich mit seinen saudischen Freunden öfter über deren Religion unterhalten. Dabei hatte er nichts gehört, was bei ihm Anstoß erregt hätte. Zwar war es sehr schwer, mit Saudis Freundschaft zu schließen, aber ein echter Saudi würde mit dem eigenen Körper die Kugel auffangen, die seinem Freund gegolten hatte. Ihre religiösen Gebote auf dem Gebiet der Gastfreundschaft waren wirklich bewundernswert. Außerdem verbot der Islam jede Form von Rassismus, was man vom Christentum betrüblicherweise nicht sagen konnte.

Ob der Emir ein frommer Moslem war oder nicht, konnte Clark nicht sagen, aber der Mann war ganz bestimmt kein Dummkopf, das zeigte AESOP deutlich. Er war von Natur aus geduldig, aber auch, wenn nötig, schnell entschlossen und handlungsfähig. ***Eine seltene Kombination,*** dachte Clark, obwohl dies gelegentlich auch auf ihn selbst zutraf. Geduld war eine schwer zu erreichende Tugend, vor allem für jemand, der sein Leben einem ganz bestimmten Ziel gewidmet hatte.

Clarks Computerhandbuch enthielt auch ein Verzeichnis des gesamten internen digitalen Archivs der Agency. Außerdem hatte er über den Passwort-Zugangspunkt EMIR auf weitere Links Zugriff. Also begann Clark durch diese Daten zu surfen. Was wusste Langley über diesen Kerl? Welche Außenagenten hatten früher einmal mit ihm zusammengearbeitet? Welche Anekdoten über ihn hatten sie aufgeschrieben? Besaß jemand den Schlüssel zum Charakter dieses Mannes?

Schließlich beendete Clark seine Suche und schaute auf die Uhr. Inzwischen war eine ganze Stunde vergangen. »Wie die Zeit verfliegt«, murmelte er und griff zum Telefon, um Hendley anzurufen: »Gerry, hier ist John. Hätten Sie eine Minute Zeit für mich? Tom sollte vielleicht auch kommen ...«

Zwei Minuten später saß er im Büro des Chefs. Nach einer weiteren Minute kam Tom Davis, der Personalchef des Campus, herein.

»Um was geht es?«

»Ich habe vielleicht einen Kandidaten für uns«, sagte Clark. Bevor jedoch einer der beiden anderen die naheliegende Frage stellen konnte, fuhr er fort: »Der Vorschlag kommt von Jack Ryan - natürlich dem Senior.«

Dies erregte Hendleys Aufmerksamkeit. Er beugte

sich in seinem Stuhl nach vorn und faltete die Hände über seiner Schreibtischunterlage. »Fahren Sie fort.«

»Fragen Sie mich bitte nicht nach den näheren Umständen, da ich nicht alle Einzelheiten kenne, aber da gibt es einen Ranger, einen alten Haudegen namens Driscoll, der in ziemlichen Schwierigkeiten steckt. Angeblich möchte Kealty an ihm ein Exempel statuieren.«

»Was wird dem Mann vorgeworfen?«

»Es geht um einen Einsatz im Hindukusch. Driscoll hat dort in einer Höhle ein paar gegnerische Kräfte getötet, während diese noch schliefen. Kealty und sein Justizminister wollen ihn jetzt wegen Mord drankriegen.«

»Guter Gott!«, murmelte Davis.

»Kennen Sie diesen Mann?«, fragte Hendley.

Clark nickte. »Vor etwa zehn Jahren, kurz bevor Rainbow gegründet wurde, hatte ich einen kleinen Job in Somalia zu erledigen. Ein Rangerteam sorgte dabei für meinen Schutz. Einer von ihnen war Driscoll. Wir blieben danach in Verbindung und tranken ab und zu ein Bier miteinander. Ein tapferer Mann.«

»Wie weit ist diese Sache im Justizministerium gediehen?«

»Die Army-CID hat gerade ein

Ermittlungsverfahren eröffnet.«

Hendley seufzte und kratzte sich am Kopf. »Und was hat Jack gemeint?«

»Er erzählte mir das aus einem ganz bestimmten Grund. Er weiß, dass ich inzwischen hier arbeite.«

Hendley nickte. »Das Wichtigste zuerst: Wenn das Weiße Haus dahintersteckt, kommt Driscoll auf keinen Fall ungeschoren davon.«

»Ich bin mir sicher, dass er das weiß.«

»Günstigenfalls muss er die Army verlassen, ohne dabei seine Pension zu verlieren.«

»Auch das ist ihm sicher klar.«

»Wo hält er sich gerade auf?«

»Im Brooke-Army-Krankenhaus drunten in San Antonio. Er hat während ihres Abzugs ein kleines Souvenir in die Schulter bekommen.«

»Etwas Ernsthaftes?«

»Das weiß ich nicht.«

»Okay, reden Sie mit ihm. Fühlen Sie ihm auf den Zahn.« Dann wandte er sich an Davis: »Tom, in der Zwischenzeit sollten Sie möglichst viel über diesen Driscoll herausbringen, seinen gesamten Hintergrund und seine privaten Verhältnisse.«

»Wird gemacht.«

»Kommen Sie herein«, sagte Ben Margolin zu Mary Pat. »Schließen Sie die Tür.« Ein weiterer Tag

im NCTC, weitere abgefangene Nachrichten, weitere Spuren, die vielleicht zu einer großen Sache führten oder ins Nichts. Der Umfang war überwältigend, aber das war ihnen allen nicht neu. Mehr Sorgen machte ihnen, dass ihnen viel mehr entging, als sie mitbekamen. Bessere Technologie würde helfen, aber wer wusste schon, wie lange es dauern würde, die neuen Systeme zum Laufen zu bringen. Das Trailblazer-Fiasko hatte die da oben ängstlich gemacht, es drohe ein neues Versagen, also wurde die Betaversion endlos getestet. In der Zwischenzeit, dachte Mary Pat, versuchten sie und der Rest des NCTC mitzukommen und den Deich dicht zu halten, während sie gleichzeitig nach neuen Rissen suchten.

Mary Pat schloss wie gewünscht die Tür und setzte sich Margolin gegenüber an den Schreibtisch. Draußen summte das Operationszentrum vor Aktivität.

»Unsere Anfrage ist abgelehnt worden«, begann Margolin übergangslos. »Die britischen Agenten in Pakistan stehen uns nicht zur Verfügung.«

»Warum denn nicht, um Himmels willen?«

»Das ist nicht meine Gehaltsstufe, Mary Pat. Ich bin so weit nach oben gegangen wie möglich, habe aber nichts erreicht. Wenn ich raten müsste: Es liegt am Irak.«

Dasselbe war Mary Pat schon durch den Kopf

gegangen, bevor ihr Chef das Wort ausgesprochen hatte. Angesichts des Drucks der Öffentlichkeit hatte sich Großbritannien sowohl im politischen wie im militärischen Bereich immer mehr aus dem Irakkrieg zurückgezogen. Angeblich war Präsident Kealty trotz seines versöhnlichen Tons in der Öffentlichkeit wütend, weil ihn die Briten seiner Meinung nach im Regen stehen gelassen hatten. Ohne auch nur die nominelle Unterstützung Englands musste jeder Rückzugsplan der US-Truppen ins Stocken geraten oder gar ganz scheitern. Schlimmer noch, die distanzierte Haltung der Briten hatte die irakische Regierung ermutigt, den Rückzug der Amerikaner nicht mehr höflich und gleichwohl entschieden, sondern drängend und herausfordernd zu verlangen. Dieser Trend war den amerikanischen Bürgern nicht entgangen: zuerst unser engster Verbündeter, dann die Leute, für deren Freiheit wir einst unser Blut vergossen haben. Kealty, der seine Wahlplattform auf das Versprechen gegründet hatte, die USA aus dem Irakkrieg herauszuführen, verlor in den Meinungsumfragen. Einige Fernsehkommentatoren waren schon so weit gegangen, ihn zu beschuldigen, er verzögere den Rückzug, um den Kongress unter Druck zu setzen, der gegenüber einigen Lieblingsprojekten des neuen Präsidenten sehr

gespalten wirkte.

Dass die Anfrage, sich bei der Weiterverfolgung der Spur aus dem Stadtplan von Peshawar an die Briten zu wenden, abgelehnt worden war, hätte Mary Pat nicht überraschen sollen - sie hatte mehr politische Zänkereien innerhalb der Regierung erlebt, als sie zählen konnte -, und doch war sie irritiert. Diese verdammte Höhle war schließlich der beste Hinweis auf den Emir seit Jahren, und diese Spur nicht zu verfolgen, nur weil der Präsident einen kindischen Rappel hatte, war empörend. Natürlich half es auch nicht gerade, dass ihr DCI Scott Kilburn kein Rückgrat hatte.

Mary Pat schüttelte den Kopf und seufzte: »Schade, dass Driscoll seine Gefangenen verloren hat.«

»Ein bisschen Unterwasseratmung lockert die Lippen«, meinte Margolin.

Eine verbreitete Ansicht, dachte Mary Pat, ***aber in der wirklichen Welt nicht sehr nützlich.*** Sie war weder zimperlich noch so blauäugig, dass sie Folter nicht manchmal für das letzte Mittel hielt, aber im Allgemeinen brachten diese Methoden kaum verlässliche und überprüfbare Informationen. Folter war meist nur Zeit **Ver**schwendung. Während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg hatten MI6 und OSS aus

gefangenen deutschen Generälen bei einer Partie Tischtennis oder Dame mehr herausbekommen als mit Zangen und Elektroden.

Das Szenario der »tickenden Bombe«, über das so oft geredet wurde, war ohnehin ein Märchen. Die meisten Anschlagspläne gegen die USA seit dem 11. September waren bereits im Planungsstadium aufgeflogen, während die bösen Jungs noch Leute anwarben, Geldmittel beschafften oder ihre Logistik organisierten. Das Bild eines Terroristen, der den Finger auf dem Auslöseknopf hat, während die guten Jungs versuchen, aus seinem Spießgesellen Informationen herauszupressen, entsprach fast nie der Wirklichkeit. Es stammte aus Hollywood und hatte mit echter Geheimdienstarbeit genauso viel zu tun wie James Bond. Während ihrer ganzen Laufbahn hatte sie nur einmal einer »tickenden Bombe« gegenübergestanden, und John Clark hatte diese Angelegenheit in wenigen Minuten geklärt, indem er ein paar Finger gebrochen und die richtigen Fragen gestellt hatte.

»Klischees sind nicht ohne Grund entstanden«, hatte Ed ihr einmal erklärt. »Sie stimmen normalerweise so sehr, dass sie einfach abgenutzt worden sind.« Was Mary Pat anging, so hielt sie das Klischee »Mit Honig fängt man mehr Fliegen als mit Essig« für absolut zutreffend, wenn es um Verhöre

ging. Die Moral war dabei nur ein Aspekt auf der Liste der Pros und Kontras. Worauf es ankam, war Effektivität. Man tut das, was die besten Ergebnisse bringt, Punkt.

»Also wieder zurück auf Anfang?«, fragte sie ihren Boss.

»Nichts da. Der alte Freund auf der anderen Seite des Großen Teichs, von dem Sie gesprochen haben ... Rufen Sie den mal an, plaudern Sie ein bisschen mit ihm.«

Mary Pat lächelte, schüttelte aber den Kopf dabei. »Das ist das, was man einen Jobkiller nennt, Ben.«

Er zuckte mit den Schultern. »Man lebt nur einmal.«

Melinda war angenehm überrascht, ihn wiederzusehen. Schon vor einer Woche hatte er sie abgeholt und zu einem Hausbesuch zu »John« gefahren. Die Bezahlung war anständig, und John hatte nichts Perverses von ihr verlangt, der Job war also ganz okay, vor allem was das Geld anging.

Dieser Typ kam ziemlich elegant daher, oder jedenfalls hielt man es hier für elegant. Für Melinda selbst war es ein bisschen ungewöhnlich, in aller Öffentlichkeit so aufzutreten, obwohl sie ein Callgirl war und keine gewöhnliche Straßenhure, aber dieses Hotel hatte ein besonders nobles Restaurant,

außerdem kannte sie den Chefkoch und wusste, dass er sie mochte. In ihrem Job war eine Gratisleistung zu Werbezwecken manchmal ausgesprochen nützlich, und um ehrlich zu sein, er war ein anständiger Typ, wie so viele ihrer Klienten verheiratet und daher nicht nur nett, sondern auch zuverlässig. Ganz sicher konnte man nie sein, aber Männer in seiner Position, die hier in der Gegend wohnten, kannten im Allgemeinen die Regeln. Und sollte das tatsächlich mal schiefgehen, hatte sie immer noch Little Mr. Colt in der Handtasche.

Blickkontakt. Ein wissendes Lächeln. Er war süß, dieser, hm, Arbeitsvermittler. Ein sehr kurz geschnittener Bart, ungefähr so, wie Errol Flynn ihn in einem Piratenfilm getragen hätte. Aber sie war schließlich nicht Olivia de Havilland. Sie war hübscher, dachte Melinda, und das war keineswegs nur Einbildung. Sie arbeitete hart an sich, um schlank zu bleiben. Männer mochten Frauen, deren Taille sie mit den Händen umfassen konnten. Vor allem dann, wenn sich über der Taille noch hübsche Titten wölbten.

»Hallo«, sagte sie freundlich. Ein Lächeln, das nur oberflächlich freundlich war, das aber dem Empfänger verhieß, dass sich hinter diesem Lächeln viel mehr verbarg.

»Guten Abend, Melinda. Wie geht's Ihnen an

diesem warmen Abend?«

»Sehr gut, danke.« Bei diesem Lächeln ließ sie nun ihre Zähne ein wenig aufblitzen.

»Sind Sie heute Abend schon vergeben?«

»Nein, momentan noch nicht.« Noch mehr blitzende Zähne. »Ich kenne noch nicht mal Ihren Namen.«

»Ernest«, antwortete er mit nachsichtigem Lächeln. Der Mann hatte einen gewissen Charme, aber irgendwie fremdländisch, dachte Melinda. Kein Europäer. Von irgendwo anders. Sein Englisch war okay, ein gewisser Akzent … Er hatte sein Englisch wohl irgendwo anders erlernt. So musste es sein. Aber er hat es gut gelernt und … Und was? Was war anders an ihm?, fragte sie sich. Sie begann, bestimmte Einzelheiten aufmerksamer zu registrieren. Schlank, größer als sie, hübsche dunkle Augen, irgendwie seelenvoll. Weiche Hände. Jedenfalls kein Bauarbeiter. Mehr ein Geldtyp, dieser Ernest, was ganz bestimmt nicht der Name war, den sie ihm bei der Geburt gegeben hatten. Seine Augen musterten sie, taxierten sie. Daran war sie gewohnt. Dieser ***Wie-gut-ist-sie-auf-der-Matratze-Blick.*** Nun, er hatte gute Gründe anzunehmen, dass sie auf der Matratze ziemlich gut war. Sein Boss hatte sich jedenfalls nicht beschwert, sondern hatte sie sogar übertariflich entlohnt. Auch

daran war sie gewohnt. Ja, genau, ***so gut*** war sie. Melinda hatte eine Menge Stammkunden, manche kannte sie sogar bei ihren richtigen Namen, oder jedenfalls behaupteten sie, dass es ihre richtigen Namen seien. Allerdings hatte sie ihnen eigene Namen gegeben, die häufig etwas mit ihrer Schwanzlänge zu tun hatten. Oder mit der Farbe, wie in diesem Fall, dachte sie und unterdrückte ein Kichern, obwohl sie das Lächeln nicht unterdrückte, von dem Ernest ruhig annehmen durfte, dass es ihm persönlich galt. Solche Dinge machte sie beinahe instinktiv. Und blätterte in Gedanken in einem Bündel Dollarnoten.

»Möchten Sie heute mit mir kommen?«, fragte er fast schüchtern. Männer wussten instinktiv - jedenfalls die cleveren Männer -, dass Schüchternheit eine der wichtigsten Eigenschaften war, die Frauen antörnen.

»Gern«, sagte sie ein klein wenig zögernd. Denn genauso gut wirkte leichte Unschlüssigkeit in der anderen Richtung. »Um Ihren Freund zu besuchen?«

»Vielleicht.« Sein erster Fehler. Ernest würde sie am liebsten selbst vernaschen. Sie mochte zwar eine Schlampe sein, aber als Geliebte war sie perfekt; außerdem hatte sie jede Menge Berufserfahrung, und seine Triebe funktionierten genauso wie bei den

meisten anderen Männern. »Würden Sie mich bitte begleiten?«

»Mit Vergnügen.«

Es war nur eine kurze Fahrt, was Melinda sehr überraschte. Eine Wohnung direkt in der Stadt, ein Apartment der obersten Preisklasse mit einer eigenen separaten Untergrundgarage. »Ernest« stieg aus und öffnete ihr galant die Tür. Er führte sie zu den Liften und drückte auf einen Knopf. Melinda kannte das Gebäude nicht, aber das Äußere hob sich deutlich genug von anderen Gebäuden ab, um es nicht so schnell zu vergessen. Also besaß John auch noch eine Wohnung in der Stadt? Für wen war das wohl bequemer, für sie oder für ihn?, fragte sie sich. Oder vielleicht hatte er sie in guter Erinnerung behalten. Nach ihrer Erfahrung passierte das ziemlich oft.

»John« stand vor dem Durchgang zur Küche und hielt ein hübsches Kristallglas mit Weißwein in der Hand.

»Hallo, John, was für eine wunderbare Überraschung«, flötete sie und legte zur Begrüßung ihr strahlendstes Lächeln auf. Es war ein besonders wirksames Lächeln, eines, das jedem Mann einen Extraschub Blut in die Herzkranzgefäße jagte und natürlich erst recht in ein anderes Organ. Sie ging auf ihn zu und küsste ihn zuerst, bevor sie das

angebotene Glas in Empfang nahm. Dann ein winziger Schluck. »John, du hast den besten Weingeschmack. Italienisch?«

»Pinot Grigio«, nickte er.

»Die Italiener haben auch die beste Küche.«

»Stammen deine Vorfahren aus Italien?«, fragte John.

»Nein, aus Ungarn«, gab sie zu. »Beim Gebäck sind wir unschlagbar, aber die Italiener haben die besten Kalbfleischgerichte der Welt.« Noch ein Hallokuss. John war ein wenig eigenartig, aber er küsste wirklich gut. »Wie geht es dir?«

»Die Reiserei macht mir wirklich zu schaffen«, gestand er ihr, was in Wahrheit allerdings momentan nicht zutraf.

»Wohin musstest du denn reisen?«, erkundigte sich Melinda.

»Paris.«

»Hat dir der französische Wein gemundet?«

»Der italienische ist besser«, antwortete er. Der Small Talk begann ihn zu langweilen. Schließlich war sie nicht hier, um ihm ihre Redekunst zu beweisen. Darüber verfügten ohnehin alle Frauen, Melindas Künste gingen aber in eine andere Richtung. »Deine Kleider sind hübsch«, bemerkte er.

Vor allem kann man sie besonders schnell

ausziehen, dachte sie, aber das behielt sie für sich. Das war bei der Auswahl ihrer Berufskleidung entscheidend. Manche Männer mochten ihre Frauen völlig nackt, aber eine überraschend große Zahl bevorzugten den Quickie mit einer teilweise bekleideten Frau: Rock hochgerafft, über einen Tisch oder eine Couch gebeugt, BH noch an, aber die Titten raus … John mochte auch Oralsex auf den Knien, was ihr eigentlich nichts ausmachte, solange er die Kontrolle behielt. »Ach, die Klamotten habe ich nur schnell zusammengesucht«, log sie. »Du hast ein nettes Apartment.«

»Es liegt günstig und ist komfortabel. Mir gefällt die Aussicht.«

Das war eine gute Gelegenheit, durch das Panzerglasfenster zu schauen, nicht nur wegen der Aussicht. ***Okay, gut,*** dachte sie. Jetzt wusste sie genau, wo sie sich befand. Die Straße unten war sehr belebt, sofern man hier überhaupt von Straßen reden konnte. Eher waren es Verbindungswege, auf denen man von einem Luxushotel zum nächsten gelangte, oder jedenfalls galt das für Leute, die zu geizig waren, um ein Taxi zu nehmen. Die Gehwege waren ohnehin ziemlich schmal. Mit Gehwegen ließ sich schließlich kein Geld verdienen. John hatte sich nicht vom Fleck gerührt und schaute sie unverwandt an.

»Melinda, du bist wirklich ein Anblick«, sagte er lächelnd. An diese Art von Lächeln war sie gewohnt — das »Ich-will-dich-ficken«-Lächeln. Nur oberflächlich höflich, darunter brodelte es lüstern. Ein schneller Blick unterhalb seiner Gürtellinie bestätigte ihre Vermutung.

Höchste Zeit, ganz dicht an ihn heranzutreten und ihn zu küssen. Hätte auch viel schlechter sein können.

»Mmmh«, murmelte sie. ***Okay, kommen wir zum Geschäft,*** John. Seine Arme umfingen sie. Ziemlich starke Arme, vielleicht wollte er ihr damit klarmachen, dass sie ihm gehörte. So waren die Männer. Dann führte er sie sanft ins Schlafzimmer.

Wow, dachte sie. Wer auch immer das Design für diesen Raum entworfen hatte, musste genau gewusst haben, was in diesem Apartment abgehen würde. Das war bestimmt nicht das erste Mal, dass der Innenarchitekt einen solchen Auftrag ausgeführt hatte, da war sich Melinda ganz sicher. Neben dem Fenster stand sogar ein kleiner Hocker, den sie benutzen konnte, wenn sie sich entkleidete. Fehlte nur noch ein Sonnenuntergang, dann wäre die Sache absolut perfekt gewesen. Sie setzte sich und streifte als Erstes ihre Manolo-Blahnik-Schuhe von den Füßen. So hübsch sie auch sein mochten, sie auszuziehen war weit angenehmer, als sie

anzuziehen. Sie waren fürs Anschauen gemacht, nicht fürs Gehen. Melinda hatte süße, mädchenhafte Füße. Den Männern gefielen ihre Füße. Der Wickelrock kam als Nächstes und wurde auf dem Frisiertisch deponiert, dann stand sie auf. Bei der Arbeit trug sie nie einen BH und fühlte sich gut dabei, schließlich hingen ihre Brüste noch nicht, obwohl sie mehr als nur mittlere Größe hatten. Die gefielen den Männern ebenfalls. Einen Augenblick später war sie völlig nackt und ging langsam auf John zu, um ihn ein bisschen näher anzuschauen.

»Darf ich dir helfen?«, fragte sie. Männer mochten es, wenn sie von ihr ausgezogen wurden, vor allem, wenn sie ihnen mit fliegenden Fingern »Ich kann's kaum erwarten« signalisierte.

»Ja, bitte«, antwortete John mit leicht entrücktem Lächeln. Wo immer er auch herkam, er war jedenfalls nicht an diese Art von Anbetung seiner Männlichkeit gewöhnt. Nun gut, er zahlte Spitzenhonorare, um genau das zu bekommen, und es gehörte zu den Dingen, in denen sie absolut super war. Schon nach einer Minute wusste sie auch, was an ihm war, das ihr unvergesslich bleiben würde: tiefrot. Ja, und das war dann auch gleich der perfekte Spitzname für ihn - ***Red.*** Und natürlich platzierte sie eines ihrer süßen Küsschen darauf.

Und natürlich gefiel ihm das ganz außerordentlich.

Was er ihr zahlte, war Grund genug, ihn als Kunden behalten zu wollen. Sie dachte an ein neues Auto. Einen BMW, oder vielleicht doch gleich einen Mercedes. John als Stammkunde - das wäre schon die halbe Miete. Sie bevorzugte Bargeld von ihren Kunden, und sie zahlte auch selbst gern bar bei ihren Einkäufen. Na gut, für den richtigen Wagen würde sie auch mal einen Scheck ausstellen. Einen Benz, E-Klasse, dachte sie. Die solide Verlässlichkeit des Autos aus Deutschland hatte es ihr angetan. In diesem Auto fühlte man sich sicher. Und sie fühlte sich gern sicher. Sie stand wieder auf.

»John, ist das für die ganze Nacht? Das kostet dann mehr, zweieinhalb.«

»So viel?«, fragte er mit leisem Lächeln.

»Vom Feinsten ist eben nicht billig, John.«

»Nicht heute Abend. Ich muss später noch weg.«

Du schläfst also gar nicht hier?, wunderte sie sich. ***Ist das hier nur deine Ficklaube?*** Der Mann musste wohl im Geld nur so schwimmen. Die Wohnung hier hatte ihn doch mindestens eine Million gekostet, vielleicht auch eineinhalb Millionen. Und wenn er für Sex so viel ausgab, dann würde sie ihn verdammt gern als Stammkunden haben. Die wenigsten Männer machten sich klar, dass Frauen wie sie jeden Mann in eine Kategorie einordneten und dass diese Einordnung sehr präzise

war. Überhaupt waren Männer solche Narren, dachte Melinda, selbst die reichen. Ganz besonders die reichen! Sie sah, dass er einen Umschlag hervorholte. Er reichte ihn ihr.

Wie immer öffnete Melinda den Umschlag und zählte die Scheine. Es war wichtig, dass den Männern klar war, dass eine geschäftliche Transaktion stattfand, und obwohl es sich dabei um simulierte Liebe handelte, war es doch die beste simulierte Liebe, die man für Geld bekommen konnte. Gar nicht wenige Männer hatten ihr zu verstehen gegeben, dass ihre Beziehung mehr sein sollte als das. Aber Melinda verfügte über eine wunderbar charmante Art, das Gespräch dann in eine andere Richtung zu lenken.

Der Umschlag wurde in die Gucci-Tasche gesteckt, direkt neben Little Mr. Colt mit seinem Perlmuttgriff. Als sie aufstand, hatte sie wieder ihr bestes Lächeln auf den Lippen. Der geschäftliche Teil war erledigt. Jetzt kam die Liebe dran.

War *es ein Fehler?,* fragte sich der Emir. Auf dieser Ebene war die operative Verantwortung nicht vollkommen klar geregelt. Das Zielland war letztlich irrelevant, aber das Ziel selbst von großer Bedeutung - oder jedenfalls von potenzieller

Bedeutung. Die Auswirkungen des Angriffs würden sich zunächst nur wie kleines Wellenkräuseln in einem Teich ausbreiten, aber schon bald als richtige Wellen auf die Ufer ihres eigentlichen Zieles schlagen.

Zu all den Sorgen, die er sich wegen der laufenden Operation machte, musste er seinen Befehlshaber vor Ort nicht zählen. Ibrahim war zwar ehrgeizig, aber auch sehr vorsichtig und gründlich. Er hatte sein Team klein gehalten und alle Einzelheiten bis ins Letzte durchorganisiert. Allerdings stand der wahre Test erst noch bevor, wenn der Plan umgesetzt wurde, und vor genau dieser Entscheidung stand der Emir jetzt. Timing war alles, zusammen mit der Fähigkeit, nie das aus dem Blick zu verlieren, was die Amerikaner »The Big Picture« nannten. Dieses »große Ganze« war wie ein Schachbrett mit einer Menge Figuren, jede musste in der richtigen Richtung und in der angemessenen Geschwindigkeit bewegt werden, weil sonst die Gefahr drohte, dass eine von ihnen plötzlich allein und ohne jede Unterstützung dastand. Wenn das geschah, würden auch die anderen nacheinander fallen, und Lotus würde scheitern. Und er würde wahrscheinlich sterben, noch bevor er sehen konnte, ob und wie Lotus Früchte trug. Ging er zu schnell vor, würde sein Leben womöglich enden, bevor es

seinen Höhepunkt erreicht hatte. Bewegte er sich zu langsam - dasselbe Ergebnis.

Deshalb ließ er Ibrahim mit seiner Erkundung vor Ort weitermachen, zögerte aber seine endgültige Zustimmung zum Beginn der Operation hinaus, bis er die Einsatzbereitschaft aller anderen Elemente des Plans genau kannte.

Und wenn Ibrahim Erfolg hat?, fragte er sich. Was würde dann geschehen? Würde dieser Kealty so reagieren, wie sie es von ihm erwarteten? Das Profil, das sie von ihm - unter dem Codenamen CASCADE - erarbeitet hatten, schien in dieser Hinsicht recht zutreffend zu sein, aber dem Emir war schon vor langer Zeit klar geworden, wie wankelmütig Menschen sein konnten.

CASCADE - der Name passte perfekt. Der Emir fand sowohl das als auch die Vorstellung, die sich dahinter verbarg, sehr amüsant. Bestimmt hatten auch die westlichen Geheimdienste psychologische Profile von ihm, dem Emir, erstellen lassen - tatsächlich hatte er eines sogar gelesen —, deshalb fand er es auch so herrlich unterhaltsam, dass er seine ehrgeizigste Operation auf einem dieser Profile aufbaute.

Kealty war der eingefleischte Politiker, was in der amerikanischen Politik als Synonym für Führungsstärke galt. Wie und wann diese Art von

Fehleinschätzung ihren Anfang genommen hatte, wusste der Emir nicht. Es war ihm auch gleichgültig. Das amerikanische Volk hatte den Politiker ausgewählt, der sich geschickter als alle anderen als Führer präsentiert hatte, aber hatte es je danach gefragt, ob dieses Image mit dem Charakter des Mannes übereinstimmte? CASCADE behauptete, dass das nicht der Fall sei, und der Emir neigte zur selben Meinung. Noch schlimmer — oder noch besser, je nach Standpunkt - war, dass sich Kealty mit Speichelleckern und Günstlingen umgeben hatte, was ganz bestimmt nicht dazu beitrug, ihn glaubwürdiger erscheinen zu lassen.

Was also würde passieren, wenn ein Weichei mit zweifelhaftem Charakter wie dieser Kealty mit einer dichten Abfolge, einer ganzen Serie von Katastrophen konfrontiert wird? Er bricht ein, er geht förmlich aus dem Leim, und mit ihm das ganze Land.

wie versprochen, wartete das Charterschiff schon auf sie. Der Kapitän war ein ortsansässiger Fischer namens Pjotr Salychow. Er saß auf einem weißen Gartenstuhl auf dem ansonsten völlig menschenleeren Landesteg, der mit halb morschen Holzplanken bedeckt war, und rauchte eine Pfeife. Im kalten schwarzen Wasser dümpelte ein zwölf Meter langer, ausladender Halmatic-Kutter

britischer Herkunft träge an den Tauen. Salychow stand grunzend auf.

»Sie sind spät dran«, brummte er, während er vom Pier auf das Achterdeck stieg.

»Schlechtes Wetter«, erklärte Adnan. »Sind Sie bereit?«

»Wäre wohl nicht hier, wenn ich's nicht wäre.«

Während der ersten Verhandlungen hatte Salychow ein paar Fragen gestellt — wer sie waren und warum sie auf die Insel wollten -, aber Adnan hatte den ökologischen Eiferer gespielt und während des Gesprächs ein paar versteckte Fragen oder Hinweise fallen lassen. Ökofreaks und Umweltschützer kämen schon seit Langem immer wieder mal hierher, hatte Salychow mit einem Schulterzucken geantwortet, um die Zerstörungen zu dokumentieren, die der Kalte Krieg angerichtet hatte. Solange sie dafür zahlten und weder ihn noch sein Boot in Gefahr brachten, mache es ihm nichts aus, Leute zu dieser gottverlassenen Insel zu schippern. Gegen Blödheit gebe es eben keine Medizin, meinte er.

»Ihr Kutter ist kleiner, als ich mir vorgestellt hatte«, bemerkte Adnan mit einem Kopfnicken zum Kutter.

»Was haben Sie denn erwartet - ein Schlachtschiff? Er ist hart im Nehmen. Die Halmatic gehört zu den

wenigen wirklich guten Schiffen, die die Engländer jemals gebaut haben. Ich hab schon erlebt, wie sie bis zum Baum krängte, aber sie kam trotzdem immer wieder hoch. Unterwegs müssen Sie aber selbst auf sich aufpassen. Und jetzt kommen Sie endlich an Bord - wir können in zehn Minuten ablegen.«

Adnans Männer luden gerade den Rest der Ausrüstung aus dem Truck und beeilten sich, alles auf das Achterdeck zu schaffen. Salychow bellte seine Befehle, wo und wie alles zu verstauen sei. Als er sich endlich vergewissert hatte, dass alles in Ordnung war, warf er die Leinen los, stemmte einen Fuß gegen den Pier und stieß die Halmatic ab. Sekunden später stand er bereits im Ruderhaus und startete den Motor. Der alte Diesel rußte eine gewaltige schwarze Wolke in den Himmel und sprang röhrend an. Am Heck schäumte das Wasser auf.

»Der nächste Hafen«, brüllte Salychow über die Schulter, »heißt Die Hölle.«

Zwei Stunden später tauchten steuerbords die südlichen Ausläufer der Insel aus dem Nebel auf. Adnan stand mittschiffs und observierte die Küste durch ein Fernglas. Salychow hatte ihm versichert, dass Militärpatrouillen kein Problem seien, und

tatsächlich konnte Adnan auch keine entdecken.

»Sie sind schon irgendwo dort draußen«, rief ihm Salychow aus dem Ruderhaus zu. »Aber sie sind nicht sehr helle. Man kann sogar die Uhr nach ihnen stellen. Dieselbe Patrouillenroute, jeden Tag zur selben Zeit.«

»Und was ist mit Radar?«

»Wo?«

»Auf der Insel. Habe gehört, dort gibt es einen Luftwaffenstützpunkt ...«

Salychow lachte. »Was denn - meinen Sie etwa Rogachevo? Gibt's eigentlich nicht mehr. Kein Geld mehr da. Hatten damals hier ein Jagdbombergeschwader stationiert, das 641., glaube ich, aber heute stehen dort nur noch ein paar Frachtflugzeuge und Hubschrauber herum. Und die Patrouillenboote haben eine ziemlich jämmerliche Navigationsausrüstung, wie gesagt, man kann genau vorhersagen, wann sie unterwegs sind. Aber in Küstennähe sind wir sicher. Wie Sie sich wohl denken können, achten sie strikt darauf, uns nicht zu nahe zu kommen.«

Adnan wusste, was er damit meinte. Im Gegensatz zu seinen Männern, die über ihren Einsatz und ihren Zielort sehr wenig wussten, hatte Adnan ein detailliertes Briefing erhalten.

Nowaja Semlja war tatsächlich die Hölle auf Erden.

Der letzten Volkszählung zufolge wohnten dort 2 500 Menschen, größtenteils Angehörige der Urbevölkerung, der Nentsen, die hauptsächlich in der Siedlung Beluschaja Guba lebten. Die Insel bestand eigentlich aus zwei Inseln - Sewerny im Norden, Yuschny im Süden, voneinander getrennt durch den Matotschkin Schar.

Schade eigentlich, dachte Adnan, dass die Welt Nowaja Semlja nur wegen ihrer Rolle im Kalten Krieg kannte. Russen und Europäer hatten die Inseln seit dem 11. Jahrhundert erkundet, zuerst durch die Kaufleute aus Nowgorod, dann durch mehrere Expeditionen - Forscher wie Willoughby, Barents, Lütke, Hudson ... Mehrere Jahrhunderte lang waren diese Menschen zu den Inseln gefahren, die schließlich 1954 von den Sowjets annektiert worden waren. Die Sowjets hatten die beiden Inseln zum Nowaja-Semlja-Testgebiet umbenannt und in drei Zonen eingeteilt: A - Chjornaja Guba; B - Matotschkin Schar, und C - Sukhoj Nos, wo 1961 die 50-Megatonnen-Zar-Bombe gezündet wurde.

Als Testgelände hatten die beiden Inseln insgesamt fast 300 Atomexplosionen erlebt, die letzte fand 1990 statt. Seither bedeutete der Name für verschiedene Menschen ganz unterschiedliche Dinge - etwas Befremdliches, eine Tragödie, eine traurige Erinnerung ... Aber für die ständig von

Geldknappheit bedrängte russische Regierung waren die beiden Inseln nach der Stilllegung des Testzentrums ein geradezu idealer Ort, an dem sie ihren Atommüll entsorgen konnte.

Wie lautete doch das treffende Sprichwort? Was dem einen sin Uhl, ist dem andern sin Nachtigall.

Cassiano fiel auf, dass sie sich besonders für die Hochspannungsleitungen interessierten. Wo sie Straßen überquerten, wie hoch über dem Boden sie hingen, wie viele Masten pro Kilometer ... Interessante Aufgabe, und natürlich würde er sein Bestes tun, um die Informationen zu beschaffen.

Aber sie interessierten sich auch für den Güterzugverkehr, worüber er sich doch sehr wunderte. Es stimmte zwar, dass täglich Züge ankamen und abfuhren, aber ihre Einfahrt in die Anlage war streng reglementiert und wurde genauestens überwacht. Falls sie nach Möglichkeiten suchten, in die Anlage einzudringen, gab es erheblich einfachere Methoden. Vielleicht war das die Antwort: Sie waren an den Zügen nicht als Mittel zur Infiltration interessiert, sondern benutzten sie als eine Art Messinstrument. Der Output der Einrichtung wurde streng geheim gehalten, aber wenn man die ein- und ausfahrenden Züge genau überwachte und bestimmte Dinge über sie in Erfahrung brachte, war

es möglich, den Output ziemlich genau zu schätzen.

Sehr clever, dachte er. Und es passte genau zu dem, was er über seine Auftraggeber wusste. Ein gesunder Wettbewerb sei eine gute Sache, hatte man ihm erklärt, aber mit einem neu entdeckten Ölfeld allein könne man eben nicht viel anfangen. Was man aber kontrollieren könne, seien die Preise und die Förderkapazitäten, und Cassiano vermutete, dass seine Auftraggeber genau das tun wollten. Die OPEC-Staaten, hauptsächlich islamische Länder, waren seit vielen Jahrzehnten die größten Öllieferanten der Welt, und wenn Cassiano dazu beitragen konnte, ihre Vormachtstellung zu erhalten, sollte ihm das ein Vergnügen sein.

Im Rückblick wurde Jenkins klar: Er hätte es kommen sehen müssen, wie diese »Werbeaktion« verlaufen würde. Im Endeffekt stolperten sie von einem Fettnäpfchen ins nächste. Die Anlage wurde regelmäßig von zahlreichen Beamten staatlicher Behörden und von Funktionären besucht, von der Umweltschutzbehörde und dem Heimatschutzministerium bis zum U. S. Geological Survey und dem Army Corps of Engineers. Bisher waren solche Besucher immer von einem Sprecher des Energieministeriums empfangen und betreut

worden. Als Folge der in Washington neu aufgeflammten Debatte über die Zukunft der Anlage hatte sich das geändert. Jetzt tauchten hier massenhaft Politiker oder Bürokraten auf, die den weiten Weg nicht scheuten, und sie alle stellten bohrende Fragen, die ihnen irgendwelche schlecht bezahlten Mitarbeiter aufgeschrieben hatten und die signalisieren sollten, dass sie nicht lockerlassen würden, bis sie die ganze Anlage bis ins kleinste Detail verstanden hatten.

»In Wirklichkeit wollen sie natürlich was anderes, Steve«, hatte ihm sein Boss erklärt. »Sie wollen einen Blick hinter die Kulissen werfen. Sie, mein Lieber, wirken ganz natürlich und genau im richtigen Maße unschuldig und unverbraucht - Ihnen werden sie abkaufen, dass Sie ihnen wirklich einen tiefen Einblick vermitteln.«

Das war ein ziemlich zweifelhaftes Kompliment, aber Steve musste selbst zugeben, dass kaum einer sämtliche Nischen und Winkel der Anlage so genau kannte wie er. Er hatte hier drei Jahre nach seinem Abgang vom College zu arbeiten begonnen. Das Projekt selbst war damals schon 19 Jahre alt gewesen, gemessen ab dem Zeitpunkt, an dem das Gebiet von Yucca Mountain für die Atommüll-Endlagerung anvisiert worden war, zusammen mit zehn weiteren Gebieten in sechs US-Staaten. Ein

paar Jahre später wurde es neben zwei weiteren Stätten für intensivierte Eignungstests ausgewählt und eroberte zuletzt gewissermaßen das strahlende Diadem in diesem ultimativen Schönheitswettbewerb. Steve hatte einen wesentlichen Teil seines Erwachsenenlebens in diesem gar nicht so kleinen Flecken in der Wüste verbracht, einem Gebiet, das mit bisherigen Kosten von rund elf Milliarden Dollar sicherlich einer der am gründlichsten untersuchten Flecken der Erde war. Je nachdem, auf welche Seite sich das Gezänk der Politiker in Washington gerade neigte, konnte es durchaus sein, dass diese elf Milliarden Dollar als Verlust abgeschrieben werden müssten. Wie machte man so was?, fragte sich Steve. In welcher Rubrik des Bundeshaushalts musste man eigentlich einen solchen Verlust buchen?

Für die rund 900 Mitarbeiter des Teams war es zu einer Frage der Ehre geworden, das Projekt abzuschließen. Obwohl sie hinsichtlich der Frage, ob sie in der Nähe der Anlage leben wollten, geteilter Meinung waren, hatten sie als Gemeinschaft doch enorm viel in den Erfolg investiert. Steve war erst siebenunddreißig und wurde dennoch als einer der alten Hasen angesehen, zusammen mit ungefähr hundert weiteren Leuten, die schon mit dabei gewesen waren, als sich das Projekt von einer auf

einem Blatt Papier notierten Idee zu einem riesigen Unternehmen entwickelte. Leider durfte er niemandem viel davon erzählen, woran genau er eigentlich arbeitete, eine Einschränkung, die ihn eigentlich nie gestört hatte - bis er Allison kennengelernt hatte. Sie bemühte sich sehr, mehr über ihn zu erfahren, und schien echt an seiner Arbeit interessiert zu sein - womit er seine Tage verbrachte und so weiter. Keine seiner beiden früheren Freundinnen hatte auch nur das geringste Interesse an seiner Arbeit gehabt! Verdammt, was war er doch für ein Glückspilz! Eine Frau wie sie kennenzulernen und es sogar zu schaffen, dass sie sich von ihm angezogen fühlte ... Und dann der Sex! Allmächtiger! Zugegeben, er hatte nicht gerade viel Erfahrung, aber was sie mit ihm anstellte, mit ihren Händen, ihrem Mund ... Jedes Mal, wenn sie zusammen waren, fühlte er sich wie die fleischgewordene Leserbriefspalte in ***Penthouse.***

Seine Tagträumerei wurde jäh unterbrochen: Über dem Hügel gegenüber dem Portal des Haupttunnels erschienen die typischen Staubwolken, durch die sich in dieser Landschaft alle Fahrzeuge schon von Weitem ankündigten. Eine Minute später tauchten zwei schwarze Chevrolet Suburban auf der nördlichen Zufahrtsstraße auf und bogen in den Parkplatz ein. Die Nachmittagsarbeit war

unterbrochen worden; alle Trucks und Ausrüstungspaletten waren an den Zaun des Parkplatzes geschafft worden. Die Suburbans kamen ungefähr zwanzig Meter entfernt zum Stehen; die Motoren liefen im Leerlauf weiter. Die Autotüren öffneten sich nicht; Steve konnte sich lebhaft ausmalen, dass die Insassen zögerten, aus ihren klimatisierten Vehikeln zu steigen. Dabei war es hier nicht mal besonders heiß, zumindest nicht so heiß wie im Sommer. Schon irgendwie komisch, dass die Besuche solcher Delegationen im Juni, Juli und August immer seltener wurden.

Doch nun gingen die Türen auf. Zehn Personen stiegen aus, Mitarbeiter von Politikern, die wahrscheinlich von ihren Chefs in die Wüste geschickt worden waren - jeweils zwei für jeden der fünf an die Anlage angrenzenden Staaten. Die Männer hatten ihre Ärmel hochgekrempelt und die Krawatten gelockert. Jetzt blickten sie sich blinzelnd um und entdeckten schließlich Steve, der sie zu sich winkte. Alle zehn setzten sich in Bewegung, kamen herbei und versammelten sich im Halbkreis um ihn.

»Guten Tag und herzlich willkommen«, begann Steve. »Mein Name ist Steve Jenkins, ich bin einer der leitenden Ingenieure dieser Anlage. Ich werde mich bemühen, mir Ihre Namen zu merken, bevor wir mit der Besichtigung fertig sind, aber im

Moment wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie Ihren Besucherausweis selbst heraussuchen könnten.«

Er hielt ihnen eine Schuhschachtel hin; die Delegationsmitglieder traten nacheinander vor und suchten sich ihre Besucherausweise heraus.

»Zuerst ein paar kurze Hinweise. Ich reiche mal unser Informationsblatt herum, auf dem Sie alles finden, was wir heute Nachmittag besichtigen werden, und alles, worüber ich sprechen darf.«

Das brachte ihm vereinzeltes Gelächter ein. Steve entspannte sich ein wenig. Vielleicht waren diese Burschen doch nicht so übel.

»Außerdem muss ich Sie bitten, sich keinerlei Notizen zu machen, weder auf Papier noch auf einem Palm, auch keine Tonaufzeichnungen, Fotos oder Videofilme.«

»Warum denn das?«, wollte eine Delegierte wissen, eine blonde Frau vom Typ Kalifornierin. »Sogar im Internet sind massenhaft Fotos der Anlage zu finden.«

»Stimmt, aber nur Fotos, die wir freigegeben haben«, antwortete Steve. »Glauben Sie mir, wenn ich eine Frage beantworten kann, werde ich das auch tun. Unser Ziel ist, Ihnen so viele Informationen zu geben, wie wir können. Noch ein letzter Hinweis, bevor wir hineingehen: Das Riesending hier neben mir mag manchen von Ihnen

wie eine missratene Kreuzung aus einer Raketenabschussrampe, einem Wohnmobil und einer Pipeline vorkommen. Es handelt sich jedoch um unsere TBM, unsere Tunnelbohrmaschine, die auch den liebevollen Spitznamen Yuccawurzelkitzler trägt. Falls sich jemand von Ihnen für Zahlen und Daten interessiert: Unser Wurzelkitzler ist hundertfünfzig Meter lang, acht Meter breit und wiegt rund sechshundertdreißig Tonnen. Er kann sich mit einer Geschwindigkeit von ungefähr sechs Metern pro Stunde durch massives Gestein fressen. Um Ihnen einen Vergleich zu ermöglichen: Das entspricht ungefähr der Länge eines der Suburbans, mit denen Sie hier hergefahren wurden.«

Anerkennendes Gemurmel und kurzes Lachen von einigen Gästen.

»Okay, wir beginnen jetzt mit der Führung. Wenn Sie mir bitte zum Tunnelportal folgen wollen …«

Wir stehen hier vor dem Bereich, den wir Forschungssektion nennen«, erklärte Jenkins ein paar Minuten später. »Diese Anlage hat Hufeisenform, ist ungefähr acht Kilometer lang und acht Meter breit. An mehreren Stellen des Bezirks haben wir Alkoven eingebaut, insgesamt acht, jeder einzelne ungefähr so groß wie eine große Scheune. Sie dienen zur Lagerung der Ausrüstung, aber wir

führen dort auch Experimente durch. Vor sechs Wochen haben wir unsere erste experimentelle Einlagerung durchgeführt.«

»Wozu dient das?«, wollte ein Besucher wissen.

»Wir wollen herausfinden, wo die Abfälle gelagert werden können, wenn die Anlage in Betrieb genommen wird. Den Eingang zum experimentellen Stollen werden Sie in ein paar Minuten sehen.«

»Wir gehen also nicht rein?«

»Nein, bedaure. Wir sind momentan noch dabei, die Stabilität zu testen.« Das war natürlich eine gewaltige Untertreibung. Die Tunnel der potenziellen Lagerstätte zu bohren hatte relativ wenig Zeit beansprucht, aber die Tests und Experimente würden noch mindestens neun Monate, wenn nicht ein Jahr dauern.

»Reden wir mal ein bisschen über Geografie und Geologie«, fuhr Steve fort. »Der Bergrücken über uns entstand vor dreizehn Millionen Jahren durch einen heute erloschenen Vulkan, der eine Caldera, einen Kessel, aufwarf. Er besteht aus wechselnden Gesteinsschichten von geschmolzenem Tuff, auch unter der Bezeichnung Ignimbrit bekannt, sowie halb verschmolzenem und unverschmolzenem Tuff.«

Eine Hand ging hoch. »Habe ich das richtig verstanden? Sie erwähnten einen Vulkan?«

»Richtig. Aber er ist längst erloschen.«

»Aber Sie hatten hier auch schon Erdbeben, nicht wahr?«

»Ja, zwei Beben. Eines hatte die Stärke 5 auf der Richterskala, das andere 4,4. Das erste richtete geringfügige Schäden an den Gebäuden auf der Oberfläche an, hier unten fanden wir keinen einzigen Riss. Bei beiden Beben befand ich mich hier unten und habe kaum etwas gespürt.«

Tatsächlich befanden sich in der wüstenartigen Umgebung der Anlage 39 Verwerfungen und sieben kleine Vulkane mit unterschiedlicher Aktivität. Das stand auch auf dem Informationsblatt, das er den Besuchern ausgehändigt hatte, aber solange niemand dieses Thema ansprach, sah er gewiss keinen Grund, es selbst zu tun. Sobald die Leute auch nur die Wörter Vulkan oder Verwerfung hörten, schalteten ihre Gehirnzellen fast automatisch auf Höhlenmensch um.

»Ich muss auch darauf hinweisen«, fuhr Steve fort, »dass dieser geologische Bereich hier seit fast fünfundzwanzig Jahren sehr intensiv untersucht wird. Es gibt eine Unmenge von wissenschaftlichen Arbeiten darüber, dass die drei Gesteinsarten, die wir hier vorfinden, für die Lagerung von Atommüll gut geeignet sind.«

»Um wie viel Atommüll geht es eigentlich genau?«

»Naja, das ist eine der Fragen, die ich leider nicht beantworten darf.«

»Und wer hat Ihnen das befohlen?«

»Das können Sie sich aussuchen. Das Heimatschutzministerium. Das FBI. Das Energieministerium … Vielleicht genügt uns im Moment die Information, dass diese Einrichtung hier eines Tages die wichtigste Endlagerstätte für Atommüll im ganzen Land sein wird.«

Schätzungen zufolge würde die maximale Lagerkapazität bei rund 135 000 Tonnen liegen. Bei manchen Materialien mit geringer Halbwertszeit sinkt die Radioaktivität innerhalb von einigen Jahren oder Jahrzehnten auf ein sicheres Niveau, andere bleiben potenziell für Millionen Jahre tödlich radioaktiv. Plutonium-239 zum Beispiel, das gewissermaßen als Vorzeigesymbol für Atommüll gilt und von Journalisten am häufigsten erwähnt wird, hat eine Halbwertszeit von knapp 25 000 Jahren. Es gehört jedoch keineswegs zu den besonders lang strahlenden Materialien, eine Tatsache, die Steve sehr wohl bewusst war. Uran-235 dagegen, das sowohl in Reaktoren als auch in Atomwaffen verwendet wird, hat eine Halbwertszeit von 704 Millionen Jahren.

»Wie wird denn der Atommüll transportiert?«, fragte einer der Delegierten aus Oregon.

»Auf Schiene und Straße, mit speziellen Waggons und Trucks.«

»Ich meinte eigentlich die Behälter. Ich nehme doch an, dass wir hier nicht von Ölfässern reden?«

»Nein, Sir. Detaillierte Informationen über die Transportbehälter finden Sie auf dem Informationsblatt. Ich habe mir diese Dinger sehr genau angesehen und auch die Materialprüfungen verfolgt, denen sie unterworfen wurden. Ich kann Ihnen versichern, sie sind so unzerstörbar, wie man einen Behälter überhaupt konstruieren kann.«

»Das wurde damals auch von der ***Titanic*** behauptet.«

»Sie können sich sicher sein: Auch General Atomics dachte bestimmt daran, schließlich hatten sie genug Zeit dafür. Sie haben nämlich zehn oder zwölf Jahre lang an den Plänen gearbeitet.«

Das erzeugte die erwünschte Wirkung. Wenn einer der Projektpartner ein ganzes Jahrzehnt allein für die Konstruktion der Transportbehälter aufgewendet hatte, wie viel Zeit und Vorsicht musste dann wohl bei der Planung der gesamten Anlage aufgewendet worden sein?

»Wie steht es um die Sicherheit, Mr. Jenkins?«

»Sobald die Anlage in Betrieb genommen wird, sind die Schutztrupps der Behörde für Nukleare Sicherheit des Energieministeriums für die

Primärsicherheit zuständig. Aber natürlich wird es auch ... Unterstützungskräfte geben, die im Notfall schnell einsatzbereit wären.«

»Welche Art von Unterstützungskräften?«

Steve lächelte. »Die Art, die den Schurken Albträume bereitet.«

Noch mehr Gelächter.

»Okay, gehen wir nun zu dem Teil, den Sie eigentlich sehen wollen. Bitte steigen Sie in die kleinen Zugwaggons dort drüben.«

Die Fahrt dauerte eine Viertelstunde — der kleine Zug musste aber häufig anhalten, damit Steve Fragen beantworten konnte. Endlich hielt er vor einem Durchgang in der Tunnelwand. Die Delegierten stiegen aus und versammelten sich vor dem Durchgang im Halbkreis um Steve. »Der Schacht führt abwärts, wie Sie sehen können. Er ist ungefähr zweihundert Meter lang und stellt die Verbindung zu den Stollen der Endlagerstätte dar. Die Endlagerstätte bildet ein horizontales Raster von einzelnen kleineren Stollen, die wiederum zu den eigentlichen Lagerstätten führen.«

»Wie gelangt der Atommüll vom Truck oder Waggon in die Lagerstätte?«, fragte einer der Leute aus Utah. »Bleibt er dabei immer in den Transportbehältern?«

»Tut mir leid, das ist wieder eine Pst-Pst-Frage. Ich kann Ihnen nur sagen, wie der Müll unten in der Lagerstätte gelagert werden wird. Jedes >Paket< wird in zwei ineinander gefügte Behälter eingeschlossen, von denen einer aus rund zwei Zentimeter dickem, hochgradig korrosionsresistentem Metall besteht, das man Alloy 22 nennt. Der zweite Behälter wird aus einem Material namens 316NG hergestellt - im Grunde ist das Edelstahl in Nuklearqualität. Über den ineinander geschachtelten Behältern wird ein Schild aus Titan angebracht, als Schutz gegen Sickerwasser und herabfallendes Gestein.«

»Das bereitet Ihnen große Sorgen, stimmt's?«

Steve lächelte. »Ingenieure machen sich keine Sorgen, Sir, sie machen Pläne. Wir versuchen, für jedes denkbare Szenario ein Modell zu entwickeln und entsprechend zu planen. Die drei Komponenten - also der doppelte Kanister und der Titanschild - bilden den >Tiefenschutz<, wie wir es nennen. Die Pakete werden horizontal gelagert, und die verschiedenen Müllarten werden untereinander gemischt, sodass in jeder Kammer die gleiche Temperatur herrscht.«

»Wie groß sind diese Pakete?«

»Sie haben ungefähr zwei Meter Durchmesser und eine Länge von vier bis sechs Metern.«

»Was passiert, wenn solche Pakete … verloren gehen?«, fragte der zweite kalifornische Delegierte.

»Das wird nicht passieren. Es ist faktisch unmöglich, weil zu viele Schritte nötig sind, um ein Paket zu transportieren. Hinzu kommen sehr viele Personen, die alle Transportschritte gegenzeichnen müssen. Ich will das mal mit einem einfachen Vergleich verdeutlichen: Nehmen wir mal an, Sie haben eine achtköpfige Familie. Nun verlieren Sie eines Tages Ihren Autoschlüssel. Jedes Mitglied Ihrer Familie verfügt aber über einen Ersatzschlüssel. Sie haben eine Sicherheitsregel eingeführt, die vorsieht, dass jedes Familienmitglied jeden Tag dreimal eine Erklärung unterschreiben muss, dass es den Autoschlüssel noch immer besitzt oder dass er am gemeinsamen Schlüsselbrett hängt. Ferner müsste jedes Familienmitglied dreimal täglich erklären, dass sein Schlüssel tatsächlich in das Schloss des Familienautos passt und für Schloss und Zündung funktionsfähig ist. Und schließlich müsste sich jedes einzelne Familienmitglied dreimal täglich bei jedem anderen Familienmitglied persönlich überzeugen, dass dieses andere Mitglied ebenfalls sämtliche gerade beschriebenen Sicherheitsschritte ausgeführt hat. Verstehen Sie jetzt besser, wie unsere Sicherheitsbestimmungen aussehen?« Ringsum Nicken.

»All das und noch mehr würde sich hier in jeder Schicht an jedem Tag des Jahres abspielen. Und alles würde von Computern überwacht und unterstützt. Ich kann Ihnen versprechen, so sicher, wie die Sonne morgen aufgehen wird, dass in dieser Anlage definitiv nichts verloren gehen kann.«

»Erzählen Sie uns noch etwas über die Korrosion, Mr. Jenkins.«

»Unsere Korrosionstests finden im LTCTF statt — Entschuldigung, ich meine Livermore's Long-Term Corrosion Test Facility.«

»Hat das irgendwas mit dem Lawrence Livermore National Laboratory zu tun?«

Danke für die Steilvorlage, dachte Jenkins, behielt es aber für sich. Lawrence Livermore war ein allgemein bekannter Name, und obwohl die meisten Leute keine Ahnung hatten, woran im LLNL gearbeitet wurde, genoss die Institution trotzdem ein sehr hohes Ansehen. Und wenn Lawrence Livermore etwas mit dieser Atommüllanlage zu tun hatte, gab es dann überhaupt irgendeinen Grund, sich Sorgen zu machen?

»Genau das ist unser Partner«, sagte er. »Das Testverfahren umfasst Alterungs- und Verschleißtests für Metallproben, die man >Coupons< nennt. Im Moment befinden sich achtzehntausend Coupons im Test, die aus vierzehn

verschiedenen Legierungen bestehen und in Lösungen getestet werden, die in dieser Gegend vorkommen. Im Moment beträgt die durchschnittliche Korrosionsrate der Coupons zwanzig Nanometer pro Jahr. Zum Vergleich: Ein Menschenhaar ist fünftausendmal dicker. Die Legierung 22, die in den Kanistern verwendet wird, würde bei dieser Korrosionsrate ungefähr hunderttausend Jahre brauchen, bis sie durchkorrodiert.«

»Eindrucksvoll«, bemerkte ein Mann im Cowboyhut, einer der Delegierten aus Idaho, wie Jenkins annahm. »Reden wir doch mal über Worst-Case-Szenarien. Was wäre, wenn irgendetwas leckt und der Stoff dann in die Erde sickert.«

»Die Chance, dass das passiert, ist etwa …«

»Ersparen Sie's uns.«

»Na gut. Zunächst sollten Sie wissen, dass der Grundwasserspiegel unter uns ungewöhnlich tief liegt, im Durchschnitt fünfhundert Meter tief, also ungefähr dreihundertfünfzig Meter unterhalb der Endlagerstätte.«

Das allerdings war Gegenstand hitziger Debatten, wie Steve sehr wohl wusste. Zwar stimmte die Information, die er soeben den Delegierten gegeben hatte, aber einige Projektwissenschaftler versuchten durchzusetzen, dass noch tiefer liegende

Lagerstätten angelegt werden sollten - ungefähr hundert Meter unter den jetzt bestehenden. In Wahrheit gab es keine definitive Antwort auf die Frage nach der Sickerproblematik. Wie weit verschiedene Flüssigkeiten durch das Gestein unterhalb der Anlage sickern würden, war unbekannt, und unbekannt waren auch die möglichen Auswirkungen eines Erdbebens auf die Sickerrate. Andererseits wusste Steve, dass man die Chance eines katastrophalen Erdbebens, das die Lagerstätten beeinträchtigen könnte, auf eins zu siebzig Millionen schätzte.

Wenn überhaupt etwas zum Totenglöckchen für das gesamte Projekt werden konnte, dann war es die Beschaffenheit des Grundwasserbeckens. Bis vor zehn Monaten war allgemein angenommen worden, dass die Schichten unterhalb der Anlage ein geschlossenes Einzugsgebiet bildeten, eine nach innen geneigte Formation, die keinerlei Abflüsse hatte, weder zum Meer noch zu Flüssen. Doch inzwischen waren zwei umfassende Untersuchungen durchgeführt worden, die diese Annahme infrage stellten - eine war von der Umweltschutzbehörde EPA durchgeführt worden, die andere von der USGS, einer für Kartografie sowie für die Untersuchung von Landschaft, Ressourcen und Katastrophen zuständigen staatlichen Organisation.

Diesen Gutachten zufolge könnten mögliche Abflüsse sogar die Westküste und den Golf von Kalifornien erreichen. Solange dieser Streit nicht beigelegt war, hatte Steve sehr klare Anweisungen: Das Modell des geschlossenen Grundwasserbeckens stellte das einzige Evangelium dar, das verkündet werden durfte.

Er fuhr fort: »Bevor Abwässer überhaupt in das umliegende Gestein sickern könnten, müssten Dutzende von Systemen und Sub-Systemen versagen, sowohl menschliche als auch computergesteuerte. Auch diese Frage müssen wir im richtigen Verhältnis sehen: Im Vergleich zu den Sicherheitsvorkehrungen in dieser Anlage wäre es geradezu ein Kinderspiel, sich in ein Raketensilo zu schleichen und eine Interkontinentalrakete abzufeuern.«

»Ist dieses Material spaltbar?«

»Sie meinen, ob es explodieren kann?«

»Ja.«

»Na ja, ich brauchte schon mehrere Doktortitel, um Ihnen erklären zu können, weshalb das unmöglich ist, aber die Antwort ist schlicht: Nein.«

»Nehmen wir mal an, jemandem gelingt es, alle Sicherheitsvorkehrungen zu überwinden und sich mit einer Bombe in die Endlagerstätten zu schleichen …«

»Mit >jemand< meinen Sie vermutlich Superman oder den Unglaublichen Hulk?«

Der Scherz wurde mit lautem Gelächter quittiert.

»Ja, klar, warum nicht? Nehmen wir doch mal an, es gelingt jemandem. Welchen Schaden könnte er dann anrichten?«

Steve schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, dass ich Ihr interessantes Szenario nicht weiterspinnen kann, aber schon allein die gesamte Logistik der Anlage macht so einen Zwischenfall vollkommen unwahrscheinlich. Schauen Sie nur mal hier: Dieser Diagonalstollen ist ungefähr dreieinhalb Meter breit. Die Menge an konventionellem Sprengstoff, die benötigt würde, um auf der Endlagerebene einen signifikanten Schaden anzurichten, würde nicht mal auf einen Truck mit Anhänger passen.«

»Und wenn es nichtkonventioneller Sprengstoff wäre?«, bohrte der Idaho-Delegierte hartnäckig. ***Dann,*** dachte Steve, ***hätten wir ein echtes Problem.***

»Leute, höchste Zeit, die Karten neu zu mischen«, verkündete Gerry Hendley, als er in den Besprechungsraum kam und sich einen Stuhl suchte.

Wieder ein neuer Morgen im Campus. Der Tisch

im Besprechungsraum war bedeckt mit Kannen voll dampfend heißem Kaffee und Platten mit Keksen, Donuts und Bagels. Jack goss sich eine Tasse Kaffee ein, nahm einen Vollkornbagel - ohne Streichkäse - und suchte sich einen Platz am Tisch. Anwesend waren ferner Jerry Rounds, der Analysechef, Sam Granger, der Abteilungsleiter Operationen, Clark und Chavez sowie die Brüder Caruso.

»Es wird Zeit, dass wir unseren Ansatz fokussieren. Von diesem Moment an wird sich niemand von euch hier im Raum mit etwas anderem beschäftigen als mit dem Emir und dem Umayyad-Revolutionsrat - ausgenommen natürlich ich selbst, Sam und Jerry. Wir drei werden zwar dafür sorgen, dass die Lichter anbleiben und immer frische Donuts vorhanden sind, aber ihr anderen werdet ab sofort eure sonstigen Arbeiten an andere delegieren. Von jetzt an gilt jeder Augenblick in unserem Leben - egal ob wir essen oder schlafen, vierundzwanzig Stunden am Tag und sieben Tage in der Woche - nur noch dem Emir, bis er entweder gefangen oder tot ist.«

»Hooyah!«, schmetterte Brian Caruso den traditionellen Schlachtruf der Marine-SEALs und erntete dafür Gelächter.

»Wir werden diese Gruppe künftig ***Kingfisher*** nennen. Der Emir mag sich für eine Art König halten, aber wir werden ihn aus dem Wasser ziehen.

Dieser Raum steht von jetzt an nur noch euch zur Verfügung, und alle sind für euch ständig ansprechbar - das gilt auch für mich, Sam und Jerry.«

Heilige Scheiße, dachte Jack, ***da hat wohl einer den Kollergekriegt! Was soll denn dieses Affentheater?***

»Zuerst ein paar Basisinformationen. Dom und Brian haben eine Spur in Schweden verfolgt«, erklärte Hendley und schilderte kurz, wie Jack auf die vom Heimatschutzministerium und dem FBI abgefangene Mitteilung über Hlasek Air gestoßen war. »Wir werden auch weiterhin an dieser Sache dranbleiben, aber bisher hat sich noch nichts ergeben. Der Mechaniker hat sich der schwedischen Polizei gestellt, aber er hat keine relevanten Informationen. Er hat nur ein bisschen Bargeld für ein paar Manipulationen an einem Flugtransponder entgegengenommen und kurz eine Gruppe von Charterpassagieren gesehen, die aus dem Nahen Osten hätten stammen können, aber sicher ist er sich nicht.«

»Kingfisher«, fuhr Hendly fort. »Wenn ihr eine Idee habt, teilt sie mit anderen. Wenn ihr etwas Neues versuchen wollt, fragt. Wenn ihr nur einfach ein Brainstorming braucht oder ein >Was-wäre-wenn< durchspielen wollt, ruft die anderen

zusammen und tut es. Bei diesem Spiel ist keine Frage, keine Idee zu dumm, um nicht gestellt und überprüft zu werden. Wir funktionieren ab sofort wie eine organische Einheit, Leute - vergesst, wie wir bisher unsere Arbeit gemacht haben, und fangt an, außerhalb normaler Schemata zu denken. Ich wette mein letztes Hemd, dass der Emir genau das tut. Fragen?«

»Ja«, sagte Dominic Caruso. »Warum plötzlich diese Änderungen?«

»Habe mir kürzlich einen kleinen Ratschlag geholt.«

Jack sah, dass Hendley John Clark einen flüchtigen Seitenblick zuwarf, und nun ergab alles einen Sinn.

»Unser Laden ist zu klein, um wie eine Behörde geführt zu werden«, fügte Jerry Rounds hinzu. »Wir drei werden hier regelmäßig hereinschauen, um uns auf dem Laufenden zu halten, aber unterm Strich bedeutet das: Der Emir ist eine höchst ungewöhnliche Figur, und darauf müssen wir unsere Taktik ausrichten.«

»Was bedeutet das für die operative Seite der Arbeit?«, wollte Chavez wissen.

»Mehr praktische Arbeit, hoffen wir«, antwortete Sam Granger. »Viele neue Aspekte, die wir hier generieren, werden wir nicht am Besprechungstisch überprüfen können. Wir müssen raus, müssen auf

viele Büsche klopfen und jeder einzelnen Spur nachgehen. Viel davon wird zwar langweilige, triviale Kleinarbeit sein, aber oft lassen sich auch kleinste Einzelheiten sinnvoll zusammenfügen. Versteht mich nicht falsch: Es wäre uns allen entschieden lieber, wenn wir der Ziellinie schon ein wenig näher wären, aber mit dem Arsch voraus können wir das Rennen nicht gewinnen. Wir müssen uns schon ein bisschen mehr anstrengen, Leute.«

»Wann fangen wir an?«, fragte Jack.

»Sofort«, antwortete Hendley. »Erster Punkt heute: sicherstellen, dass wir alle auf demselben Informationsstand sind. Jetzt kommt alles auf den Tisch, was wir wissen, was wir vermuten und was wir noch nicht wissen, aber dringend herausfinden müssen.« Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Kurze Mittagspause, dann treffen wir uns wieder hier.«

Jack streckte den Kopf durch Clarks Bürotür. »Ich weiß nicht, wie Sie das gemacht haben, John, aber Hendley hat offenbar gut zugehört.«

Clark schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn nur ein wenig angestoßen - aber er stand schon in den Startlöchern. Er ist ein scharfer Denker und wäre bald zum selben Schluss gekommen. Kommen Sie doch rein, Jack. Setzen Sie sich - haben Sie eine

Minute Zeit?«

»Sicher.« Jack setzte sich auf den Besucherstuhl vor dem Schreibtisch.

»Ich habe gehört, Sie möchten sich die Hände schmutzig machen.«

»Was? Ach so, ja. Das hat er Ihnen erzählt, stimmt's?«

»Er hat mich gebeten, Sie auszubilden.«

»Das freut mich. Sehr sogar!«

»Warum wollen Sie das machen, Jack?«

»Hat Ihnen Hendley das nicht …«

»Ich will es direkt von Ihnen hören.«

Jack rutschte auf dem Stuhl hin und her. »John, hier sitze ich Tag für Tag, lese den Nachrichtenverkehr, versuche, einen Sinn in Informationen zu erkennen, die entweder etwas bedeuten oder auch nichts, und natürlich weiß ich, wie wichtig das alles ist und dass es getan werden muss, aber eigentlich möchte ich selbst hinaus und dort draußen etwas tun, verstehen Sie?«

Clark nickte. »Wie MoHa.«

»Ja, so ungefähr.«

»Das läuft nicht immer so glimpflich ab.«

»Ich weiß.«

»Wissen Sie es wirklich, Jack? Ich habe es erlebt - Auge in Auge und im direkten Schlagabtausch. Meistens ist es eine sehr hässliche und schmutzige

Arbeit, und vieles kann man nie wieder vergessen. Die Gesichter verblassen allmählich, auch die Orte und Umstände, aber die Handlung selbst - die eigentliche Tat - bleibt an dir kleben. Wenn du nicht imstande bist, das zu verarbeiten, kann es dich langsam auffressen.«

Jack holte tief Luft und starrte eine Weile schweigend vor sich hin. War er dazu bereit? Natürlich war ihm klar, dass Clark die Wahrheit sagte, aber jetzt, in diesem Moment, war das alles nur abstrakt. Er wusste auch, dass in der Feldarbeit nichts so ablief wie in einem Film oder Roman, aber nur zu wissen, dass es nicht so war, nützte ihm gar nichts. Es war ungefähr so, als würde man die Farbe Rot damit beschreiben, dass man sagte, sie sei anders als Blau. ***Du hast keinen Bezugspunkt, um es richtig einzuschätzen,*** ermahnte er sich, ***oder fast keinen.*** Nur eben MoHa.

Als hätte er seine Gedanken erraten, sagte Clark: »Täuschen Sie sich nicht, Jack: MoHa war ein Ausrutscher, eine Abweichung vom Normalen. Sie sind da reingerutscht, hatten keine Chance, darüber nachzudenken, und waren sich außerdem sicher, dass der Mann ein Schurke war. Es ist nicht immer so klar und sauber. Eigentlich sogar höchst selten. Sie müssen sich daran gewöhnen, dass alles stets ungewiss ist. Glauben Sie, Sie können das?«

»Um die Wahrheit zu sagen, John: Ich weiß es nicht. Die Antwort kann ich Ihnen nicht geben. Ich weiß, das ist nicht die richtige Antwort, aber …«

»Es ist genau die richtige Antwort.«

»Wie bitte?«

»Als ich das Aufnahmeverfahren in die BUD-Schule - das ist das Ausbildungszentrum für Basic Underwater Demolition — durchlief, musste ich wie jeder andere Bewerber ein Gespräch mit einem Psychologen führen. Ich saß in der Lobby und wartete auf meinen Termin, als ein Freund von mir herauskam. Ich fragte ihn, wie es gelaufen sei. Er sagte, der Psychologe habe ihn gefragt, ob er es sich zutraue, einen Menschen zu töten. Mein Freund wollte natürlich alles richtig machen und sagte: >Ja, natürlich.<. Als ich dann hineingerufen wurde und der Psychologe mir dieselbe Frage stellte, sagte ich, dass ich es zwar glaubte, aber mir nicht hundertprozentig sicher sei. Einer von uns beiden kam rein, und es war nicht mein Freund.«

Verdammt, dachte Jack erstaunt. Es fiel ihm schwer, sich John Clark als rotwangigen Rekruten vorzustellen und nicht als den gottähnlichen Boss der Abteilung für Special Operations. Aber jeder hatte schließlich irgendwann mal angefangen.

Clark fuhr fort: »Zeigen Sie mir den Burschen, der die Frage mit >Klar doch< beantwortet, dann zeige

ich Ihnen einen Idioten, einen Lügner oder jemand, der nicht genug darüber nachgedacht hat. Ich rate Ihnen: Fragen Sie mal Ding. Als er das erste Mal jemanden eliminieren musste, lief alles glatt bis zu dem Augenblick, in dem er auf den Abzug drücken musste. Er wusste, dass er es konnte, und war sich zu 99 Prozent sicher, dass er es tun würde, aber als er schließlich abdrückte, hörte er trotzdem immer noch eine kleine Stimme im Kopf.«

»Und wie war es bei Ihnen?«

»Genauso.«

»Kaum zu glauben«, meinte Jack. »Glauben Sie es ruhig.«

»Was wollen Sie mir damit sagen? Dass es besser wäre, ich würde mich mit meiner Tastatur und dem Monitor zufriedengeben?«

»Die Entscheidung liegt bei Ihnen. Ich will nur sicherstellen, dass Sie sich über die Tragweite Ihrer Entscheidung völlig im Klaren sind. Wenn nicht, werden Sie zu einer Gefahr für sich selbst und für alle anderen.«

»Okay.«

»Und noch eins: Bitte denken Sie darüber nach, ob Sie nicht Ihren Vater informieren sollten.«

»Großer Gott, machen Sie Witze …?«

»Nein, mache ich nicht. Ich werde natürlich schweigen, Jack, schließlich sind Sie erwachsen.

Diese Entscheidung müssen Sie ganz allein treffen. Aber es könnte schon sehr bald die Zeit kommen, in der Sie es offenlegen müssen, und spätestens dann werden Sie es bereuen, dass Sie ihn nicht schon früher ins Vertrauen gezogen haben. Solange das nicht erledigt ist, stehen Sie noch nicht auf eigenen Füßen.«

»Sie ziehen doch nicht etwa irgendwelche Strippen?«, fragte Jack misstrauisch.

Clark musste lächeln. »Komisch, aber das wurde ich in letzter Zeit häufig gefragt.« Er blickte auf die Uhr. »Wir müssen wieder in die Besprechung zurück. Überschlafen Sie die Sache noch einmal, Jack. Wenn Sie dann immer noch rauswollen, werde ich Ihnen alles beibringen, was ich kann und weiß.«

Das Hauptquartier des SIS, des Secret Intelligence Service in Vauxhall Cross an der Themse, wurde wegen seiner klobigen, tempelartigen Architektur gemeinhin entweder Legoland oder Babylon genannt. Mary Pats Kontakt in Legoland hatte ihr auf ihre Frage hin nur einen einzigen Namen genannt: Nigel Embling. Ihr wurde mitgeteilt, er sei ein pensionierter Mitarbeiter in den Stan-Ländern, der wohl schon mehr über die Region wieder vergessen hatte, als manche Leute jemals wissen würden. Mary Pat nahm an, dass die Briten dort

aktive Assets hatten, war sich aber nicht sicher, ob Embling zu diesen Kontaktpersonen zählte. Wahrscheinlich nicht. Da sie ihre Erkundigungen nicht über die offiziellen Kanäle, sondern hinter den Kulissen eingeholt hatte, musste ihrem Kontakt klar sein, dass sie im Moment in fremden Revieren wilderte; in diesem Fall würden die Brahmanen beim SIS wohl kaum erfreut sein, wenn er ihr einen aktiven Feldagenten genannt hätte.

Aber natürlich war so ein Kontakt nur eine halbe Sache. Embling war ein älterer Mann und hatte seine Tage im Feld längst hinter sich, was bedeutete, dass sie wohl einen anderen Agenten entsandt hatten, der die Zuarbeit verrichtete. Darüber musste Mary Pat nicht sehr lange nachdenken. Zwei Namen kamen ihr sofort in den Sinn, und wenn die Klatschmühle recht hatte, dürften gerade diese Personen durchaus an kleineren Auftragsjobs interessiert sein. Das NCTC hatte gewisse Mittel, über die es frei verfügen konnte, und sie und Ben Margolin waren der Meinung, dass diese Ausgaben sinnvoll sein könnten.

Nach nur zwei Telefongesprächen hatte sie die Bestätigung, dass die Gerüchte stimmten, und zwei weitere Telefonate benötigte sie, um eine aktuelle Telefonnummer herauszufinden.

Clarks Mobiltelefon lag in der obersten Schreibtischschublade; als es zu trillern begann, nahm er es heraus und meldete sich beim dritten Zeichen. »Hallo?«

»John, hier ist Mary Pat Foley.«

»Hi, Mary, du stehst auf meiner Aufgabenliste.«

»Tatsächlich?«

»Ding und ich haben uns grade von Rainbow verabschiedet. Wollte mich wieder mal melden und Hallo sagen.«

»Na, dann treffen wir uns hurtig. Ich habe da nämlich etwas, worüber ich mit dir sprechen wollte.«

Clarks interner Radar begann zu piepsen. »Gern. Wann und wo?«

»Möglichst bald.«

Clark blickte auf die Uhr. »Ich könnte mich jetzt gleich fürs Mittagessen frei machen.«

»Gut - kennst du ***Huck's*** in Gainsville?«

»Ja, das ist doch in der Nähe der Linton Hall Road?«

»Genau. Wir treffen uns dort.«

Clark fuhr den Computer herunter, ging zu Sam Grangers Büro und erzählte dem Ops-Chef von dem Anruf. »Ich vermute mal, das wird kein Mittagessen unter alten Freunden«, meinte Granger.

»Glaube ich auch nicht. Sie hatte ihre Pokerstimme

angeschaltet.«

»Weiß sie, dass Sie bei der Agency ausgeschieden sind?«

»Mary Pat entgeht nicht viel.«

Granger dachte kurz darüber nach. »Okay, berichten Sie mir darüber, wenn Sie zurück sind.«

Clark kannte das Restaurant, hatte aber noch nie dort gegessen. ***Huck's*** servierte die besten Pies in Virginia, hatte er mal gehört. Von außen merkt man allerdings nicht viel davon, dachte er, als er den Wagen in eine der diagonal angelegten Parkflächen vor dem Restaurant steuerte. Zwei große Glasfenster flankierten eine einfache Tür, über die sich eine verblasste rot-weiß gestreifte Markise spannte. Eine leicht defekte Neon-Leuchtreklame im Fenster pries »uck's« an. ***Klingt nach Schluckauf,*** dachte Clark, ***hoffentlich kein schlechtes Omen?***

Eigentlich verband er mit Gainesville recht gute Erinnerungen; schließlich hatte er hier viele Stunden auf der Straße verbracht und zukünftigen Operationsleitern der CIA die diversen Techniker, der Beschattung, Überwachung und Gegenüberwachung beigebracht. So etwas konnte man eben in den Schulungsräumen von Camp Perry nicht lernen. Die braven Bürger von Gainesville und einem Dutzend anderer Städte in Maryland und Virginia hatten vermutlich keine Ahnung, dass in

ihren Straßen pausenlos der Schlapphut-Nachwuchs herumlief und »am Leben bleiben« spielte, bevor die Leute es in der echten Welt tun mussten.

Er stieß die Tür auf. Mary Pat saß bereits auf einem Hocker am Tresen. Sie umarmten sich kurz; Clark setzte sich. Ein untersetzter Mann mit schütterem rotem Haar und mehlstaubigen Händen kam herbei. »Was darf ich Ihnen bringen?«

»Apfel«, sagte Mary Pat ohne Zögern. »Zum Mitnehmen.«

Clark hob ein wenig ratlos die Schultern und bestellte dasselbe. »Wie geht es Ed?«

»Okay. Er kriegt allmählich Hüttenkoller, glaube ich. Er schreibt an einem Buch.«

»Wie schön für ihn.«

Als die Pies kamen, fragte sie: »Wie wär's mit einem Spaziergang?«

»Gern.«

Draußen schlenderten sie den Gehweg entlang und tauschten Belanglosigkeiten aus, bis sie einen kaum fußballfeldgroßen Park erreichten, der vollständig mit saftig-grünem Gras und sauber getrimmten Buchshecken bewachsen war. Sie suchten eine leere Bank und setzten sich.

»Ich habe ein Problem, John«, begann Mary Pat, nachdem sie ein paar Bissen gegessen hatten. »Ich denke, dass du und Ding mir dabei vielleicht helfen

könntet.«

»Wir werden sehen. Aber fangen wir doch ganz von vorn an: Du weißt, dass wir …«

»Ja, ich habe davon gehört. Sorry. Ich kenne den ehrenwerten Charles Sumner Alden. Er ist ein Esel.«

»Davon scheinen derzeit in Langley sehr viele herumzulaufen.«

»Leider wahr. Kommt mir dort drüben allmählich wieder so vor wie während des Dunklen Zeitalters. Sag mal: Was hältst du von Pakistan?«

»Interessantes Land für eine kleine Reise …«, meinte Clark lächelnd.

Mary Pat lachte. »Es ist eine recht einfache Op, fünf oder sechs Tage vielleicht. Wir müssten dort ein paar Dinge überprüfen, haben aber niemanden vor Ort - oder jedenfalls niemanden, den wir damit beauftragen können. Die neue Regierung fährt das Ops-Direktorat so schnell herunter, als müssten sie einen Notverkauf durchführen. Wir haben dort zwar einen Mann, einen Briten, der die Region gut kennt, aber er hat seine besten Tage schon hinter sich.«

»Definierst du mal bitte >ein paar Dinge überprüfen<?«

»Würde sich auf einfache Aufklärungsarbeit begrenzen. Laufarbeit eben.«

»Ich nehme an, wir reden hier über jemanden, der zum Umfeld des ganz großen Fisches zählt?« Das

brachte ein Nicken von Mary Pat ein. »Und du hast schon versucht, das über Langley zu bekommen?« Noch ein Nicken. Clark atmete tief ein und langsam wieder aus. »Damit kletterst du aber ziemlich weit auf den Ast hinaus.«

»Dort hängen eben die saftigsten Äpfel.«

»Gibt's einen Termin?«

»Je schneller, desto besser.«

»Gib mir Zeit bis heute Abend.«

Eine Stunde später war Clark wieder im Campus und fand Granger in Hendleys Büro; die Tür stand offen. Er klopfte an die Türzarge, Hendley winkte ihn herein. »Sam hat es mir erzählt«, sagte Hendley. »War die Pie gut?«

Clark nickte. »Apfel. Vielleicht nicht die beste, aber dicht dran. Sie hat mir einen Auftragsjob angeboten. Pakistan.«

»Oh, verdammt«, sagte Granger. »Sie ist bei der Nationalen Antiterrorismus-Zentrale - es ist bestimmt nicht schwer, sich vorzustellen, wen sie beim NCTC auf dem Radarschirm haben. Und was haben Sie darauf geantwortet?«

»Dass sie meine Antwort heute Abend bekommt. Der Job macht mir nicht viel Kopfzerbrechen, aber es gibt da einen Knackpunkt: Wenn wir diesen Job annehmen, bin ich nicht bereit, sie über uns im

Dunkeln zu lassen.«

»Über den Campus?«, fuhr Granger auf. »Ich bin nicht …«

»Sorry«, unterbrach ihn Clark brüsk, »aber Mary Pat und ich kennen uns schon sehr lange, und bei dieser Sache riskiert sie eine Menge. Ich treibe keine Spielchen mit ihr. Sie kennen beide ihren Ruf, Sie wissen auch, was Jack Ryan von ihr hält. Wenn Ihnen diese Empfehlungen nicht genügen, weiß ich nicht, was sonst noch zählen würde.«

Hendley grübelte eine Weile darüber nach, dann nickte er. »Okay. Aber seien Sie vorsichtig. Wann würde sie euch beide brauchen?«

»Gestern, vermute ich mal«, antwortete Clark.

»Wir haben wenig gesichertes Wissen über den Emir und über den URC«, stellte Jerry Rounds fest, als er die Sitzung wieder eröffnete. »Reden wir also zuerst einmal über das, was wir ***ziemlich*** sicher wissen.«

»Bis vor Kurzem«, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, »stützte sich der URC bei seiner Kommunikation in hohem Maße auf das Internet. Trotzdem können wir sie nicht auf eine bestimmte ISP zurückverfolgen, weil sie jedes Mal eine andere benutzen. Außerdem müssen wir uns auf die NSA

verlassen, die die Mitteilungen jeweils nach der verwendeten Verschlüsselungsmethode abfängt, aber selbst dann gelingt es nicht immer, die ISP zu identifizieren. Die NSA weiß lediglich, dass sie von einem Land zum nächsten springen.«

Dominic nahm den Faden auf. »Sofern wir nicht eine ganze Menge ihres E-Verkehrs verpassen - was durchaus möglich wäre -, müssen wir davon ausgehen, dass der URC wichtige Mitteilungen physisch von einer Stelle zur anderen transportieren lässt - also durch Kuriere. Vielleicht überbringen sie CDs oder andere Datenträger, die auf Notebooks gelesen werden können, oder sie übergeben sie jemandem, der einen Desktop-Computer mit Modem oder Kabelanschluss hat. Oder einen Wi-Fi-Hotspot benutzt.«

»Hotspots sind aber nicht gerade sicher«, wandte Brian ein.

»Vielleicht spielt das für sie keine große Rolle«, entgegnete Chavez. »Hat nicht mal jemand die Idee geäußert, dass sie OTPs, also One-Time-Pads, benutzen könnten?«

»Ja, stimmt«, sagte Rounds.

»Mit einer solchen Einmalverschlüsselung kann man im Prinzip sagen, was man will. Wird die Message von einem Dritten aufgefangen, sieht sie nur wie eine Unmenge willkürlich aufgereihter

Zahlen und Buchstaben oder Wörter aus.«

»Damit stellt sich aber die Frage«, mischte sich Jack ein, »ob die Kuriere nur Botschaften übermitteln oder auch One-Time-Pads - wenn sie so was überhaupt benutzen ...«

Rounds unterbrach ihn. »Jack, bringen Sie erst mal alle anderen über diesen Burschen auf den neuesten Stand.«

»Shasif Hadi«, erklärte Jack, »stand auf einem E-Mail-Verteiler, den wir beobachtet hatten. Sein ISP-Account war nicht so gut geschützt wie die anderen auf der Verteilerliste. Wir untersuchen gerade seine Finanztransaktionen. Ob das viel mehr bringt als den Namen des Supermarkts, bei dem er einkauft, weiß ich noch nicht.«

»Was die Kuriere angeht«, warf Chavez ein, »schaut sich doch das FBI bestimmt auch die Inhaber von Meilenkonten bei den Fluggesellschaften an. Gibt es eine Möglichkeit, ein bestimmtes Muster herauszufiltern? Eine Verbindung zwischen dem E-Mail-Verkehr des URC und den Reisemustern herzustellen?«

Dominic antwortete: »Hast du eine Vorstellung, wie viele Leute regelmäßig über den Atlantik hüpfen? Tausende, und das Bureau schaut sich alle an. Es würde eine Ewigkeit dauern, bis auch nur ein Viertel von ihnen genauer überprüft worden wäre.

Das ist ungefähr so, als würde man acht Stunden am Tag das New Yorker Telefonbuch durchlesen. Und wer weiß, vielleicht verschickt dieser Bastard seine CD-ROMs durch FedEx oder sogar mit der regulären Post. Übrigens ist auch eine Mailbox ein wunderbares Versteck.«

Jerry Rounds' Laptop dudelte; er blickte auf den Bildschirm und las eine volle Minute lang, dann sagte er seufzend: »Das macht die Sache nun noch komplizierter.«

»Was?«, fragte Jack.

»Wir erhalten hier gerade die Auswertung der Dateien auf einem Memorystick, den Ding einem Terroristen abgenommen hat, und, natürlich versehentlich, einsteckte. Es geht um die Sache in der Botschaft in Tripolis. Auf dem Stick wurden eine Menge JPEG-Dateien gefunden.«

»Doch nicht etwa Fotos vom Versteck des Emirs?«, fragte Brian.

»So hold ist uns das Glück nun auch wieder nicht. Nein - die Schurken spielen jetzt ihr Spielchen auf einer höheren Ebene weiter. Sie benutzen Steganografie.«

»Was für Zeug?«

»Steganografie, oder kurz Stego«, erklärte Jack. »Das ist eine Verschlüsselungsmethode — vereinfacht gesagt, kann man damit Botschaften in

einem Bild verstecken.«

»Wie unsichtbare Tinte.«

»Mehr oder weniger, aber die Methode ist sogar noch älter als die Tinte. Im alten Griechenland rasierten sie manchmal einem Sklaven den Schädel, tätowierten die Botschaft drauf, warteten, bis das Haar wieder nachgewachsen war, und schickten ihn dann durch die feindlichen Linien. Hier haben wir es mit Digitalfotos zu tun, aber die Idee ist dieselbe. Wie ihr wisst, ist ein Digitalbild nichts anderes als eine Ansammlung von unterschiedlich gefärbten Punkten.«

»Pixels«, nickte Chavez.

»Richtig. Jedes Pixel erhält eine Nummer - einen Wert für Rot, Grün, Blau, normalerweise von 0 bis 255, je nach Farbintensität. Jede dieser Nummern wird in acht Bits gespeichert, die mit 128 beginnen und sich dann immer weiter halbieren, bis 0 erreicht ist, also 128-64-32 und so weiter. Eine Abweichung im RGB-Wert um einen, zwei oder sogar vier Punkte ist für das menschliche Auge nicht sichtbar ...«

»Ich kann nicht mehr folgen«, warf Brian ein. »Kannst du das einem alten Marine nicht ein wenig einfacher beschreiben?«

»Na gut. Im Grunde geht es darum, dass man in einem Digitalfoto Zeichen verstecken kann, indem man die Pixels leicht verändert.«

»Wie viel Information kann man so verstecken?«

»Nehmen wir mal an, die Bildgröße beträgt 640 x 480 Pixel - ungefähr eine halbe Million Zeichen. Das würde schon mal einen ordentlichen Roman ergeben.«

»Verdammt«, murmelte Chavez.

»Und genau das ist unser Problem«, erklärte Jack weiter. »Wenn sie so clever sind, Stego zu benutzen, dann sind sie wahrscheinlich auch clever genug, ihre Mitteilungen so kurz wie möglich zu halten. Wir hätten es dann mit ungefähr einem Dutzend oder so geänderter Pixels in einem Bild zu tun, das aus Millionen Pixels besteht. Das ist dann die sprichwörtliche Stecknadel im Heuhaufen.«

»Wie schwierig ist es, Mitteilungen auf diese Weise zu kodieren?«, fragte Chavez. »Vielleicht können wir sie so zurückverfolgen?«

»Unwahrscheinlich. Es gibt zig Shareware- und Freeware-Programme auf dem Markt, mit denen man das machen kann. Ein paar sind besser als die anderen, aber es ist kein hochspezialisiertes Wissen nötig, solange der Sender und der Empfänger den Codeschlüssel kennen.«

»Könnte man nicht die Botschaften wieder herausfiltern? Geht das? Was müsste man tun?«

»Das würde praktisch bedeuten«, antwortete Rounds, »dass man jedes Bild wieder

auseinanderbauen müsste, um herauszufinden, welche Pixels verändert wurden und um welchen Wert. Dann könnte man die Mitteilung herausfiltern.«

»Klingt so, als brauchten wir dazu die Ressourcen der NSA«, meinte Brian. »Können wir nicht in ihre Systeme …«

»Nein«, unterbrach ihn Rounds sofort. »Glauben Sie mir, ich würde das liebend gern tun, aber es ist eine Sache, ihre Kommunikation nur mitzulesen. In ihre Systeme zu hacken ist eine ganz andere Dimension. Außerdem sind so harte Maßnahmen vielleicht gar nicht nötig. Jack, gibt es kommerzielle Programme zu kaufen?«

»Ja, aber ob sie auch mächtig genug sind, weiß ich nicht. Ich werde mich mal umschauen. Wenn nichts anderes hilft, könnten wir versuchen, ein eigenes Programm zu basteln. Ich rede mal mit Gavin darüber.«

»Zu dieser Tripolis-Geschichte«, sagte Dominic. »Ich nehme an, wir halten das für eine URC-Operation?«

»Richtig. Alle Tangos gehörten Gruppierungen an, die mit dem URC affiliert sind. Die Hälfte von ihnen gehörte zur Benghasi-Zelle, die anderen kamen aus verschiedenen anderen Zellen.«

»Ein Mitnahmespiel«, sagte Jack. »Nach allem,

was ich bisher gelesen habe, ist das ziemlich ungewöhnlich für einen URC-Job. Normalerweise achten sie sehr darauf, dass eine bestimmte Zelle einen Job durchzieht. Das könnte also etwas bedeuten.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte Rounds. »Nehmen wir mal diesen Faden auf, dann werden wir sehen, wohin er führt. Warum haben sie ihre normale Routine aufgegeben?«

»Und wo sind die anderen Benghasi-Mitglieder?«, ergänzte Brian.

»Genau. Und nun zurück zu Stego: Wenn das keine einmalige Abweichung ist, müssen wir annehmen, dass es Standardpraxis des URC ist und das vielleicht schon seit geraumer Zeit, was unseren Job sehr viel schwieriger macht. Von jetzt an ist jedes Diskussionsforum und jede Website, die der URC jemals benutzt hat oder gegenwärtig nutzt, eine potenzielle Informationsquelle. Wir müssen sie alle nach Bilddateien durchforsten – JPEG, GIF, Bitmaps, PNG, einfach alles.«

»Video?«, warf Chavez ein.

»Ja, man kann es auch mit Videos machen, aber das ist sehr viel schwieriger. Beim Komprimieren der Videos können die Bildpixels durcheinandergeraten. Ich meine, wir sollten uns im Moment nur auf Fotos und Screenshots

beschränken. Wir greifen uns alles, was wir kriegen können, und fangen an, das Zeug nach eingebetteten Botschaften zu untersuchen.«

»Wir sollten aber zuerst einmal eine harmlos aussehende IP-Basis einrichten, falls jemand aufpasst«, schlug Jack vor.

»Noch mal in einfachstem Englisch?«, sagte Brian. »Wie oft muss ich dir noch erklären, dass ich nur ein großer dummer Marine bin?«

»IP heißt Internet Protocol - du kennst doch diese Serie von Ziffern, die du auf deinem eigenen Netzwerk findest, zum Beispiel 67165 216132?«

»Klar.«

»Wenn wir nun plötzlich all diese Websites mit derselben IP bombardieren und die URC-Leute genau hinschauen, werden sie sehr schnell merken, dass jemand sie auskundschaften will. Ich werde Gavin bitten, für uns eine IP-Basis mit Zufallsrotation einzurichten, dann sehen wir wie normale Besucher aus. Vielleicht leiten wir sie auch an andere islamische Websites in die Irre.«

»Gut«, sagte Rounds. »Okay, machen wir weiter. Was gibt es sonst noch? Bringt einfach mal alles auf den Tisch.«

»Kann man herausfinden, wann bestimmte Bilder auf eine Website gestellt wurden?«, fragte Dominic.

»Vielleicht«, antwortete Jack. »Aber wozu?«

»Um das jeweilige Datum mit E-Mails, bekannten Operationen oder sonstigen Dingen abzugleichen. Vielleicht löst ein Bild, das ins Netz gestellt wird, eine E-Mail aus oder umgekehrt. Und vielleicht ergibt sich so ein Muster, auf dem wir aufbauen können.«

Jack notierte sich den Vorschlag. »Gute Idee.«

»Reden wir mal über unsere Vermutungen«, warf Chavez ein. »Bisher haben wir angenommen, dass sich der Emir immer noch in Pakistan oder Afghanistan aufhält. Wann wurde sein Aufenthalt dort zuletzt bestätigt?«

»Vor einem Jahr«, antwortete Jack. »Wir haben auch schon mit dem Gedanken gespielt, dass er den Standort gewechselt und vielleicht sogar sein Aussehen verändert haben könnte. Bisher gibt es aber keinerlei Hinweise darauf.«

»Nehmen wir einfach mal an, es wäre so. Warum würde er umziehen?«

»Entweder aus operativen Gründen, oder weil wir seinem Schlupfloch zu nahe gekommen sind«, antwortete Rounds.

»Wohin würde er gehen?«

»Ich würde auf Westeuropa tippen«, meinte Dominic. »Warum?«

»Zum einen wegen der Grenzen. Sehr viel leichter, in halb Europa herumzureisen.«

Dafür hatte das Schengen-Abkommen gesorgt, wie Jack wusste. Es regelte die Bestimmungen für die Grenzkontrollen und die Einreise zwischen den meisten EU-Mitgliedsstaaten, sodass das Reisen innerhalb der »Schengen-Zone« fast so leicht war wie zwischen den US-Bundesstaaten.

»Und vergessen wir nicht die Währung«, fügte Brian hinzu. »Der Euro wird fast überall akzeptiert. Dadurch wird es viel leichter, Geldmittel zu transferieren und sich irgendwo eine Bleibe einzurichten.«

»Wenn wir annehmen, dass er sein Aussehen nicht verändert hat, wäre es für ihn viel leichter, sich in Südeuropa zu integrieren - im Mittelmeerraum, etwa auf Zypern, in Griechenland, Italien, Portugal, Spanien ...«

»Das wäre dann aber ein ziemlich großes Territorium«, wandte Brian ein.

»Welche Möglichkeiten haben wir, seinen Aufenthaltsort weiter einzugrenzen?«, fragte Rounds.

»Wir folgen dem Geld«, schlug Dominic vor.

»Machen wir seit einem Jahr, und Langley ebenfalls«, antwortete Jack. »Gegen die Finanzstruktur des URC ist das Labyrinth von Knossos ein Kinderspiel.«

»Dein hübscher Vergleich bleibt uns ein Rätsel, Vetter«, sagte Brian grinsend.

»Tut mir leid, da ist eben meine humanistische Erziehung mit mir durchgegangen. Was ich damit sagen wollte: Solange wir keinen konkreten Vorgang haben, nützt uns der finanzielle Ansatzpunkt wenig. Jedenfalls für sich allein genommen.«

»Hat das schon jemand modellhaft durchgespielt?«, wollte Chavez wissen. »Wenn wir das nehmen, was wir über ihre Geldtransfers wissen, und es mit dem E-Mail-Verkehr und den Ankündigungen auf den Websites zusammenbringen und das Ergebnis dann wieder in Bezug zu bestimmten Vorgängen setzen?«

»Gute Frage«, meinte Rounds.

»Ich würde mich sehr wundern, wenn der NCTC und/oder Langley das nicht längst ausprobiert hätten. Und wenn ihnen das gelungen wäre, säße der Bursche längst im Knast.«

»Schon möglich«, antwortete Rounds. »Aber ***wir*** haben es eben noch nicht ausprobiert.«

»Und was der Campus nicht schafft, kann man nicht schaffen?«, fragte Brian.

»Genau. Nehmen wir einfach mal an, sie hätten es noch nicht probiert. Oder nehmen wir an, sie hätten es probiert, aber eben nicht richtig. Was braucht man, um es richtig zu machen?«

»Eine maßgeschneiderte Software«, antwortete Jack.

»Wir haben die Leute und das Geld. Wir sollten es versuchen.«

»Gavin wird uns hassen wie die Pest.« Dominic grinste breit.

»Wir kaufen ihm ein paar Megapackungen Cheetos und eine Kiste Coke«, gab Brian zurück. »Dann geht's ihm wieder glänzend.«

»Warum wirbeln wir nicht in Tripolis ein wenig Staub auf?«, fragte Dominic und eröffnete damit eine neue Diskussionsrichtung. »Der Job in der Botschaft geschah ja nicht im luftleeren Raum. Wir sollten einfach hingehen und mal ordentlich auf die Büsche klopfen. Vielleicht auch gleich noch in Benghasi.«

Rounds dachte kurz nach. »Ich werde mit Sam und Gerry darüber sprechen.«

Sie diskutierten noch eine Stunde lang weiter und spielten sich ihre Ideen zu, bis Rounds die Besprechung schließlich beendete. »Wir hören jetzt erst mal auf und machen uns an die Arbeit. Morgen früh treffen wir uns wieder.«

Alle verließen den Raum, nur Jack blieb sitzen, drehte den Stuhl herum und starrte aus dem Fenster.

»Ich kann förmlich das Getriebe knirschen hören«, sagte Chavez, der unter der Tür stehen geblieben war.

»Verzeihung … was?«

»Den Ausdruck hatte auch dein Dad immer im Gesicht, wenn sein Hirn auf Hochtouren lief.«

»Denke immer noch an das Was-wäre-wenn.«

Ding zog einen Stuhl heran und setzte sich. »Schieß los.«

»Eine Frage, die wir uns nicht gestellt haben, ist das Warum. Wenn der Emir aus Pakistan oder Afghanistan mit unbekanntem Ziel abgereist ist - warum tat er das? Und warum jetzt? Soweit wir wissen, hat er die Region möglicherweise seit vier Jahren nicht verlassen. Kamen wir ihm zu nahe, oder gab es einen anderen Grund?«

»Zum Beispiel?«

»Ich weiß es nicht. Ich versuche nur, wie er zu denken. Nehmen wir mal an, ich hätte etwas am Kochen, eine wirklich große Operation. In diesem Fall würde ich mir vielleicht doch überlegen müssen, meine Zelte abzubrechen und einen anderen Unterschlupf zu suchen, um ganz sicherzugehen, dass ich nicht gefasst werde und bei einem robusten Verhör alles ausplaudere.«

»Das wäre aber ein riskanter Schachzug.«

»Mag sein, aber vielleicht weniger riskant, als am alten Platz herumzuhängen, denn ich könnte mir ausrechnen, dass die Wahrscheinlichkeit, nicht erwischt zu werden, immer geringer wird. Wenn ich

den Standort wechsle, bleibe ich nicht nur frei, sondern kann auch besser mitmischen.«

Chavez schwieg eine Zeit lang. Schließlich meinte er: »Du hast da einen guten Denkapparat in der Hirnschale, Jack.«

»Danke, aber ich hoffe, dass ich mich in dieser Hinsicht irre. Wenn ich recht habe, könnte es nämlich sein, dass eine wirklich große Sache auf uns zurollt.«

Sie hatten es geschafft, den Sturm zu überleben, aber es war sehr knapp gewesen. Das Boot war bis an seine Grenze belastet worden. Vier Stunden nachdem sie in das Tiefdruckgebiet geraten waren, erreichten sie seine westliche Begrenzung und fanden sich bei blauem Himmel in ruhiger See wieder. Vitali und Wanja hatten das Boot gelandet und den Rest des Tages und den frühen Abend damit verbracht, es auf Schäden zu überprüfen, aber nichts gefunden, das eine Rückkehr in den Hafen erfordert hätte. Selbst wenn, hätte Fred es wohl kaum zugelassen, glaubte Vitali. Es hatte ihn schockiert, wie Fred den über Bord Gegangenen aufgegeben hatte - weniger die Entscheidung selbst als die Gefühllosigkeit, mit der sie getroffen wurde. Das waren überaus entschlossene Männer.

Ihr Ziel war der Leuchtturm, auch wenn er sich im-

mer noch nicht vorstellen konnte, was sie dort wollten. Er stand auf Kap Morrasale am Golf von Bajdaratskaja und war kein besonders wichtiges Seezeichen — zumindest nicht mehr. Es hatte dort einmal eine Ansiedlung gegeben, wahrscheinlich eine Beobachtungsstation für die Atomtests auf Nowaja Semlja, und einige Berufsfischer hatten es dort versucht, waren aber schon nach vier Fangzeiten mit ihren Booten weiter nach Westen in bessere Fanggründe gezogen. Die Seekarten zeigten zehn bis zwölf Faden Wassertiefe, also bestand kaum Gefahr, auf Grund zu laufen, und außerdem hatten die meisten Boote inzwischen westliche GPS-Navigationsgeräte, um sie in sicherem Fahrwasser zu halten.

Seine Passagiere überprüften jetzt ihren Lkw, ließen den Motor probelaufen und sahen sich den Hebekran an. Was sie planten, hätte ihm zuwider sein müssen, aber er fischte hier nicht und auch niemand, den er kannte.

Er konnte das Leuchtfeuer gerade eben erkennen; es blinkte alle acht Sekunden, genau wie es die Seekarte angab. Wenn sie ihren Zielstrand erreichten, würde der Leuchtturm weniger als einen Kilometer entfernt sein. Man erreichte ihn auf einer Serpentinenstraße die Klippen hinauf. Das würde der schwierigste Teil der Strecke sein, wie Vitali

wusste. Die Straße war nur drei Meter breit und reichte für den GAZ kaum aus.

Was wollen die hier?, fragte er sich wieder. Das Meer alleine war schon furchteinflößend genug, aber die Lkw-Fahrt durch diese Einöde war weiß Gotte nichts für Feiglinge. Fred und seine Männer konnten den Leuchtturm zwar in zehn Minuten erreichen, aber er hatte Vitali gesagt, sie würden den ganzen Tag weg sein, vielleicht auch über Nacht. Was hatten sie vor, das so lange dauerte? Vitali verdrängte den Gedanken; es war nicht sein Job, Fragen zu stellen. Sein Job war es, das Boot zu steuern.

Das Meer war spiegelglatt, und das Plätschern der Uferwellen an den Rumpfseiten war kaum zu hören. Auf Deck kochten sich die Charterkunden gerade Kaffee auf einem kleinen Petroleumofen, den sie mitgebracht hatten.

Mit einem kräftigen Grollen der Diesel schaltete Vitali in den Rückwärtsgang und schob die Gashebel vor; das Boot kam knirschend vom Kiesstrand frei. Nach hundert Metern drehte er bei, sah auf den Gyroskopkompass und wendete weiter bis auf null-drei-fünf.

Vitali hob sein Fernglas und suchte den Horizont ab. Nichts in Sicht, was Gott nicht selbst dort hingestellt hatte, außer einer oder zwei Bojen. Das

Wintereis riss sie oft weg oder zermalmte und versenkte sie, und die Marine ersetzte sie eher nachlässig, weil hierher sowieso niemand in einem Tiefwasserschiff kam. Ein weiteres Anzeichen, wie weit sie in die Wildnis vorgedrungen waren.

Vier Stunden später öffnete er das Seitenfenster und rief hinaus: »Achtung! Landung in fünf Minuten!« Er zeigte auf seine Uhr und hielt fünf Finger hoch. Fred winkte als Antwort. Zwei seiner Leute ließen den Lkw an, während zwei andere die Taschen mit ihrem Gepäck in den Laderaum warfen.

Er spähte nach einem Landeplatz für das Boot und kam mit etwa fünf Knoten herein, genug, um ordentlich anzulanden, aber nicht so schnell, dass er den Bug an den Steinen beschädigen würde.

Ungefähr fünfzig Meter vom Ufer entfernt wappnete er sich gegen den Aufprall und kuppelte aus. Er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Das T-4 lief nicht zu fest auf Grund, kam schnell zum Stehen und ließ nur ein sanftes Mahlen von Stahl auf Kies hören.

»Anker werfen?«, fragte Wanja. Sie hatten einen ziemlich schweren Anker am Heck, um sich bei Bedarf selbst von einem schlammigen Ufer wegziehen zu können.

»Nein. Es ist doch Ebbe, oder?«, erwiderte Vitali.

Sie schalteten die Diesel auf Leerlauf und ließen mit dem Rampenkontrollhebel den Druck aus der Hydraulik. Die Rampe klappte unter ihrem eigenen Gewicht auf und krachte auf den Strand. Das Ufer war wohl ziemlich steil, denn es gab kaum Wasserspritzer, als die Rampe fiel. Einer der Männer stieg in die Fahrerkabine des GAZ und fuhr los. Die Bremslichter flackerten, als er über die Rampe rollte, dann war er auf dem Kies. Die Kette am Ende des Krans pendelte hin und her wie der Rüssel eines Zirkuselefanten. Der Lkw hielt knirschend an. Fred und der Rest der Männer stiegen die Rampe hinunter auf den Strand — außer einem, wie Vitali jetzt bemerkte, der oben an der Rampe stehen geblieben war.

Vitali kam aus dem Steuerhaus. »Den nehmen Sie nicht mit?«, rief er Fred zu.

»Er bleibt bei Ihnen, falls Sie Hilfe brauchen.«

»Danke, aber wir brauchen niemanden.«

Als Antwort lächelte Fred nur und hob seine Hand. »Bis bald.«

Clark nahm es als ein Zeichen seines fortgeschrittenen Alters, dass ihm Flugreisen immer mehr zusetzten. Die engen Sitze, das schlechte Essen, der Lärm … Das Einzige, was diesen Flug

einigermaßen erträglich machte, waren die Bose-Lärmschutzkopfhörer, das hufeisenförmige Nackenkissen, das er zu Weihnachten bekommen hatte, und ein paar Ativan-Tabletten, die ihm Sandy mitgegeben hatte. Auf dem Fenstersitz saß Chavez mit geschlossenen Augen und hörte seinem iPad Nano zu. Wenigstens war der Sitz zwischen ihnen frei, was beiden etwas mehr Ellbogenraum gab.

Nach seinem Gespräch mit Hendley und Granger hatte er zuerst Ding auf Trab gebracht. Danach hatte er Mary Pat auf dem Handy angerufen. Sie hatten ausgemacht, sich später am Nachmittag bei ihr daheim zu treffen. Auf ihr Drängen hin kam er etwas früher und plauderte vor ihrem Eintreffen ein Stündchen mit Ed. Während Ed sich danach dem Abendessen widmete, zogen Clark und Pat sich mit zwei Flaschen Bier in ihr Arbeitszimmer zurück.

Entgegen Hendleys Warnung, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, legte Clark sofort die Karten auf den Tisch. Sie beide kannten sich inzwischen so lange, dass für ihn nichts anderes infrage kam. Mary Pat zuckte mit keiner Wimper. »Also hat Jack es doch gemacht. Ich habe mich immer gefragt, ob er es wirklich durchziehen würde. Gut für ihn. Also, sie haben ja nicht gerade viel Zeit vergeudet, um euch beide anzuheuern. Wer hat euch angesprochen?«

»Jimmy Hardesty, etwa zehn Minuten nachdem

uns Alden gefeuert hatte. Mary Pat, ich glaube, wir arbeiten hier am selben Puzzle. Haben Sie etwas dagegen, dass wir alle Informationen, die wir ausgraben, austauschen …«

»Warum sollte ich?«

»Zunächst einmal, weil wir dabei wenigstens drei Bundesgesetze brechen. Und den Zorn der Aldens in Langley riskieren.«

»Wenn wir dieses Arschloch beim Kanthaken kriegen oder ihm wenigstens eins auswischen könnten, wäre mir das nur recht.« Mary Pat nippte an ihrem Bier und schaute dann Clark von der Seite an. »Heißt das, Hendley bezahlt die Rechnung?«

Clark musste kichern. »Man könnte es als Zeichen guten Willens betrachten. Also, was wird das Ganze? Eine Eintagsfliege oder der Beginn einer wunderbaren Freundschaft?«

»Wir werden unsere Erkenntnisse brüderlich teilen«, antwortete Mary Pat. »Die Bürokratie kann uns gestohlen bleiben. Wenn wir unsere Kräfte zusammenlegen, um unseren Mann endlich zu kriegen, soll mir das nur recht sein.« Mit einem Lächeln fügte sie dann noch hinzu: »Natürlich werden wir die Lorbeeren einheimsen, da es euch Jungs ja gar nicht gibt.«

Eine halbe Tablette Ativan und ein Bier halfen

Clark, die letzten fünf Stunden des Flugs in tiefem, ungestörtem Schlaf zu überstehen.

Erst als das Fahrwerk quietschend auf der Landebahn des Flughafens von Peshawar aufsetzte, öffnete er die Augen und schaute um sich. Neben ihm stopfte Chavez bereits sein iPod und seine Reiselektüre ins Handgepäck.

»Die Arbeit ruft, Boss.«

»Yep.«

Es überraschte sie nicht weiter, dass Passkontrolle und Zollabfertigung ziemlich lange dauerten. Trotzdem gab es keinerlei Probleme. Eine Stunde nachdem sie das Flughafenterminal betreten hatten, standen sie endlich vor der Ankunftshalle auf dem Gehsteig der Haltezone. Clark wollte gerade ein Taxi herbeiwinken, als er hinter sich eine akzentuierte Stimme sagen hörte: »Davon würde ich abraten, meine Herren.«

Als Clark und Chavez sich umdrehten, erblickten sie einen schlaksigen, weißhaarigen Mann in einem taubenblauen Sommeranzug, der einen breitkrempigen weißen Strohhut trug. »Die Taxis hier sind Todesfallen.«

»Sie müssen Mr. Embling sein«, sagte Clark.

»In der Tat.«

Clark stellte sich und Chavez vor, wobei er

allerdings nur ihre Vornamen benutzte. »Wie haben Sie …«

»Ein Freund schickte mir eine E-Mail mit Ihren Flugdaten. Danach musste ich nur noch nach zwei Herren mit dem entsprechenden Auftreten Ausschau halten. Dabei meine ich gar nicht einmal etwas Auffälliges. Ich habe nur mit der Zeit so eine Art … inneres Radar entwickelt, wie man es vielleicht nennen könnte. Wollen wir?«

Embling führte sie zu einem grünen Range Rover mit getönten Scheiben, den er auf dem Kurzzeitparkplatz abgestellt hatte. Clark setzte sich auf den Beifahrersitz, Chavez auf die Rückbank. Kurz darauf setzte sich der Wagen in Bewegung.

Auf der Fahrt sagte Clark: »Verzeihen Sie, aber Ihr Akzent …«

»Holländisch. Eine Erinnerung an meine Geheimdiensttage. Sehen Sie, in Holland gibt es eine Menge Muslime, und sie werden ziemlich gut behandelt. Deshalb konnte man als Holländer hier viel leichter Freunde gewinnen - und überleben. Es war also eine reine Selbsterhaltungsmaßnahme. Und unter welcher Tarnung sind Sie unterwegs?«

»Ich bin ein kanadischer freischaffender Journalist, und er ist mein Fotograf. Wir arbeiten an einer Reportage für die ***National Geographie.«***

»Das wird es für den Moment erst einmal tun,

nehme ich an. Um hier nicht gleich aufzufallen, müssen Sie lernen, so zu schauen, als ob Sie schon eine ganze Weile hier wären.«

»Und wie macht man das?«, wollte Chavez wissen.

»Machen Sie einen ängstlichen und niedergeschlagenen Eindruck. Das ist in letzter Zeit zur pakistanischen Nationaleigenschaft geworden.«

Wären Sie an einer kleinen Rundfahrt durch die heißen Gegenden der Stadt interessiert?«, fragte Embling ein paar Minuten später. Sie fuhren gerade auf der Jamrud Fort Road nach Westen in Richtung Innenstadt. »Ein kleines >Who is who< von Peshawar?«

»Aber sicher«, antwortete Clark.

Zehn Minuten später bogen sie von der Jamrud Road ab und fuhren auf der Bacha-Khan-Straße nach Süden. »Das hier ist Hayatabad, Peshawars Version von Ihrem South Central Los Angeles. Überbevölkert, verarmt, kaum Polizeipräsenz, Drogen, Straßengewalt …«

»Verkehrsregeln gibt es hier wohl auch nicht viele«, sagte Chavez und nickte durch die Windschutzscheibe auf den steten Strom von Autos, Lastwagen, von Menschen gezogenen Karren und Mopeds, die ständig die Spur wechselten und auf keine Vorfahrt zu achten schienen. Gleichzeitig war

ein endloses Hupkonzert zu hören.

»Hier gibt es leider überhaupt keine Gesetze. Straßenraub gilt hier fast als Sport. In den vergangenen Jahren plante die Stadtverwaltung immer wieder, die Gegend hier zu sanieren, aber das führte nie zu konkreten Ergebnissen.«

»Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn die Polizei sich zurückzieht«, kommentierte Clark.

»Oh, ab und zu zeigt sie sich noch. Zweimal am Tag fahren zwei oder drei Streifenwagen durch das Viertel. Aber wenn sie nicht gerade einen Mord beobachten, halten sie nur selten an. Erst letzte Woche haben sie einen Streifenwagen und zwei Beamte verloren. Und wenn ich >verloren< sage, meine ich, dass sie schlicht und einfach verschwunden sind.«

»Allmächtiger Gott«, rief Chavez.

»Den gibt es nicht in diesem Viertel«, murmelte Embling.

In den nächsten zwanzig Minuten fuhren sie immer tiefer nach Hayatabad hinein. Die Straßen wurden immer enger und die Häuser immer baufälliger, bis sie nur noch an Hütten aus Wellblech und Teerpappe vorbeikamen. Aus den dunklen Eingängen beobachteten ausdruckslose Augen Emblings Range Rover. An jeder Ecke standen Gruppen von Männern zusammen, die

etwas rauchten, das Clark nicht unbedingt für Tabak hielt. Auf den Gehsteigen lag Müll, der immer wieder mit kleinen Staubwirbeln durch die Straßen geweht wurde.

»Mit einer Waffe würde ich mich hier bedeutend wohler fühlen«, flüsterte Chavez.

»Keine Angst, Jungs. Wie es der Zufall will, fährt die Spezialeinsatztruppe der pakistanischen Armee gern Range Rover mit getönten Fenstern. Wenn Sie jetzt hinter sich schauen, werden Sie einen Mann über die Straße rennen sehen.«

Chavez drehte sich um. »Ich sehe ihn.«

»Wenn wir zur nächsten Straße kommen, werden wir dort nur noch geschlossene Türen vorfinden.«

John Clark lächelte. »Mr. Embling, ich sehe, dass wir den richtigen Mann gefunden haben.«

»Sehr freundlich von Ihnen. Ich heiße übrigens Nigel.«

Als sie das nächste Mal abbogen, fanden sie sich in einer Straße voller Läden aus Betonschalsteinen und mehrstöckiger Wohnhäuser aus ungebrannten Ziegeln und Holz wieder. Die Fassaden waren oft brandgeschwärzt oder von Kugeleinschlägen übersät oder sogar beides.

»Willkommen im Extremistenhimmel«, verkündete Embling. Im Vorbeifahren deutete er auf

einzelne Gebäude und deklamierte dabei die Namen der Terrorgruppen, die darin hausten: Lashkar-e-Omar, Tehrik-i-Safaria Pakistan, Sipahe-Mohammed Pakistan, Nadeem Commando, Populär Front for Armed Resistance (Volksfront für bewaffneten Widerstand), Harkat-ul-Mujahideen Al-Islami ... Nach der nächsten Straßenbiegung ging die Liste weiter. »Natürlich sind das keine offiziellen Hauptquartiere«, sagte er, »sondern eher so etwas wie unsere Klubs oder die Verbindungshäuser an Universitäten. Gelegentlich führt die Polizei oder die Armee in einem von ihnen eine Razzia durch. Manchmal verschwindet dann diese Gruppe ganz, um am nächsten Tag wieder aufzutauchen.«

»Wie viele sind es im Ganzen?«, fragte Clark.

»Offiziell fast vierzig, aber es werden immer mehr. Das Problem ist nur, dass der ISI diese Zählungen anstellt«, antwortete er und bezog sich dabei auf das Directorate for Inter-Services Intelligence, Pakistans Gegenstück zur CIA. »Der Militärgeheimdienst ISI ist der sprichwörtliche Fuchs, der den Hühnerstall bewacht. Die meisten dieser Gruppen erhalten von ihm Gelder und andere Unterstützung, oder er beliefert sie mit Nachrichten. Das Ganze ist so unübersichtlich geworden, dass wahrscheinlich selbst der ISI es inzwischen aufgegeben hat, die Gruppen genau zu zählen.«

»Diese Beschädigungen an den Häusern dort, stammen die von Polizeirazzien?«, fragte Chavez.

»Nein, nein. Das ist das Werk des Umayyad Revolutionary Council. Die geben hier inzwischen zweifellos den Ton an. Wenn einer der kleineren Fische hier im Teich in die falsche Richtung schwimmt, kommt der große Hai URC und frisst ihn. Der Unterschied zu den staatlichen Behörden ist nur, dass diese Gruppen danach nie wieder auftauchen.«

»Eine Lektion für die anderen«, kommentierte Clark.

»Exakt.«

Durch die Windschutzscheibe sahen sie in diesem Moment einige Kilometer entfernt eine Rauchwolke in den Himmel steigen. Wenige Augenblicke später spürten sie im Bauch die Erschütterung der Explosion. »Eine Autobombe«, sagte Embling gleichmütig. »Durchschnittlich passiert das hier dreimal am Tag. Dazu kommen noch ein paar Granatangriffe zur Abrundung. Nach Einbruch der Dunkelheit wird es dann wirklich interessant. Ich nehme an, Sie können auch bei lautem Gewehrfeuer gut schlafen, oder?«

»Das ist sozusagen unser Markenzeichen«, antwortete Clark. »Ich muss sagen, Mr. Embling, Sie zeichnen ein ziemlich düsteres Bild von

Peshawar.«

»Dann habe ich Ihnen ein zutreffendes Bild dieser Stadt vermittelt. Ich lebe mit einigen Ausnahmen seit fast vier Jahrzehnten in diesem Land. Meiner Meinung nach steht Pakistan auf der Kippe. In ein oder zwei Jahren wissen wir es dann genau, trotzdem bin ich heute schon davon überzeugt, dass das Land seit zwanzig Jahren nicht mehr in solcher Gefahr war, ein gescheiterter Staat zu werden.«

»Ein gescheiterter Staat mit Atomwaffen«, fügte Clark hinzu.

»Exakt.«

»Und warum bleiben Sie hier?«, fragte Chavez. »Das ist meine Heimat.«

Einige Minuten später sagte Chavez: »Um noch einmal auf Hayatabad zurückzukommen … Ich frage mich, wer eigentlich ***nicht*** dort wohnt.«

»Eine wirklich gute Frage«, sagte Embling. »Nach meiner persönlichen Einschätzung sind die drei wichtigsten Gruppen hier der URC, Lashkar-e-Taiba und Sipah-e-Sahaba, die sich früher Anjuman Sipah-e-Sahaba nannten. Alle drei sitzen direkt im Umkreis des >Peshawar-Cantonment<, der hiesigen Altstadt, und des Saddar-Viertels, wobei die Organisation, deren Sitz dem Cantonment am nächsten liegt, die erste Geige spielt — und das ist

im Moment der URC.«

»Wie es der Zufall will, sind wir vor allem an diesen Stadtvierteln interessiert«, sagte Clark.

»Das war zu erwarten«, sagte Embling mit einem Lächeln. »Mein Haus liegt direkt vor dem Cantonment in der Nähe des Balahisar-Forts. Wir können dort etwas essen und unser weiteres Vorgehen besprechen.«

Emblings »Houseboy« - ein Ausdruck, mit dem Clark seine Schwierigkeiten hatte, obwohl er wusste, dass er hier durchaus gebräuchlich war - Mahmud servierte ihnen das Essen. Es gab ***raita,*** ein Joghurt- und Gemüsesalat, Linseneintopf und als Nachspeise ***kheer,*** eine Art Reispudding, der Chavez vorzüglich mundete.

»Wie sind Sie zu dem Jungen gekommen?«, fragte Clark.

»Seine Familie kam in den Unruhen nach der Ermordung Benazir Bhuttos ums Leben. Ab nächstem Jahr wird er auf die Harrow School in London gehen.«

»Da tun Sie ein gutes Werk, Nigel«, sagte Chavez. »Sie selbst haben keine ...«

»Nein«, lautete die kurze Antwort.

»Tut mir leid. Ich wollte meine Nase nicht in Ihr Privatleben stecken.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich habe meine Frau im Jahr 1979 während der Invasion der Sowjets verloren. Sie war zur falschen Zeit am falschen Ort. Wer möchte Tee?« Nachdem er jedem eine Tasse eingegossen hatte, fragte er: »Wonach suchen Sie, Gentlemen? Nach einer Person, einem Ort oder einer Sache?«

»Zuerst einmal nach einem Ort. Tatsächlich sogar nach Orten im Plural«, antwortete Clark. Er holte aus seiner Aktentasche eine digital verbesserte Kopie des Baedeker-Stadtplans von Peshawar heraus. Dann rückte er die Tassen und Untertassen beiseite und breitete sie auf dem Tisch aus. »Wenn Sie genau hinschauen …«

»Tote Briefkästen«, unterbrach ihn Embling. Als er Clarks und Chavez' erstaunte Gesichter sah, lächelte er. »In den klassischen Spionagezeiten waren tote Briefkästen unser tägliches Brot. Drei Punkte für den Briefkasten mit der Botschaft und vier für den mit der Ankündigung?«

»Genau umgekehrt.«

»Wie aktuell ist dieser Plan?«

»Keine Ahnung.«

»Also wissen wir nicht, ob die toten Briefkästen noch in Gebrauch sind. Wo haben Sie den …«

»Aus den Bergen«, antwortete Chavez.

»An einem dunklen, feuchten Ort, vermute ich.

Waren die früheren Eigentümer zugegen?«

Clark nickte. »Und sie taten alles, um diesen Plan zu vernichten.«

»Das spricht dafür, dass er noch etwas wert ist. Wenn ich nicht ganz danebenliege, weisen die drei Punkte also weniger auf eine Abholstelle als auf ein Abholsignal hin.«

»Der Ansicht sind wir auch«, erwiderte Clark.

»Interessieren Sie sich mehr dafür, was dort deponiert wird, oder dafür, wer es deponiert, oder für beides?«

»Wer es deponiert.«

»Kennen Sie das Signalzeichen?«

»Nein.«

»Nun, aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte das unser kleinstes Problem sein.«

»Wieso?«, wollte Chavez wissen.

»Wir interessieren uns ja nicht so sehr für die Korrektheit des Signalzeichens, sondern wir wollen den identifizieren, der sich dafür interessiert. In diesem Fall müssen wir unseren Ort äußerst sorgfältig aussuchen.« Embling verstummte, schnalzte mit der Zunge und betrachtete den Stadtplan. »Hier mein Vorschlag: Wir unternehmen heute Nachmittag eine kleine ***recce ...«***

»Eine was ...?«, unterbrach ihn Chavez.

»Reconnaissance **-** das ist der britische

Ausdruck für eine Aufklärungsmission«, sagte Clark.

»Da muss ich drüben gepennt haben.«

»Wir haben ein wenig Zeit in Hereford verbracht«, klärte Clark Embling auf.

»Die Leute dort sind als ziemlich mürrisch und griesgrämig verschrien«, erwiderte Embling. »Schön, dass sie Ihnen das Lächeln nicht abgewöhnt haben. Okay, wir machen uns also erst mit dem Gelände vertraut, und dann legen wir morgen einen Köder aus. Heute ist es dafür schon zu spät.«

Obwohl die Mehrzahl der toten Briefkästen außerhalb des Cantonment lag, beschlossen sie, sich auf die vier in der Altstadt zu konzentrieren. Als Erstes umrundeten sie diese mit dem Wagen, wobei sie meist der Mauer folgten, die bis Mitte der Fünfzigerjahre das Cantonment umschlossen hatte. »In dieser Mauer gab es sechzehn Stadttore mit Befestigungstürmen und Zinnen für die Bogenschützen«, erklärte Embling und deutete nach draußen. »Tatsächlich bedeutet ***Peshawar*** im Persischen >Hohe Festung<.«

Clark mochte Embling, einmal, weil er seit seiner Zeit bei Rainbow die britische Mentalität besser verstand, zum andern, weil der Mann auf seine Art ein echtes Original war. Wenn er ihn so über

Peshawar dozieren hörte, fragte sich Clark, ob der Mann nicht hundert Jahre zu spät geboren worden war. Nigel Embling hätte als Vertreter der britischen Herrschaft hervorragend in diese Gegend gepasst.

Embling fand in der Nähe des Lady-Reading-Krankenhauses einen Parkplatz. Sie stiegen aus und betraten von Osten her die Altstadt. In den Straßen des Cantonment pulsierte das Leben. Aus den Seitengassen und den mit Sonnensegeln überspannten Geschäftseingängen tauchten ständig Menschen auf, während andere in ihnen verschwanden. Von den überhängenden Balkonen schauten Kinder durch schmiedeeiserne Stangen neugierig auf das Straßengetümmel hinunter. In der Luft schwebte der Geruch von gegrilltem Fleisch und starkem Tabak. Ein einzigartiges Stimmengewirr aus Urdu, Punjabi und Paschtu erfüllte die Straßen.

Nach einigen Minuten traten sie auf einen großen Platz hinaus. »Der Chowk Yadgaar«, verkündete Embling. »Alle toten Briefkästen befinden sich in einem Umkreis von achthundert Metern um diesen Platz.«

»Sie haben sie wahrscheinlich wegen dieses ständigen Menschengewimmels gewählt«, sagte Chavez. »Hier wird man nur schwer gesehen und kann sich den Blicken von Verfolgern leicht entziehen.«

»Eine weitere hellsichtige Beobachtung von Ihnen, werter Domingo«, sagte Embling.

»Na, vielleicht ist heute mein Tag …«

»Am besten teilen wir uns auf und treffen uns hier in einer Stunde wieder«, schlug Clark vor. Sie legten fest, wer welchen Signalpunkt überprüfen sollte, und machten sich auf den Weg.

Als sie wieder zusammenkamen, verglichen sie ihre Notizen. Zwei Orte erregten dabei ihr besonderes Interesse. Der eine lag in einem kleinen Hof zwischen dem Basar der Juweliere und der Mahabbat-Khan-Moschee, der andere in einem Gässchen in der Nähe des Kohati-Tors. Beide Male waren dort ganz schwach die Spuren eines einzelnen Kreidezeichens zu sehen gewesen, was seit den Hochzeiten des Kalten Krieges als gebräuchliche Botschaft galt, in einem toten Briefkasten eine Nachricht abzuholen. Kreide verwitterte schnell. Außerdem konnte man das Zeichen leicht für das Gekritzel eines Kindes halten. Clark holte seinen Stadtplan heraus, und Embling überprüfte die beiden Orte. »Ich schlage das Kohati-Tor vor«, sagte er schließlich. »Das ist leichter zu überwachen und liegt direkt am Ausgang der Altstadt.«

»Einverstanden«, stimmte Clark zu.

»Wir haben noch viel Zeit«, sagte Embling. »Spielt

ihr Jungs Cricket?«

Da sie beim Anbringen des Abholzeichens nicht gesehen werden wollten, mussten Clark und Chavez am nächsten Morgen lange vor Sonnenaufgang aufstehen. Embling war bereits munter, kochte Kaffee und füllte eine Kühltasche mit dem Tagesproviant. Kurz darauf machten sie sich in die Altstadt auf. Dieses Mal benutzten sie jedoch Emblings Zweitwagen, einen unauffälligen Honda City, Baujahr 2002. Fünfzehn Minuten später kamen sie im ersten Morgengrauen auf dem Chowk Yadgaar an. Dort teilten sie sich auf. Clark und Chavez machten sich zu Fuß mit der näheren Umgebung vertraut. Dabei konnten sie gleich ihre neuen tragbaren Ohrstück-Minimikrofon-Push-to-Talk-Funkgeräte ausprobieren, mit denen sie Gavin Biery ausgerüstet hatte. Gleichzeitig brachte Embling an der Stelle in der Nähe des Kohati-Tors ihr Zeichen an. Vierzig Minuten später trafen sie sich auf dem Chowk Yadgaar wieder.

»Vergesst nicht, einige hundert Meter entfernt von hier liegt eine Polizeiwache«, sagte Embling. »Wenn ihr angehalten werdet …« Er machte eine Pause und lachte. »Mein Gott, ich rede und rede. Dabei haben Sie so etwas wahrscheinlich schon einmal gemacht.«

»Ein oder zwei Mal«, sagte Clark. ***Eher hundert Mal.*** Zwar waren tote Briefkästen heute eher selten, aber die Überwachungsmethoden, die sie hier anwenden würden, waren ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangen. Solange sie auf die Zielperson warteten, würde die Langeweile ihr ärgster Feind sein. Wenn man sich langweilte, wurde man leicht unaufmerksam und übersah etwas. Außerdem beschäftigte Clark eine weitere Frage. Wie lange sollten sie hier in Peshawar vergeblich darauf warten, dass jemand die toten Briefkästen bediente, bevor sie zu dem Schluss kamen, dass hier kein Informationsaustausch stattfand?

»Also gut«, sagte Nigel. »Ich fahre den Wagen etwas näher an das Kohati-Tor heran. Ich halte mit euch über mein Handy Kontakt.«

Gerade als die ersten Händler die Sonnensegel über ihren Ladeneingängen aufschlugen und ihre Tische herausstellten, übernahm Chavez die erste Überwachungsschicht. »Bin auf Position«, funkte er.

»Roger«, antwortete Clark in sein Halsmikrofon. »Sag mir, wenn du Nigel vorbeifahren siehst.«

Zehn Minuten vergingen. »Ich sehe ihn. Er fährt am Kohati-Tor vorbei. Jetzt parkt er.«

Nun heißt es warten, dachte Clark.

Während die Altstadt zum Leben erwachte und immer mehr Touristen und Einheimische in sie hineinströmten, drehten Clark, Chavez und Embling ihre Runden in dem Viertel um das Kohati-Tor. Der Wachwechsel fand ohne besonderes Zeichen statt. Wer immer gerade die im Stadtplan eingetragene Signalstelle überwachte, versuchte möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen. Er hielt vor einem benachbarten Laden an, um mit dem Eigentümer um ein Glasperlenhalsband oder ein geschnitztes Holzkamel zu feilschen, er machte Dutzende Fotos vom Tor und den umliegenden Gebäuden und plauderte mit dem einen oder anderen Einheimischen, der sich dafür interessierte, woher er stammte und warum er nach Peshawar gekommen war. Gleichzeitig konzentrierte er sich doch ständig auf den Lehmziegel in der Wand des Gässchens gegenüber des Tores, auf dem Embling das Kreidezeichen hinterlassen hatte.

Um 11.15 Uhr hatte Clark gerade wieder einmal den Wachdienst übernommen, als ihm plötzlich jemand auf die Schulter klopfte. Als er sich umdrehte, erblickte er einen Polizisten. »Amerikaner?«, fragte ihn der Mann mit einem

starken Akzent.

Clark schenkte ihm ein entwaffnendes Lächeln. »Nein, Kanadier.«

»Pass.« Clark reichte ihm diesen. Der Polizist studierte ihn dreißig Sekunden lang. Dann klappte er ihn wieder zu und gab ihn zurück. Er zeigte auf Clarks Digitalkamera. »Was für Bilder?«

»Entschuldigung?«

»Du Fotograf. Was?«

Clark deutete mit einer ausladenden Armbewegung auf die umstehenden Gebäude. »Architektur. Ich arbeite für die ***National Geographie.*** Wir machen eine Reportage über Peshawar.«

»Hast du Genehmigung?«

»Ich wusste nicht, dass ich eine brauche.«

»Genehmigung.«

Clark verstand. ***Bakschisch.*** In der islamischen Welt konnte dieser Begriff sowohl ein Almosen für einen Bettler, ein Trinkgeld oder auch die eindeutige Aufforderung zur Bestechung bedeuten, was hier zweifellos der Fall war. »Wie viel kostet die Genehmigung?«

Der Polizist musterte Clark von oben bis unten, wohl um seinen Wert abzuschätzen. »Fünfzehnhundert Rupien.«

Das waren etwa zwanzig Dollar. Clark holte ein Bündel zerknitterter Geldscheine aus der Tasche

und zählte die geforderte Summe ab.

»Nur ein Tag hier?«

»Ich komme wahrscheinlich morgen wieder«, sagte Clark mit einem freundlichen Lächeln. »Kann ich für diese Genehmigung jetzt im Voraus zahlen?«

Der Polizist strahlte plötzlich über sein ganzes, bisher so versteinertes Gesicht. »Yes, Sir.«

»Gibt es einen Rabatt, wenn man im Voraus zahlt?« Die meisten Pakistaner waren geborene Händler und deshalb leicht beleidigt, wenn ihr Gegenüber nicht ein wenig mit ihnen feilschen wollte.

»Vierzehnhundert Rupien.«

»Zwölf.«

Und dann, wie vorauszusehen: »Dreizehn.« Clark überreichte ihm die Geldscheine. Der Polizist nickte und machte sich davon.

»Was hat er gewollt, Boss?«, fragte ihn jetzt Chavez über Funk.

»Mich erpressen. Alles in Ordnung, wir haben uns geeinigt.«

Plötzlich war Emblings Stimme zu hören: »Ein Fisch zupft am Köder, John.«

Clark hob seine Kamera, hielt sie ans Auge und drehte sich wie ein Tourist auf der Suche nach einem guten Motiv ganz langsam um, bis er die Gasse neben dem Kohati-Tor im Sucher hatte. Ein

Junge von etwa acht Jahren mit schmutzigen weißen Leinenhosen und einem blauen Pepsi-T-Shirt kauerte neben dem Ziegelstein mit dem Kreidezeichen. Nach einem kurzen Moment spuckte er in die Hände und rieb den Stein mit aller Kraft sauber.

»Er hat angebissen«, berichtete Clark. »Er geht jetzt durch das Tor. Weiße Hosen, blaues Pepsi-T-Shirt.«

»Ich bin auf dem Weg«, funkte Chavez.

»Ich hole das Auto«, meldete Embling. »Ich treffe Sie vor dem Tor.«

Chavez erreichte Clark, der gerade das Tor durchquert hatte, in weniger als sechzig Sekunden. »Da drüben läuft er. Auf unserer Straßenseite. Jetzt geht er gerade an dem blauen Opel vorbei.«

»Ich sehe ihn.«

In diesem Moment hielt Emblings Honda neben ihnen an, und sie stiegen ein. Beim Ausbiegen rammte der Brite fast einen Lieferwagen, der gerade durch das Tor kam. Danach gab er fünf Sekunden lang Vollgas. Kurz bevor sie den Jungen passierten, drosselte Embling die Geschwindigkeit. Bei nächster Gelegenheit bog er rechts ab, fuhr dreißig Meter eine Seitenstraße hinunter, machte dann wieder kehrt, fuhr ein Stück zurück, um dann drei Meter vor der Kreuzung anzuhalten. Durch die

Windschutzscheibe konnten sie beobachten, wie der Junge auf der anderen Seite der Kreuzung in die linke Seitenstraße einbog, diese überquerte und einen Tabakladen betrat.

»Ich gehe«, sagte Chavez von seiner Rückbank aus und langte nach dem Türgriff.

»Warten Sie«, flüsterte Embling, der den Laden ständig im Auge behielt.

»Warum?«

»Sein Auftraggeber hat bestimmt noch ein paar Laufburschen. Hier lässt man kleinere Besorgungen immer von Kindern erledigen.«

Sechzig Sekunden später kam jedoch derselbe Junge wieder aus dem Laden. Er schaute die Straße hinauf und hinunter und rief dann einem Mann etwas zu, der zwei Türen weiter auf einer Bank saß. Der Mann antwortete etwas und deutete mit dem Arm direkt auf Emblings Honda.

»Das ist aber überaus betrüblich«, sagte Embling.

»Nicht, wenn er in unsere Richtung geht«, entgegnete Clark gelassen. »Wenn wir aufgeflogen sind, wird er die entgegengesetzte Richtung einschlagen.«

Was der Junge nicht tat. Stattdessen rannte er jetzt in höchstem Tempo quer über die Kreuzung. Dabei konnten einige Autolenker nur durch gewagte Ausweichmanöver einen Zusammenstoß mit ihm

verhindern, was sofort ein wütendes Hupkonzert auslöste. Nachdem er an Emblings Wagen vorbeigelaufen war, beobachtete ihn Chavez durch das Rückfenster: »Er kommt an die nächste Kreuzung. Er biegt nach Osten ab.«

Nigel legte den Gang ein und fuhr bis zum Stopp-Zeichen vor, um eine Lücke im Verkehr abzupassen. Bei erster Gelegenheit bog er nach rechts ab. »Diese Straße verläuft die nächsten beiden Blocks parallel zu der, auf der er gerade unterwegs ist.« Am nächsten Stopp-Schild bog er nach rechts und dann sofort wieder nach links ab. Neben einem Schulhof hielt er an.

»Da kommt er«, sagte Clark, der den Jungen im Seitenspiegel erkannt hatte.

Er verschwand in einem Hauseingang, der von einer roten Markise beschirmt war. Nach einigen Sekunden kam er in Begleitung eines anderen Jungen wieder heraus. Dieser war etwas älter, hatte lockiges schwarzes Haar und trug eine Lederjacke. Während der kleinere Junge heftig gestikulierend auf ihn einredete, ging der Teenager zu einer nahe gelegenen Straßenlaterne hinüber, an der ein zitronengelbes Moped mit einem Kabelschloss festgemacht war, das er jetzt aufzuschließen begann.

»Gut gemacht, Nigel«, sagte Clark. »Noch haben wir ihn nicht. Diese Jungs mit ihren Mopeds halten

sich alle für verdammte Motocross-Fahrer.«

Es stellte sich schnell heraus, dass dieser Junge keine Ausnahme war. Obwohl er nie schneller als vierzig Stundenkilometer fuhr, schlängelte er sich auf eine Weise durch den Verkehr, die Clark an das ständige Pendeln eines Papierdrachens an einem stürmischen Tag erinnerte. Nigel machte seinerseits nicht jeden Spurwechsel des Mopedfahrers mit, sondern stellte nur sicher, dass sie ihn nicht aus den Augen verloren.

Der Mopedfahrer entfernte sich immer mehr von der Altstadt in Richtung Südwesten. Zuerst folgte er der Bara Road, um schließlich auf der Ringstraße nach Nordwesten weiterzufahren. Die Aufschriften auf den Straßenschildern waren auf Urdu und deshalb von Clark und Chavez nicht zu entziffern. Dies glich Embling jedoch dadurch aus, dass er ihnen ständig erklärte, wo sie gerade waren.

»Jetzt überqueren wir den Kabul-Kanal«, verkündete er zum Beispiel.

»Wir nähern uns Hayatabad, nicht wahr?«, erkundigte sich Chavez.

»Gutes Auge. Ja, Sie haben recht. Wir sind noch etwa dreieinhalb Kilometer entfernt. Das da vorn ist die Gul Mohär Lane.«

Plötzlich überquerte das Moped, von links her

kommend, zwei Spuren, um in letzter Sekunde doch noch die Ausfahrt zu erwischen. Embling, der bisher schon auf der äußerst rechten Spur gefahren war, betätigte einfach den Blinker und folgte ihm.

In den nächsten zwanzig Minuten schlug der Mopedfahrer eine Route ein, die eindeutig potenzielle Verfolger abschütteln oder in die Irre führen sollte. Dies machte er ziemlich gut, wie Clark zugeben musste. Sie fuhren an der Universität von Peshawar, dem Touristenbüro und dem Britischen Friedhof vorbei. Schließlich nahm er die Pajjagi Road in Richtung Norden, ließ den Peshawar-Golfklub rechts liegen und überquerte erneut den Kabul-Kanal.

Bald waren sie in den Außenbezirken der Stadt angelangt. Links und rechts tauchten die ersten grünen Bewässerungsfelder auf. Embling ließ sich zurückfallen, bis der Mopedfahrer vor ihnen nur noch ein hellgelber Fleck war.

Nach zehn Kilometern bog er nach Westen ab und folgte einer kurvigen, von Bäumen eingefassten Straße, um am Ende in einer engen Zufahrt zu verschwinden. Embling fuhr noch ein paar hundert Meter weiter, drehte dann um und machte den Motor aus. Sie warteten. Es war still. So weit außerhalb der Stadt gab es keinen Verkehrslärm

mehr. Die Minuten verrannen. Schließlich war eine halbe Stunde vergangen.

Plötzlich war das knatternde Geräusch eines Mopedmotors zu hören. Embling ließ den Wagen an und trat aufs Gas.

Nach einem halben Kilometer bogen sie in einen leicht abschüssigen Feldweg ein, den sie entlangfuhren, bis die Hauptstraße durch das Rückfenster kaum noch zu sehen war. Vor ihnen lag eine alte Scheune, deren Dach teilweise eingestürzt war. Chavez drehte sich in seinem Sitz um. Einen Augenblick später huschte auf der Straße oben das Moped vorbei. »Und jetzt, John?«

»Wir lassen ihn fahren. Ich glaube, wir haben gefunden, wonach wir suchen. Wenn der Junge jetzt zum Abholbriefkasten fährt, wird er bald genug zurückkommen.«

Tatsächlich sahen sie ihn vierzig Minuten später an ihrem Feldweg vorbeifahren. Kurz darauf verstummte das Motorengeräusch.

»Ich bin der Ansicht, dass Ihre Jagd erfolgreich war«, sagte Embling.

Clark nickte. »Fahren wir vorbei und schauen, ob wir etwas erkennen können.«

Eine Stunde später saßen Clark und Chavez in Emblings Haus und nippten an ihrem Tee, während

der Hausherr in einem maschinengewehrartigen Urdu drei Telefongespräche führte. Er legte auf und sagte: »Es ist ein privates Sicherheitsunternehmen.«

Als sie an der Zufahrt vorbeigekommen waren, hatten sie vor einem zweistöckigen Bauernhaus einen weißen Lieferwagen mit einer rotweißen Firmenaufschrift stehen sehen, nach dem sich Embling jetzt erkundigt hatte.

»Den Namen des Kunden konnte ich jedoch nicht herausfinden. Er hat die Firma erst vor Kurzem beauftragt. Letzte Woche, um genau zu sein. Zwei Mann pro Schicht bewachen ihn jetzt rund um die Uhr.«

Clark blickte auf die Uhr. In fünf Stunden wurde es dunkel. Er schaute Chavez an, der jedoch die Gedanken seines Partners bereits erraten hatte. »Holen wir ihn uns.«

»Nigel, ich fürchte, dass Sie keine Waffen für uns haben?«

»Sie fürchten zu Unrecht - ich habe ein beeindruckendes Sortiment.«

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang bog Clark mit Emblings Honda in den Feldweg zur verlassenen Scheune ein. Er schaltete in den Leerlauf, machte den Motor aus und ließ den Wagen

in den Schatten der Scheune hinunterrollen. Als das Auto anhielt, schaltete er in die Parkstellung, Chavez machte das Deckenlicht aus und sie stiegen aus.

Was sein Sortiment an Waffen anging, die in einem alten Überseekoffer in seinem Schrank ruhten, hatte Nigel nicht übertrieben. Sie entschieden sich für ein Paar schallgedämpfte SIG Sauer P226, Kaliber 9 mm Parabellum, die Standardausrüstung des britischen SAS. Sie beide hatten viele Stunden mit der P226 auf dem Schießstand geübt. Embling gab beiden noch einen ledernen Schlagstock mit einer eingenähten Bleikugel mit. »Vielleicht sind Sie ja einmal gnädig gestimmt«, meinte er mit einem Lächeln.

Jetzt flüsterte Chavez: »Wie gehen wir vor?«

»Wahrscheinlich hält ein Mann draußen Wache, ob nun in Bewegung oder stationär, während sich der andere Wachmann drinnen aufhält. Wir schalten zuerst den Posten aus - mit dem Zweiten befassen wir uns später. Ding, benutze den Totschläger mit Gefühl, je weniger Leichen wir hinterlassen, desto besser.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

Sie trennten sich. Während Clark durch die Bäume hinter der Scheune nach Westen pirschte, folgte Chavez dem Abflussgraben neben der Hauptstraße. »Auf Position«, teilte er Clark über

Funk mit.

Das war wirklich schnell, musste Clark denken. ***Jung müsste man wieder sein.*** »Bleib auf Empfang.«

Er bewegte sich mit äußerster Vorsicht durch das Gestrüpp, wobei er ständig auf Fußangeln und herabhängende Zweige achtete, die er in der Dunkelheit mehr ertastete als sah. Nach 400 Metern hörten die Bäume auf. Kurz darauf erreichte er das Nordende der Wendeplatte vor dem Haus, die 30 Meter von der Ausfahrt zur Straße entfernt lag.

»Bin auf Position«, flüsterte er. »Wo bist du?«

»Am Ende des Entwässerungsgrabens an der Böschung neben der Einfahrt.«

»Ich sehe einen Wachposten. Er sitzt auf einem Klappstuhl neben der vorderen Stoßstange des Lieferwagens.«

»Sag das noch mal.«

»Er sitzt auf einem Gartenstuhl, raucht und schaut genau in meine Richtung.« Wer immer ihn gemietet hatte, schmiss sein Geld zum Fenster raus.

»Rechts neben ihm lehnt eine Typ 56 an der Stoßstange.« Das Sturmgewehr Typ 56 war eine chinesische Kopie der AK 47. Sie hatte zwar nicht dieselbe Qualität wie das russische Vorbild, war aber trotzdem ein effektives Sturmgewehr. Chavez funkte: »Ich sehe auf meiner Seite im Erdgeschoss

ein Licht.«

»Hier ist alles dunkel. Nichts rührt sich. Fang an, wenn du bereit bist.«

»Roger.«

Obwohl er wusste, dass Ding kommen würde, bemerkte Clark ihn erst, als er weniger als drei Meter von der Rückseite des Lieferwagens entfernt war. ***Den Ninjas gehört die Nacht*** war das Motto von Chavez' alter Einheit gewesen. Und sie gehörte ihm immer noch, wie Clark gerade beobachten konnte.

Chavez kam an der rückwärtigen Stoßstange an, streckte den Kopf für einen kurzen Moment hinter dem hinteren Kotflügel hervor, um sich einen Überblick zu verschaffen, ging dann in die Hocke und wartete.

»Immer noch nichts«, flüsterte Clark nach einer Minute.

Chavez meldete durch einen Doppel-Klick, dass er ihn verstanden hatte.

Dann begann er, auf der gegenüberliegenden Seite am Lieferwagen entlangzuschleichen, sodass Clark ihn nicht mehr sehen konnte. Zehn Sekunden später tauchte hinter dem sitzenden Wachmann ein Schatten auf. Chavez hob den Arm und ließ ihn auf den Sicherheitsposten niedersausen. Dieser kippte bewusstlos nach vorn und lehnte jetzt halb schräg am Kühlergrill des Lieferwagens. Chavez zog ihn

wieder nach hinten auf den Stuhl und trat die auf den Boden gefallene Zigarette aus.

»Ausgeschaltet.«

»Roger. Ich komme.«

Sie trafen sich im Schatten der Südwand des Hauses. Links von ihnen lagen die Veranda und der Vordereingang. Unter Führung von Clark schlichen sie weiter, bis sie den Eingangsbereich überblicken konnten. Die innere Tür stand offen, aber die Fliegengittertür war geschlossen. Sie betraten die Veranda und kauerten sich links und rechts vor die Tür. Ganz schwach war jetzt aus dem Inneren des Hauses das Geräusch eines laufenden Fernsehers zu hören. Clark, der neben der Klinke kauerte, versuchte sie herunterzudrücken. Verschlossen.

Er holte aus seiner Gesäßtasche ein Messer, klappte es auf und durchstieß mit dessen Spitze ganz langsam und vorsichtig das Drahtnetz. Schließlich drückte er die Klinge nach unten, bis er in das Fliegengitter einen zwanzig Zentimeter langen Schlitz geschnitten hatte. Er klappte das Messer wieder zu und verstaute es in der Tasche. Dann steckte er die Hand durch den Schlitz und fühlte nach allen Richtungen, bis er gefunden hatte, was er suchte. Es war ein ganz leises ***Klick*** zu hören. Er zog die Hand wieder heraus und rührte eine ganze Minute lang nicht einmal den kleinen

Finger.

Dann nickte er Chavez zu. Der nickte zurück, huschte auf die andere Seite des Eingangs und ging direkt hinter Clark in die Hocke. Dieser langte nach oben und drückte die Türklinke nach unten. Er öffnete die Tür einige Zentimeter, machte eine kleine Pause und öffnete sie dann ein paar weitere Zentimeter. Unabhängig von ihrem Alter oder Zustand gab es kaum eine Fliegengittertür, die nicht gequietscht hätte. Dies lag vielleicht daran, dass sie immer Wind und Wetter ausgesetzt waren.

Auch diese Tür enttäuschte ihn nicht. Als er sie halb geöffnet hatte, quietschten plötzlich die Scharniere. Clark erstarrte. Chavez glitt blitzschnell nach vorn, bis er unter Clarks ausgestrecktem Arm hindurch in das Haus hineinschauen konnte. Dann zog er sich wieder zurück und signalisierte mit erhobenem Daumen, dass keine Gefahr drohte. Zentimeter um Zentimeter bewegte Clark fast in Zeitlupe die Tür, bis sie ganz offen stand. Mit der Pistole im Anschlag betrat er das Haus. Chavez folgte ihm und schloss dann ganz sachte die Tür, ohne ein erneutes metallisches Quietschen vermeiden zu können.

Sie waren in einer Küche mit einer hölzernen Anrichte und Küchenschränken. Auf der linken Seite war die Spüle. Mitten im Raum stand ein

runder Esstisch. Eine bogenförmige Tür in der rechten Wand führte in den nächsten Raum. Chavez überprüfte ihn und hob den Daumen. Es war offensichtlich das Wohnzimmer. Rechts davon führte eine Treppe in den ersten Stock hinauf. Vor ihnen lag ein kurzer Flur. Von dort her stammte auch das Fernsehgeräusch. Jeder wählte eine Wand. Dann schlichen sie im Schneckentempo in den Gang hinein, wobei sie immer wieder haltmachten, um auf ungewöhnliche Geräusche zu lauschen. Schließlich waren sie nur noch drei Meter von einer offenen Tür entfernt, aus der der blaugraue Widerschein eines laufenden Fernsehgeräts fiel.

Clark huschte zum Türpfosten vor und ging neben ihm in Position. Er nickte Ding zu, der an der gegenüberliegenden Wand so weit vorrückte, bis er seitlich durch die Tür schauen konnte. Er zog sich sofort wieder ein paar Meter zurück und meldete Clark durch Zeichensprache: ***Zwei Männer auf Stühlen. Der direkt an der Tür ist bewaffnet.*** Clark signalisierte zurück: ***Den übernehme ich, du sicherst den Rest des Raums.***

Chavez nickte.

Clark wechselte die Pistole in die linke Hand und zog den Totschläger aus dem Gürtel. Nach einem kurzen Nicken lehnte er sich um die Ecke, fixierte seine Zielperson und schlug dem Mann dann mit

Schwung aus dem Handgelenk heraus den Totschläger an die Schläfe. Während dieser noch zusammensackte, stürmte Chavez mit der Pistole im Anschlag in den Raum. Er blieb stehen und runzelte die Stirn. Er winkte Clark, dass er durch die Tür kommen könne.

Der zweite Mann schlief den Schlaf des Gerechten.

Chavez weckte ihn auf, indem er ihm mit dem Pistolenlauf einen leichten Klaps auf den Nasenrücken verpasste. Als er die Augen aufmachte, fragte ihn Chavez: »Englisch?«

Der Mann presste sich so weit wie nur möglich in seinen Stuhl hinein.

»Englisch?«, wiederholte Chavez. »Ja, ich spreche Englisch.«

Jetzt meldete sich Clark. »Sorge dafür, dass dieser Typ hier und Mr. Gartenstuhl auf Dauer ausgeschaltet sind. Ich widme mich unserem Gastgeber.« Chavez zog den Wachmann von seinem Stuhl herunter auf den Boden, fasste ihn an den Handgelenken und schleifte ihn den Gang entlang ins Wohnzimmer. Danach ging er nach draußen.

»Wie heißen Sie?«, fragte Clark den Hausherrn.

Keine Antwort.

»Wenn Sie mir nicht einmal Ihren Namen sagen, werden wir miteinander eine lange, hässliche Nacht

verbringen müssen. Fangen wir mit Ihrem Vornamen an. Sie verraten ja nichts, wenn Sie mir den nennen.«

»Abbas.«

Clark rückte sich den leeren Stuhl des Wachmanns heran und setzte sich so, dass seine Knie fast die seines Gegenübers berührten.

In diesem Moment öffnete sich die Fliegenschutztür, um unmittelbar darauf mit einem Knall wieder zuzufallen.

Chavez betrat den Raum. Auf der Schulter trug er den ersten Wachmann, den er dann ohne viel Federlesens neben seinen Kollegen auf den Boden warf. »Im Lieferwagen habe ich ein Haufen Klebeband gefunden«, erzählte er Clark. Mit diesem fesselte er nun die beiden Sicherheitsleute. Als er damit fertig war, gesellte er sich zu Clark.

»Wir sollten sicherstellen, dass wir beide hier gut aus den Startlöchern kommen«, sagte Clark zu Abbas. »Sie kennen doch diesen Ausdruck?«

»Ja.«

»Ich glaube zum Beispiel nicht, dass Sie Abbas heißen. Ich lasse jetzt meinen Freund hier das ganze Haus nach etwas durchsuchen, auf dem Ihr Name steht. Wenn der nicht Abbas sein sollte, werden wir Ihnen leider wehtun müssen.«

»Ich heiße Obaid. Obaid Masud.«

»Gut.« Clark nickte Ding zu, der daraufhin mit der Durchsuchung begann. »Möchten Sie Ihre Antwort ändern, solange noch Zeit ist?«

»Mein Name ist Obaid Masud. Und wer sind Sie?«

»Das hängt davon ab, wie Sie meine Fragen beantworten. Kooperieren Sie, sind wir Freunde. Kooperieren Sie nicht … Erzählen Sie mir, warum Sie diese Sicherheitsleute brauchen.«

Masud zuckte die Achseln.

»Hören Sie, wenn Sie sich über die Polizei oder die Armee Sorgen machen würden, wären die wahrscheinlich längst hier aufgetaucht. Das lässt darauf schließen, dass Sie in schlechte Gesellschaft geraten sind. Vielleicht jemand, für den Sie gearbeitet haben?«

Chavez kam zurück und nickte: ***Er sagt die Wahrheit.***

»Jemand, für den Sie gearbeitet haben?«, wiederholte Clark.

»Vielleicht.«

»Der Umayyad Revolutionary Council?«

»Nein.«

»Kennen Sie sich mit Baseball aus?«

Masud runzelte die Stirn. »Ja, ein wenig.«

»Dann verstehen Sie ja, wenn ich dieses >Nein< als zweiten >Strike< betrachte. Beim dritten sind Sie draußen. Bei der nächsten Lüge schieße ihn Ihnen

eine Kugel ins Bein. Haben Sie sich schon gefragt, wie wir Sie überhaupt gefunden haben?«

»Die toten Briefkästen?«

»Richtig. Und von wem, glauben Sie, wissen wir, wo diese sind?«

»Ich verstehe.«

»Das glaube ich nicht. Wir haben Sie gefunden. Da können die Sie wohl auch finden.«

»Aber Sie sind doch Amerikaner.«

»Das stimmt. Also müssen Sie sich entscheiden, ob Sie uns mehr hassen, als Sie die anderen fürchten. Wenn wir nämlich nicht bald Antworten bekommen, fahren wir Sie nach Hayatabad und werfen Sie dort aus dem Auto.«

Masud geriet in leichte Panik. »Bitte, tun Sie das nicht!«

»Dann überzeugen Sie mich!«

»Ich habe für den ISI gearbeitet. Ich habe Leute … befördert. Sie an ganz bestimmte Orte gebracht.«

»Sie haben also so etwas wie ein Schwarzmarkt-Reisebüro betrieben?«, wollte Chavez wissen.

»So könnte man es wohl nennen. Vor acht Monaten ist dann jemand an mich herangetreten.«

»Wer?«

»Ich kannte ihn nicht, und ich habe ihn danach auch nie wiedergesehen.«

»Aber er war vom URC, richtig?«

»Das habe ich erst später herausgefunden. Er hat mir einen Haufen Geld geboten, wenn ich helfe, jemand an einen bestimmten Ort zu bringen.«

»Wie viel Geld?«

»Zweihunderttausend US-Dollar.«

»Sind Sie dieser Person jemals persönlich begegnet?«

»Nein.«

»Was genau haben Sie für diese Leute gemacht?«

»Ich habe ihnen Reisepässe, Dokumente und Privatflugzeuge besorgt. Ich habe sichergestellt, dass die richtigen Zoll- und Einwanderungsbeamten geschmiert wurden. Ich habe fünf Monate gebraucht, um dies alles zu organisieren. Sie verlangten von mir äußerste Präzision und Akribie. Jedes Arrangement musste ich zwei- oder dreimal überprüfen.«

»Wann haben Sie ihnen die Dokumente ausgehändigt?«

»Vor zwei Monaten.«

»Haben Sie ihnen alles gegeben?«, fragte Chavez. »Was meinen Sie damit?«

»Haben Sie Kopien gemacht?«

»Papierkopien?«

Clarks Stimme wurde stählern: ***»Alle*** Arten von Kopien.«

»Es gibt da eine externe Festplatte.«

»Hier?«

Masud nickte. »Ich habe sie in einen Plastikbeutel gepackt und diesen mit Klebeband an der Unterseite der Küchenspüle befestigt.«

Chavez eilte aus dem Zimmer. Eine Minute später kam er mit einem Ziploc-Beutel zurück, in dem eine Festplatte etwa in der Größe eines Kartensets steckte. »Acht Giga«, sagte Chavez.

»Bitte kein Chinesisch, Ding.«

»Acht Gigabyte, eine Menge Speicherplatz.« Er hielt den Beutel Masud vor die Nase. »Ist alles, was Sie für diese Leute erledigt haben, da drauf?«

»Ja. Digitalscans, E-Mails … alles. Können Sie mich außer Landes bringen?«

»Das könnte ein Weilchen dauern«, sagte Clark, »aber wir sorgen dafür. Bis dahin werden wir Sie erst einmal verstecken. Stehen Sie auf.«

Masud tat, wie ihm geheißen. Clark klopfte ihm auf die Schulter. »Willkommen bei den guten Jungs.« Er drängte ihn in Richtung Tür. In diesem Moment packte Ding Clark am Ellbogen. »Kann ich kurz mit dir sprechen?«

»Gehen Sie schon einmal ins Wohnzimmer vor, Obaid, und warten Sie dort auf uns.«

»Du denkst doch nicht daran, ihn bei Nigel unterzubringen?«, fragte Chavez, nachdem Masud das Zimmer verlassen hatte.

»Spricht etwas dagegen?«

»Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig, dass ihn dort jemand aufspürt. Wenn das geschieht, sind Nigel und der Junge erledigt.«

»Hast du eine bessere Idee?«

Chavez machte eine kurze Pause. »Wir haben die Festplatte. Vielleicht sollten wir unsere Verluste hier abbuchen und …« Chavez neigte den Kopf zur Seite und schaute Clark über die Schulter. »Scheiße.«

Aus dem Nachbarzimmer schallten schnelle Fußschritte herüber.

»Verflucht, er hat mich gehört!«

Chavez stürzte aus der Tür ins Wohnzimmer. Als er die Küche erreichte, schlug gerade die Fliegengittertür zu. »Verdammter Mist!« Er wollte sie gerade öffnen, als er einen lauten Knall hörte. Er hielt sofort an, kauerte sich nieder und zog sich ins Wohnzimmer zurück. Dort lugte Clark bereits vorsichtig über die Fensterbank nach draußen. In der Auffahrt warf ein Paar Scheinwerfer Lichtbahnen durch die Dunkelheit. In einer von ihnen lag Masud. Eine Gestalt mit einer Pistole ging zu ihm hinüber, kniete sich neben ihn und jagte ihm zwei Kugeln in den Kopf. Dann stand sie wieder auf und entfernte sich, um schließlich aus dem hellen Scheinwerferlicht zu verschwinden. Eine Autotür wurde zugeschlagen, und man hörte das Knirschen

von Reifen auf Kies.

Dann herrschte wieder absolute Stille.

»Wer zum Teufel war das?«, flüsterte Chavez.

»Der Besuch, vor dem er Angst hatte.«

»Werden Sie uns auch besuchen?«

»Sie haben wohl geglaubt, dass er vor ihnen weglaufen wollte. Lass uns verschwinden, bevor sie Zeit zum Nachdenken finden.«

Jack hörte seinen Computer klingeln, die Erkennungsmelodie für eine neue E-Mail. Er überflog sie kurz, las sie dann noch einmal gründlicher. »Hallo ...« Schließlich griff er zum Telefon und rief Rick Bell an. Nachdem er ihm den Inhalt der Mail kurz berichtet hatte, arrangierte Bell eine Konferenzschaltung mit Sam Granger.

»Was gibt's, Jack?«, fragte Bell.

»Sie wissen doch, dass wir einen Burschen verdächtigen, ein URC-Kurier zu sein?«

»Hadi?«

»Richtig. In seinen Finanzdaten haben wir eine Kreditkartennummer entdeckt. Zurzeit ist er in einer Alitalia 747 von Da Vinci in Rom unterwegs nach Pearson, Toronto.«

»Und von dort wohin?«

»Chicago, aber darüber hinaus ist auf seinem

Kreditkartenkonto noch nichts verbucht worden.«

»Dann ist das entweder sein Zielort«, meinte Bell, »oder ein Reinigungsjob.« Das war ein alter CIA-Ausdruck, mit dem Reisen gemeint waren, durch die nur aufgedeckt werden sollte, ob man verfolgt wurde oder nicht. »Chicago ist ein Knotenpunkt, von dort könnte er überallhin fliegen, im Inland oder wieder ins Ausland.«

»Wie viel Zeit haben wir?«, fragte Granger.

»Vier Stunden«, antwortete Jack.

»Rick«, sagte Granger, »wie sicher sind wir bei diesem Burschen?«

»Siebzig Prozent. Er steht auf einer URC-Verteilerliste und ist ein Vielflieger: in den USA, in Europa, in Südamerika. Meine Vermutung: Er ist entweder ein ständiger URC-Kurier oder ein Schläfer, der nur bestimmte logistische Aufträge für den URC unternimmt. Wie auch immer, er ist jedenfalls den Aufwand wert, denke ich. Wir wissen, er sitzt im Flugzeug, wir kennen den Zielort und die Ankunftszeit. Besser könnte es doch gar nicht sein.«

Granger schwieg eine Weile, dann meinte er: »Okay, versammelt Kingfisher im Besprechungsraum. Ich komme gleich runter.«

Was geht ab?«, fragte Dominic Caruso, als er in den Konferenzraum schlenderte. Mit Ausnahme von

Clark und Chavez waren bereits alle anderen anwesend: Brian, Rick Bell, Jerry Rounds.

Jack erklärte kurz die Lage.

»Heilige Scheiße.«

»Genau meine Meinung.«

»Wann landet der Flieger?«

»Laut Flugplan um 15.20 Uhr«, antwortete Jack.

Sam Granger kam herein und setzte sich an das Kopfende des Konferenztisches. »Okay, hier ist es 8.40 Uhr, nach Toronto brauchen wir ungefähr siebzig oder fünfundsiebzig Minuten. Das lässt uns nicht viel Zeit, um etwas zu unternehmen. Jedenfalls nicht ohne offizielle Unterstützung. Bis wann werden Clark und Chavez zurückerwartet?«

Rick Bell blickte auf die Uhr. »In ungefähr vierzig Minuten.«

»Okay, ich möchte, dass sie den Einsatz übernehmen. Jack, Sie haben Infos über Hadi zusammengestellt?«

»Ja.« Jack verteilte die Ausdrucke; danach herrschte eine Minute lang Schweigen, während alle in dem Hand-out blätterten. Schließlich fragte Brian: »Haben wir kein Foto von diesem Burschen?«

»Leider nein«, antwortete Jack. »Auch keinerlei Beschreibung.«

»Von Rom nach Toronto, von dort nach Chicago,

und danach ... keine weiteren Informationen, richtig?«

»Richtig«, nickte Jack.

»Wenn das hier eine FBI-Operation wäre«, überlegte Dominic laut, »würden wir die kanadische Bundespolizei kontaktieren, den Flughafen mit Beamten in Zivil überschwemmen und versuchen, den Jungen zu identifizieren. Wir würden ihn beschatten, wo immer er dann auch hingeht. Aber das alles können wir nicht tun, stimmt's?«

»Wir können nach Toronto fliegen«, sagte Jack, »ihn durch Sichtkontrolle zu identifizieren versuchen und beten, dass wir dabei Dusel haben. Aber nehmen wir doch mal an, wir könnten ihn identifizieren: Was machen wir dann?«

»Verdeckte Überwachung«, sagte Dominic. »Wir würden ihn beschatten, wo auch immer er hingeht. Wird nicht leicht sein. Selbst wenn es uns gelingt, dürfen wir ihn nicht verhaften, können ihn nicht verhören, können überhaupt nicht viel tun, sofern nicht jemand grünes Licht gibt, ihn aus dem Verkehr zu ziehen.«

»Auf keinen Fall«, sagte Granger. »Er ist die erste und einzige Chance, die wir bisher bekamen, um in den URC einzudringen. Wir beschatten ihn, markieren ihn und schnappen ihn - aber in dieser Reihenfolge.«

»Fürs Erste sammeln wir nur Informationen«, erklärte Bell. »Was immer dabei auch herauskommt, wird jedenfalls mehr sein als das, was wir jetzt haben. Im Moment müssen wir eben kleine Brötchen backen, Jungs.«

»Gut, Leute - gehen wir zum Boss«, sagte Granger.

»Wir haben einen Vogel in der Luft«, sagte Jack ein paar Minuten später zu Hendley. »Sein Name ist Hadi, er ist auf dem Weg nach Toronto. Ankunftszeit 15.20 Uhr Eastern Time.«

»Ihr wollt den Jungen beschatten?«, fragte Hendley.

»Könnte sich als Glückstreffer erweisen«, meinte Rounds. »Aber unsere Informationen über ihn sind ziemlich dürftig«, musste er zugeben.

»Was genau haben wir?«, wollte Hendley wissen. Jack reichte ihm den Ausdruck, und Hendley begann zu lesen. »Guter Fang«, sagte er, als er wieder aufblickte. »Okay. Wir schicken alle ...«

»Clark und Chavez sind praktisch schon unterwegs. Vielleicht können wir sie abfangen.«

»Gut. Jack, Dom, Brian - lasst euch im zweiten Stock Kreditkarten und Mobiltelefone aushändigen.«

Sie fuhren gemeinsam in Brians Mercedes C-Klasse zum BWI-Airport. In 75 Minuten würde eine

737 nach Kanada abheben, berichtete ihnen Rounds telefonisch. Die Tickets lägen für sie am Check-in bereit. Im Terminal holten sie ihre Tickets ab, informierten sich auf der Anzeigetafel über die Ankunft des Flugs, in dem sich Clark und Chavez befanden, und gingen zum Gate.

Brian fragte Dominic: »Wie sind die kanadischen Bullen?«

»Britische Tradition, aber sie haben auch ihre Eigenschaften. Die nationale Polizei nennt sich RCMP, das heißt Royal Canadian Mounted Police, kurz Mounties genannt. Es gibt sie schon sehr lange, und sie sind recht gut in der Ermittlungsarbeit, aber ich hatte noch nie direkt mit ihnen zu tun.«

»Knallrote Uniformen«, ergänzte Brian. »Damit geben sie auf ihren Pferden wirklich hübsche Zielscheiben ab.«

»Das sind zähe Kerle«, ermahnte Dominic seinen Bruder streng.

Brian lachte. »War ja nur ein Scherz.«

Clark und Chavez kamen den Flugsteig herunter, wo Jack und die anderen bereits auf sie warteten. »Empfangskomitee?«, fragte Clark.

»Wir haben da etwas am Kochen. Seid ihr bereit für ein wenig Ermittlungsarbeit?«

Chavez grinste. »Aber erst, nachdem ihr mich zum

nächsten Starbucks gebracht habt.«

Jack erklärte die Lage, während sie durch die Sicherheitskontrollen hinaus und zum Ticketschalter gingen, um die Bordkarten für Clark und Chavez abzuholen. »Wie ziehen wir die Sache durch?«, fragte Jack Clark, während sie wieder durch die Sicherheitskontrollen zurückgingen.

»Wir halten nach einem Burschen Ausschau, der irgendwie fehl am Platz wirkt. Er ist gewissermaßen ein gut ausgebildeter Schlapphut. Er weiß vermutlich, wie er sich unsichtbar machen kann. Danach müsst ihr Ausschau halten. Er wird nicht ständig umherschauen wie normale Touristen und wird alles vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf ihn lenken könnte. Er wird mit der Örtlichkeit nicht sehr gut vertraut sein, wie ein Geschäftsreisender, der sich nicht auskennt. Wenn er sich umschaut, wird er es sehr vorsichtig tun. Überhaupt wird er sehr vorsichtig sein, wird sich nach Beschattern umblicken. Wie man das macht, ist euch beigebracht worden. Sucht also nach jemandem, der das macht, was man euch beigebracht hat. Das hat mehr mit Kunst als mit Wissenschaft zu tun.«

»Also, wie zum Teufel sollen wir uns verhalten?«, wollte Brian wissen.

»Benehmt euch einfach wie amerikanische

Touristen. Vergesst alles andere, eure ganze Ausbildung. Seid einfach ganz normale Trottel. Niemand achtet auf solche Leute. Es sei denn, ihr lauft irgendwo in einer Diktatur herum, im Rotland, also in der alten Sowjetunion zum Beispiel. Dort durftest du auf keinen Fall lächeln. Die Russen lächeln fast nie, seltsames Benehmen, hat wohl was mit ihrer Kultur zu tun. Das ist nicht leicht, kann ich euch sagen. Aber ich hab das fast dreißig Jahre lang gemacht. Und man denkt ganz bestimmt dran, nicht zu lächeln, wenn man weiß, dass man sich damit verraten kann.«

»Wie oft war das?«

»In Russland? Mehr als nur einmal, und jedes Mal hatte ich Angst. Man ging da nackt rein, keine Waffe, kein Zufluchtsort, nur eine >Legende<, halbwegs abgesichert, wenn man Glück hatte.«

»Abgesichert?«

»Ein Hintergrund, der einer oberflächlichen Überprüfung standhalten würde. Das Hotel in der letzten Stadt, Telefonnummer des Arbeitgebers, solches Zeug eben.«

»Das wollte ich Sie schon immer mal fragen«, sagte Dominic. »Was halten Sie von unseren derzeitigen Klassenfeinden?«

Clark überlegte eine Weile. »Einerseits denke ich, sie sind alle gleich — zwar mit anderen Motiven,

anderen Sichtweisen und so, aber im Grunde machen sie denselben Scheiß. Aber andererseits habe ich gewisse Zweifel. Diese Typen glauben zwar an Gott, aber sie setzen sich ständig über die Lehren ihrer eigenen Religion hinweg. Sind sie Soziopathen? Verdammt, ich weiß es nicht. Sie haben ihre Weltanschauung, wir haben unsere, und wir haben keinerlei gemeinsame Schnittmenge.«

Ihr Flug wurde aufgerufen, und sie gingen gemeinsam an Bord. Fünf Sitze nebeneinander, nur durch den Gang getrennt, alle in Economy. Chavez mit seinen kurzen Beinen machte das nicht viel aus, aber Clark ächzte verdrießlich. Je älter er wurde, desto steifer wurden seine Beine. Die üblichen Sicherheitsinformationen. Clark legte den Gurt an. Im Lauf der Jahre hatte er gelernt, keinen Sicherheitshinweis zu missachten. Die 737-400 rollte auf die Startbahn und hob so routinemäßig ab, als säße der Pilot am Steuer eines Autos. Clark nahm das Flugmagazin und blätterte im Katalogabschnitt. Er blieb an einer Anzeige für einen Werkzeugkasten hängen.

»Und wie sollen wir nun genau vorgehen?«, fragte ihn Jack.

»Wir nehmen es so, wie es kommt«, antwortete Clark knapp, ohne von dem Katalog aufzublicken.

Die Landung war fast so sanft wie der Start. Die Maschine rollte aus und dann zum Terminal hinüber. Die Passagiere stiegen aus, das übliche Gedränge beim Ausgang. Das Ankunftsterminal war so gesichtslos wie jedes andere Terminal auf der Welt. Sie bogen nach links ab und gingen einen breiten, unpersönlich wirkenden Durchgang entlang. Wegweiser dirigierten sie zum Ankunftsterminal der internationalen Flüge. Der Weg war gerade lang genug, um das Blut in den Beinen wieder richtig in Umlauf zu bringen. Den Informationsmonitoren zufolge waren es noch 90 Minuten bis zur Landung der Alitalia-Maschine. Sie überprüften kurz das Terminal und stellten fest, dass eine Überwachung leicht möglich war. Umso besser. Es gab ein Imbissrestaurant, die üblichen Plastikstühle, gruppiert um Plastiktische, aber es bot ihnen einen direkten Blick auf den Ausgangsbereich, durch den die Passagiere kommen mussten.

»Okay, Leute. Wir haben noch ungefähr zwei Stunden, wenn man den Zirkus mit der Pass- und Zollabfertigung einrechnet«, dachte Clark laut nach.

»Nur so kurz?«, wunderte sich Jack.

»Sie führen vielleicht ein paar Hunde an den Taschen vorbei und lassen sie nach Drogen schnüffeln, aber nicht viel mehr. Die Kanadier sind

nicht übermäßig vorsichtig. Schurken reisen deshalb oft über Kanada. Sie bleiben aber nicht hier, um irgendwas anzustellen. Zum Glück für die Kanadier, denke ich, jedenfalls sparen sie so eine Menge Geld für die ganzen Sicherheitseinrichtungen.«

»Wenn die bösen Jungs hier also unbekümmert durchreisen, könnte man doch einige von ihnen ziemlich leicht schnappen und auf einem Boot nach Buffalo rüberschaffen?«

»Aber dann«, setzte Dominic den Gedanken fort, »würden sich die Kanadier Feinde machen, die sie definitiv nicht haben wollen. Geschäft ist Geschäft.«

»Gutes Argument«, mischte sich Chavez ein. »Geschäft ist Geschäft, und einen schlafenden Hund weckt man besser nicht, wenn man nicht gebissen werden will. Aber ich frage mich, ob das nicht auch ihnen mal passieren wird.«

»Hängt natürlich von den bösen Jungs ab, aber sich ohne Not Feinde zu schaffen ist jedenfalls nicht gut fürs Geschäft. Denkt daran - ein Terrorist ist ein Geschäftsmann, dessen Geschäft es ist, Leute umzubringen«, sagte Clark. »Möglich, dass sie sich von ihrer Ideologie anleiten lassen, aber an ihrem Geschäft ändert das nichts.«

»Wie viele haben Sie gefangen?«, fragte Dominic.

»Ein paar, alle in Europa. Sie sind nicht gut ausgebildet. Werden sie irgendwie alarmiert,

können sie schlau wie Füchse sein, aber das ist nicht dasselbe wie Training. Wenn man also sehr vorsichtig ist, kann man sie ausschalten. Übrigens hilft es, von hinten auf sie zu schießen. Dann können sie nämlich nicht so leicht zurückschießen.«

Dominic runzelte missbilligend die Stirn. »Hm.«

»Es geht hier nicht um Fairness. Das ist keine Olympiade.«

»Stimmt wohl.«

»Geht dir aber gegen den Strich, nicht wahr?«

Dominic dachte kurz darüber nach, dann zuckte er die Schultern. »Das hat damit nichts zu tun, glaube ich - es ist nur eine andere Haltung.«

Clark lächelte grimmig. »Willkommen auf der anderen Seite des Spiegels.« Er blickte auf die Uhr. Das Flugzeug musste sich jetzt im Landeanflug befinden.

Es fiel Hadi immer auf, dass die Erde vom Flugzeug aus stets gleich aussah - und doch anders. Entfernt, aber einladend, wenn man wieder zu ihr hinabschwebte. Wie in Amerika, wenn die Straßen und Autos erkennbar wurden. Er schätzte die Höhe danach ab, ob er einzelne Autos und Lastwagen ausmachen konnte. Die Fluginformation auf seinem Minibildschirm zeigte eine Höhe von 4910 Fuß an und nahm schnell ab, Fluggeschwindigkeit 295

Meilen pro Stunde, schon deutlich tiefer und langsamer, als die Flugdaten während des Atlantikflugs gewesen waren. Bald würden sie landen, der Anzeige zufolge in zehn Minuten. Genug Zeit für ihn, richtig aufzuwachen. Die Stewardess sammelte die leeren Kaffeebecher ein. Italienischer Kaffee hatte einen ähnlich bitteren Geschmack wie der Kaffee seiner fernen Jugendzeit, und wenn er ehrlich zu sich selbst war, musste er sagen, dass ihm italienisches Essen sehr gut schmeckte. Allerdings verwendeten sie ziemlich viel Schweinefleisch, und obwohl Hadi Wein trank, mied er Schweinefleisch strikt.

Wenn er aus dem Flugzeug stieg, würde er praktisch durch den Zoll und die Passkontrolle tanzen, seinen Kontakt ausfindig machen und von ihm das Ticket für den Anschlussflug nach Chicago erhalten. Der Kontakt würde ihn sogar zum Abflugterminal für United Airlines Flug 1108 bringen. Zeit vielleicht für eine Zigarette, aber nicht für längere Gespräche.

Am Zoll und bei der Immigrationskontrolle würde er aufpassen müssen. Natürlich hatte er nichts zu verzollen, nicht mal eine Flasche Wein aus Italien. Er sollte einen Geschäftsmann spielen, für den solche Reisen reine Routine waren. Juwelenhändler war sein Deckberuf. Er wusste genug über

Edelsteine, um ein kürzeres Fachgespräch führen zu können. Natürlich nicht genug, um einen echten jüdischen Diamantenhändler zu täuschen, aber andererseits kannte er verschiedene Techniken, ein Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, bis hin zu nachgeahmten Akzenten. Nun gut, er war ein harmloser Geschäftsmann, dieser Trip war Routine, aber es war sein erster Besuch in Kanada. Noch so ein Land voller Ungläubiger, aber mit einfachen und sehr lockeren Regeln für Transitreisende, also würden sie auch nichts gegen seinen Weiterflug einzuwenden haben und ihn wahrscheinlich gar nicht bemerken, solange er keine Waffen bei sich trug oder Ordnungswidrigkeiten beging -

Die Landung war ein wenig rau. Vielleicht war auch die Crew müde. Was für ein furchtbares Leben sie doch führten, dachte Hadi. Den ganzen Tag hockten sie in ihrem Cockpit, konnten weder aufstehen noch herumgehen und mussten ihre Körperuhr ständig auf andere Orte und Zeiten umstellen. Aber jeder Mann hat eben seinen Platz im Leben, und schließlich war ihr Platz nicht schlecht bezahlt, wenn auch ein wenig unangenehm, selbst für Ungläubige. Sein eigener Job und seine Deckung erforderten, dass er ständig den umgänglichen Menschen mimte, sogar gegenüber Ungläubigen, die gewohnheitsmäßig Schweine

fraßen. Das war hart, aber sein eigener Platz im Leben zwang ihn dazu. Das Flugzeug hielt an, und zusammen mit den anderen 153 Passagieren an Bord stand er auf, nahm seine Bordtasche und drängte sich zum Ausgang.

Kanadische Beamte erkannte man an ihren marineblauen Schirmmützen, den ausdruckslosen Gesichtern und den aufmerksamen, alles prüfenden Blicken. Das war das Empfangspersonal, dem es im Übrigen scheißegal war, wen es in diesem ungläubigen Land willkommen hieß. Wahrscheinlich gab es irgendwo im Umkreis von ein, zwei Kilometern eine Moschee, aber er würde sie jetzt nicht aufsuchen. Die Behörden würden es wahrscheinlich dulden, wenn ein Muslim Allah in einer richtigen Moschee anbeten wollte, aber bestimmt wurden alle Moscheen überwacht und die Gläubigen fotografiert. Sein Auftrag lautete, unsichtbar zu bleiben.

Er ist gelandet«, stellte Clark mit einem Blick auf den Monitor fest, der zehn Meter entfernt hing.

»Alles, was wir über ihn wissen, ist, dass er im Stehen pinkelt«, erinnerte Dominic seine Kollegen an die Faktenlage.

Wo ist das nächste WC?, fragte sich Clark. Eine Menge Leute suchten sofort nach der Landung ein

WC auf, weil sie im Flugzeug nicht pinkeln wollten. Bestimmt keine schlechte Idee, auch diese Möglichkeit zu überprüfen. Spione waren keine Roboter. Jeder hatte seine Eigenheiten, die ihn, wenn man sie entdeckt hatte, verwundbar machten. Clark wurde plötzlich klar, dass er nie als Gegenspion gearbeitet hatte. Seine Arbeit war immer gewesen, die Enttarnung von Agenten zu verhindern ... Aber vielleicht hatte er dadurch genau das gelernt, was er für diesen Job brauchte? Wenn es so war, würde er es bald merken. Sie suchten einen Araber, wahrscheinlich Ende dreißig bis Mitte vierzig, männlich. Größe, Gewicht, Haarfarbe, Augenfarbe - alles unbekannt. Der Mann war für Operationen trainiert worden. Und wahrscheinlich würde er sich seiner Ausbildung entsprechend verhalten.

Und ein Kontakt würde ihn erwarten. Das wussten sie mit Sicherheit. Jemand musste ihm schließlich das Ticket für den Anschlussflug überbringen. Der Kontakt war vermutlich nicht so gut ausgebildet, vielleicht nur ein Schläfer? Oder womöglich einer, der sich in der Organisation, zu der er gehörte, eine Beförderung verdienen wollte. Der vielleicht clever, aber nicht besonders erfahren oder gut ausgebildet war. Jemand, der den Ankömmling schon einmal gesehen hatte? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Vermutlich ein Fahrer. Er würde also nach der Person Ausschau halten, die er abholen sollte. Den Blick über alle Gesichter schweifen lassen, um ihn zu erkennen. Vielleicht hielt er ein Schild hoch? Ja, klar, mit der Aufschrift ***DER EMIR ERWARTET SIE,*** dachte Clark mit spöttischem Schnauben. Im Lauf der Zeit hatte er es schon mit elenden Dummköpfen zu tun gehabt, aber so blöd war dann doch keiner gewesen. Genauso gut könnte er draußen vor dem Terminal eine Pistole vor laufenden Überwachungskameras auffressen. Diese Jungs mochten nicht das sein, was er, Clark, unter einem Profi verstand, aber sie waren auch nicht blöd. Jemand hatte sie ausgebildet oder ihre Organisation beraten, wie man sie für die Feldarbeit ausbildete. Das war schließlich nicht allzu schwierig. Den Feinschliff bekam man nur durch Erfahrung, aber die Grundlagen konnte ein halbwegs cleverer Bursche auch selbst herausfinden. Seine vier Kollegen standen nebeneinander, das war nun wirklich nicht clever. Er schlenderte zu Dominic hinüber.

»Wir teilen uns in zwei Gruppen und stellen uns auf beide Seiten der Absperrung. Dominic, du und Brian. Jack, du kommst mit Ding und mir.«

Dominic und Brian fuhren mit der Rolltreppe nach unten und schlängelten sich auf der

gegenüberliegenden Seite wieder durch die Wartenden nach vorn, bis sie auf gleicher Höhe mit Clark und Chavez standen. John tippte mit dem Finger auf einen Nasenflügel; die Zwillinge beantworteten das Signal.

»Was denkst du, Domingo?«, fragte Clark.

»Wen meinst du - die beiden? Gute Instinkte, noch ein bisschen ungeschliffen, aber das ist nur normal. Wenn es Probleme gibt, werden sie gut damit fertig, denke ich.«

»Mildes Urteil, besonders von einem Ninja«, kommentierte Clark.

»Die Nacht ist unser, Baby.« Das war zwar schon eine ganze Weile her, gehörte aber zu Domingos Persönlichkeit. Er war wirklich schwer zu entdecken. Klein, wie er war, wurde er von den Leuten oft übersehen. Seine Augen konnten ihn verraten, aber nur, wenn man sich die Zeit nahm und sein Gesicht genauer studierte. Domingo war nicht groß genug, als dass ihn ein harter Bursche für voll genommen hätte, bis er dann plötzlich auf dem Rücken lag und sich fragte, wie zum Teufel er in diese Lage gekommen war. Seit Dings SEAL-Zeit hatten sich die Zeiten geändert. Die 3. SOG hatte zwar ein paar John-Wayne-Typen hervorgebracht, aber die Vertreter der neuen Generation glichen eher Marathonläufern - nicht sehr groß und hager.

Sie überlebten schon deshalb länger, weil sie schwerer zu treffen waren. Aber ihre Augen waren anders, und dort zeigte sich der Unterschied. Wenn man clever genug war, darauf zu achten.

»Bin ein bisschen nervös«, gestand Jack.

»Locker und lässig wirken«, empfahl Clark. »Aber streng dich nicht zu sehr an, sonst wirkt es verkrampft. Und blick dem Subjekt nie direkt in die Augen, außer um zu überprüfen, wonach er sich gerade umschaut, aber auch dann nur ganz kurz und vorsichtig.«

Wer ***bist du, Hadi?,*** dachte Clark. ***Warum bist du hier? Wohin willst du? Wen willst du treffen?*** Keine der Fragen würde er laut stellen, und auf keine hatte er eine Antwort. Aber der Verstand hatte eben immer seinen eigenen Willen, und das galt ganz besonders für einen recht wachen und aktiven Verstand.

Hadi war nahe am Ausgang gesessen, aber er ließ andere Fluggäste an sich vorbeigehen. Dabei musste er seine Müdigkeit nicht einmal vortäuschen. Wenn man den Zubringerflug von Marseille und den Zwischenstopp in Mailand mitrechnete, saß er jetzt immerhin seit 15 Stunden in einem Flugzeug. Der verringerte Sauerstoffgehalt der Luft in der

Druckkabine hatte seinen Körper ziemlich belastet. Ein weiterer Grund, das Flug-Team wegen seines miserablen Jobs zu bedauern.

»Hallo, Mr. Klein«, begrüßte ihn der Einwanderungsbeamte mit dem Anflug eines Lächelns.

»Guten Tag«, antwortete Hadi und erinnerte sich wieder einmal selbst an seine falsche Identität. Glücklicherweise hatte ihn während des Flugs niemand außer der Stewardess angesprochen, die dafür sorgte, dass sein Weinglas immer gut gefüllt war. Das Essen war zu seiner Überraschung auch ganz annehmbar gewesen.

»Was ist der Zweck Ihres Besuchs?«, fragte der Beamte, wobei er Hadis Gesicht fest im Auge behielt.

»Geschäftlich.« Das stimmte sogar.

»Wie lange bleiben Sie?«

»Das weiß ich noch nicht, aber wahrscheinlich vier oder fünf Tage. Ist das wichtig?«

»Nur für Sie, Sir.« Der Beamte scannte den Reisepass ein, zog dessen Einband durch das Barcode-Lesegerät und fragte sich, ob das rote Licht aufleuchten würde, was es allerdings fast nie tat. Auch dieses Mal war das nicht anders.

»Haben Sie etwas zu verzollen?«

»Überhaupt nichts«, antwortete Hadi.

»Willkommen in Kanada. Der Ausgang ist da drüben«, sagte der Beamte und deutete nach links.

»Vielen Dank.« Hadi steckte seinen Reisepass weg und betrat durch die elektrische Schiebetür die Flughafenhalle. Wieder einmal wunderte er sich, auf welch selbstzerstörerische Weise die westlichen Länder ihre Feinde willkommen hießen. Er nahm an, sie waren einfach auf das Geld der Touristen scharf. Denn zu echter Gastfreundschaft waren diese Ungläubigen ja wohl kaum in der Lage.

Aufgepasst«, sagte John. Die ersten beiden Ankömmlinge, die durch die Schiebetür traten, waren Frauen. Aber Hadi war bestimmt keine Frau ... außer ihre Geheimdiensterkenntnisse waren fehlerhaft, dachte Clark. Das war ihm jedoch schon mehr als einmal passiert.

Okay, wonach hielten sie Ausschau? Männlich, 35 bis 45, durchschnittliche Größe, vielleicht etwas weniger nach amerikanischen Standards. Dunkle Augen, die möglichst wenig herumwanderten, eine vorgebliche Entspanntheit, die aber mit äußerster Aufmerksamkeit gepaart war. Neugierig, aber kontrolliert neugierig. Ein wenig müde von der Reise. Das Fliegen erschöpfte die Menschen gewöhnlich. Etwas angeschlagen von den Drinks, die er wahrscheinlich zu sich genommen

hatte ... Andererseits hatte er wohl auch eine Zeit lang geschlafen.

Plötzlich sahen sie einen halblangen hellbraunen Kamelhaarmantel. Er sah italienisch aus. ***Hadi lebte ja in Italien - in Rom -, nicht wahr?*** Der Mann war circa 1,70 m groß, von mittlerer Statur, eher etwas dünner. Dunkle Augen. ***Dunkel wie die Hölle, fast schwarz,*** dachte John. Der Mann im Mantel schaute ganz bewusst nach vorn und nie zur Seite. Er schob einen Gepäckwagen, auf dem ein großer und ein kleiner Koffer standen. Sie sahen gar nicht so schwer aus, und der größere Koffer hatte sogar Rollen - faul oder müde? Seine Haare waren so schwarz wie seine Augen; unauffällige Frisur. Sein Bart ließ ihn jedoch irgendwie nahöstlich wirken. Hinter ihm kamen zwei weitere Männer durch die Tür. Hellhäutig und rothaarig, offensichtlich Kanadier. Einer von ihnen winkte jemand rechts von Clark zu. Unwichtig. Zurück zum Kamelhaarmantel. Seine Augen wanderten ständig von rechts nach links, aber sein Kopf blieb dabei absolut reglos. ***Gutes Training,*** dachte Clark sofort, als er dies bemerkte. Dann blieben die Augen an etwas hängen: Clark drehte den Kopf und sah jemand in einem schwarzen Anzug, wie ein Chauffeur, allerdings ohne Mütze. Er hielt ein weißes Pappschild hoch, auf dem in

Großbuchstaben KLEIN stand.

»Bingo«, flüsterte er vor sich hin. Dann wandte er sich an Chavez: »Geh rüber zu den Brüdern. Ihr deckt die Flanken ab. Ich mache einen kleinen Spaziergang. Jack, du begleitest mich.«

Als sie die Flughafenhalle hinuntergingen, fragte Jack: »Hast du etwas bemerkt, was ich übersehen habe?«

»Sein Name ist nicht Klein. Darauf verwette ich meinen Arsch.«

Clark sah, dass der Ankömmling nicht zu den Toiletten ging. So viel zu dieser Idee. Sie folgten den beiden in einem Abstand von 35 Metern. Ihre Zielperson wechselte mit seinem Abholer kein einziges Wort. ***Zu diszipliniert, oder kannten sie sich bereits?***

»Hast du eine Kamera?«, fragte John.

»Ja, eine digitale. Immer bereit. Ich könnte vielleicht sogar schon ein Bild von unserem Freund im Kasten haben, das habe ich allerdings noch nicht überprüft.«

»Wenn er in den Wagen steigt, müssen wir unbedingt …«

»… die Automarke, das Modell und die Zulassungsnummer notieren, ich weiß. Wie machen wir uns?«

»Ich glaube nicht, dass er uns bemerkt hat. Er hat nie dorthin geschaut, wo wir gestanden haben. Er

hat überhaupt nicht zur Seite geschaut. Entweder ist er absolut cool oder so rein wie frisch gefallener Schnee. Du hast die Wahl.«

»Er sieht irgendwie jüdisch aus«, sagte Jack.

»In Israel gibt es einen alten Witz. Wenn er jüdisch aussieht und Bagels verkauft, ist er ein Araber. Das stimmt zwar nicht immer, aber der Witz ist nicht übel.«

»Abgesehen von den Haaren kann ich mir ihn gut mit einem Cowboyhut und einem langen schwarzen Mantel als Diamantenhändler an der 47. Straße in New York vorstellen. Keine schlechte Tarnung. Aber natürlich ist er genauso wenig Jude wie ich.«

Jetzt gingen sie an den Zeitschriftenständen und der Bierbar vorbei durch den Einwegausgang bei den Metalldetektoren in die Haupthalle des Terminals. Durch deren Haupteingang in der vorderen Glaswand traten sie in die kühle kanadische Herbstluft hinaus. Den Taxistand ließen sie links liegen und überquerten die Straße in Richtung Parkplatz. Der Abholer hatte seinen Wagen offensichtlich im Kurz- und nicht im Langzeitparkbereich abgestellt. Okay, dies war also schon länger verabredet, und der Mann hatte diesen Transfer nicht erst über das Flugzeugtelefon bei einer am Flughafen stationierten Firma bestellt. Clark und Jack ließen sich jetzt ein wenig

zurückfallen, während ihre Zielpersonen ein ganz bestimmtes Auto ansteuerten.

»Kamera«, sagte Clark in scharfem Ton. Er hoffte, dass Jack wusste, wie man solche verdeckte Aufnahmen machte.

Tatsächlich erledigte er diese Aufgabe hervorragend, indem er das Zoomobjektiv seiner Kamera auf eine dreifache Vergrößerung ausfuhr. Das Auto war ein neuer schwarzer Ford Crown Victoria, ein Modell, das von billigen Fuhrunternehmen gern genutzt wurde. Alles war darauf angelegt, möglichst wenig Aufsehen zu erregen, dachte Clark, während er und Jack sich näher heranarbeiteten.

»Hier ist das Ticket für Ihren Anschlussflug in Chicago«, sagte der Fahrer und reichte seinem Passagier einen Flugschein.

Hadi war überrascht, als er den Zielort sah. Er schaute auf die Uhr. Das Timing war fast perfekt. Es hatte geholfen, dass die Erste-Klasse-Passagiere als Erste zur Passkontrolle gelangt waren.

»Wie lange dauert es bis zum anderen Terminal?«

»Nur ein paar Minuten«, antwortete der Fahrer.

»Gut.« Hadi zündete sich eine Zigarette an.

Der Wagen fuhr los. Clark und Jack gingen trotzdem weiter, bis er sich etwa hundert Meter

entfernt hatte. Dann kehrten sie um und eilten zu einem Taxi hinüber, das vor dem Terminal auf Fahrgäste wartete.

»Wohin soll's denn gehen?«, fragte der Fahrer.

»Das sage ich Ihnen gleich. Jack: Siehst du ihn?«

»Ich habe ihn im Visier«, versicherte ihm Jack. Der Crown Vic stand in einer Schlange, um die Parkgebühr zu bezahlen. Jack machte noch zwei Aufnahmen, um die Autonummer festzuhalten, die er sich allerdings zuvor schon gemerkt hatte. Um ganz sicherzugehen, kritzelte er sie auf seinen Notizblock, den er immer in der Manteltasche trug.

»Okay«, sagte Clark zum Fahrer, als sie beide eingestiegen waren. »Sehen Sie diesen schwarzen Ford dort drüben?«

»Ja, Sir.«

»Folgen Sie ihm.«

»Drehen wir einen Film?«, fragte der Fahrer mit einem Grinsen.

»Ja, und ich bin der Star.«

»Ich habe das nämlich schon gemacht, wissen Sie? Richtige Spielfilme. Diese Filmemacher zahlen übrigens ziemlich gut, wenn man für sie fährt.«

Clark verstand den Wink, zog seine Brieftasche heraus und reichte dem Fahrer zwei 20-Dollar-Scheine. »Recht so?«

»Ja. Sir. Ich wette, er fährt zum Terminal 3.«

»Warten wir's ab«, antwortete Clark. Er ließ den Crown Vic nicht aus den Augen, der sich durch das für Flughäfen typische Gewirr von Ausfahrten, Überführungen und Zufahrten hindurchquälte, die zweifellos alle von demselben hirnlosen Idioten entworfen worden waren, der auch die Pläne für die Terminals gezeichnet hatte. Clark war auf vielen Flughäfen gewesen und zu der Überzeugung gelangt, dass diese idiotischen Architekten alle auf die gleiche Schule gegangen waren.

Der Taxifahrer hatte recht. Der Crown Vic bog in eine Haltebucht vor dem UNITED AIRLINES-Schild ein und stoppte. Der Chauffeur stieg aus, um seinem Fahrgast die Tür zu öffnen.

»Gut gemacht. Wie heißen Sie?«, fragte Clark ihren Fahrer, der kurz hinter dem Ford angehalten hatte.

»Tony.«

»Vielen Dank, Tony. Einen schönen Tag noch.« Clark und Jack kletterten aus dem Taxi. Jack hielt so unauffällig wie möglich seine betriebsbereite Kamera in der Hand.

»Da drüben raucht er«, sagte Clark. Auf diese Weise wurde er zu einem idealen Fotomotiv. Manchmal hatte man eben Glück. »Okay, fotografier mich«, sagte Clark und stellte sich so in Positur, dass er in Hadis Sichtlinie stand. Jack machte einige Aufnahmen. Danach fragte ihn Clark: »Hast du ihn

drauf?«

»In voller Schönheit. Und jetzt?«

»Jetzt versuche ich ein Ticket nach Chicago zu bekommen. Du folgst ihm zum Flugsteig und rufst mich an, wenn du weißt, welchen Flug er nimmt.«

»Du bekommst doch für diesen Flug kein Ticket mehr!«

»Nun, wenn nicht, stehen wir auch nicht schlechter da als jetzt.«

»Verstanden! Ich habe deine Nummer«, sagte Jack. Dann stellte er sich fünfzig Meter von ihrem Freund Hadi auf, der seine Zigarette genüsslich aufrauchte, bevor er das Terminal betrat. Jack konnte auf dem Monitor seiner Kamera feststellen, dass er ein gelungenes Foto gemacht hatte.

Als Clark am United-Schalter ankam, stellte er erfreut fest, dass es dort keine Schlange gab. Nach dem letzten Zug warf Hadi die Kippe auf den Boden, atmete noch einmal tief die frische Herbstluft ein und betrat das Terminal. Jack folgte ihm in gebührendem Abstand und hielt dabei die ganze Zeit sein Mobiltelefon in der linken Hand. Hadi schaute in der Flughafenhalle auf einem Informationsbildschirm nach, wo genau sein Flugsteig lag. Er wirkte wie ein ganz gewöhnlicher Reisender, der seinen Flug nicht verpassen möchte. Nicht

einmal zehn Minuten später saß er im Wartebereich von Gate D-28. Jack nahm sein Handy und wählte eine Nummer.

»Clark«, meldete sich eine Stimme am anderen Ende.

»Hier ist Jack. Flugsteig D-28, Flug Eins-eins-null-acht.«

»Verstanden. Sieht der Flug ausgebucht aus?«

»Nein, aber der Vogel hat bereits angedockt, und die angegebene Abflugzeit ist in fünfundzwanzig Minuten. Du musst dich beeilen.«

»Bin schon unterwegs.« John ging zum Schalter hinüber. Er musste nur warten, bis dieser Kotzbrocken von Geschäftsmann vor ihm endlich den ihm genehmen Sitzplatz bekommen hatte. Er schenkte der Dame am Schalter sein freundlichstes Lächeln. »Flug Eins-eins-null-acht, bitte. Erste Klasse, wenn möglich, notfalls nehme ich auch Economy-Class.« Er reichte ihr seine goldene MasterCard.

»Mal sehen, was ich für Sie tun kann, Sir«, sagte sie höflich. Tatsächlich erwies sie sich als äußerst effizient. Nur drei Minuten später spuckte der Computerdrucker seine Bordkarte aus.

»Vielen Dank, Ma'am.«

»Rechts hinüber.« Sie deutete in die entsprechende Richtung, für den Fall, dass er nicht

wissen sollte, wo rechts war. John ließ sich Zeit. In zwanzig Minuten ging sein Flug. ***Kein Problem.*** Das tauchte erst an der Sperre mit den Metalldetektoren auf. Zu Johns ziemlicher Überraschung schlugen diese Alarm. Als dann ein uniformierter Sicherheitsmann einen kleinen, runden Metallscanner an ihm vorbeiführte, klingelte dieser, als er über seine Manteltasche bewegt wurde. John fasste hinein und holte seine US-Marshal-Marke heraus. Dieser Metalldetektor war wirklich fein eingestellt, musste er zugeben. »Oh, okay, Sir.«

»Dabei bin ich nicht einmal dienstlich hier«, sagte Clark mit einem verlegenen Lächeln. »War es das?«

»Jawohl, Sir. Danke.«

»In Ordnung.« Beim nächsten Mal würde er das Abzeichen auf das Laufband legen, nahm sich John vor. Dann würde die ganze Welt ihn für einen Cop halten. Dabei hatte der Kugelschreiber in seiner Tasche keinen Alarm ausgelöst. Es wäre interessant gewesen, wenn er ihren magischen Spezialstift dabeigehabt hätte. Hatte er aber nicht. Jammerschade.

Es war eine Boeing 737. Seattle musste einen Haufen dieser Maschinen verkauft haben, dachte Clark, während er sich in der unbequemen Wartelounge umsah. Derselbe Architekt, dieselben lausigen Stühle. ***War das etwa auch die Firma,***

die die Flugzeugsitze herstellte?, fragte er sich. ***Oder haben die voneinander abgekupfert?***

Da war Hadi. Er saß tatsächlich im Nichtraucherbereich. Wollte er keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Wenn ja, gutes Training. Er saß einfach da und blätterte gelangweilt das ***Newsweek-Magazin*** durch. Nach zehn Minuten wurde der Flug aufgerufen. Clark hatte Glück gehabt und einen Sitz in der ersten Klasse bekommen. 4C war ein Gangplatz, das konnte noch nützlich werden. Er musste an seinen Rückflug aus England denken, als er eine Pistole dabeihatte. Gott sei Dank hatte die damalige British-Airways-Kabinencrew das nicht gewusst. Sie hätten wahrscheinlich darauf reagiert, als ob er einen ganzen Sack voller Dynamitstangen an Bord gebracht hätte. Immerhin waren Stewardessen gewöhnlich äußerst aparte Damen, die er auf keinen Fall verärgern wollte. Außerdem mussten sie für ihren mies bezahlten Job hart arbeiten. In diesem Augenblick bestieg Hadi hinter drei anderen Passagieren das Flugzeug und setzte sich auf Sitz 1A, den vordersten linken Fensterplatz der ersten Klasse, etwa 4,50 Meter leicht links versetzt vor Clark. Drei Schritte, und er hätte dem Burschen das Genick brechen können. Das hatte er allerdings seit Vietnam nicht mehr gemacht, wo die Männer oft

dürre, schmale Hälse hatten. Das war lange her, aber selbst damals hatte er es fast nicht geschafft. Erinnerungen an alte Zeiten. Jetzt spielte nur eine Rolle, dass der Kerl 4,50 Meter von ihm entfernt saß. Mit zunehmendem Alter wurde es immer wichtiger, solche Tatsachen genau zu registrieren.

Die übliche Sicherheitsbelehrung. Mein Gott, der Sicherheitsgurt ist doch der gleiche wie bei deinem Auto, Dummkopf, und wenn nötig, kommt Mami vorbei und macht ihn für dich fest - aber Alkohol gibt es keinen. Die Toiletten sind vorn und hinten, und sie sind mit Bildzeichen gekennzeichnet, falls du zu doof zum Lesen sein solltest. Also schritt die Verblödung der Menschheit auch in Kanada immer weiter voran. ***Ein Jammer,*** dachte John. Vielleicht flogen mit United aber auch nur US-amerikanische Passagiere.

Der Flug verlief im Großen und Ganzen ruhig und normal, kaum ein einziges Luftloch. Nach nicht einmal einer Stunde setzte die Maschine auf dem O'Hare-Flughafen auf, der nach einem Marineflieger aus dem Zweiten Weltkrieg benannt war, der die Medal of Honor bekam, bevor er in der Luft zersiebt wurde, vermutlich sogar von den eigenen Leuten. Deshalb war er nicht weniger ein toter Mann, als wenn der Feind ihn heruntergeholt hätte. Clark

fragte sich, wie schwer es wohl für den Piloten war, die richtige Landebahn zu finden. Wahrscheinlich war er diese Strecke jedoch schon hundertmal geflogen. Jetzt kam der schwierige Teil, wusste John. Wohin war Hadi unterwegs, und würde er selbst für dessen nächste Anschlussmaschine auch noch ein Ticket bekommen? Leider konnte er den Bastard nicht einfach fragen. Erst einmal mussten beide durch die Passkontrolle, da die Vereinigten Staaten jetzt endlich jeden sorgfältigst kontrollieren wollten, der ihren Boden betrat. Das bedeutete zumindest, dass die bösen Buben eine ganze Minute darüber nachdenken mussten, wie sie sich ins Land mogeln konnten. Vielleicht hielt es die wirklich Dummen sogar davon ab. Andererseits stellten diese Dummköpfe doch auch keine größere Bedrohung dar, oder?

Das waren jedoch Überlegungen, die weit über seine Gehaltsklasse hinausgingen. Die Personen, die diese Entscheidungen trafen, konsultierten nur selten die Leute, die vor Ort ihren Arsch riskierten. Das änderte sich wohl niemals. Ein erschreckender Gedanke, aber erschreckende Gedanken waren ein Teil seines Berufs, den er seit mehr als dreißig Jahren ausübte. Tatsächlich waren die Einreiseformalitäten ein Witz. Sein Pass wurde nicht einmal abgestempelt, was ihn ausgesprochen

verwunderte. Schon wieder eine Verfahrensänderung? Oder wollte sich der Beamte nur nicht die Finger an der Stempeltinte schmutzig machen?

»Okay, wie läuft's?«, fragte Granger über die Sicherheitsverbindung.

»Clark hat dasselbe Flugzeug genommen wie unser Freund«, antwortete Jack. »Wir haben ein paar gute Fotos von ihm gemacht. Mit etwas Glück kann er ihn bis zu seinem Bestimmungsort beschatten.«

Höchst unwahrscheinlich, dachte der Operationschef am anderen Ende der Leitung. ***Nicht genug Leute, nicht genug Ressourcen.*** Nun, als Privatunternehmen konnte man eben nicht alles machen. Dies hielt zumindest die Kosten niedrig. »Okay, haltet mich auf dem Laufenden. Wann kommt ihr zurück?«

»Wir haben einen Flug zum Inlandsflughafen von Washington gebucht, der in dreißig Minuten startet. Wir werden also wahrscheinlich um halb sechs oder sechs wieder im Hauptquartier sein.« Von den paar Fotos abgesehen war das ein verlorener Tag gewesen, musste Jack denken. Was soll's, zumindest hatten sie jetzt mehr als zuvor.

Clark eilte den Verbindungsgang zwischen den zwei Terminals entlang. Angesichts von dessen Länge war er froh, dass er einen Großteil des Wegs auf Rollsteigen zurücklegen konnte. Er achtete darauf, den Mann im Kamelhaarmantel nicht aus den Augen zu verlieren. Dieser hatte zuerst im Freien eine Zigarette geraucht. Danach war er in die Flughafenhalle zurückgekehrt und hatte in aller Eile die Sicherheitsschleuse durchquert. Clark war ihm auf dem Fuß gefolgt. Glücklicherweise hatte seine Marshal-Marke diesmal keinen Alarm ausgelöst. Jetzt hetzte er seiner Zielperson durch den ganzen langen Tunnel hinterher. An dessen Ende fuhren sie die Rolltreppe ins Abflugterminal hinauf. Oben angekommen, wandte sich Hadi nach links. Auf einem Informationsbildschirm schaute er nach, von welchem Flugsteig aus seine Maschine startete. Dabei holte er nicht einmal sein Ticket heraus, um nach der Flugnummer zu sehen. Machte ihn das zu einem gut ausgebildeten Profi, oder hatte er einfach nur ein gutes Gedächtnis oder ein gesundes Selbstvertrauen?, fragte sich Clark. Wetten wurden noch angenommen. Hadi ging schnellen Schrittes zur Halle F hinüber.

Muss er sich etwa beeilen?, fragte sich Clark. Das wäre für ihn selbst gar nicht gut. Der angebliche Mr. Klein orientierte sich noch einmal an einer

Informationstafel und bog dann nach links zum Flugsteig F 5 ab, wo er sich auf einen Sitz fallen ließ, als ob er sich dringend ausruhen müsste. Der Flug von F 5 ging nach ... Las Vegas. McCarran International war ein ziemlich großer Flughafen mit einer riesigen Zahl von Anschlussflügen nach allen möglichen Zielorten. Noch ein Zwischenstopp für Hadi? War das klug?, fragte sich John. ***Hmm.*** Wer, wenn überhaupt jemand, hatte diesen Vogel ausgebildet? Ein Typ vom KGB oder ein Mitglied seiner Organisation?

Wie auch immer, der Flug ging in 15 Minuten. John blieb also nicht die Zeit, zum Schalter im Terminal 1 zurückzukehren und sich dort ein Ticket zu besorgen. Die Beschattung würde also hier enden müssen. ***Verdammt.*** Auch jetzt durfte er den Typen keinesfalls zu offensichtlich, gar aus der Nähe, beobachten. Hadi könnte ihn bemerken und sich sein Gesicht einprägen. Vielleicht hatte ihn tatsächlich ein Profi ausgebildet und ihm beigebracht, wie man sich auch noch nach langer Zeit an einmal gesehene Gesichter erinnern konnte. Clark zumindest besaß diese Fähigkeit. Für einen Agenten im Feindesland war das überlebenswichtig.

Clark ging zu einem Verkaufsstand hinüber und kaufte sich einen Schokoriegel und eine Cola light. Dies verschaffte ihm die Möglichkeit, die Augen

durch die ganze Halle wandern zu lassen. Hadi saß derweil einfach nur da. Er suchte nicht einmal nach einer Raucherecke, in der die Flughafenbesucher hinter Glas ihrem Laster frönen durften. Vielleicht vermochte er auch seine Leidenschaften zu zügeln, dachte John. Solche Leute konnten gefährlich werden. In diesem Moment wurde der Flug aufgerufen, Erste-Klasse-Passagiere zuerst. Hadi stand auf, ging zur Flugsteigtür und zeigte sein Ticket vor. Er lächelte den Abfertiger sogar freundlich an, der seinen Flugschein überprüfte. Danach ging er an Bord der betagten DC-9, wo ein breiter Ledersessel und jede Menge alkoholische Getränke auf ihn warteten. Immerhin flog er ja nach Las Vegas, wo die Menschen nach Herzenslust alle ihre schlechten Gewohnheiten ausleben konnten.

John aß den Rest von seinem Schokoriegel und ging zurück zum Tunneleingang. Wie zuvor schien die Rolltreppe fast zur Hölle hinunterzufahren, und er lobte im Geiste den Architekten, der an den Einbau der Rollsteige gedacht hatte. Clark war inzwischen in einem Alter, wo man solche Dinge ausgesprochen schätzte. Er nahm sich vor, sich über diese gescheiterte Mission nicht allzu sehr zu ärgern. Halbwegs gescheitert zumindest. Immerhin wussten sie jetzt einige Dinge über ihren Mann, die sie zuvor noch nicht gewusst hatten. Und sie hatten

einige gute Fotos von ihm. Er reiste anscheinend gern als Jude getarnt. Nicht dumm, aber etwas zu offensichtlich. Juden und Araber waren schließlich genetische Vettern, und auch ihre religiösen Glaubensvorstellungen waren verwandt, wenngleich beide natürlich eine solche Aussage wütend zurückgewiesen hätten.

Dazu kamen noch die Christen, allesamt »Menschen des Buches«, wie ihm seine saudischen Freunde bereits vor langer Zeit erklärt hatten. Andererseits begingen religiöse Menschen im Allgemeinen keine Morde. Der liebe Gott könnte etwas dagegen haben. Auf jeden Fall musste er jetzt erst einmal zum Campus zurückfliegen. Durch das Aussichtsfenster des Terminals konnte er beobachten, wie das zweimotorige Flugzeug in Richtung Startbahn rollte. In weniger als drei Stunden würde es in Vegas sein. Zuvor würde es Iowa, Nebraska und Wyoming überqueren, um am Ende in der Stadt der Sünde zu landen. ***Und wohin fliegt er von dort?,*** fragte sich John. Das würde er in nächster Zeit leider nicht herausfinden. Na ja, diese ganze Mission war von Anfang an reichlich improvisiert gewesen, deshalb durfte er auch nicht zu enttäuscht sein, dass sie zum Reinfall geworden war. Er besorgte sich am Schalter ein Ticket für einen Flug, der in neunzig Minuten zum

Internationalen Flughafen von Baltimore-Washington startete. Zuvor führte er ein Telefongespräch, um sicherzugehen, dass ihn dort jemand mit dem Auto abholte.

Hadi, der **dieses** Mal Sitz 1D bekommen hatte, musterte die Speisekarte, während er an seinem im Flugpreis inbegriffenen Weißwein nippte. In Italien war der zwar besser, aber das war ja nicht sonderlich überraschend. Wieder einmal schalt er sich selbst für seine Weinkennerschaft, die für einen Gläubigen unziemlich war. Das Land unter ihnen war absolut flach. Hin und wieder waren seltsame große grüne Kreise zu sehen. Man erklärte ihm, dies seien die rotierenden Bewässerungsanlagen, die die amerikanischen Farmer in den Prärieстaaten nutzten. Dieses Gebiet nannten die ersten Entdecker einst die Große Amerikanische Wüste. Heute war es die Getreidekammer der Welt. Jenseits der Berge gab es jedoch andere, echte Wüsten.

Was für ein großes und seltsames Land dies war, voller seltsamer Menschen, die meisten von ihnen Ungläubige. Dies waren Leute, vor denen man sich in Acht nehmen musste, deshalb musste er sich und sein Verhalten in jeder Minute noch mehr als in Italien unter Kontrolle haben. Dabei war es schwer, sich niemals entspannen und alle Vorsicht aufgeben

zu können. Mit ein wenig Glück konnte er sich bei seinem Freund ein wenig erholen. Wie seltsam, dass er nie erfahren hatte, wo der Emir lebte. Dabei waren sie seit Jahrzehnten Freunde. Sie hatten sogar in ganz jungen Jahren gemeinsam zur selben Zeit und am selben Ort reiten gelernt und danach dieselbe Schule besucht, sie hatten miteinander gespielt und waren um die Wette gelaufen. Der Wein begann jetzt Wirkung zu zeigen. Außerdem war der Tag lang gewesen. Seine Augenlider wurden schwer, und er schlummerte ein, während das Flugzeug in die Dunkelheit flog.

Clark bestieg inzwischen ein anderes Flugzeug, setzte sich auf seinen Sitz in der ersten Klasse und schloss die Augen, allerdings nicht um zu schlafen, sondern um die Ereignisse des Tages im Geist noch einmal an sich vorbeiziehen zu lassen. Was hatte er gemacht? Was hatte er falsch gemacht? Was hatte er richtig gemacht, und weshalb hatte das am Ende nichts genützt?

Im Mittelpunkt stand wie immer der menschliche Faktor. Jack hatte seine Sache gut gemacht, aber das war keine große Überraschung. Der Junge hatte gute Instinkte. Vielleicht hatte er die geerbt. Insgesamt war das gar kein schlechter Einsatz, wenn man bedachte, wie improvisiert die Vorbereitungen

gewesen waren. Andererseits hatten sie ja gewusst, dass Hadi nach Chicago Weiterreisen würde. Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, zwei Teams aufzustellen, eines davon gleich nach Chicago zu schicken und ihnen dann über Mobiltelefon das Foto der Zielperson zu übermitteln, damit sie sie dort erwarten konnten? Hätten sie das tun können? Technisch wäre das möglich gewesen, aber das hieß noch lange nicht, dass es funktioniert hätte.

Bei solchen Einsätzen musste man mehrfache Sicherungen einbauen. Wenn man sich auf den Zufall verließ, war das Scheitern vorprogrammiert. Andererseits konnten auch sorgfältig geplante Operationen scheitern, selbst wenn man über genug gut ausgebildete Profis verfügte. Sogar bei einem nicht professionellen Gegner konnten Zufälle die besten Pläne vereiteln. Vielleicht sollte er einmal seine europäischen Missionen mit den Zwillingen durchgehen, nur um zu sehen, wie gut ihr taktisches Verständnis war. Sie sahen gut aus, aber Modemodels taten das ja auch. Auch hier kam es hauptsächlich auf Training und Erfahrung an. Vor allem auf Erfahrung. Im Einsatz trainierte man sich ja quasi selbst. Den neuen CIA-Beamten drunten in der Farm im Virginia Tidewater hatte er vor allem Erfahrung vermitteln wollen. Allerdings hatte er nie erfahren, wie erfolgreich er damit war. Einige

kamen zwar wieder und kippten mit ihm und Chavez ein paar Bierchen. Was war aber mit den Jungs, die ***nicht*** zurückgekommen waren? Welche Lektionen konnte man von ihnen lernen? Deren Geschichten hörte man jedoch nur selten, denn ***nicht*** zurückzukommen bedeutete, ***nie mehr*** zurückzukommen, plus ein goldener Stern an der rechten Atriumwand im CIA-Hauptquartier und gewöhnlich eine weiße Stelle im Gedenkbuch.

Als Erstes sollten wir die Kommunikation innerhalb der Teams verbessern, dachte er. Weil sie sich noch nicht so gut kannten, um gegenseitig ihre Gedanken zu lesen, sollten ihnen wenigstens brauchbare Kommunikationsprotokolle zur Verfügung stehen. Mehr Einsatzkräfte einzustellen wäre auch eine gute Idee, aber das war ausgeschlossen. Der Campus sollte ja klein und beweglich bleiben. Vielleicht war das auch gut so, trotzdem gab es ganz sicher Zeiten, wo eine Menge Menschen eine Menge Probleme hätte lösen können. Aber damit war nicht zu rechnen.

Clarks Maschine setzte sanft auf der Landebahn des Internationalen Flughafens von Baltimore-Washington auf. Nur fünf Minuten später dockte sie bereits am Flugsteig D-3 an, und Clark konnte aussteigen. Zuerst einmal ging er kurz auf die

Toilette, dann spazierte er langsam durch die Ankunftshalle in der Hoffnung, dass dort jemand auf ihn wartete. Plötzlich sah er in der Entfernung Jack, der ihn durch eifriges Winken auf sich aufmerksam machte.

»Ich weiß, wie du aussiehst«, sagte Clark. »Du musst den anderen Leuten nicht unbedingt zeigen, dass du mich kennst.«

»He, ich meine …«

»Ich weiß, was du sagen willst. Aber ich sage dir: Der Einsatz ist erst zu Ende, wenn du daheim dein erstes Bier trinkst, mein Junge. Vergiss das nie.«

»Ist angekommen. Was hast du herausgefunden?«

»Er flog nach Las Vegas, wo er wahrscheinlich inzwischen angekommen ist. Vor allem habe ich herausgefunden, dass wir beim Campus nicht genug Einsatzkräfte haben, um eine größere Aktion erfolgreich durchzuziehen«, schloss er leicht angesäuert.

»Na ja, wir können allerdings das, was wir tun, nur dann tun, wenn uns die Regierung nicht über die Schulter schaut, nicht wahr?«

»Das ist wohl so. Trotzdem ist es manchmal vorteilhaft, Teil einer größeren Organisation zu sein, verstehst du?«

»Ja. Wir sind wohl so eine Art Parasit im Staatskörper.«

»Wahrscheinlich. Habt ihr versucht, herauszufinden, wohin unser Vogel geflogen ist?«

Jack schüttelte den Kopf, als sie aus dem Terminal ins Freie traten. »Nein.«

»Ich wette, er ist weitergereist, vielleicht noch mit zwei bis drei Zwischenstationen. Aber genau kann man das nicht sagen.«

»Warum?«

»Komplexität. Unvorhersehbarkeit. Unberechenbarkeit. Mach es deinem Gegner so schwer wie möglich. Das ist ein Grundprinzip in unserem Geschäft.«

Vor dem McCarran-Flughafen in Las Vegas machte sich Hadi ebenfalls Gedanken über die Möglichkeit, seinen Reiseweg nachzuvollziehen. Sein Abholer Tariq antwortete ihm: »Wir haben das ausführlich diskutiert. Da besteht absolut keine Gefahr. Unsere Kommunikationsmittel sind das Beste, was man sich heute für Geld kaufen kann. Niemand hat bisher in unsere Nachrichtenwege eindringen können. Wenn das anders wäre, stünden wir beide jetzt nicht hier, nicht wahr?«

»Und was war mit Uda Bin Sali und den anderen?«, fragte Hadi.

»Er starb an einem Herzinfarkt. Wir haben alle den offiziellen Obduktionsbericht genau studiert.«

»Und die anderen?«

»Männer sterben jeden Tag an Herzversagen, sogar die Erwählten Allahs«, erklärte Tariq.

»Vielleicht haben ihn die Juden getötet, und die Ärzte in Rom meinten, er habe einen Herzinfarkt erlitten. Vielleicht gibt es einen Weg - vielleicht ein Gift -, das es so aussehen lässt.«

»Vielleicht.« Tariq machte sich auf den Weg zum Parkplatz. »Aber selbst in diesem Fall brauchten wir uns hier vor den Israelis nicht zu fürchten.«

»Mag sein«, räumte Hadi ein. Für eine echte Diskussion war er nach seinem langen Reisetag viel zu müde. Zu viel Zeit in der Luft, zu viel Wein und zu wenig Schlaf hatten seine geistigen Kräfte weitgehend erschöpft. »Ist dein Wagen sauber?«

»Wir waschen das Auto alle drei Tage. Dabei suchen wir es auch genau nach Abhörgeräten aller Art ab.«

»Und wie geht es ihm?«

»Das wirst du in ein paar Minuten selber sehen. Er ist gesund. Körperlich geht es ihm gut. Aber du wirst Schwierigkeiten haben, ihn wiederzuerkennen. Was sein Äußeres angeht, haben die schwedischen Chirurgen ein Wunder vollbracht. Wenn er wollte, könnte er hier auf die Straße gehen, ohne Gefahr zu laufen, von jemandem erkannt zu werden.«

Hadi schaute aus dem Wagenfenster. »Und warum

hier?«, fragte er müde.

»Außer den Dieben, die die Hotelcasinos besitzen, gibt niemand je zu, hier zu leben. Die Stadt ist notorisch korrupt, wie Beirut es einst war - so hat es mir zumindest mein Vater immer erzählt. Eine Menge Glücksspiel, aber Seine Hoheit spielt nicht mit Geld.«

»Ich weiß, nur mit seinem Leben. Das ist zwar viel gefährlicher, aber alle Menschen müssen einmal sterben, nicht wahr?«

»Die Ungläubigen hier benehmen sich, als ob sie das nicht befürchten müssten. Es ist seltsam, wie viele christliche Kirchen es hier gibt. Die Leute kommen von weit her, um in dieser Stadt zu heiraten — ich verstehe das zwar nicht, aber es ist tatsächlich der Fall. Der Emir entschied sich für diese Stadt wegen ihrer Anonymität.

Ich glaube, das war ein kluger Schachzug von ihm. So viele Leute kommen hierher, um dem Glücksspiel zu frönen und gegen Allah zu sündigen. Mit den unzähligen Verbrechen, die hier Tag für Tag begangen werden, ist die örtliche Polizei völlig ausgelastet.«

Tariq bog nach rechts in die Straße ein, die zum Landhaus des Emirs führte. Es war natürlich weit bequemer als die Höhlen im Westen Pakistans, was Tariq und die restlichen Mitarbeiter Seiner Hoheit

sehr zu schätzen wussten und wofür sie Allah täglich dankten. Als sie sich der Zufahrt des Anwesens näherten, fuhr er langsamer und signalisierte mit dem Blinker, dass er links abbiegen wollte. Er und seine Kollegen befolgten hier in Amerika alle Verkehrsregeln und Gesetze, die sie kannten.

»Ist es das?«

»Ja«, bestätigte Tariq.

Der Emir hatte eine gute Wahl getroffen, dachte Hadi bei sich. Er hätte sich für ein besser gesichertes Gebäude entscheiden können, aber das hätte bestimmt das Interesse der Nachbarn geweckt und wäre in diesem Zeitalter der Hubschrauber und Bombenflugzeuge auch kontraproduktiv gewesen. Beim Anflug auf Las Vegas hatte der Pilot auf eine große US-Luftwaffenbasis hingewiesen, die unmittelbar nördlich der Stadt lag. Das war eine weitere kluge Maßnahme seines Freundes, sich in der Nähe einer größeren amerikanischen Militäreinrichtung niederzulassen. Auf den ersten Blick schien das zwar keine so gute Idee zu sein, aber gerade deshalb war die Entscheidung absolut brillant. ***Er hat sich für einen Ort entschieden, der den ungläubigen Westen in Reinkultur verkörpert,*** dachte Hadi voller Bewunderung. Wie lange hatte er das geplant? Wie hatte er das alles arrangiert? Nun, genau deshalb

wurde er ja zum Führer dieser Organisation, weil er Dinge sehen konnte, die andere nicht zu sehen vermochten. Er hatte sich seinen Platz in der Welt verdient, und an diesem Platz hatte er die Fähigkeit - und das Recht — erworben, sich Männer und, laut den Erzählungen des Mannes hinter dem Lenkrad, auch Frauen zu Willen zu machen. ***Alle Männer haben ihre Bedürfnisse und Schwächen,*** sagte sich Hadi. Vor allem Letztere war auch nicht weiter schädlich. Er selbst hatte sich ab und zu den Freuden Roms hingegeben. Oft genug hatte er dabei überhaupt kein Schuldgefühl empfunden. Und jetzt erfuhr er, dass sein Freund dasselbe machte. Das war für ihn keine große Überraschung.

Der Wagen fuhr in die Garage. Ein Platz war dort noch frei. Hatte er also noch einen weiteren Bediensteten? Hadi stieg aus, holte sein Gepäck aus dem Kofferraum und ging auf den Hauseingang zu, während sich die Garagentore langsam wieder schlossen.

»Hadi!«, erklang plötzlich eine sonore Stimme.

»Effendi«, rief Hadi zurück. Die beiden Männer umarmten und küssten sich, wie es in ihrer Kultur Brauch war.

»Wie war dein Flug?«

»Alle vier verliefen glatt, waren aber sehr ermüdend.« Hadi sah seinem Gegenüber lange ins

Gesicht. Die Stimme hatte er erkannt, das Gesicht erschien ihm jedoch fremd. Saif Rahman Yasin hatte sich völlig verändert. Die Nase, die Haare, bis zu einem gewissen Grad sogar die Augen … ***Oder stimmte das gar nicht,*** fragte er sich plötzlich. Nur deren Ausdruck. Der Emir war sichtlich erfreut, seinen Freund aus Kindertagen wiederzusehen. Diese Freude ließ seine Augen ganz anders erscheinen als auf den Bildern im Fernsehen und in den Zeitungen. »Geht es dir gut, mein Freund?«, erkundigte sich Hadi.

»Ich führe hier ein angenehmes, bequemes Leben«, erklärte der Emir und zeigte dabei ein seltenes Lächeln. »Allah sei gepriesen, wir müssen keine Berge mehr hochklettern. Es ist eine Freude, direkt unter ihrer Nase zu leben, wie sie es ausdrücken.«

»Als ich davon erfuhr, hielt ich dich für verrückt, aber jetzt kann ich deine Weisheit erkennen.«

»Ich danke dir.« Der Emir zog ihn ins Haus. »Du hast dich also entschlossen, als Jude zu reisen? Das ist gut. Hier gibt es viele Juden.«

»Ist diese Stadt so korrupt, wie sie sagen?«

»Weit mehr. Die Einwohnerschaft verändert sich ständig. Die Menschen hier erkennen allenfalls ihre engsten Freunde, so wie es früher im Libanon war.«

»Oder heute in Bahrain ist?«

»Das ist viel zu nah an zu Hause.« Diese Aussage musste er nicht näher erklären. Viele Saudis ließen sich in ihren schweren Limousinen dorthin fahren, um die Freuden des Fleisches zu genießen. Viele von ihnen hätten, wenn schon nicht sein neues Gesicht, dann doch womöglich seine Stimme erkannt. Die saudische Königsfamilie wollte ebenso seinen Tod wie die Amerikaner. Tatsächlich hatten sie auf dem Haupthinrichtungsplatz in Riad bereits Tribünen aufgestellt, damit die Ungläubigen seine letzten Minuten mit ihren Minicams und anderen Kameras festhalten konnten. Auf seinen Kopf waren viele Prämien ausgesetzt … Und dabei war das Kopfgeld der Amerikaner nicht einmal das höchste. »Komm. Du bekommst jetzt ein ordentliches Bett.«

Hadi folgte ihm durch die Küche ins Zentrum des Hauses und von dort nach links in den Flügel, wo die Schlafzimmer lagen.

»Bist du hier sicher?«, fragte Hadi.

»Ja, aber in ein paar Minuten wäre ich von hier weg. Es ist nicht perfekt, aber es ist das Beste, was sich gegenwärtig organisieren lässt.«

»Testest du ab und zu deinen Fluchtweg?«

»Jede Woche.«

»In Italien mache ich es genauso.«

»Ruh dich aus!«, sagte der Emir und öffnete die Tür zu einem Schlafzimmer. »Brauchst du noch

etwas?«

Hadi schüttelte den Kopf. »Ich könnte etwas essen, aber ich brauche Schlaf. Ich sehe dich morgen früh.«

»Gute Nacht, mein Freund.« Der Emir klopfte ihm noch einmal auf die Schulter und schloss die Tür. Der Mann war immerhin fast 10000 Kilometer geflogen. Er hatte sich das Recht verdient, erschöpft zu sein.

Bell und Granger saßen bereits in Hendleys Büro, als Jack und Clark hereinkamen. »Chicago war ein Reinfall«, erklärte Clark und ließ sich auf einen Bürostuhl fallen. »Er flog bis Las Vegas. Von dort aus - wer weiß? Von McCarran gehen Flüge in alle Richtungen. Vielleicht nach L.A., San Francisco, zum Teufel, vielleicht sogar zurück an die Ostküste.«

»Unter welchem Namen reist er?«, fragte Bell.

»Joel Klein. Ein jüdischer Name - kann man sich das vorstellen? Das ergibt aber durchaus einen Sinn, nehme ich an. Wir könnten den Namen durch die Computer laufen lassen. Vielleicht hat er einen Anschlussflug gebucht, aber wer kann schon sagen, ob er nicht viele andere Namen benutzt?«

»Wird bereits überprüft«, versicherte ihm Granger. »Bisher noch keine Treffer. Allmählich

weiß ich auch nicht mehr weiter.«

»Ich wette, dass er auf Tauchstation gegangen ist. Vielleicht muss er morgen schon Weiterreisen. Dafür haben wir aber nicht genug Personal, Rick. Wir brauchen mehr Leute, um ihn aufzuspüren.«

»Wir haben eben nur das, was wir haben«, wandte Bell ein.

»Ja, sicher.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, warf Jack ein. »Vielleicht war Las Vegas das Ziel? Was wäre dann?«

»Beim bloßen Gedanken friert es mich«, antwortete Granger. »Das würde nämlich bedeuten, dass wir eine operative URC-Zelle im Land haben.«

»Erzählen Sie uns erst mal, wie es **Ihnen** in **Peshawar** ging«, sagte Hendley ein paar Minuten später.

Clark griff in seine Reisetasche und legte Masuds Festplatte auf den Tisch. Er gab eine knappe Zusammenfassung des Trips. »Warum sie das Haus nicht durchsuchten, weiß ich nicht«, sagte er. »Masud sagte, er habe von allem, was er für den URC tat, eine Kopie angelegt. Wir müssen annehmen, dass er der Bursche war, der für den Emir als Logistiker fungierte und seine Reisen organisierte.«

»Davon werden wir vorerst ausgehen.« Hendley nickte Bell zu. »Rick, bringen Sie das hier mal zu Gavin runter? Er soll uns die Dateien so schnell wie möglich heraufschicken.« Und zu Clark gewandt: »Wollen Sie Mary Pat anrufen?«

»Schon erledigt. Sie ist auf dem Weg hierher.«

Hendley nahm den Telefonhörer und rief den Empfang an. »Ernie, hier Gerry. Wir bekommen Besuch. Mary Pat Foley. Danke.«

Mary Pat tauchte vierzig Minuten später in Hendleys Tür auf. »Nette Bude«, kommentierte sie. »Sieht so aus, als hätte ich mir den falschen Laden ausgesucht.« Sie ging auf Hendley zu und schüttelte ihm die Hand. »Schön, Sie wieder mal zu sehen, **Gerry.«**

»Ganz meinerseits, Mary Pat. Ich darf Ihnen Rick Bell und Sam Granger vorstellen. Ich glaube, Jack Ryan kennen Sie schon.« Noch mehr Händeschütteln. Mary Pat blickte Jack überrascht an. »Sie führen also das väterliche Geschäft weiter?«, fragte sie.

»Es ist noch zu früh, das zu sagen, Ma'am.«

»Mary Pat«, korrigierte sie ihn.

Hendley lud sie ein, sich zu setzen. Sie setzte sich neben Clark. »Du siehst müde aus, John.«

»Ich sehe immer so aus. Muss an der Beleuchtung

liegen.«

»Bringen wir uns alle erst einmal auf denselben Wissensstand«, schlug Hendley vor.

Clark gab Mary Pat dieselbe Zusammenfassung. Als er fertig war, pfiff Mary Pat leise durch die Zähne. »Ein Logistiker. Das sagt uns doch schon mal etwas. Einer wie Masud wird nur gebraucht, wenn man sich aus der Region absetzen will.«

»Wir werden gleich erfahren, was sich auf der Festplatte befindet«, sagte Granger.

»Aber wir werden nicht erfahren, wo er sich befindet«, prophezeite Mary Pat. »Dafür ist der Emir viel zu gerissen. Wahrscheinlich benutzt er mehr als nur einen Logistiker. Sie helfen ihm, irgendwohin zu hüpfen, wo er von allen Radarschirmen verschwinden kann. Wir können nur hoffen, dass wir ihm näher kommen.«

»Näher wäre auf jeden Fall entschieden besser als das, wo wir jetzt stehen«, bemerkte Rick Bell trocken.

Während sich Biery und seine Freaks mit Masuds Festplatte beschäftigten, legten sich Clark und Chavez auf die Sofas im Pausenraum, um ein wenig Schlaf nachzuholen. Jack befasste sich mit dem Memorystick, den Ding einem der Tangos in Tripolis abgenommen hatte. Gemeinsam mit Biery hatte er schon herausgefunden, dass auf dem

Flashdrive stegokodierte Bilder gespeichert waren. Sie hatten beschlossen, nach der Brute-Force-Algorithmus-Methode vorzugehen — und hatten um ein Steakessen gewettet, wer die Dateien zuerst knacken würde. Da sich Biery nun mit Masuds Festplatte abmühte, war sich Jack ziemlich sicher, dass er einen großen Vorsprung hatte.

Nach zwei Stunden vergeblicher Versuche stieß einer der Algorithmen endlich auf eine Goldader - auf Jacks Bildschirm begann sich ein Bild zu entpixeln. Es war eine sehr große Datei, fast sechs Megabytes, deshalb würde die Dekodierung wohl einige Minuten dauern. Jack griff nach dem Telefon und rief Granger herbei. Zwei Minuten später schauten ihm bereits acht Kollegen über die Schulter. Gebannt starrten sie auf den Monitor, wo sich allmählich ein Foto herausbildete.

»Was zum Teufel ist das denn?«, wollte Brian wissen und beugte sich näher.

Das Foto war noch verschwommen und färb- und kontrastlos, aber Jack importierte es in das Photoshop-Programm, bearbeitete es mit Filtern und erhöhte den Kontrast und die Helligkeit, bis das Bild immer klarer hervortrat.

Zehn Sekunden lang herrschte verblüfftes Schweigen.

Das Foto maß ungefähr 20 x 25 Zentimeter und

war als Pin-up im Stil der 1940er-Jahre aufgenommen worden: Eine dunkelhaarige Frau in einem weißen Farmerrock saß auf einem Heuballen, die Beine keusch übereinander geschlagen. Von der Hüfte aufwärts war sie nackt. Die unglaublich riesigen Brüste ruhten schwer auf ihren Oberschenkeln.

»Das sind Titten«, erklärte Sam Granger den anderen trocken. »Mein Gott, Jack, haben Sie jetzt endlich erkannt, wie Titten aussehen sollten?«

»Heilige Scheiße«, murmelte Jack.

Alle anderen brachen in lautes Gelächter aus.

»Jack«, prustete Dominic, »du kleiner Perversling ... Hätt' ich nie von dir gedacht ...«

Brian musste noch eins drauf setzen: »Na, Jack, wie viel Weiber entpixelst du denn so in deiner Freizeit?«

Noch mehr Gelächter.

»Sehr komisch«, knurrte Jack.

Als das Gelächter wieder verstummte, sagte Hendley: »Okay, Leute, lassen wir Mr. Hefner in Ruhe an seinen Bunnys weiterarbeiten. Super Leistung, Jack.«

Um 16.00 Uhr weckte Jack Clark und Chavez. »Auf die Bühne, Jungs. In fünf Minuten im Besprechungsraum.«

Sie schafften es in vier Minuten, beide bewaffnet mit einem Maxibecher Kaffee. Alle anderen saßen bereits am Tisch: Hendley, Granger, Bell, Rounds, Dominic und Mary Pat. Clark und Chavez setzten sich. Rounds leitete die Besprechung. Er blätterte in der Zusammenfassung, die Biery ein paar Minuten zuvor hochgeschickt hatte. Schließlich blickte er auf.

»Das meiste ist alltäglicher Kleinkram, der uns wahrscheinlich nur ein bisschen weiterhilft. Aber es gibt drei Dinge, die für das Gesamtbild wichtig sein könnten.« Rounds nahm die Fernbedienung und zielte damit auf den TV-Breitbildschirm. Sofort erschien die Innenseite eines Reisepasses. »So sah unser Mann noch irgendwann in den letzten sechs bis neun Monaten aus.«

Am Tisch herrschte gespannte Stille.

»Hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den paar Fotos, die wir schon von ihm hatten«, bemerkte Bell.

Rounds nickte. »Das hier ist ein gefälschter französischer Pass. Hervorragende Qualität. Stempel, Einband, Fäden ... alles absolut perfekt gemacht. Auf Masuds Festplatte fand sich der Hinweis, dass der Emir diesen Pass vor drei Monaten benutzte. Von Peshawar nach Dushanbe in Tadschikistan, dann weiter nach A§gabat, Wolgograd, dann St. Petersburg. Danach: nichts.«

»Masud hat ihn also bis dorthin gebracht«, fügte

Dominic hinzu.

»Kann aber nicht sein endgültiges Ziel gewesen sein«, meinte Jack. »Vielleicht hat dort ein anderer Logistiker übernommen?«

Clark sagte: »Diese Reisen führten ungefähr in nordwestlicher Richtung. Wenn man in dieser Richtung weiterdenkt, kommt man nach Finnland oder Schweden.«

»Schweden«, warf Mary Pat sofort ein. »War da nicht was mit plastischer Chirurgie?«

»Kann sein«, meinte Granger.

»Passt die Sache mit Hlasek Air irgendwie dazu?«, überlegte Chavez.

»Auch das könnte sein. Wenn Masud ihn nach St. Petersburg gebracht hat, bedeutet das, dass er dort den französischen Pass gegen einen anderen austauschte. Aber wenn er mit einem neuen Pass nach Schweden oder Finnland gereist wäre, hätte er danach nirgendwo mehr einreisen können — jedenfalls nicht legal.«

»Erklären Sie uns das genauer«, bat Hendley.

»Sein altes Gesicht konnte er nicht für das neue Passfoto verwenden, und er konnte sich auch nicht mit all den Bandagen fotografieren lassen. Also musste er stillsitzen, bis alle Schwellungen und Verfärbungen im Gesicht verschwunden waren - erst ***dann*** konnte er sich einen neuen Pass

beschaffen.«

»Gehen wir noch mal einen Schritt zurück«, warf Jack ein. »Wer übernahm in St. Petersburg die Logistik? Das ist die Frage, die wir uns stellen müssen.«

»Nadel im Heuhaufen«, meinte Bell.

»Vielleicht nicht«, mischte sich Mary Pat wieder ein. »Masud war ein Ex-ISI. Der URC wählte ihn aus, weil er ein Profi war. In Russland würden sie dieselben Anforderungen stellen. Wir suchen also vielleicht nach einem Ex-SVR- oder Ex-KGB-Mann.«

»Oder GRU«, fügte Rounds hinzu. »Der militärische Geheimdienst.«

»Richtig.«

»Lässt sich die Liste nicht verkürzen, Mary Pat?«, fragte Clark.

»Vielleicht. Es geht um ziemlich spezialisiertes Fachwissen. Wahrscheinlich könnte das auch jemand machen, der früher Leute illegal aus dem Land schleuste. Von denen laufen allerdings noch sehr viele herum.«

»Und wie viele von ihnen sind schon tot?«, fragte Jack. »Wir reden von St. Petersburg. Und von den letzten vier Monaten. Wahrscheinlich hätten sie Masud schon viel früher umgebracht, wenn er nicht abgetaucht wäre. Der Mann war für sie zum Risiko

geworden. Das würde doch auch für den russischen Logistiker zutreffen.«

»Guter Gedankengang, Jack«, lobte Hendley. »Können Sie damit etwas anfangen, Mary Pat?«

»Geben Sie mir ein paar Stunden.«

Sie kam schon nach zwei Stunden wieder vom NCTC zurück. »War eigentlich nicht mal besonders schwierig. Jack, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Letzten Monat in St. Petersburg - Juri Beketow, ehemaliger KGB-Offizier, Direktorat S - Illegale - von der Ersten Hauptverwaltung. Wurde in einem tschetschenischen Restaurant erschossen. Die Petersburger Polizei gab den Fall auch in die Interpol-Datenbank ein. Ich habe ein paar Leute drangesetzt, um die Details herauszukitzeln, aber schon jetzt scheint Beketow gut zu passen.«

»Bis wir es genau wissen, spinnen wir den Gedanken weiter«, sagte Hendley. »Nehmen wir mal an, der Emir reist in die Schweiz oder nach Schweden oder Finnland, um sich operieren zu lassen.«

»Ich bin für Schweden«, sagte Rounds. »Er will bestimmt nur die beste Klinik, in sehr privater Umgebung und mit erlesener Kundschaft. Davon gibt es in Schweden viel mehr als in Finnland. Damit hätten wir wenigstens einen Startpunkt.«

»Google«, sagte Jack.

Gegen 21.00 Uhr fanden sie endlich, wonach sie gesucht hatten. Jack stieß sich vom Schreibtisch weg und fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar. »Das muss man ihnen lassen: Sie sind ausgesprochen konsequent. Skrupellos und konsequent.«

»Lass uns doch an deinen hehren Gedanken teilhaben, Jack«, sagte Clark.

»Vor drei Wochen brannte die Orrhogen-Klinik in Sundsvall bis auf die Grundmauern nieder. Der Geschäftsführer war noch im Gebäude und kam ums Leben. Und noch was: Sundsvall liegt nur ungefähr hundertzwanzig Kilometer nördlich von Söderhamn. Wir können mit Sicherheit annehmen, dass der Flugmechaniker Rolf heute nicht mehr am Leben wäre, wenn Brian und Dominic dort nicht aufgetaucht wären.«

»Okay - der Emir ließ sich operieren, erholt sich ein paar Tage und reist ab«, fasste Granger zusammen. »Wir können annehmen, dass er zu diesem Zeitpunkt keinen Pass besitzt. Er benötigt also eine private Chartermaschine, einen privaten Flughafen und einen Piloten, dem es nichts ausmacht, sich die Finger ein bisschen schmutzig zu machen.« Hendley dachte kurz nach. »Aber wie

würde er die Sache bewerkstelligen?«

»Rolf hat uns die Antwort geliefert«, antwortete Dominic. »Duplizierte Transpondercodes.«

»Genau«, sagte Jack. »Hlasek schaltet den ersten Transpondercode aus, verschwindet vom Radarschirm, schaltet den zweiten Transpondercode ein - und schon haben sie ein ganz anderes Flugzeug.«

»Aber das alles musste doch sicherlich irgendwo registriert werden«, sagte Rounds. »Haben wir Zugriff auf die Federal Aviation Administration oder Transport Canada?«

»Nein«, antwortete Granger. »Was aber nicht heißt, dass wir uns den Zugriff nicht verschaffen können.« Er griff zum Telefon; zwei Minuten später betrat Gavin den Besprechungsraum.

Jack erklärte ihm, wonach sie suchten. »Machbar?«

Gavin schnaubte verächtlich. »Die FAA-Firewall ist ein Witz. Die von Transport Canada ist auch nicht besser. Bin in einer halben Stunde wieder da.«

Und Gavin hielt Wort. Dreißig Minuten später rief er im Besprechungsraum an. Hendley schaltete auf Lautsprechen. »Innerhalb des Zeitraums, den Sie mir genannt haben, fielen achtzehn Flugzeuge aus der Radarüberwachung im amerikanischen und im

kanadischen Luftraum. Sechzehn Fälle entpuppten sich als Irrtümer der Leute in der Flugleitstelle. Ein weiterer Fall war eine Cessna, die in der Nähe von Albany abstürzte. Der letzte Fall betrifft eine Dassault Falcon, die dann auch verschwunden blieb. Die Maschine flog nach Moose Jaw. Unterwegs meldete der Pilot ein Problem mit dem Fahrwerk. Ein paar Minuten später verschwand die Maschine vom Radarschirm.«

»Wo liegt Moose Jaw?«, fragte Dominic.

»In Kanada. Weiter nördlich von der Grenze zwischen North Dakota und Montana.«

»Da ist noch etwas«, fuhr Biery fort. »Ich habe mal versuchshalber ein paar Begriffe und Ortsnamen in die Suchfunktionen in den Websites von Transport Canada, der FAA und dem NTSB eingegeben. Der National Transportation Safety Board befasst sich bekanntlich auch mit Flugunfällen. Drei Tage nachdem die Falcon vom Radarschirm in Moose Jaw verschwand, fischte ein Angler vor der kalifornischen Küste einen Flugschreiber aus dem Meer. Dem NTSB zufolge gehört er zu einer Gulfstream - aber die Maschine steht angeblich in einem Hangar in der Nähe von Söderhamn. Das Problem ist nun, dass die Dassault-Maschinen mit dem Prototyp eines Flugschreibers ausgestattet sind, der so konstruiert ist, dass er sich bei

Überschreiten eines bestimmten kinetischen Schwellenwerts vollständig vom Flugkörper löst. Außerdem hat der Flugschreiber auch einen Schwimmkörper und eine Signallampe. Die Blackbox, die im Meer gefunden wurde, muss also von Hlaseks Falcon stammen.«

Hendley ließ langsam den Atem entweichen und blickte sich am Tisch um. »Er ist hier. Dieser Hundesohn versteckt sich direkt unter unserer Nase.«

Clark nickte. »Er muss etwas verdammt Großes planen, dass er sich aus seinem Bau herauswagt.«

»Ist unser Freund gut angekommen?«, fragte Ibrahim. Digitale Pieptöne störten manchmal das Gespräch.

»Ja«, antwortete der Emir. »Er ist gestern wieder abgereist. Ich habe deinen Plan in allen Einzelheiten gelesen. Wie ist der Stand der Dinge?«

»Wir sind bereit. Sobald du das Zeichen gibst, können wir innerhalb von drei Tagen im Land sein.«

Der Emir hatte sich spontan entschlossen, direkt mit dem Befehlshaber seines Einsatzteams zu sprechen. Es war wichtig, aber auch gefährlich, vor allem angesichts seiner eigenen Lage, aber das Risiko war vertretbar. Die

Kommunikationsmethode war so sicher, wie sie nur sein konnte: ein eigens konstruiertes Verschlüsselungsprogramm, das sie über das Voice-over-Internet-Protokoll mit einem Skype-Account kombiniert hatten, der Telefonate von Computer zu Computer ermöglichte.

Der Emir hatte sich längst entschieden, Ibrahims Operationsplan auszuführen, doch gab es ein paar Einzelheiten, die er mit ihm noch abschließend besprechen wollte, nicht nur, um sich selbst zu vergewissern, sondern auch, um Ibrahim das Gefühl der Sicherheit zu geben. Sollte Ibrahim bei dieser Mission ums Leben kommen, würde er seine wahre Belohnung im Paradies erhalten. Aber hier auf Erden war er ein Soldat, der im Begriff stand, in den Kampf zu ziehen, und Soldaten brauchten eben Lob und Ermutigung.

»Wie oft warst du dort?«, fragte der Emir.

»Viermal. Zweimal für die Rekrutierung und zweimal zur Erkundung.«

»Gib mir mehr Informationen über deinen Kontakt.«

»Er heißt Cassiano Silva. Brasilianer von Geburt, im katholischen Glauben erzogen. Vor sechs Jahren ist er zum Islam übergetreten. Er ist ein Gläubiger, da bin ich mir völlig sicher, und hat bisher noch immer geliefert, worum ich ihn bat.«

»Tariq meint, seine Rekrutierung hast du sehr gut gemacht.«

»Die Geheimdienste im Westen nennen es eine >falsche Flagge<. Er glaubt, dass ich für den kuwaitischen Geheimdienst arbeite und mit der Abteilung Marktanalyse der OPEC in Verbindung stehe. Ich dachte, dass er den Gedanken, Industriespionage zu betreiben, besser ... verdauen würde.«

»Ich bin beeindruckt, Ibrahim«, sagte der Emir aufrichtig. »Du hast viel Intuition bewiesen.«

»Danke, Herr.«

»Und dein Plan? Du bist absolut zuversichtlich, dass er umsetzbar ist?«

»Ja, das bin ich, aber ich werde weiterhin vorsichtig agieren, bis ich vor Ort bin. Doch so, wie es aussieht, fügen sich alle Teile wunderbar ineinander.«

Und so hatte der Emir Ibrahim grünes Licht gegeben, seinen Plan auszuführen - wohl wissend, dass es nur der erste Dominostein in einer ganzen Reihe weiterer Steine sein würde, an deren Ende ein wahrhaft welterschütterndes Ereignis auf die Menschheit wartete. Aber das lag in der Zukunft - zwar nicht sehr weit in der Zukunft, aber doch so weit, dass es dem Ganzen schaden würde, wenn er sich jetzt nur darauf konzentrierte und die kleineren

Elemente außer Acht ließe.

»Mit wie vielen Toten rechnest du?«, fragte der Emir.

»Das ist zum jetzigen Zeitpunkt schwer zu sagen. Ein paar Hundert vielleicht. Du hast selbst gesagt, dass die Zahl nicht wichtig ist.«

»Das stimmt, aber Leichen im Fernsehen haben eine furchteinflößende Wirkung. Wie lange wird deine abschließende Erkundung dauern?«

»Fünf bis sechs Tage.«

»Und danach?«

»Achtundvierzig bis zweiundsiebzig Stunden bis zum eigentlichen Ereignis.«

Der Emir rief sich seinen mentalen Kalender vor Augen. Da er mit mehr als nur einer Operation jonglierte, würde er den endgültigen Startbefehl erst erteilen können, wenn er zumindest vom russischen Team eine Rückmeldung erhalten hatte. Die anderen Elemente in Dubai und Dakar waren vorbereitet und startklar. Der Dreh- und Angelpunkt jedoch, ihr wunderbares Tatarenmädchen, musste extrem behutsam vorgehen. Tariq war zuversichtlich, dass sie in angemessenem Tempo vorankam, und das musste vorerst genügen, aber im Hinterkopf musste er auch über Alternativen nachdenken, wenn sie versagen sollte. Auf jeden Fall mussten sie zum Eingreifen bereit sein. Das war ein

gefährliches Spiel. Vielleicht konnten sie ihre Aktionen verbergen oder irgendwelche Verzögerungstaktiken anwenden, aber Gewalt - vor allem die Art von Gewalt, die wahrscheinlich nötig würde - musste zwangsläufig die Aufmerksamkeit der Behörden erregen.

Sollten jedoch solche Aktionen nötig sein, würden sie dann den Behörden **weit** genug voraus sein, um Lotus zum Abschluss zu bringen?

»Du hast meine endgültige Einwilligung«, sagte der Emir.

Nachdem sie erst einmal zu der Vermutung gelangt waren, der Emir könnte **sich** bereits in den Vereinigten Staaten aufhalten und sich irgendwo zwischen den beiden Dakotas und Kalifornien versteckt halten, wurde ihnen klar, dass sie wenig Anhaltspunkte hatten, um die Hypothese zu untermauern. Sicher, sie wussten jetzt, dass Shasif Hadi, der unter dem Namen Joel Klein gereist war, nach Las Vegas Weiterreisen wollte, als sie seine Spur verloren, aber das hieß noch gar nichts. Der Pass war danach nicht mehr im System aufgetaucht, was bedeuten mochte, dass er nicht mehr weitergereist war; es konnte aber auch bedeuten, dass er sich an die Regeln des Gewerbes hielt und Joel Klein gegen einen anderen Decknamen

getauscht hatte. Jack hatte Hadis Aktivitäten zurückverfolgt und festgestellt, dass er sehr oft in die Golfstaaten, nach Westeuropa und Südamerika gereist war - was wiederum eine Anzahl von Zwischenlandungen in den US-Festlandstaaten erfordert hätte. Im Moment konnten sie jedoch nur eins tun - Hadis Foto an die Polizeibehörden von Las Vegas weiterzuleiten. Davon abgesehen, mussten sie sich weiter mit dem befassen, was sie in der Hand hatten.

Wow !«, rief Jack Ryan jr. aus seinem Kabuff.

»Was ist?«, rief Dominic aus dem Konferenzraum zurück, wo die tägliche Besprechung gerade begonnen hatte.

»Wartet eine Sekunde - ich komme gleich.« Jack tippte auf ein paar Tasten und schickte die Datei an die AV-Schnittstelle im Konferenzraum, ging dann hinüber und nahm die Fernbedienung zur Hand.

»Du siehst aus wie ein Teenager, der zum ersten Mal ein Paar Titten zu sehen bekommen hat«, sagte Brian grinsend. »Was geht ab?«

»Ich habe ein bisschen auf einer der URC-Websites herumgeschnüffelt, als ich das hier fand.« Er zielte mit der Fernbedienung auf den riesigen Flachbildschirm an der Wand. Nach ein paar Sekunden erschienen drei nebeneinander

arrangierte Fotos. Das erste Bild zeigte einen Mann, der in einem völlig kahlen Raum am Hals aufgehängt worden war. Das zweite zeigte denselben Mann, jetzt aber auf dem Boden liegend; der abgetrennte Kopf lag neben ihm. Auf dem dritten Bild war der Kopf zu sehen, eingerahmt von den ebenfalls abgetrennten Füßen.

»Großer Gott. Das ist ja grauenhaft!«, stöhnte Brian.

»Welche Website, Jack?«, fragte Rounds.

Jack nannte die URL und fügte hinzu: »Es ist eine URC-Hubsite, bisher enthielt sie aber nur Propaganda - im Stil von >Hurra, wir besiegen die Ungläubigen, schon laufen sie vor Angst davon<, diese dumme Zeug.«

»Na, die Fotos hier sind jedenfalls nicht als Ermunterung gedacht«, meinte Ding Chavez.

»Nein - das ist eine Strafaktion«, sagte Clark, der den Bildschirm unverwandt anstarrte.

»Denkst du an etwas Bestimmtes?«, fragte Jack.

»Hängen gilt dort als ziemlich standardmäßige Exekutionstechnik. Die Enthauptung ist eine zusätzliche Erniedrigung — stammt aus dem Koran, wenn ich mich nicht täusche —, aber die Füße ... Sind sie vielleicht die eigentliche Botschaft?«

»Was denn — dass er vielleicht versucht hatte, sich abzusetzen und aus dem URC auszusteigen?«

»Nein, ich glaube, er tat etwas, und die höheren Ebenen waren damit nicht einverstanden oder nicht zufrieden. Etwas Ähnliches habe ich 1982 im Libanon gesehen. Irgendeine Gruppe der Hamas, ich kann mich an ihren Namen nicht mehr erinnern, jagte in Haifa einen Bus in die Luft. Eine Woche später wurden ihre Anführer genau in diesem Zustand wie dieser Mann auf den Fotos gefunden - gehängt, geköpft, Füße abgeschnitten.«

»Ziemlich effektive Methode, seine Meinung zum Ausdruck zu bringen«, sagte Chavez.

»Jack«, fragte Rounds, »von wo wird die Site gemanagt?«

»Das ist der Knackpunkt«, antwortete Jack. »Aus Benghasi.«

»Bingo!«, rief Dominic. »Diese Sache folgt doch recht dicht auf die Geiselnahme in der Botschaft in Tripolis ... Wer wettet dagegen, wenn ich sage, dass wir es hier mit einer Strafaktion für einen nicht genehmigten Anschlag zu tun haben?«

Niemand wollte dagegen wetten.

»Könnte es mehr als nur eine Bestrafung sein?«, fragte Jack.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Rounds.

Clark antwortete für ihn. »Es könnte eine Warnung sein. Bei der Sache im Libanon ... Damals versuchte die Hamas zwei Wochen später, die britische

Botschaft mit einer Autobombe zu rammen, ungefähr einen Block von der Stelle entfernt, an der der Bus explodierte. Der Anschlag ging schief, weil sie innerhalb der Hamas wegen dieses Anschlags völlig zerstritten waren.«

»Vielleicht haben wir es hier mit demselben Prinzip zu tun«, nickte Jack. »Damit teilen sie den anderen Zellen mit, sie sollen sich gefälligst an die Befehle halten.«

»Ja, aber welche größere Sache steckt dahinter?«, fragte Chavez.

Der Kiesweg, der vom Strand wegführte, sah fast unbenutzt aus — vermutlich, weil es hier kaum Menschen gab, vielleicht auch gar keine. Sogar Tiere, die darauf hätten herumlaufen können, waren selten, und jede Pflanze, die im Kies wachsen wollte, wurde vom gnadenlosen Wetter entweder umgebracht oder kleingehalten.

Musa winkte Vitali, dem Kapitän, noch einmal zu, dann nickte er Idris, dem er aufgetragen hatte zurückzubleiben, feierlich zu. Es war zwar sehr unwahrscheinlich, aber sollte der Kapitän abzulegen versuchen, bevor sie zurückkamen, würde Idris die beiden Russen umbringen. Das Boot ohne sie in den Hafen zurückzusteuern würde schwierig werden,

aber Allah würde ihnen gewiss beistehen.

Musa kletterte in den Beifahrersitz. Fawwaz, der schon am Steuer saß, ließ den Motor an, während Numair und Thabit in den Laderaum stiegen.

»Los«, befahl Musa. »Je schneller wir hier fertig sind, desto eher kommen wir von diesem verfluchten Ort wieder weg.«

Fawwaz legte den Gang ein und begann den Hügel hinaufzufahren.

Der Leuchtturm und das Häuschen daneben waren nur einen Kilometer entfernt, vielleicht 500 Meter hoch über dem Meer. Vitali und Wanja saßen in den Drehstühlen im Steuerhaus und sahen ihnen durch die Ferngläser zu. Sie tranken Tee, rauchten Zigaretten und wünschten sich mehr Essen, während der Radioempfang immer schlechter wurde. Freds Wachhund stand an der Reling und beobachtete sie beide. Im Osten lag giftgrüne Tundra, und die Aussicht war genauso einförmig wie die einer Maus, die auf einen grünen Teppich hinaussah.

Vitali sah zu, wie zwei seiner Charterkunden aus dem Lkw ausstiegen und ihn dann mit Handzeichen rückwärts vor den Metallschuppen dirigierten.

Vitali hatte noch nie einen der Generatoren gesehen, von denen die Leuchttürme versorgt

wurden. Es hieß, sie enthielten radioaktives Material, aber wie das genau funktionierte, wusste er nicht. Er hatte außerdem gehört, dass einige davon verschwunden seien, aber falls ja, war das zumindest noch bei keinem wichtigen Leuchtturm an seinem Teil der Küste der Fall gewesen. Soweit er wusste, konnten es auch einfach kleine Dieselgeneratoren sein. Das Leuchtfeuer selbst war überraschend schwach - kaum mehr als hundert Watt, was Menschen, die das nicht wussten, immer wieder erstaunte. Die Fresnel-Linsen des Glasgehäuses konzentrierten es zu einem schmalen, kräftigen Lichtbalken, dessen Reichweite nur durch die Höhe über dem Meeresspiegel bestimmt wurde, und in einer dunklen Nacht sah man auch schwache Lichter deutlich. Leuchttürme waren, so sagte er sich, sowieso ein obsoletes Überbleibsel und im Zeitalter der elektronischen Navigation so gut wie überflüssig. Was für einen Schaden richteten sie also hier schon an? Dieser Charterauftrag würde ihm selbst ein modernes GPS-System finanzieren, wahrscheinlich eines von den neuen japanischen, die fünf- oder sechshundert Euro kosteten, billiger als das neue Auto, das er gern gehabt hätte. Und was zum Teufel machte es schon aus?

Dass seine Fahrt Tausende von Menschen das Leben kosten könnte, dachte er keinen Moment.

Es dauerte nur vier Stunden, sehr viel weniger, als Fred gedacht hatte. Es wäre sogar noch schneller gegangen, wenn sie den Wellblechschuppen einfach abgerissen hätten, aber das sollte wohl vermieden werden. Der Leuchtturm würde bei Tag ganz normal aussehen (bei Sonnenschein war schwer zu sagen, ob das Leuchtfeuer funktionierte), und bei Nacht kamen nur wenige Menschen in diese Bucht, denen etwas auffallen konnte. Und selbst wenn - in Russland funktionierte so vieles nicht, dass das hier kaum Schlagzeilen machen würde. Zwei Tassen Tee und fünf Zigaretten nach dem Aufbruch wurde der Lkw schon wieder angelassen und begann den Abstieg auf dem Kiesweg zum Boot hinunter. Erst als sie umdrehten, um rückwärts auf die Rampe zu fahren, sah Vitali etwas am Kran baumeln, ungefähr einen Meter im Durchmesser und ungefähr rechteckig, aber mit abgerundeten Kanten, die auf etwas Zylinderförmiges im Inneren schließen ließen, das vielleicht so groß wie ein Ölfass war. Das war also eine Leuchtturmbatterie? Er hatte sich schon gefragt, wie so eine wohl aussah und funktionierte. Sie erschien ihm ungewöhnlich groß für so eine schwache Lichtquelle. Das war natürlich der sowjetische Stil: groß, sperrig, aber überwiegend zuverlässig.

Einer der Passagiere ging rückwärts vor dem Lkw her und dirigierte ihn zurück aufs Boot. Nach drei Stunden, als die Tide wieder richtig stand, war es an der Zeit, die Rampe zu heben und abzulegen. Der Mann am Steuer des Lkw ließ den Generator am Kranhaken bis aufs Deck hinab. Seine Kollegen machten ihn nicht fest; offensichtlich waren sie keine Seeleute. Aber sie hatten eine Menge Euros.

Vitali legte den Rückwärtsgang ein und setzte in tieferes Wasser zurück, dann drehte er das Steuer in Richtung Nordwesten und auf die Kara-Straße zu. Also hatte er sich tatsächlich seine ungefähr 2000 Euro verdient. Die Fahrt selbst kostete etwa die Hälfte davon an Diesel - etwas weniger eigentlich, aber das brauchten die Passagiere nicht zu wissen - und der Rest war für den Verschleiß an seinem T-4-Landungsboot und seine eigene wertvolle Zeit, natürlich. Der Auftrag war schon zur Hälfte erledigt. Bei der Ankunft im Hafen würde er die Charterkunden absetzen und sie gehen lassen, wohin immer sie eben gingen. Er fragte sich nicht einmal, was ihr Ziel sein könnte, dazu waren sie ihm zu gleichgültig. Er sah auf die Armbanduhr. Genau 14.00 Uhr. Also würde er es heute nicht mehr bis zum Hafen schaffen - ein weiterer Tag auf der Rechnung, und er hatte nichts dagegen.

Adnan und seine Männer wussten nicht, dass 500 Kilometer entfernt eine Ergänzungsmission zu ihrer eigenen ablief. Sie bereiteten sich darauf vor, den relativen Komfort des Bootes zu verlassen. Salychow, der Kapitän, manövrierte die Halmatic in eine Bucht an der Westküste der Insel. Adnan stand auf dem Achterdeck und sah zu, wie sich die schneeverkrusteten Arme der Küstenlinie um sie herum schlossen, bis der Durchlass nur noch einen Kilometer breit war. Auf dem Wasser stieg Nebel auf, bis Adnan die erosionsgefurchten braunen Klippen voller Gestrüpp und Geröll kaum noch erkennen konnte.

Die Dieselmaschinen der Halmatic wummerten sanft, während Salychow im Steuerhaus vor sich hinpfiff. Adnan ging nach vorn und trat ein.

»Wie weit ist es bis zur Siedlung …«

»Beluschaja Guba«, ergänzte Salychow. »Nicht sehr weit. Hundert oder hundertfünfzig Kilometer die Küste hinauf. Machen Sie sich keine Sorgen. Die Patrouillen fahren nicht in die Buchten hinein; sie bleiben draußen vor der Küste. Wenn der Wind richtig steht, hören wir sie vielleicht, aber so dicht am Ufer wird ihr Navigationsradar gestört. Sie können uns erst sehen, wenn sie mit uns zusammenstoßen.«

»Gab es hier in der Gegend Explosionen?«

»Ein paar, aber das war schon 1960 oder 1961. Und nur kleine. Nicht mehr als fünfzehn Kilotonnen. Die reinsten Babys, kein Problem. Oben an der Küste, so dreihundert Kilometer nördlich von Beluschaja Guba, liegt dann Mitjuschew. Da hat es viele gegeben. Dutzende und Aberdutzende, alle mit ein paar Hundert Kilotonnen, ein paar auch im Megatonnenbereich. Wenn Sie mal sehen wollen, wie der Mond aussieht, fahren Sie da hin.«

»Sind Sie schon da gewesen?«

»Vor der Küste, ja. Alles Geld der Welt würde mich nicht in die Buchten und Meerengen da oben bringen. Nein, da, wo wir hinfahren, ist das Paradies im Vergleich zu Mitjuschew.«

»Ein Wunder, dass hier noch was lebt.«

»Alles ist relativ. Haben Sie von der Pak Mozg gehört?«

»Nein.«

»Auf Englisch heißt das >Gehirnkrabbe.< Angeblich ist sie einen halben Meter groß, ihre Schale ist unten gespalten, und aus dem Spalt hängt das Nervensystem heraus.«

»Sie veralbern mich doch.«

Salychow zuckte mit den Schultern. »Nein. Ich habe zwar noch keine gesehen, aber ein paar Freunde von mir schwören es.«

Adnan winkte mit der Hand ab. »Unsinn. Wie

lange noch bis zur Werft?«

»Zwei Stunden ungefähr. Danach wird es auch bald dunkel, also müssen wir bis zum Morgen warten. Wir wollen ja nicht im Dunkeln herumirren.«

»Stimmt.«

»Sie haben noch gar nicht gesagt, was Sie genau suchen. Bodenproben, oder?«

»Bitte?«

»Erd- und Gesteinsproben. Dafür kommen die meisten von euch Typen hierher: Dreck. Für Untersuchungen.«

»Genau«, erwiderte Adnan. »Dreck.«

Den Nachbarn mussten die vielen ankommenden und abfahrenden Autos zweifellos auffallen, aber das war auch schon der einzige Nachteil bei dieser Sache.

Arnie kam als Erster an. Expräsident Ryan begrüßte ihn an der Tür und führte ihn ins Wohnzimmer.

»Bereit?«, fragte der ehemalige Stabschef.

»Bin mir nicht sicher«, gab Ryan zu.

»Na gut, Jack, wenn du Zweifel hast, wäre es besser, du würdest sie heute aus deinem Kopf vertreiben. Oder willst du etwa vier weitere Jahre

mit Ed Kealty im Weißen Haus erleben?«

»Verdammt, nein«, antwortete Jack fast automatisch. Doch dann dachte er noch einmal nach. War er so überheblich geworden, dass er sich selbst für den heiß ersehnten Retter der Vereinigten Staaten von Amerika hielt? Solche Momente der Einsicht überkamen ihn immer wieder. Er gehörte nicht zu den Leuten, die ihr Ego ständig auf der Richterskala oder auf einer Zehn-Punkte-Skala messen mussten. Die Kampagne, die ihm bevorstand, würde kein Spaziergang werden. »Das Problem ist doch, dass meine Stärke im Bereich der nationalen Sicherheit liegt«, sagte Ryan. »Ich bin eben kein Experte für Innenpolitik.«

»Aber Kealty ist es - oder zumindest kultiviert er dieses Image. Aber auch seine Rüstung ist nicht vollkommen, Jack, und wir werden die Schlitze in seinem Panzer finden. Du selbst musst eigentlich nichts weiter tun, als zweihundert Millionen Amerikaner zu überzeugen, dass du der bessere Mann für das Amt bist als er.«

»Damit verlangst du nun wirklich nicht viel«, murrte Ryan sarkastisch. »Eine Menge Dinge müssen wieder geradegebogen werden.« Eine verdammte Menge, fügte er im Stillen hinzu. »Okay, wer ist der Erste?«

»George Winston und einige seiner Freunde von

der Wall Street. George übernimmt den Vorsitz über deine Finanzen.«

»Wie viel wird das alles kosten?«

»Über hundert Millionen Dollar. Mehr, als du dir leisten kannst, Jack.«

»Und wissen diese Leute, was sie da kaufen?«

»Ich bin mir sicher, dass George ihnen das erklärt hat. Du musst das natürlich unterstützen. He, du musst auch die positive Seite sehen. In deiner Regierungszeit gab es nicht viel Korruption. Es schnüffelten genug Journalisten herum, aber sie fanden kaum etwas.«

»Jack, der Bursche ist ein Verlierer«, verkündete George Winston unter dem zustimmenden Gemurmel der Männer, die um den Esstisch saßen. »Das Land braucht einen anderen Führer. Dich zum Beispiel.«

»Die Frage ist, würdest auch du wieder zurückkommen?«, fragte Ryan.

»Ich habe meinen Dienst geleistet«, erklärte der frühere Finanzminister.

»Das habe ich auch gesagt, aber Arnie wollte es mir nicht abnehmen.«

»Verdammt, wir hatten doch das Steuersystem auf die Reihe gebracht, aber dieser Dickschädel hat es wieder kaputt gemacht - und hat damit dafür gesorgt, dass auch noch die Steuereinnahmen

zurückgehen!«, rief Winston voller Abscheu. Trotz der Anhebung der Steuersätze gingen unvermeidlich die Steuereinnahmen zurück, sobald die Buchhalter die Schlupflöcher in den neuen Steuergesetzen entdeckten. Der neue und »faire« Steuersatz war für die Gemeinschaft der Steuerhinterzieher ein Geschenk des Himmels.

»Was ist mit dem Irak?«, fragte Tony Bretano, um das Thema zu wechseln. Ryan hatte seinerzeit den früheren CEO des Autozulieferkonzerns TRW zum Verteidigungsminister berufen.

»Nun, ob es uns gefällt oder nicht, wir kommen dort nicht so schnell wieder heraus«, gab Ryan zu. »Die Frage ist nur, ob wir es nicht schaffen könnten, eine besonders kluge Strategie für den Rückzug zu entwickeln. Zumindest klüger, als Kealty derzeit vorgeht.«

»Als Diggs vor zwei Jahren seine Rede hielt, hätte man ihn dafür beinahe erschossen.« General Marion Diggs hatte während seiner Zeit als Army-Stabschef verbal ziemlich kräftig auf die Militärs der Vereinigten Islamischen Republik eingedroschen, aber seine Beobachtungen über die jüngeren Konflikte waren von der neuen Regierung vollständig ignoriert worden. Diggs' Nachfolger im Pentagon hatten sich einfach den Befehlen des Weißen Hauses gebeugt und genau das getan, was

man von ihnen verlangte. Dieses Verhalten war unter führenden Militärs ziemlich verbreitet, also überhaupt nichts Neues. Viele Vier-Sterne-Offiziere hatten allerdings einen Preis dafür zahlen müssen: den Verlust ihres Rückgrats. Die meisten von ihnen waren nicht alt genug, um schon in Vietnam gedient zu haben. Sie hatten nicht zuschauen müssen, wie Freunde oder Klassenkameraden durch politische Fehlentscheidungen ums Leben kamen. Diese Lehren waren den Offizieren der älteren Generation noch erteilt worden, aber dann im Verlauf dessen, was man »Fortschritt« nannte, verloren gegangen. Dass Kealty zwei vollständige Divisionen der Leichten Infanterie einfach aufgelöst hatte und kurz darauf in einen Konflikt geschlittert war, der geradezu nach leichten Infanterieformationen schrie, war auch so etwas, das die Medien großmütig übersehen oder fast völlig ignoriert hatten. Außerdem machten Panzer eben auf den Fotos sehr viel mehr her.

»Das muss man dir lassen, Tony: Du hast immer auf Ratschläge gehört«, sagte Ryan.

»Es ist doch immer nützlich zu wissen, was man nicht weiß. Ich bin ein guter Ingenieur, aber ich weiß längst nicht alles. Der Bursche, der mein altes Büro übernommen hat, liegt gelegentlich daneben, aber trotzdem kommen ihm nie irgendwelche

Zweifel.« Damit hatte der frühere Minister Bretano mit einem Satz den gefährlichsten Mann auf dem Planeten beschrieben. »Jack, ich muss dir jetzt offen sagen, dass ich nicht zurückkomme. Meine Frau ist schwer krank - sie hat Brustkrebs. Wir hoffen, dass er früh genug entdeckt wurde, aber die Jury ist noch nicht von der Beratung zurückgekommen ...«

»Welcher Arzt behandelt sie?«, fragte Ryan.

»Charlie Dean. Universität Kalifornien. Er soll ziemlich gut sein, sagt man.«

»Ich wünsche dir viel Glück, mein Freund. Wenn Cathy irgendwie helfen kann, lass es uns wissen, okay?« Ryan hatte seine Frau im Lauf der Jahre immer wieder als Beraterin in medizinischen Fragen angeboten, denn im Gegensatz zu anderen Politikern war er nicht überzeugt, dass jeder Mensch, der einen Dr. med. im Namen führte, zwangsläufig auch ein guter Arzt sein müsse, jedenfalls nicht, was die Behandlungsmethoden anging.

»Wir werden dran denken, danke.« Die Nachricht wirkte ernüchternd auf die Runde. Valerie Bretano, eine lebhafte Mutter von drei Kindern, war bei allen sehr beliebt.

»Was ist mit der Ankündigung?«, fragte van Damm schließlich.

»Tja, das werde ich wohl tun müssen, nicht wahr?«

»Sofern du die Kampagne nicht heimlich führen willst. Wäre dann allerdings ziemlich schwer, den Sieg zu erringen«, bemerkte van Damm trocken. »Soll ich Callie Weston bitten, die Rede für dich zu entwerfen?«

»Sie kann gut mit Worten umgehen«, räumte Ryan ein. »Wann muss ich das machen?«

»Je eher, desto besser. Am besten fangen wir damit an, dass wir die Themenbereiche eingrenzen.«

»Ich stimme zu«, meinte Winston. »Kealty hat keine Ahnung, dass man auch oberhalb der Gürtellinie gute Treffer landen kann. Schleppst du irgendwas mit dir herum, Jack?«

»Nicht dass ich wüsste - und das heißt nicht, dass ich mich an nichts Derartiges erinnern kann. Wenn ich jemals gegen Gesetze verstoßen haben sollte, müssen sie es beweisen, nicht nur mir, sondern auch den Geschworenen.«

»Gut, das zu hören«, bemerkte Winston. »Ich glaube dir, Jack, aber denke immer dran, dass in Washington jede Menge Advokaten des Teufels herumlaufen.«

»Was ist mit Kealty? Hat er irgendwelche schmutzige Wäsche im Schrank?«

»Eine ganze Menge«, antwortete Arnie. »Aber diese Waffe darfst du nur mit größter Vorsicht benutzen. Denke immer daran, er hat das Ohr der

Presse. Sofern du nicht ein Videoband präsentieren kannst, werden sie die Sache einem unerbittlichen Wahrheitstest unterziehen. Sie könnten sogar versuchen, die Sache umzukehren und auf dich zurückzuballern. Ich kann dir dabei ein wenig helfen. Es ist besser, wenn du die gezielten Indiskretionen mir überlässt, Jack. Je weniger du darüber weißt, desto besser.«

Nicht zum ersten Mal fragte sich Ryan, warum van Damm ein so treuer Vasall war. Der Mann war so tief im politischen System verwurzelt, dass er Dinge sagte und tat, die Jack niemals richtig verstehen würde. In mancher Hinsicht war er, Jack, so unschuldig wie ein neugeborenes Kind; Arnie van Damm musste dann als sein Kindermädchen fungieren. Nützliche Leute, diese Kindermädchen.

Die Dieselmotoren tuckerten monoton, während das Landungsboot zurück nach Westen fuhr. Vitali stand am Steuerrad, sah hin und wieder nach dem Gyroskopkompass und schaute dem Wasser zu, wie es am Bug vorbei und die Seiten entlangglitt. Kein anderes Schiff war in Sicht, nicht einmal ein Fischerboot. Es war Nachmittag. Der Lkw stand wieder an seinem Platz. Das beigefarbene Ding, das sie mitgenommen hatten - ***gestohlen hatten?,***

fragte er sich. ***Naja, wahrscheinlich schon*** —, stand auf dem rostigen stählernen Deck. Er würde das Deck neu streichen müssen, bevor es zu kalt dafür wurde. Bei Frost war das reine Zeitverschwendung; selbst wenn die Farbe trocknete, blätterte sie danach einfach ab. ***Muss wirklich bald streichen,*** sagte er sich selbst. Wanja würde meckern. Als ehemaliger Matrose der sowjetischen Marine betrachtete er solche Wartungsarbeiten als Beleidigung seiner Männlichkeit. Aber das Boot gehörte ja nicht Wanja, sondern Vitali. Die Chartergäste entspannten sich, rauchten Zigaretten und tranken ihren Tee. Seltsam, dass sie keinen Wodka mochten. Er machte sich immer die Mühe, den guten aufzutreiben, nicht den selbst destillierten Mist aus Kartoffeln. Das Trinken war für Vitali sehr wichtig. Nur echter Wodka, aus Korn gebrannt. Manchmal übertrieb er es ein bisschen und leistete sich Starka, den braunen Wodka, den früher nur das Politbüro und die örtlichen Parteibonzen bekommen hatten. Aber diese Zeit war ja vorbei - für immer?

Das würde sich herausstellen, und vorerst würde er seine Innereien nicht mit Selbstgebranntem traktieren. Wodka war das eine Produkt, das sein Land noch gut machte - besser als jedes andere Land der Welt. ***Nascha luschtsche,*** sagte er sich.

Unserer ist der beste, ein alter russischer Dünkel, aber bei Wodka war er berechtigt. Was diese Barbaren nicht tranken, würde er selbst schon bald vertilgen.

Der Kartentisch zeigte seine Position. Er musste sich wirklich ein GPS-Navigationssystem anschaffen. Selbst hier oben war es wichtig, ständig die eigene Position zu überwachen, weil das stille schwarze Wasser keinen Hinweis darauf gab, was nur einen Meter darunter lag … ***Schluss mit den Tagträumen,*** schalt er sich selbst. Ein Seemann musste immer wachsam sein. Selbst wenn er an Bord des einzigen Schiffes in Sicht ein ruhiges, windstilles Meer befuhr.

Wanja erschien neben ihm.

»Die Maschinen?«, fragte der Eigner seinen Maat.

»Schnurren wie Kätzchen.« Ziemlich laute Kätzchen natürlich, aber gleichmäßig und zuverlässig. »Die Deutschen haben sie gut gebaut.«

»Und du hältst sie gut in Schuss«, bemerkte Vitali zufrieden.

»Hier draußen möchte ich keinen Maschinenschaden haben. Ich bin ja schließlich selbst hier, Genosse Kapitän«, meinte er. Außerdem war der Job gut bezahlt. »Soll ich dich am Steuer ablösen?«

»Gern.« Vitali trat zurück.

»Was wollen die wohl mit dem Ding?«

»Vielleicht haben sie zu Hause sehr große Taschenlampen«, mutmaßte Vitali.

»So stark ist niemand«, widersprach Wanja lachend.

»Vielleicht wollen sie selbst einen Leuchtturm bauen, in ihrer Heimat, und dieses Batterieding ist zu teuer.«

»Was wird das wohl kosten?«

»Gar nichts, mit dem richtigen Lkw«, bemerkte Vitali. »Es hat nicht mal Warnaufkleber drauf. Jedenfalls nicht gegen Diebstahl.«

»Unter meinem Kopfkissen wollte ich das nicht haben. Das ist ein Nukleargenerator.«

»Tatsächlich?« Niemand hatte Vitali je erklärt, wie so ein Ding funktionierte.

»Er hat das Zeichen mit den drei Dreiecken, rechts auf der Seite. Ich gehe lieber nicht in die Nähe dieses verdammten Dings«, erklärte Wanja.

»Hmph«, grunzte Vitali vom Kartentisch her. Was immer es war, die Charterkunden mussten es ja wissen, und ***die*** hatten offenbar keine Bedenken, in die Nähe dieses Dings zu kommen. Allzu gefährlich konnte es also nicht sein. Aber er nahm sich vor, nicht zu nahe heranzugehen. Radioaktivität. Man sah und fühlte nicht, was sie anrichtete. Das machte sie so furchteinflößend. Naja, wenn sie damit

herumspielen wollten — ihr Problem. Er erinnerte sich an den alten sowjetischen Marinewitz: ***Wie erkennt man einen Matrosen der Nordflotte? Er leuchtet im Dunkeln.*** Auf jeden Fall gab es eine Menge Geschichten über die Seeleute an Bord der Atom-U-Boote. Schlechte Arbeitsbedingungen, und wie die Mannschaft der ***Kursk*** zu ihrem Schaden herausgefunden hatte, immer noch gefährlich. ***Was für Verrückte fahren auch in einem Schiff zur See, das sinken*** soll?, fragte er sich. Und dann noch eine Maschine, die unsichtbares Gift ausstrahlte.

Er war kein Hasenfuß, aber dieser Gedanke brachte ihn zum Schaudern. Ein Diesel war zwar längst nicht so stark, aber er brachte einen nicht um, wenn man bloß daran vorbeiging. Naja, er war 15 Meter von dieser Batterie weg. Sollte genügen. Seine Charterkunden saßen fünf Meter daneben und schienen sich ganz wohlzufühlen.

»Was meinst du, Wanja?«, fragte der Eigner.

»Dieses Batterieding? Da mache ich mir keine Sorgen. Jedenfalls nicht zu große.« Seine Koje lag achtern unter dem Steuerhaus. Wanja war nicht gebildet, aber ziemlich geschickt im Umgang mit Schiffsmaschinen.

Vitali betrachtete das Stahlschott vor dem Steuerrad. Es war immerhin aus Stahl und sieben

oder acht Millimeter dick. Kugelsicher. Also würde es auch die Strahlung abhalten, oder? Man konnte sich ja nicht nur dauernd Sorgen machen.

Die Sonne war gerade untergegangen, als sie in den Hafen einliefen, wo gerade Feierabend war. Am Kai für die Großfrachter lag ein Roll-on-roll-off-Containerschiff, halb beladen mit Frachtkästen für die Ölfelder im Osten, die Schauerleute gingen gerade nach Hause. Morgen würden sie fertig stauen, aber jetzt wurden in den Hafenkneipen gerade in Erwartung des Abendgeschäfts die Tische abgewischt. Alles in allem ein normaler schläfriger Abend in einem ebenfalls schläfrigen Hafen. Vitali manövrierte sein Boot ins Dock, das mit der Rampe für Landungsboote. Das Dock war unbeaufsichtigt wie immer, der Dockmeister zweifellos auf dem Weg in eine der Bars, um sein Abendessen zu trinken.

»Die Tage werden kürzer, Kapitän«, bemerkte Wanja links neben dem Steuerrad. In ein paar Wochen würden sie die Sonne kaum noch zu Gesicht bekommen, und die Wartungsperiode im Winter brach an, wenn keine Charterkunden für ihr Fahrzeug kamen. Sogar die Eisbären suchten sich dann Höhlen, um den bitteren Winter zu verschlafen. Die Menschen machten es ganz ähnlich und halfen sich mit Wodka über diese Zeit hinweg.

Und den ganzen Winter lang würde einer der Leuchttürme dunkel bleiben - nicht, dass es viel ausmachte.

»Damit wir länger schlafen können, was, Wanja?«

Immer eine gute Methode, die Zeit herumzubringen, dachte der Maat.

Die Charterkunden waren noch auf Deck und standen um den Lkw herum. Besonders aufgeregt waren sie nicht, dass sie wieder in den Hafen kamen, bemerkte Vitali. Na ja, sie waren sachlich und nüchtern, das störte ihn nicht. Er hatte die Hälfte seines Lohns in der Tasche, und der Rest würde bald dazukommen. Vielleicht würde er dann das GPS-System kaufen, um besser navigieren zu können, wenn er es günstig bekam. Jurij Ivanov müsste noch ein paar von den Geräten in seinem Schiffsausrüstungsladen vorrätig haben, und für eine Flasche Starka konnte er in dieser Tauschhandelswirtschaft vielleicht ein gutes Geschäft machen.

»Achtung an den Maschinen, Wanja.«

»Natürlich, Genosse Kapitän«, erwiderte der Maat und verschwand nach achtern unter Deck.

Er würde sein Boot einfach auf die Rampe setzen, entschied Vitali. Die Rampe bestand aus dreckigem Beton, und dafür war sein Landungsboot schließlich gebaut. Er richtete es sorgfältig aus und ging auf

drei oder vier Knoten herunter, genau die richtige Geschwindigkeit. Das Licht schwand, reichte aber noch aus.

»Achtung«, sagte er über die Gegensprechanlage.

»Alles klar«, antwortete Wanja.

Vitalis linke Hand schloss sich um den Gashebel, bewegte ihn aber noch nicht. ***Dreißig Meter, langsam kommen lassen,*** sagte er sich. ***Noch zwanzig Meter.*** Aus den Augenwinkeln sah er nur ein Fischerboot, das ohne Antrieb längsseits lag, kein Mensch war zu sehen. ***Noch … noch … jetzt.***

Es hörte sich schrecklich an, die Art Lärm, bei der man eine Gänsehaut bekommt, als der Stahlboden über die Rampe schrammte, aber das hörte schnell wieder auf, und Vitali schob die Gashebel auf Leerlauf zurück. Und damit waren Reise und Charterauftrag erledigt.

»Manöver beendet, Wanja.«

»Ja, Genosse Kapitän. Ich schalte ab.« Und das Grummeln hörte auf.

Vitali zog den Handgriff, und die Bugklappe sank langsam auf das Dock. Dann ging er auf Deck hinunter. Die Charterkunden stellten sich zu ihm.

»Vielen Dank, Kapitän«, sagte ihr Anführer lächelnd. Er sprach Englisch mit einem Akzent, den Vitali nicht zuordnen konnte.

»Alles zu Ihrer Zufriedenheit?«

»Ja«, entgegnete der Ausländer. Er sagte etwas in einer anderen Sprache zu einem seiner Freunde, das Vitali nicht verstand. Es war jedenfalls weder Englisch noch Russisch. Eine Sprache, die man nicht selbst spricht, kann man kaum erkennen, und wie in dem alten Spruch war das alles Griechisch für den Kapitän. Einer aus der Gruppe stieg in den Lkw, ließ den Motor an und fuhr rückwärts an Land; das Frachtstück baumelte vom Kran hinten auf der Ladefläche. Im schwindenden Licht war das Radioaktivitäts-Warnzeichen ungewöhnlich deutlich zu erkennen, was wahrscheinlich Absicht war. Einen Augenblick danach fuhr ein weiterer Lastwagen auf das Dock, und der ehemalige Militär-Lkw setzte sich rückwärts dahinter. Ein anderer Mann machte sich an der Schalttafel des Krans zu schaffen, hob die Fracht an und senkte sie dann auf die Ladefläche des zweiten Lkw. Wer immer diese Leute waren, sie waren ziemlich gut organisiert. Einer von ihnen hatte wahrscheinlich mit einem Mobiltelefon Bescheid gegeben, vermutete Vitali.

»Und hier ist Ihr Geld«, sagte der Anführer und gab ihm einen Umschlag.

Vitali öffnete ihn und zählte nach. Zweitausend Euro, nicht schlecht für einen einfachen Job. Und genug für das GPS-System und auch noch ein bisschen Starka, und natürlich einen Hunderter für

Wanja.

»Vielen Dank«, sagte Vitali höflich und schüttelte dem anderen die Hand. »Wenn Sie mich wieder brauchen — Sie wissen, wie Sie mich finden.«

»Vielleicht kann ich morgen früh vorbeikommen, so um zehn?«

»Wir sind hier«, versprach Vitali. Sie mussten anfangen, das Ruderhaus zu streichen, und morgen war dafür ein so guter Tag wie jeder andere.

»Dann bis morgen«, versprach der Anführer. Sie schüttelten sich zum Abschied die Hände, und er ging an Land.

Dort unterhielt er sich, jetzt in seiner Muttersprache, mit einem seiner Freunde. »Morgen um zehn«, sagte er seinem ranghöchsten Untergebenen.

»Und wenn Betrieb im Hafen ist?«

»Dann machen wir's drinnen«, erklärte er.

»Wann müssen wir am Flugzeug sein?«

»Morgen Mittag.«

»Ausgezeichnet.«

Sie kamen wenige Minuten vor zehn Uhr, wie Vitali sah. Mit dem Rest seines Geldes, hoffte er. Ein anderer Wagen heute, ein japanischer. Die Japaner waren dabei, ganz Russland zu übernehmen. Zu viele seiner Landsleute mochten immer noch keine

deutschen Produkte, ein hartnäckiges Vorurteil, das wahrscheinlich weniger mit der Geschichte als mit den Kriegsfilmen zu tun hatte, die die russische Filmindustrie wie Zigarettenpäckchen ausspuckte.

Er trug einen Parka, weit genug für einen Sweater darunter, und kam lächelnd auf das Boot zu. Vielleicht brachte er tatsächlich einen Bonus mit. Normalerweise lächelten die Leute, bevor sie einem Geld gaben.

»Guten Morgen, Kapitän«, rief er und trat ins Steuerhaus. Er sah sich um. Nicht viel Aktivität zu entdecken, außer am Pier für die Großfrachter, wo einen halben Kilometer entfernt Frachtkisten verladen wurden. »Wo ist Ihr Maat?«

»Der bastelt unten an den Maschinen herum.«

»Sonst keiner da?«, fragte er überrascht.

»Nein, wir erledigen die Wartung selbst«, erwiderte Vitali und griff nach seiner Teetasse. Er erreichte sie nicht mehr. Die 9-Millimeter-Kugel drang ohne Vorwarnung durch seinen Rücken ein, durchschlug sein Herz von hinten und trat vorn aus der Jacke wieder aus. Er fiel auf das stählerne Deck und verstand kaum, was geschehen war, bevor er zum letzten Mal das Bewusstsein verlor.

Dann stieg der Anführer der ehemaligen Charterkunden den Niedergang in den Maschinenraum hinab, wo sich Wanja am Verteiler

des Steuerbordmotors zu schaffen machte. Er sah kaum von seiner Arbeit auf und bemerkte nicht, wie die Pistole auf ihn gerichtet und abgefeuert wurde. Diesmal waren es zwei Schüsse, aus drei Meter Entfernung direkt in die Brust. Als Musa sich sicher war, dass sein Ziel tot war, steckte er die Pistole ein und stieg wieder hinauf. Vitalis Leiche lag bäuchlings auf dem Boden. Musa überprüfte den Puls an der Halsschlagader - nichts. Auftrag ausgeführt. Er verließ das Steuerhaus, drehte sich um und winkte dem Toten darin zu, falls ihm jemand zusah, dann ging er über die Rampe an Land zurück, wo sein Mietwagen auf ihn wartete. Er hatte eine Karte, um den Weg zum örtlichen Flughafen zu finden, und schon bald würde seine Zeit in diesem ungläubigen Land vorbei sein.

Kurz nach 6.00 Uhr am nächsten Morgen standen sie auf und stellten an Deck ihre Ausrüstung zusammen, während der grauhaarige alte Salychow seinen Kaffee trank und ihnen zusah. Der gestrige Wind war eingeschlafen, die Bucht lag still und spiegelglatt da, nur an den Felsen einen halben Kilometer weit weg glucksten ein paar Wellen. Der Himmel sah allerdings noch genauso aus wie gestern und behielt die bleigraue Farbe, die er seit

ihrer Ankunft in Russland zeigte.

Als sie ihre Ausrüstung beisammen hatten, ging Adnan noch einmal seine auswendig gelernte Liste durch, dann ließ er alles in vier große Rucksäcke mit äußerem Tragegestell verpacken. Danach wurden die beiden Schlauchboote aufgeblasen. Sie waren schwarz und sahen alt aus, aber die Außenbordmotoren waren gut in Schuss, und es gab weder Flicken noch Lecks, das hatte Adnan beim Kauf sichergestellt. Als die Schlauchboote den vollen Druck hatten, begannen die Männer die Bodenplanken in die Kerben einzulegen.

»Warten Sie, warten Sie«, sagte Salychow. »Das ist falsch herum.« Er kam herüber, nahm eine der Planken heraus und drehte sie um, sodass ihre Rundung mit der Gummiwölbung des Bootes zusammenpasste. »So, sehen Sie?«

»Vielen Dank«, sagte Adnan. »Macht das einen Unterschied?«

»Kommt darauf an, ob Sie am Leben hängen«, erwiderte der Kapitän. »So, wie Sie die Planke eingelegt hatten, würde das Boot Sie verschlucken wie eine zuklappende Muschel. Sie wären augenblicklich im Wasser gelandet.«

»Oh.«

Fünf Minuten später waren die Schlauchboote fertig montiert. Die Männer ließen sie über die

Reling fallen und vertäuten sie an den Heckklampen der Halmatic. Dann die Außenborder, die Ausrüstung, zuletzt die Männer. Adnan stieg als Letzter über die Reling. »Wir sind vor der Dunkelheit wieder zurück«, meinte er zu Salychow.

»Und wenn nicht?«

»Verlassen Sie sich darauf.«

Salychow zuckte mit den Schultern. »Lassen Sie sich hier bloß nicht von der Nacht überraschen - außer, Sie haben auch noch Polarkleidung in diesen Rucksäcken.«

»Wir sind rechtzeitig zurück«, wiederholte Adnan. »Hauptsache, Sie sind da.«

»Dafür bezahlen Sie mich schließlich.«

wären die treibenden Eisbrocken und das fast völlig untergetauchte Pfannkucheneis nicht gewesen, hätte die Fahrt ans Ufer zehn Minuten gedauert, aber so brauchten sie fast vierzig, bis der Bug des ersten Schlauchboots auf den geröllübersäten Strand setzte. Die Schlauchboote wurden höher hinaufgezogen und die Rucksäcke ausgeladen. Adnan half den Männern nacheinander beim Aufsetzen, bevor er seinen eigenen schulterte.

»Öde hier«, meinte einer der Männer und sah sich um.

Außer einer Reihe abgerundeter brauner Klippen vier Kilometer östlich war das Gelände flach und mit

Steinen, braunen Grasbüscheln und einer dünnen Schneekruste bedeckt, die unter ihren Stiefeln knirschte.

»Was ist mit den Booten?«, fragte ein anderer.

»Die ziehen wir«, entschied Adnan. »Die Steine sind nicht scharfkantig.«

»Wie weit ist es?«, fragte ein Dritter.

»Sechs Kilometer«, entgegnete Adnan. »Aufgeht's.«

Sie zogen los, die Küste entlang nach Nordosten, behielten die Bucht zu ihrer Linken, bis sie nur noch hundert Meter breit war und sich südlich um das Vorland herum krümmte. Dort verlief der Kanal parallel zu den Klippen, die sie von ihrer Landestelle aus gesehen hatten. Aus der Nähe erkannte Adnan, dass die Klippen in Wirklichkeit steilwandige Hügel waren, deren Seiten von Jahrhunderten oder Jahrtausenden Schmelzwasser und Wind zernagt waren. Nach weiteren zwei Kilometern weitete sich der Kanal plötzlich zu einer zweiten Bucht. Diese hatte eine ungefähr ovale Form und war etwa zwei Quadratkilometer groß.

Die Schiffe waren ohne Sorgfalt und Ordnung vertäut, wie Adnan bemerkte - einige lehnten an ihren Nachbarn, andere stießen in schiefen Winkeln mit Bug oder Heck gegeneinander, während wieder andere von Schleppern an Land geschoben worden

waren, um Platz für Neuzugänge zu machen. Alle waren ziviler Herkunft, hauptsächlich Massengutfrachter, Tender und Reparaturschiffe, aber in der Größe reichten sie von dreißig bis 200 Metern.

Einige waren so alt, dass ihre Rümpfe an manchen Stellen bereits durchgerostet waren.

»Wie viele sind das?«, fragte einer der Männer und starrte die Schrottlauben an.

»Ungefähr achtzehn«, erwiderte Adnan.

Das war natürlich eine grobe Schätzung, die auf ihren eigenen Informationen beruhte, aber genauer wusste es die russische Regierung wahrscheinlich auch nicht. Diese Bucht war Mitte der Achtzigerjahre zu einem inoffiziellen Schiffsfriedhof gemacht worden, als der Rüstungswettlauf mit dem Westen seinen Tribut von der sowjetischen Finanz-Infrastruktur zu fordern begann und mehr und mehr Einsparungen nötig wurden, um die Militärausgaben zu finanzieren. Es war billiger, ausgemusterte Schiffe auszuschlachten und liegen zu lassen, als sie ordnungsgemäß zu verschrotten. Dieser hier war nur einer von Dutzenden Schiffsfriedhöfen an der Barents- und der Karasee. Die meisten waren voller Schiffe, die irgendwo in einem Inventar einfach als »vertäut, zu verschrotten« verzeichnet waren. Niemand hatte Adnan

gesagt, wie seine Oberen von diesen Orten erfahren hatten, und er kannte auch nicht die Einzelheiten dessen, was binnen Kurzem als das folgenreichste Geheimdienstversagen der Neuzeit gelten würde.

Das Schiff hatte bestimmt einen Namen und eine Registriernummer, aber beide hatten nicht in Adnans Anweisungen gestanden. Was er hatte, war eine Karte mit dem Liegeplatz und eine grobe Skizze des Frachtraums und der Decksluken; dieser Plan stammte offensichtlich weder von Atomflot noch vom Hersteller, sondern eher aus einer unmittelbaren Quelle, wahrscheinlich von einem Besatzungsmitglied. Adnan kannte außerdem die Geschichte des Schiffes und wie es hierher gekommen war.

1970 als Nukleartender für Atomflot in Dienst gestellt, sollte es abgebrannte Brennstäbe und defekte Bauteile ziviler atomgetriebener Schiffe auf See aufnehmen und sie zur Entsorgung an Land zurückbringen. Im Juli 1986 war es, überladen mit hochradioaktiven Brennstäben eines havarierten Eisbrechers, in schwerer See vom Kurs abgekommen und hatte Schiffbruch erlitten, wobei Meerwasser in den Frachtraum eingedrungen war und die Brennstäbe losgerissen hatte. Die Mannschaft des Schiffes, 42 Seeleute, war so schwer verstrahlt worden, dass sie alle starben, bevor

Rettungsschiffe eintrafen. Moskau wollte der Welt nicht noch ein Desaster vom Typ Tschernobyl eingestehen müssen - das lag damals erst drei Monate zurück — und ließ das Schiff in eine vergessene Bucht an der Ostküste Nowaja Semljas schleppen und dort einfach liegen.

Das Versehen, dass danach auch andere Schiffe hier angelandet worden waren, war katastrophal, aber das war das Wesen der Bürokratie, überlegte Adnan. Irgendwann war der Regierung ihr Fehler sicher aufgefallen, aber da konnte man schon nichts mehr unternehmen. Die Bucht wurde zum Sperrgebiet erklärt, und das Geheimnis blieb gewahrt. Gelegentlich wurden wahrscheinlich Messtrupps geschickt, die überprüften, ob der Rumpf des Schiffes noch dicht war, aber mit der Zeit änderten sich die Prioritäten, und der Vorfall verschwand in den geheimen Tiefen der Geschichte des Kalten Kriegs in der Sowjetunion.

Aus den Augen, aus dem Sinn, sagten sie doch, dachte Adnan.

Das Schiff ankerte an der Nordseite der Bucht, fünfzig Meter vor der Küste und dem Blick durch zwei Massengutfrachter verborgen. Sie brauchten weitere vierzig Minuten für den Weg um die Bucht herum.

Sie begannen ihre Ausrüstung auszupacken. Zuerst die gummiimprägnierten Chemieschutzanzüge Typ LI, gefolgt von Gummistiefeln und Gummihandschuhen. Wie der größte Teil ihrer Ausrüstung stammten sie aus Armeebeständen: Sie waren olivfarben, steif und stanken nach frischer Farbe. Als alle Reiß- und Schnappverschlüsse abgedichtet waren, legten alle eine GP-6-Atemmaske sowjetischen Typs an.

»Wie gut schützen die?«, fragte einer der Männer mit gedämpfter Stimme.

»Sie sind für Kurzzeitbelastung berechnet«, erwiderte Adnan. Ein klein wenig bedauerte er die Lüge, aber da konnte er nichts machen. Selbst wenn die Anzüge nicht über zwanzig Jahre alt gewesen wären, hätten sie doch kaum gegen etwas anderes als chemische und biologische Gifte gewirkt.

Die Männer würden zwar wahrscheinlich auch dann weitermachen, wenn sie das wahre Ausmaß der Gefahr gekannt hätten, aber er konnte kein Risiko eingehen. »Solange wir innerhalb einer Stunde wieder draußen sind, gibt es keine Spätschäden.« Auch das war eine Lüge.

Sie schoben die Schlauchboote ins Wasser, stiegen hinein und fuhren über die Bucht los in Richtung auf die Zugangsleiter des Schiffes, die mittschiffs bis fast auf die Wasserlinie hinabreichte. Warum, das

wusste Adnan nicht; von der Mannschaft hatte ja niemand überlebt. Vielleicht hatten Regierungsbeamte das Schiff irgendwann inspiziert.

Sie vertäuten die Schlauchboote an der Leiter und kletterten hinauf. Die Leiter schwankte und klapperte unter ihren Füßen. Das Relinggatter oben war geschlossen, aber nach ein paar Schlägen mit der Handfläche bekam Adnan den Riegel los und schob es auf.

»Bleibt zusammen, und achtet auf Schwachstellen im Deck«, sagte Adnan. Er überprüfte seine Skizze, dann wandte er sich nach achtern, um sich zu orientieren. ***Die zweite Luke nach unten,*** dachte er, ***eine Leiter hinunter, dann nach rechts …***

Sie zogen los, mit steifem und leicht O-beinigem Gang. Das Gewebe ihrer Anzüge scheuerte unter den Achselhöhlen und zwischen den Beinen. Adnan blickte sich unausgesetzt um und behielt sowohl das Deck unter seinen Füßen wie auch die Aufbauten über sich im Blick. Er versuchte, nicht an die unsichtbaren Teilchen zu denken, die seinen Anzug bombardierten und seine Haut durchdrangen. Genau wie der Riegel des Relinggatters war auch der Verschlusshebel der Luke festgerostet und widerstand seinem ersten Zerren. Ein anderes Teammitglied packte mit an, und zusammen

bekamen sie den Hebel auf, und die Luke gab kreischend nach.

Alle schalteten ihre Taschenlampen ein, und einer nach dem anderen stiegen sie durch die Öffnung unter Deck. Auf dem nächsten Deck wandten sie sich nach links in einen Gang. Sie kamen an drei Seitengängen vorbei, jeder von Kabinentüren und Luken gesäumt. Leitungsrohre und Kabel liefen wie Adern an der Decke entlang. An der vierten Kreuzung wandte sich Adnan nach links und blieb vor einer Tür stehen. Sie hatte ein Sichtfenster auf Augenhöhe. Er spähte hindurch, konnte aber nichts erkennen.

Er drehte sich um. »Das Deck steht wahrscheinlich unter Wasser. Das ist unser größtes Risiko. Verlasst euch nicht auf die Geländer oder den Laufsteg. Wenn irgendetwas nachgibt, bleibt sofort stehen, und geratet nicht in Panik! Verstanden?«

Alle nickten.

»Wie sieht er aus, dieser Behälter?«

»Wie ein Ölfass, aber nur halb so hoch. Wenn es Allah gefällt, dann ist er noch an der Wand des Sicherheitsgewölbes befestigt.« ***Hoffentlich gefällt es Allah auch, dass die Sicherheitstür noch geschlossen und gesichert ist,*** dachte Adnan. Ansonsten hatten sie keine Chance, das zu finden, was sie suchten, bevor die Strahlung sie

umbrachte. »Noch Fragen?«

Es gab keine.

Adnan wandte sich wieder der Tür zu und probierte die Klinke. Sie war der salzigen Luft nur wenig ausgesetzt gewesen und ließ sich leicht bewegen. Er schob die Tür langsam auf, bis er hindurchpasste, behielt aber die Klinke in der Hand, damit sie nicht hinter ihm wieder zufiel. Er machte einen vorsichtigen Schritt, setzte einen Fuß auf den Laufsteg und verlagerte langsam sein Gewicht vorwärts, bis er sich sicher war, dass der Gittersteg hielt. Er machte einen weiteren Schritt, dann drehte er sich nach links, weitere zwei Schritte. Er blickte über die Schulter zurück und nickte. Der nächste Mann folgte.

Für einen Frachtraum war dieser hier ziemlich klein, er hatte circa 15 Quadratmeter und war sieben Meter tief. Der Laufsteg, auf dem sie standen, führte an dem Schott entlang und endete an einer Leiter. Als alle durch die Tür waren, ging Adnan weiter auf dem Laufsteg. Auf halber Strecke hielt er an und trat ans Geländer, wobei er darauf achtete, nicht dagegen zu stoßen. Er leuchtete mit der Taschenlampe nach oben und erkannte den sieben mal sieben Meter großen Umriss der Ladeluke; an einer Kante schien graues Tageslicht hindurch. Hier war das Seewasser eingedrungen, wie er wusste. Die

Ladeluke hatte sich bei einer Steuerbord-Rollbewegung verzogen, und die Versiegelung war aufgeplatzt. Er leuchtete nach unten. Wie er befürchtet hatte, stand das Deck unter Wasser. Er sah eine Suppe aus schwarzem Meerwasser, radioaktivem Staub und Brocken verbrauchter Brennstäbe, von denen mehrere durch die Wasseroberfläche aufragten. Irgendwo dort unten standen die bleiummantelten Sicherheits-»Sarkophage«. Wie viele Deckel waren während des Unfalls aufgebrochen?, fragte er sich. Wie viele Brennstäbe waren noch in den Behältern?

Sie gingen weiter zur Leiter.

»Ist es das?«, fragte einer der Männer und leuchtete die Stufen hinunter.

Unten, jenseits von zwei Metern überfluteten Decks, sah man eine Tür wie die eines Banktresors mit acht Verriegelungshebeln, drei an jeder Seite und je einer oben und unten. In Hüfthöhe am linken Rand war ein Riegel mit einem Vorhängeschloss angebracht. »Allah sei gepriesen«, murmelte Adnan.

Auf dem internationalen Flughafen von Murmansk wurden hauptsächlich Inlandsflüge abgefertigt, und auch das waren nicht viele, außer im Sommer. Die meisten Menschen fuhren lieber mit dem Zug nach

Süden; die Bahn war billiger und erschien den Einheimischen vertrauenswürdiger - Aeroflot war ihr schlechtes Image in puncto Flugsicherheit immer noch nicht losgeworden. Das Frachtterminal war allerdings sehr viel betriebsamer. Hier wurde hauptsächlich Fisch ausgeflogen, der schnell in die internationalen Restaurants gelangen musste. Und so wurde das Paket im vorderen Frachtraum einer vierzig Jahre alten DC-8 der Asin Air Freight untergebracht. Der Flug ging zunächst nach Stockholm und von dort, mit einer anderen Crew, weiter nach Süden - mit einer Zwischenlandung in Athen - in Richtung Dubai International Airport, Vereinigte Arabische Emirate.

»Was ist das?«, fragte ein Zollbeamter und sah sich das neu lackierte Gehäuse der »Batterie« an.

»Wissenschaftliche Ausrüstung, Röntgengerät, so was in der Art«, erwiderte sein Kollege.

Die Papiere waren in Ordnung, wie der Beamte sah, und das war, ehrlich gesagt, alles, was ihn interessierte. Es war keine Bombe — dafür gab es andere Formulare.

Also unterschrieb er auf der langen grünen Linie und stempelte das Dokument ab; damit war die Ausfuhr genehmigt. Niemand hatte ihn dafür bestechen müssen. Für Munition hätte er Geld verlangt, aber das hier war eindeutig keine Waffe. Er

fragte nicht, und sie sagten nichts. Zu ihrer Erleichterung, und ihm war es egal. Ein Gabelstapler übernahm das etwa 700 Kilo schwere Frachtstück und fuhr es hinaus zur Hubplattform vor der Ladeluke. Dort wurde es an Bord gezogen und auf dem Aluminiumboden des Flugdecks sicher befestigt.

Pilot und Kopilot überprüften die Maschine vor dem Flug. Sie liefen herum, suchten nach undichten Leitungen und generell nach sichtbaren Schäden. Frachtfluglinien waren nicht für die Qualität ihrer Wartung bekannt, und die Mannschaften, die in diesen Maschinen fliegen mussten, taten ihr Bestes, um das ein bisschen auszugleichen. Der äußere linke Reifen des Hauptfahrwerks würde nach etwa zehn weiteren Landungen ersetzt werden müssen. Ansonsten sah das Flugzeug aus, als könne es sich die nächsten acht Stunden in der Luft halten. Sie gingen in die Crew Lounge zurück und versorgten sich mit (elendem) Kaffee und (sehr ordentlichem) Brot. Ihre Essensrationen waren bereits an Bord. Der Bordingenieur hatte sie verstaut und checkte jetzt die Triebwerke.

Dreißig Minuten später stiegen sie die altmodische Boarding-Treppe wieder hinauf und machten sich flugfertig. Das dauerte eine weitere Viertelstunde, dann rollten sie ans Ende von Startbahn eins-acht

und waren bereit zum Abheben. Die alte DC-8 hatte 37 000 Flugstunden auf dem Buckel - sie hatte als Passagiermaschine für United Airlines angefangen, hauptsächlich auf US-Transkontinentalflügen zwischen der Ost- und der Westküste. Dazwischen lagen ein paar Einsätze als »Freedom Bird« von Saigon aus, an die sich das Flugzeug, hätte es ein Gedächtnis gehabt, mit einem Lächeln erinnert hätte. Es stieg bis auf seine Reiseflughöhe von 10000 Metern und flog bis über Finnland auf westlichem Kurs, wo es sich nach Süden wandte. Über der Ostsee begann es den Landeanflug und erreichte schließlich Stockholm. Ein reiner Routineflug, der auf Landebahn zwo-sechs endete, dann nach links zum Frachtterminal. Ein Tankwagen rollte sofort heran, um die Flügeltanks nachzufüllen, und eine Minute später war die Ablösemannschaft da. Sie fragten, wie der Flug gewesen und in welchem Zustand die Maschine sei. Alle Antworten lagen im normalen Rahmen, und die abgelöste Crew stieg aus und wurde von einem wartenden Wagen in eines der Hotels gefahren, in denen die Piloten übernachteten. Sie freuten sich, dass es dort einen Pub gab, in dem frisches Bier gezapft wurde. Die Ablösung war mit der DC-8 wieder in der Luft, bevor sie ihr erstes Glas geleert hatten.

Musa stand im Hauptterminal des Moskauer Domodedowo-Flughafens (das Gebäude sieht aus wie ein Ufo, aber das ist schon ein Fortschritt gegenüber dem faschistischen Barock der Stalinzeit) und führte ein Auslandsgespräch mit einem Freund in Berlin. Als die Verbindung zustande kam, sagte er seinem Freund, der Wagen sei ordentlich repariert worden, und er könne ihn bei ihrem nächsten Treffen bezahlen. Sein Freund war einverstanden, und damit endete das Gespräch. Musa und seine Männer gingen in eine Bar im Flughafen, wo sie sich mit überteuertem russischem Wodka labten, immerhin wenigstens eine Qualitätsmarke, und zwei Stunden auf ihren KLM-Flug in die Niederlande warteten. Gurkenschnitten und Brot wurden serviert, um dem Wodka auf seinem Weg in den Magen Gesellschaft zu leisten. Sie bezahlten in Euro - mit einem mickrigen Trinkgeld für den Barmann - und gingen dann an Bord ihrer 747. Sie flogen erster Klasse, die Getränke waren umsonst, und auch hier langten sie tapfer zu. Musa machte sich keine Gedanken um die zwei Morde, die er begangen hatte. Sie waren notwendig gewesen. Er hatte diesen Teil der Mission schon akzeptiert, bevor er nach Russland gekommen war und das Boot des Ungläubigen gechartert hatte. In der Rückschau war er ein bisschen erstaunt, dass er und seine Freunde

an Bord nichts getrunken hatten, aber man sollte ja Geschäft und Vergnügen auseinanderhalten, und Geschäft und Alkohol auseinanderzuhalten war wahrscheinlich noch klüger. Ob dieser Vitali mit seinen Freunden über seinen Charterauftrag geplaudert hatte? Unmöglich zu sagen. Aber weil er weder Namen noch Adresse von ihnen hatte und niemanden fotografiert hatte, hatten sie ja keine Spuren zurückgelassen. Der Norden Russlands erinnerte ihn an alte Filme aus dem Wilden Westen, und dort lief alles ein bisschen zu lässig für eine ordentliche polizeiliche Ermittlung. Die Tatwaffen waren beseitigt, und damit, so überlegte er, war eigentlich alles erledigt. Entschlossen klappte er seine Sitzlehne zurück und ließ sich vom Alkohol in den Schlaf wiegen.

Um 01.00 Uhr Ortszeit landete die 747 in Berlin. Musa und die anderen stiegen getrennt aus, brachten die Einreisekontrolle hinter sich - wobei sie ihre niederländischen Pässe benutzten -, holten ihr Gepäck ab und machten sich auf den Weg zum Taxistand. Der deutsche Taxifahrer in seinem Mercedes verstand Englisch und brachte sie zu einer Adresse in der sogenannten »Schüsselstadt«, einem Viertel, das nach dem Wald von Satellitenantennen auf den Dächern benannt war. Mit den Schüsseln

empfingen die überwiegend arabischen Bewohner die Fernsehprogramme ihrer Heimatländer.

Sein Gastgeber, dem ein Freund in Amsterdam Bescheid gesagt hatte, erwartete ihn schon. Einmal Klopfen genügte. Nach einem Händedruck und einem Kuss ging Musa weiter ins Wohnzimmer der kleinen Wohnung. Mustafa, der Gastgeber, hielt einen Finger an die Lippen und dann an sein linkes Ohr. Er hielt es für möglich, dass die Wohnung abgehört wurde. Nun, in einem ungläubigen Land musste man eben vorsichtig sein. Mustafa schaltete den Fernseher ein, es lief die Wiederholung einer Spielshow vom selben Tag.

»War deine Mission erfolgreich?«, fragte Mustafa.

»Absolut.«

»Gut. Darf ich dir etwas anbieten?«

»Wein?«, fragte Musa. Mustafa ging in die Küche und brachte ein Glas weißen Rheinwein. Musa nahm einen tiefen Schluck, dann zündete er sich eine Zigarette an. Es war ein langer Tag gewesen, dazu noch die zwei Morde, die ihn aus einem Grund, den er nicht nachvollziehen konnte, doch irgendwie beschäftigten. Aber nachdem er den Rheinwein ausgetrunken und Mustafa die Schlafcouch ausgeklappt hatte, konnte er doch ziemlich schnell einschlafen. Morgen ging es weiter nach Paris, wo er auf die Bestätigung warten würde, dass sein Paket

sicher eingetroffen war. Dann würde er ihm folgen. In Dubai hatte er dann ein wenig Freizeit. Der Ingenieur, der sich um das Paket kümmerte, war zuverlässig und fähig, er würde ihn kaum überwachen müssen. Außerdem, dachte Musa, wie sollte er das auch anfangen? Was mit dem Paket zu tun war, lag weit jenseits seiner Kompetenzen.

Es war ein seltsamer Name für eine Stadt, dachte Kersen Kaseke: Der Ort, an dem Napoleon von Wellington seine letzte Niederlage beigebracht worden war. Vielleicht eine passende Metapher für den gottgewollten Untergang eines Tyrannen, der einen Großteil der Welt unterdrückt hatte. Trotzdem war es - wie vieles in Amerika — eine Überraschung gewesen, hier mitten im »Maisgürtel« einen solchen Ort zu finden. Die Menschen waren ziemlich nett und hatten ihn freundlich aufgenommen, trotz seines merkwürdigen Namens und ausländischen Akzents. Dass er es geschafft hatte, als Christ durchzugehen, hatte dabei sicher eine Rolle gespielt: Er behauptete, der Adoptivsohn eines lutherischen Missionarspaars zu sein, das vor zwei Jahren bei einem Mörsergranatangriff bei Kuching ums Leben gekommen war. Zwar musste er sich überwinden, um den Islam und den wahren Propheten zu verleugnen, aber die Geschichte hatte auch die

misstrauischsten Einwohner beruhigt. Die meisten waren Arbeiter oder Bauern. Er hasste auch nicht diese Menschen, sondern ihre Regierung, und es war zwar traurig, aber schon seit Jahrtausenden so, dass die Bürger für die verfehlte und brutale Politik ihrer Staatenlenker büßen mussten. Diese Menschen hier holte eben jetzt endlich ihr Schicksal ein. Das Schicksal und der Wille Allahs. Außerdem, ermahnte er sich, war das, was ihnen bevorstand, wenig im Vergleich zu dem, was sein eigenes Land hatte erleiden müssen. Die tragische Geschichte seiner Missionarseltern war zwar faktisch eine Lüge, aber im Prinzip gar nicht so falsch.

Die Straßen Zagrebs, Rijekas, Osijeks und Dutzender anderer Städte waren seit Jahrzehnten Schauplätze von Gewalt gegen Muslime, während der Westen nur zuschaute. Was wäre geschehen, fragte sich Kaseke, wenn blonde, blauäugige Kinder in den Straßen von London oder Los Angeles ermordet worden wären? Hätten sie da auch zugeschaut?

Wie in der E-Mail angewiesen, fuhr Kaseke seinen Ford Ranger, Modell 1995, zur Trailways-Bushaltestelle in der Sycamore Street zwischen der Third Street und Park Avenue. Er stellte den Wagen auf dem Parkplatz von ***Doyles Pub*** ab, dann ging er zurück den Block hinunter und betrat die

Busstation. Der Schlüssel, den er vor einer Woche mit der Post bekommen hatte, gehörte zu Schließfach 104. Drinnen fand er einen dicken Pappkarton, der in braunes Papier eingeschlagen war. Er war schwer, fast 15 Kilo, aber die Verpackung war mit Gewebeband verstärkt. Das Papier trug keine Beschriftung. Er holte den Karton heraus, stellte ihn zwischen seine Füße auf den Boden und sah sich um, ob ihn jemand beobachtete. Dann wischte er mit seinem Ärmel den Schlüsselgriff ab. Hatte er sonst etwas berührt? Irgendwo Fingerabdrücke hinterlassen? Nein, nur am Schlüssel.

Kaseke ging mit seinem Karton hinaus und zum Wagen zurück. Er stellte das Paket auf den Beifahrersitz, stieg auf der anderen Seite ein und drehte den Zündschlüssel. Dann überlegte er, ob er den Karton nicht lieber in den Fußraum stellen sollte. Wenn er in einen Unfall geriet … ***Nein,*** dachte er. ***Unnötig.*** Er wusste, was in dem Karton war - jedenfalls hatte er nach dem Programm im Ausbildungslager eine ziemlich gute Vorstellung davon. Sie hatten ihn für eine Aufgabe trainiert, und nur für diese. Dieses Paket war völlig harmlos. Vorläufig.

Zu den Planungen des Emirs und des URC hatten

sie dreierlei Hinweise: Zum Ersten alte abgefangene E-Mails, die allerdings nicht sehr ergiebig waren. Die einzige Ausnahme war eine Geburtsanzeige, die anscheinend alle URC-Zellen sofort verstummen ließ und vielleicht auch einige URC-Operationen in Gang setzte. Zweitens Hadi, einen Kurier, ein ganz neues Gesicht im Spiel, und drittens den USB-Stick, den Chavez diesem Terroristen in Tripolis abgenommen hatte. Da sich der URC der Steganographie bediente, hatte ihnen die Auswertung der mit dem URC verbundenen Websites der letzten acht Jahre nur Hunderte von Gigabytes an Fotos eingebracht. Eine Fünf-Kilobyte-Botschaft zu suchen, die in einer zweihundertmal so großen JPEG-Bilddatei eingebettet war, erwies sich jedoch als überaus zeitraubend und mühsam und hatte bisher keinen Erfolg gehabt.

Auf die neue vierte und erfolgversprechendste Spur kamen sie dann durch reinen Zufall: ein Finger hatte einige Sekunden länger als beabsichtigt auf den Auslöser einer Kamera gedrückt.

Von den etwa zwei Dutzend Fotos, die Jack in Chicago von Hadi gemacht hatte, waren nur drei wirklich brauchbar, auf denen das Gesicht des Kuriers gut beleuchtet im Profil oder im Halbprofil zu sehen war. Es stellte sich jedoch heraus, dass für den Campus weniger Hadis Gesicht von Interesse

war als seine Hände. John wusste, dass es bei der Ermittlungsarbeit oft weniger wichtig war, zu finden, wonach man suchte, sondern das Material genau zu betrachten und zu analysieren.

»Ich meine das hier«, sagte Jack und drückte auf die Vorwärtstaste seiner Fernbedienung. Auf dem LCD-Bildschirm des Konferenzraums erschien das nächste Foto. Es zeigte Hadi, wie er gerade aus dem Terminal ins Freie trat und dabei einen Mann streifte, der zum Eingang der Flughalle unterwegs war. Ganz unten auf dem Bild und im Schatten kaum sichtbar berührten sich Hadis Hand und die des Fremden. Bei genauerem Hinsehen war zwischen den beiden Händen ein nicht näher zu bestimmender Gegenstand zu erkennen.

»Eine verdeckte Übergabe«, sagte Clark und lehnte sich nach vorn, um das Ganze genauer zu betrachten. »Professionell gemacht.«

»Guter Fang, Jack«, sagte Hendley.

»Danke, Boss, aber es war einfach nur Dusel.«

»So etwas gibt es nicht, ***Mano«,*** sagte Chavez. »Wichtig ist das Ergebnis, egal wie man dazu kommt.«

»Also kennen wir jetzt auch ein zweites Gesicht«, sagte Sam Granger. »Und was hilft uns das?«

»Allein für sich überhaupt nichts«, erwiderte Jack. »Aber ***das*** bringt uns vielleicht weiter.« Er drückte

erneut auf die Vorwärtstaste. »Dies ist der Koffer des anderen Mannes, vergrößert und schärfer gestellt. Ich habe Gavin gebeten, das Ganze mit seiner Photoshop-Software zu bearbeiten. Schaut euch genau die obere rechte Ecke an, dieses weiße Rechteck.« Jack rief das nächste Bild auf, auf dem dieses Rechteck vergrößert und in höherer Auflösung zu sehen war. »Es ist ein Gepäck-Aufkleber mit einem Barcode.«

»Das gibt's doch nicht«, murmelte Brian Caruso. »Ich liebe diese Computerscheiße.«

Hendley wandte sich an Dominic. »Special Agent Caruso, das fällt wohl in Ihr Ressort.«

»Bin schon unterwegs, Boss.«

Da er jetzt den Barcode kannte und über einen ungefähren Zeitrahmen verfügte, brauchte Dominic mithilfe seiner alten FBI-Nummer eine knappe Stunde, um den Namen des Besitzers dieses Koffers herauszufinden: Agong Nayoan, Vizekonsul für Wirtschaftsangelegenheiten des Generalkonsulats der Republik Indonesien in San Francisco.

»Eigentlich wirkt der Mann harmlos«, sagte Dominic. »An dem Morgen, als er Hadi begegnete, flog er von Vancouver über Chicago nach San Francisco. Das FBI-Field Office in Frisco hat ihn vor ein paar Jahren routinemäßig überprüft. Dabei kam

nichts weiter heraus. Keine bekannten Verbindungen zu extremistischen Gruppen, politisch gemäßigt, keine Vorstrafen …«

»Zumindest keine, die Jakarta zugeben würde«, unterbrach ihn Granger. »Oder er hat seine Spuren immer gut verwischt. Immerhin haben wir ihn dabei ertappt, wie er einem als URC-Kurier bekannten Mann heimlich etwas übergeben hat. Da muss also jemand bei seiner Überprüfung geschludert haben.«

Mit seiner Bevölkerung von fast 200 Millionen Muslimen war Indonesien nach den Erkenntnissen vieler westlicher und anderer Geheimdienste in letzter Zeit zum Hauptanwerbeland extremistischer Terrorgruppen geworden. Die mächtigsten unter ihnen, die Jemaah Islamiyah, die Islamic Defenders' Front (FPI) und Laskar Jihad, arbeiteten nicht nur organisatorisch und finanziell mit dem URC des Emirs zusammen, sondern hatten auch Sympathisanten auf allen Ebenen der indonesischen Regierung. Die Vorstellung, dass Agong Nayoan, ein führender Beamter des indonesischen Konsulats, extremistische politische Neigungen hatte, war für Jack also nicht weiter überraschend. Dass Nayoan bereit war, als Verbindungsmann zu einem URC-Kurier tätig zu werden, hob seine Bedeutung jedoch auf eine höhere Ebene.

»Was immer Nayoan dazu bewog, sich auf diese

Weise zu exponieren, es muss eine wirklich große Sache sein«, sagte Jack. »Wird er erwischt, können wir nicht mehr machen, als ihn zur Persona non grata zu erklären und des Landes zu verweisen. Was ihn dann in Jakarta erwartet, steht auf einem ganz anderen Blatt. Daran sollten wir jedoch immer denken.«

Die indonesische BAKORSTANAS, die »Koordinierungsgruppe für die Einhaltung der nationalen Stabilität«, hatte die breite und bewusst vage formulierte Aufgabe, alle Bedrohungen der Republik aufzudecken und zu eliminieren. Dabei musste sie kaum rechtliche Bestimmungen beachten und brauchte anderen staatlichen Organen keinerlei Rechenschaft abzulegen. Wenn Nayoan also wegen des Vorwurfs, den URC zu unterstützen, ausgewiesen wurde, konnte er bestenfalls darauf hoffen, in einem dunklen Loch im berüchtigten Cipinang-Gefängnis jahrelang über seine Schandtaten brüten zu dürfen. Die Regierung in Jakarta versuchte seit einigen Jahren, aus dem wirtschaftlichen Schatten Chinas herauszutreten und sich dem Westen als marktwirtschaftliches Gegengewicht gegen den ostasiatischen Koloss zu verkaufen. Dies würde jedoch kaum Erfolg haben, wenn der Inselstaat in den Ruf geriet, eine Brutstätte für Terroristen zu sein.

»Irgendwelche Vorschläge?«, fragte Hendley und schaute Clark an.

»Wir sollten der deutlicheren Spur folgen«, antwortete Clark. »Wir wissen, dass Hadi nach Las Vegas unterwegs war, aber nicht, wo er danach abgeblieben ist. Wir wissen jedoch genau, wo sich Nayoan aufhält und wo er herkam. Wir sollten ihn beobachten — vielleicht bringt uns das weiter.«

Hendley dachte darüber nach. Dann blickte er Granger an, der nickte. »Sie und Chavez«, sagte Granger. »Fangen Sie in San Francisco an, dann schauen Sie sich in Vancouver um. Nehmen Sie diesen Kerl auseinander.«

»Könnte Jack uns begleiten?«, schlug Clark vor. »Das wäre eine gute Gelegenheit für ihn, einmal den großen Zeh ins Wasser zu tunken.«

Erneut tauschten Hendley und Granger Blicke aus. Dann schaute der Boss Chavez und die Caruso-Brüder an. »Gentlemen, würden Sie uns für ein paar Minuten allein lassen?« Als sie gegangen waren, sagte Hendley zu Jack: »Sind Sie sich sicher, dass Sie das wollen?«

»Ja, Boss.«

»Erklären Sie uns, weshalb«, forderte ihn Granger auf.

»Das habe ich doch schon.«

»Erklären Sie uns das noch mal.«

»Ich glaube, ich könnte nützlich sein …«

»Sie können sich hier doch genauso nützlich machen. Außerdem besteht hier nicht die Gefahr, dass Sie auffliegen - und dass der Sohn eines Expräsidenten getötet wird. Sie sind ein bekanntes Gesicht, Jack.«

»Ach was, ich bin ein Durchschnittsgesicht. Ich kann die Fälle an einer Hand abzählen, wo mich jemand in den letzten zwei Jahren erkannt hat. Aus den Augen, aus dem Sinn. John und ich haben uns darüber bereits unterhalten. Ich mache mir keine großen Illusionen über die Arbeit an der Front.«

Hendley schaute zu Clark hinüber, der die Hände hob. »Entweder ist er ein guter Schauspieler, oder er sagt die Wahrheit.«

Jack lächelte. »He, schlimmstenfalls kriege ich einmal mit, wie die andere Hälfte von uns lebt, und werde dadurch zu einem besseren Analytiker. Das Ganze ist also eine richtige Win-Win-Situation.«

»Okay, Sie sind dabei. Aber bleiben Sie manierlich! Dieses Mal pieksen Sie keine fremden Leute mit Nadeln, verstanden?«

Jack nickte. »Verstanden.«

»John, wie weit sind Sie mit Driscoll?«

»Ich habe erst heute Morgen mit ihm gesprochen und zuvor schon meine Fühler ausgestreckt. Ich glaube, er hat erkannt, dass der CID seinen Kopf

will. Er nimmt es aber ziemlich gefasst auf, besser, als es die meisten tun würden. Ihm gefällt diese Arbeit. Ich glaube, wenn er die Möglichkeit hätte, aus dieser unangenehmen Sache herauszukommen und trotzdem diesen Job weiterzumachen, wäre er sofort wieder dabei. Haben Sie etwas erreicht?«

»Ich denke, dass wir den Justizminister in Schach halten können, aber Driscoll wird wohl die Uniform ausziehen müssen. Wenn Sie aus Chicago zurück sind, sollten Sie bald mit ihm sprechen.«

Clark nickte.

»Sie können unsere Freunde wieder hereinrufen, Sam.«

Als Chavez und die Carusos wieder im Zimmer waren, sagte Brian: »He, da wir ja endlich in dieser Sache richtig tätig werden ... Der URC hat diesen Dirar bestimmt aus einem guten Grund um die Ecke gebracht. Wie wäre es, wenn wir mal nach Tripolis gingen, um dort ein paar Bäumchen zu schütteln?«

»Und was, glauben Sie, fällt uns dann vor die Füße?«, fragte Granger.

Diesmal gab Dominic die Antwort: »Entweder hat der URC Dirar selbst umgelegt, oder er hat das von einer Partnerorganisation erledigen lassen. Wenn wir herausfinden, wer genau es getan hat, kennen wir einen weiteren Teil des Puzzles - vielleicht finden wir dabei etwas über ihre

Kommunikationsprotokolle oder Finanzströme heraus. Wer weiß?«

Hendley nickte. »Schnappt euch eure Reisedokumente, und lasst euch von der Reiseabteilung einen genauen Flugplan ausarbeiten. Wir schauen mal, ob wir in Tripolis eine Kontaktperson finden. Jemand in der Botschaft, dem es nichts ausmacht, mal ein offenes Gespräch zu führen. Außerdem sollten wir Brian und Dominic auf den neuesten Stand bringen. Jack, könnten Sie ihnen etwas über diese neue Sache erzählen, an der Sie und Gavin seit einiger Zeit arbeiten?«

»Wird gemacht, Boss.«

Hendley stand auf und ließ den Blick über die Runde am Tisch schweifen. »Okay, meine Herren, packen wir's an. Wir brauchen endlich einen Ansatzpunkt, von dem aus wir die ganze Sache aufrollen können.«

Jeder Mann würde ein eigenes Motelzimmer benötigen, wusste Hadi. Die Zimmer durften allerdings nicht mehr als eine Stunde Fahrt von der Anlage entfernt liegen.

Andererseits durfte keines so nobel sein, dass ein zehn- bis vierzehntägiger Aufenthalt Neugierde und Aufmerksamkeit erregen würde. Ausländer, die auf der Suche nach Arbeit in ein neues Land kamen,

hatten einfach nicht genug Geld für extravagante Unterkünfte. Zwar wäre es sicher nicht weiter auffällig, wenn ein paar Freunde eine solche Reise zusammen machten. Aber vier arabisch aussehende Männer an einem Ort könnten das Interesse der örtlichen Polizei wecken.

In Sáo Paulo gab es viele Zwei-Sterne-Motels. Hadi war deshalb auch zuversichtlich, dass er genug Zimmer finden würde. Aber dies war seine erste operative Aufgabe, und er wollte dabei nichts dem Zufall überlassen, so wie sie, was ihre Tarnlegenden anging, auch nichts dem Zufall überlassen hatten.

Jeder von ihnen hatte studiert oder kannte sich in dieser Industriesparte so gut aus, dass ihre Ankunft und ihre anschließende Arbeitsuche zumindest in der kurzen Zeit, die sie im Land bleiben wollten, nur wenig Aufmerksamkeit erregen würde. Brasiliens aktueller Wirtschaftsboom hatte eine Menge Arbeiter ins Land gelockt, viele kamen aus dem Nahen und Mittleren Osten und hatten es satt, für harte und gefährliche Arbeit nur einen Hungerlohn zu bekommen. Nein, dachte Hadi, solange sie nichts tun würden, was sie von diesen Leuten unterschied, würden vier arabische Arbeitsuchende garantiert nicht auffallen.

Weit schwieriger würde die Aufklärungsarbeit werden. Viele Kilometer Straßen und Hunderte von

Autos waren zu überprüfen. Zeitpläne und Wegstrecken mussten zwei- oder dreifach überprüft und abgefahren werden. Die Topografie und die Infrastruktur galt es zu erkunden. Die Anlage selbst war zwar beileibe nicht unverwundbar, verfügte aber über ihre eigene Sicherheitstruppe. Ibrahim hatte bei seinen Vorerkundungen herausgefunden, dass in der Anlage routinemäßig Sicherheitsübungen abgehalten wurden, an denen auch die Polizei und das Militär mit jeweils einem mobilen Einsatzkommando teilnahmen. Natürlich hatten diese Spezialkräfte nur begrenzten Nutzen. Wenn er und die anderen gut genug planten und unter Allahs Führung standhaft blieben, konnte sie nichts und niemand aufhalten.

Steve hatte den jüngsten Test mit Bravour bestanden, entschied Allison. Sie hatte in letzter Minute ihr Rendezvous in Reno abgesagt und es damit begründet, dass ihr Boss sie an seiner Stelle zu einer Konferenz von Pharmavertretern in Sacramento geschickt habe. Die Konferenz fand tatsächlich statt, und echt waren auch ihre Visitenkarten und Medikamentenproben und die Bücher, die sie in ihrem ledernen Aktenkoffer mit sich führte, wenn sie mit ihm zu ihren Sex-Treffen

verabredet war, aber das war's dann auch schon. Sie mochte Steve schon irgendwie, aber in ihrer Branche wurden solche Emotionen auf einer gleitenden Skala gemessen. Steve war nicht abstoßend, und er missbrauchte sie nicht, also hatte er einen Platz am oberen Ende der Skala verdient. Das würde zwar ihre Serviceleistung nicht beeinflussen, aber es machte ihre Treffen doch sehr viel erträglicher.

Steves Reaktion war vorhersehbar gewesen: Er war verstört und enttäuscht wegen ihrer Absage in allerletzter Minute. Und genauso vorhersehbar war, dass er ihr sofort eine Alternative vorgeschlagen hatte: Er wollte ein paar Tage Urlaub nehmen und nach Sacramento fliegen, dann könnten sie wenigstens das Wochenende miteinander verbringen. Sie würde tagsüber an der Konferenz teilnehmen, und die Nächte hätten sie dann für sich. Allison zeigte angemessene Überraschung und Dankbarkeit und versprach ihm, das erste auswärts verbrachte Wochenende zu einem ganz besonderen, unvergesslichen Erlebnis zu machen. Irgendwann im Laufe des Wochenendes würde sie den Haken ein wenig tiefer hineintreiben und ihm schüchtern vorschlagen, dass er sie doch mal seiner Familie vorstellen könnte. Vielleicht konnte sie es sogar so einrichten, dass er sie in einem aufgewühlten

Zustand vorfand - die Beziehung zu ihm sei eben etwas so »Besonderes«, dass sie es immer noch nicht glauben könne.

Von Anfang an hatte sie gewusst, dass der kritische Teil noch vor ihr lag: der große Schlag. Ihr »Betreuer« — das russische Wort dafür hatte sie nie gemocht — war ein Mann mit Brandnarben an den Händen. Sein Vorschlag, wie sie vorgehen solle, hatte ihr gefallen, und sie dachte, dass sie es ausprobieren würde. Allerdings würde sie dafür eine erfundene Hintergrundstory benötigen, durch die der ganze Schwindel auffliegen konnte, wenn Steve versuchen sollte, ihre Angaben zu überprüfen. Falls sie Steve noch nicht völlig unter Kontrolle hatte, wenn sie zu ihrem großen Schlag ausholte, würde sie eben zurückrudern und etwas anderes ausprobieren müssen. Steve war nicht auf den Kopf gefallen, aber wenn es um Herzensangelegenheiten ging, waren Männer genau so irrational wie Frauen, wenn nicht sogar noch mehr. Sex war zwar eine mächtige Waffe, aber bei diesem Einsatz war auch der Sex nur eine von mehreren Stufen, die sie erklimmen musste. Wenn sie ihre bisherigen Fortschritte richtig einschätzte, war sie jedoch nur noch sehr wenige Stufen vom Erfolg entfernt.

Allerdings gab es eine Frage, über die Allison sich selbst nicht nachzudenken erlaubte: welche Art von

Information ihr Auftraggeber eigentlich haben wollte. Warum um alles in der Welt, fragte sie sich, interessierte er sich für das Grundwasser mitten in der Wüste?

Im Vergleich zu den übrigen Panamax-Containerschiffen, also Schiffen, die durch den Panama-Kanal fahren konnten, war die ***Losan*** recht klein. Sie konnte jeweils nur zwölf Standardcontainer nebeneinander aufnehmen und hatte eine Gesamtladekapazität von 2 700 TEU. Die Einheit TEU bezieht sich auf die »Twenty-Foot Equivalent Units«, womit Standardcontainer mit einer Länge von zwanzig Fuß gemeint sind. Das Schiff hatte eine Gesamtlänge von rund 180 Metern. Containerschiffe dieser Größe sind längst von den neuen und viel größeren Postpanamax-Schiffen übertroffen worden, aber der Industriekonzern Tarquay Industries of Smithfield, Virginia, war weniger an einem modernen Containerschiff als vielmehr an der Reduzierung seiner Verluste interessiert.

Tarquay Industries hatte 120 Propangastanks zu je 500 Gallonen an den afrikanischen Staat Senegal verkauft, doch wie sich nach der Auslieferung herausgestellt hatte, waren 46 dieser Tanks nicht funktionsfähig. Sie waren trotz fehlerhaft

angeschweißter Aufhängeösen durch die Qualitätskontrolle gerutscht. Das war an sich kein unlösbares Problem; Tarquay hatte denn auch den Senegalesen angeboten, die Sache kostenlos und direkt vor Ort zu beheben. Doch dann hatte eine genauere Überprüfung durch Tarquays Chefingenieur in Dakar und die staatlichen Inspektoren Senegals ergeben, dass die Schweißnähte auch die Festigkeit der Tanks beeinträchtigten: Keiner der fehlerhaften Tanks hätte dem vorgeschriebenen Druck von 17 bar standgehalten.

Da es sich um Tarquays erstes Geschäft mit dem Senegal und sogar um ihr erstes Überseegeschäft überhaupt handelte, wurde schnell eine Entschädigungslösung gefunden. Der Geschäftsführer übermittelte eine offizielle Entschuldigung, und Ersatztanks wurden sofort auf den Weg gebracht. Mittlerweile wurden in Dakar die fehlerhaften Tanks in den Begleitpapieren mit dem Code R3001c versehen - »Re-Export von Nichtölprodukten abgelehnter Qualität nach Zwischenlagerung« — und in ein Zolllager in Port Sud verbracht. Dort wurden sie auf einem leeren, von Unkraut überwucherten Grundstück zwischengelagert, das von einem 1,20 Meter hohen Maschendrahtzaun umgeben war.

Acht Monate später wurden die Vorbereitungen für den Rücktransport der fehlerhaften Tanks nach Smithfield getroffen. Die ***Losan,*** die gerade ihre letzte Ladung löschte und danach wieder den Atlantik in Richtung USA überqueren sollte, hatte die erforderliche Ladekapazität frei und konnte die Tanks aufnehmen.

Zwei Tage vor dem Ablegen der ***Losan*** wurden die Tanks mit Hilfe von Gabelstaplern auf Flachwaggons verladen, fest verankert und die drei Kilometer bis zum Liegeplatz der ***Losan*** transportiert. Dort wurden sie in zwölf offene Großcontainer verladen (vier Tanks pro Container), aufs Deck der ***Losan*** gehievt und in einer Reihe nebeneinandergestellt.

Und weil die Tanks schon bei ihrer Ankunft im Senegal untersucht worden waren und seitdem in der Obhut der Zollbehörden gestanden hatten, wurden sie vor ihrer Verladung auf die ***Losan*** weder untersucht noch gewogen.

Kopfschmerzen und Übelkeit waren in den letzten zehn Stunden ständig schlimmer geworden, was Adnan doch überraschte; die Symptome kamen schneller als erwartet. Seine Hände zitterten, und seine Haut fühlte sich klamm an. Offenbar waren die Geschichten über die Gefährlichkeit des Schiffs nicht übertrieben gewesen. ***Unwichtig,*** dachte er,

es war fast geschafft. Laut Salychows Seekarte waren sie nur noch zwanzig Kilometer vom Übergabepunkt entfernt.

Durch Allahs Gnade hatten sie den Sicherheitsbehälter genau dort gefunden, wo er sein sollte, immer noch in seiner am Schott montierten Halterung im Panzerschrank. Er war leichter gewesen, als Adnan gedacht hatte, was sowohl ein Segen wie ein Fluch war. Er kannte das ungefähre Gewicht des Kerns, deshalb konnte er das des Behälters relativ leicht schätzen: Er war offenbar mit Blei gepanzert, aber nicht so dick, wie es ihre Informanten vermutet hatten. Also war der Panzerschrank selbst als Primärabschirmung gedacht gewesen, was ihnen nichts nützte. Der Sicherheitsbehälter war allerdings immerhin noch versiegelt und schien in all den Jahren seit dem Unfall keinen Schaden erlitten zu haben.

Sie hatten die Halterung entriegelt, den fassförmigen Behälter an seinen vier angeschweißten Handgriffen herausgehoben und ihn aus dem Panzerschrank und über das überschwemmte Deck zur Leiter geschleppt, die sie sehr vorsichtig, immer nur eine Stufe auf einmal, hinaufgestiegen waren. Dann ging es den Laufsteg entlang und in den Hauptkorridor zurück; die beiden letzten größeren Hindernisse - der

Niedergang hinauf zum Oberdeck und die Zugangsleiter wieder hinunter zu den Schlauchbooten — waren kein Problem gewesen, und bald waren sie wieder an Land. Dankbar warfen sie ihre Schutzanzüge und die Gasmasken ab und versenkten sie in einem der Rucksäcke mit Steinen beschwert in der Bucht.

Der Weg zurück zum Vorland dauerte eine Stunde. Adnan sagte den Männern, sie sollten das Fass hinstellen und sich ausruhen, dann ging er zum Ufer voraus und spähte durch den Nebel in die Bucht. Er konnte den Umriss von Salychows Boot gerade noch erkennen. Er zog ein Leuchtsignal aus seinem Rucksack, riss es an und schwenkte die Funken sprühende Röhre über seinem Kopf. Nach dreißig Sekunden sah er das zweimalige Aufleuchten einer Taschenlampe vom Schiff her. Adnan wandte sich zu den anderen um und winkte ihnen weiterzumarschieren.

Dreißig Minuten später waren sie wieder an Bord und auf dem Rückweg. Bis sie die Hauptbucht erreicht hatten, war der Sicherheitsbehälter bereits in dem zweiten, stärker abgeschirmten verstaut worden, den sie mitgebracht hatten. Salychow beäugte den Behälter misstrauisch, sagte aber nichts, als er das Schiff wieder aufs offene Meer hinaussteuerte.

Jetzt stand Adnan neben Salychow im Steuerhaus. Es war fast Mitternacht, und vor den Fenstern sah man nur Schwärze. »Sie haben sich Ihren Lohn redlich verdient, Kapitän«, sagte Adnan. »Wir sind Ihnen dankbar.«

Salychow zuckte mit den Schultern und schwieg.

An seiner Hüfte spürte Adnan die rechteckige Kante des Funkgeräts, das aus der Steuerkonsole herausragte. Er zog langsam das kleine Messer aus seiner Jackentasche, klappte die Klinge auf und drückte sie gegen das Stromkabel des Funkgeräts. Es wurde mit einem kaum hörbaren ***Schnipp*** durchtrennt.

»Ich sehe mal nach meinen Leuten«, erklärte Adnan. »Soll ich Ihnen eine Tasse Kaffee mitbringen? Oder etwas Stärkeres?«

»Kaffee.«

Adnan stieg in die Hauptkajüte hinunter, dann einen weiteren kurzen Niedergang in die Schlafkabine. Dort war es dunkel, bis auf einen schwachen Lichtschein, der aus der Kajüte herunterdrang. Die Männer schliefen, jeder in seiner Koje, alle auf dem Rücken. Das Medikament, das er ihnen vorhin gegeben hatte, war keine weitere Dosis Kaliumjodid gewesen, wie er behauptet hatte, sondern drei Gramm Lorazepam in einer generischen Zellulosekapsel. Das Mittel gegen

Angstattacken war in dreifacher Dosierung stark genug, um die Männer in einen tiefen Schlaf zu versetzen. ***Ein Segen,*** dachte Adnan.

In den letzten Stunden hatte er darüber gegrübelt, was als Nächstes zu tun war - nicht über die Notwendigkeit, sondern über die Methode. Diese Männer starben bereits, aber das war nicht mehr zu ändern. Er selbst war ein Sterbender, aber auch das war nicht mehr zu ändern. Dieses Opfer forderte der Krieg, es war die den Gläubigen auferlegte Bürde. Er tröstete sich ein wenig damit, dass sie ja nicht aufwachen und keine Schmerzen spüren würden. Es ging also nur um den Lärm. Salychow war zwar alt, aber zäh und von einem Leben auf See gestählt. Man überwältigte ihn besser ohne jede Vorwarnung.

Adnan ging zur Werkbank am Achterschott und zog die obere linke Schublade auf. Darin lag das Messer, das er bei seiner Suche vorhin gefunden hatte. Es hatte eine gekrümmte, scharfe Spitze und war gut geschliffen. Vermutlich war es zum Ausnehmen von Fischen gedacht.

Er umklammerte den hölzernen Griff, die Klinge nach oben, und trat an die erste Koje. Er holte tief Luft, dann legte er seine linke Hand ans Kinn des Mannes, drehte den Kopf zur Matratze, rammte die Spitze der Klinge in die Höhlung unter seinem Ohrläppchen und zog das Messer um den

Unterkiefer herum nach oben. Blut spritzte aus der durchtrennten Halsschlagader; im Dunkeln wirkte es schwarz. Der Mann stöhnte leise in Adnans Handfläche, zuckte einmal, zweimal, dann lag er still. Adnan ging weiter zum zweiten, wiederholte den Vorgang, dann zum dritten. Das Ganze dauerte neunzig Sekunden. Er ließ das Messer zu Boden fallen, ging in die Kajüte hinauf und wusch sich das Blut von den Händen. Er kniete sich neben das Waschbecken, öffnete die unterste Schublade und holte die 9-mm-Jarygin-Pistole heraus, die er dort versteckt hatte. Er zog den Verschluss drei Zentimeter weit zurück, um sicherzugehen, dass eine Patrone im Lauf war, spannte den Hahn, löste die Sicherung und steckte die Pistole in die Jackentasche. Zuletzt nahm er noch eine Plastiktasse vom Trockengestell.

Er stieg wieder hinauf ins Steuerhaus.

»Kaffee«, sagte er und reichte Salychow mit der Linken die Tasse. Der Kapitän drehte sich um und griff danach. Adnan zog die Jarygin und schoss ihm in die Stirn. Blut und Gehirnmasse spritzten gegen das Seitenfenster. Salychow sank rückwärts zusammen und rutschte am Schott zu Boden. Adnan schaltete auf der Steuerkonsole den Autopiloten ein, dann griff er Salychow an den Knöcheln, schleppte ihn zur Leiter und rollte ihn in die Kajüte hinunter.

Wieder am Steuer, überprüfte er zunächst ihre Position mit dem alten Loran-C-Gerät, dann schaltete er den Autopiloten wieder aus und korrigierte den Kurs.

Die dunkle Linie der Insel erschien eine Stunde später am Horizont, und eine weitere Stunde danach nahm Adnan das Gas zurück und folgte der Küstenlinie nach Osten, bis die Anzeige des Loran-C die richtigen Koordinaten zeigte.

Die Insel hieß Kolgujew und gehörte laut Adnans Seekarte zum Autonomen Kreis der Nenzen. Sie war eine fast ebenmäßig runde Scheibe aus Marschland, Sümpfen und niedrigen Hügeln mit achtzig Kilometern Durchmesser. An der Südostküste lag eine einsame Siedlung namens Bulgrino; dort lebten einige Hundert Nenzen von Fischfang, Ackerbau und Rentierhaltung.

Adnan schob den Gashebel auf Leerlauf und schaltete die Zündung aus. Er sah auf die Uhr: zehn Minuten Verspätung. Er zog den Handscheinwerfer aus der Halterung am Schott und ging an Deck. Sein codiertes Blinksignal löste an der Küste sofort die korrekte Antwort aus.

Fünf Minuten später hörte er das leise Brummen eines Außenbordmotors. Ein Rennboot erschien aus der Dunkelheit und ging an Backbord längsseits. An

Bord waren vier Männer, alle mit Kalaschnikows bewaffnet. Adnan kannte keinen von ihnen. Daraufkam es allerdings nicht an; wichtig war das Blinksignal, und wenn es doch eine Falle war, dann konnte er jetzt nichts mehr dagegen tun.

»Bist du Abdul-Baki, Diener des Schöpfers?«, fragte einer der Männer; Adnan nahm an, er sei der Anführer.

»Nein, der Diener des Ewigwährenden«, entgegnete Adnan. »Schön, euch hier zu sehen.«

»Dich auch, Bruder.«

»Werft mir eure Leine zu, und kommt an Bord. Ihr braucht mindestens zwei Mann, um es zu tragen.«

Während Adnan die Leine an der Klampe festmachte, stiegen zwei der Männer an Bord, lösten die Verspannung des Sicherheitsbehälters und trugen ihn zurück zur Reling, wo die beiden, die an Bord des Rennbootes geblieben waren, ihn übernahmen und auf Deck absetzten. Die beiden anderen folgten dem Behälter auf das Rennboot.

»Irgendwelche Probleme?«, fragte der Anführer.

»Keine. Alles lief wie geplant.«

»Können wir dir noch irgendwie helfen?«

Adnan schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich bin fast fertig. Das Wasser hier ist tief, fast dreihundert Meter. Das Meer übernimmt jetzt den Rest.«

Admiral Stephen Netters wusste, dass er eine unangenehme Unterredung vor sich hatte, und das hatte ebenso mit den Leuten zu tun, die nicht daran teilnahmen, wie auch mit denen, die teilnahmen. Wenn alles richtig gelaufen wäre, hätte ihm am anderen Ende des Tisches Robby Jackson gegenübersitzen müssen, aber dem war nicht so. Dafür hatte ein hasserfüllter Stiernacken gesorgt. Statt Jackson hatten sie es nun mit Edward Kealty zu tun. Der falsche Mann, egal an welchem Platz. Netters und Jackson waren zusammen aufgestiegen seit ihrer gemeinsamen Ausbildung an der Marineakademie. Im Laufe ihrer Karrieren hatten sich ihre Wege immer wieder gekreuzt, bis Netters in der letzten Phase der Präsidentschaft Ryans zum Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs ernannt worden war. Er hatte den Job aus verschiedenen Gründen übernommen, wobei Ehrgeiz ganz weit unten gestanden hatte und Hochachtung für Ryan ganz oben.

Allerdings war es ihm später schwergefallen, im Amt zu bleiben, vor allem, als klar wurde, dass Kealty das Oval Office nicht aufgrund seiner Fähigkeiten oder Verdienste, sondern durch die Blindheit des Schicksals oder, besser gesagt, als Profiteur einer Tragödie erobern würde. Aber noch

während die Stimmen ausgezählt wurden und sich in den Hochrechnungen immer deutlicher Kealtys Sieg abzeichnete, hatte Netters gewusst, dass er im Amt bleiben würde, sofern der neue Präsident nicht einen der »parfümierten Prinzen« des Pentagon ernennen würde. Nach einem kurzen Blick auf die politischen Gewichte (oder vielmehr Leichtgewichte) in Kealtys Kabinett wusste man, was dieser Mann von seinen Leuten erwartete. Und das war der entscheidende Punkt. Widersprach man dem König zu oft oder zu eifrig, würde sofort ein folgsamerer Prinz nachrücken. Widersprach man dem König nicht, würde das Reich über kurz oder lang von den Barbaren überrannt werden.

»Erklären Sie mir doch mal, was ich hier sehe, Admiral«, sagte Präsident Kealty mit einem verächtlichen Grunzen und schubste das Satellitenfoto wieder über den Tisch zu Netters hinüber.

»Mr. President, was wir hier sehen, ist eine groß angelegte Bewegung von Panzern und mobilen Infanterieeinheiten, die nach Westen in Richtung Grenze vorrücken.«

»Das sehe ich selber, Admiral. Um welche Truppenstärke geht es, und was zum Teufel haben sie vor?«

»Zur ersten Frage: Wir haben eine gepanzerte

Division identifiziert, die aus drei Panzerbrigaden mit einer Mischung aus älteren sowjetischen T-54, T-62 und Zulfiqar-Kampfpanzern besteht, ferner vier Artilleriebataillone und zwei motorisierte Infanteriedivisionen. Über die Frage, was sie vorhaben, sollten wir jetzt noch nicht nachdenken, Mr. President. Im Moment müssen wir uns darauf konzentrieren, herauszufinden, wozu sie fähig sind, und uns dann zu ihrer Absicht vorarbeiten.«

»Erklären Sie uns das doch mal«, forderte die Nationale Sicherheitsberaterin Ann Reynolds.

Übersetzung: ***Ich hab keinen blassen Schimmer, wovon zum Teufel du redest.*** Wie Scott Kilborn war auch die demokratische Kongressabgeordnete aus Michigan im höchsten Maße unqualifiziert, aber ihr demografisch günstiges Geschlecht und ihr Sitz in dem für die Geheimdienste zuständigen Kongressausschuss hatten ihr faktisch einen Freiplatz in Kealtys Kabinett verschafft. Als CEO eines in Detroit ansässigen Unternehmens für soziale Netzwerke im Internet war Reynolds durchaus kompetent und gerissen gewesen. Ihr Fehler war, dass sie angenommen hatte, diese Fähigkeiten ließen sich ohne Weiteres auf die Rolle einer Politikerin und Parlamentarierin übertragen. Wie Netters vermutete, war noch niemandem wirklich klar geworden, dass sie völlig

überfordert war - eine Tatsache, die ihm gewaltige Angst einjagte. Die Nationale Sicherheitsberaterin wurstelte sich nur so durch, offensichtlich hoffte sie, dass sie sich mit ihren Donna Karan-Anzügen, die männliche Macht andeuten sollten, ihrer schweren Brille und ihrem Schnellschuss-Sprechstil hungrige Wölfe vom Leib halten könnte.

»Nehmen wir mal an, ich wollte den olympischen Rekord im Marathonlauf brechen. Dann ist das meine Absicht. Mein Problem ist jedoch, dass ich beide Beine gebrochen habe und an Herzinsuffizienz leide. Das ist dann meine Kapazität. Ersteres wird durch Letzteres determiniert.«

Reynolds nickte nachdenklich.

DCI Scott Kilborn sagte: »Mr. President, Teheran wird es wohl als >Übung< bezeichnen, aber wir dürfen auf keinen Fall ignorieren, was offensichtlich ist: Erstens bewegen sich die Truppen auf die Provinz Ilam zu, die an der Grenze zum Irak liegt - in Luftlinie ist das so nahe an Bagdad, wie man im Iran nur kommen kann.

Hundertdreißig Kilometer ungefähr. Zweitens haben wir gerade unseren Rückzug aus dem Irak begonnen. Bestenfalls schicken sie damit eine Warnung an die Sunniten, sich anständig zu benehmen. Schlimmstenfalls machen sie jetzt ernst und planen eine Invasion des Irak.«

»Aber mit welchem Ziel?«

Kealty stellte zwar diese Frage, und das war gut so, dachte Netters, aber es steckte keine echte Neugier dahinter. Wenn es um den Irak ging, war der Präsident nur an Lösungen interessiert und sonst an gar nichts. Vom ersten Tag an hatte er klargemacht, dass er die US-Truppen so schnell wie möglich zurückholen wollte, und er hatte dabei allenfalls vordergründig auf taktische Sicherheit geachtet. Kealty fehlte es an zwei wesentlichen Zutaten für gute Führungskompetenz: Flexibilität und Neugier. In der politischen Arena verfügte er über beides im Überfluss, aber dort ging es um Macht, nicht um echte Führungsqualitäten.

»Sie sondieren nur das Terrain, um zu sehen, wie wir reagieren«, antwortete Kilborn. »Je länger wir unseren Truppenabzug hinauszögern, desto mehr Zeit hat Teheran, sich hinter den Kulissen mit den schiitischen Militanten zu arrangieren. Wenn also ihr Vormarsch unsere Rückzugspläne nicht verändert, dann haben sie schon mal eine Vorstellung, wie wir reagieren.«

»Ich bin anderer Meinung«, sagte Admiral Netters. »Wenn sie die Grenze überschreiten, können sie nichts gewinnen, aber alles verlieren. Außerdem führen sie nur wenig Luftabwehr-Artillerie mit.«

»Und das bedeutet?«

»Sie schicken nur so viel Luftabwehrausrüstung ins Feld, wie sie brauchen, um den Anschein zu wahren.

Das geschieht nicht aus Versehen. Denn eines wissen sie genau: Wenn wir angreifen, kommen wir zuerst von den Flugzeugträgern im Golf.«

Sicherheitsberaterin Ann Reynolds fragte: »Dann wollen sie uns damit nur etwas mitteilen?«

»Auch das, Mrs. Reynolds, fällt in die Kategorie >Absichten<, aber so viel kann ich Ihnen sagen: Trotz all ihrer Fehler sind die Iraner nicht dumm, und außerdem sind sie treue Anhänger des sowjetischen Schlachtmodells, das sich sehr stark auf mobile Luftabwehrsysteme stützte. Sie haben gesehen, was wir im Ersten und Zweiten Golfkrieg gemacht haben, und das haben sie nicht vergessen. Man riskiert nicht seine gesamten Luftabwehrsysteme, nur um damit anzugeben.«

»Und was ist mit der übrigen Luftsicherung?«, fragte die Sicherheitsberaterin. »Kampfflugzeuge?«

»Keine Veränderungen«, antwortete Netters. »Sie fliegen nur ihre Routinepatrouillen, sonst bewegt sich nichts.«

Präsident Kealty runzelte die Stirn. ***Ein Haar in seiner Suppe,*** dachte Netters. Der Mann hatte der Nation versprochen, die amerikanischen Truppen aus dem Irak herauszuholen, und die Uhr lief - aber

nicht wegen der Truppen oder wegen Amerikas strategischem Nutzen, sondern wegen Kealtys Chancen auf eine zweite Amtszeit. Natürlich hatte Netters von Anfang an seine Bedenken im Bezug auf den Irakkrieg gehabt und hatte sie heute noch, aber sie waren nichts im Vergleich zu der sehr realen Gefahr, dass die Dinge dort aus dem Ruder laufen könnten. Ob es den Vereinigten Staaten gefiel oder nicht, sie steckten jedenfalls bis zum Hals in allen Konflikten des Nahen und Mittleren Ostens, heute womöglich noch tiefer als jemals zuvor in ihrer Geschichte.

Eine gefahrlose Truppenrückführung war ein Luftschloss, das Kealty einer verständlicherweise kriegsmüden Wählerschaft verkauft hatte. Der gegenwärtige Rückzugsplan würde zwar nicht funktionieren, aber er würde doch so gemächlich ablaufen, dass der Irak ganz allmählich im Chaos versinken würde, statt abrupt in die Anarchie zu stürzen. Netters hoffte nur, dass Kealty wenigstens dann genug Verstand aufbringen würde, auf die Befehlshaber vor Ort zu hören.

In einer Hinsicht hatte Kilborn allerdings recht: Die Geschichte an der Grenze mochte sehr wohl eine Vorschau darauf sein, wie der Irak nach Kealtys Endspiel, also nach Abzug der amerikanischen Truppen, aussehen würde. Über die Frage, ob die

Iraner tatsächlich eine Invasion wagen würden, sobald die Amerikaner abgezogen waren, konnte man nur spekulieren. Aber wenn sie es taten, würden sie sicherlich die auflodernde Gewalt zwischen Sunniten und Schiiten als Begründung vorschieben.

Insgesamt war es ein verblüffendes Spiel, das die Iraner spielten. Eine Verzögerung des Truppenabzugs der Amerikaner musste doch den Interessen Teherans diametral zuwiderlaufen — oder jedenfalls den Interessen, die man von Washington aus erkennen konnte.

Kealty lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. »Nun denn, Admiral, da Sie nicht gewillt sind, über Absichten zu reden, werde ich das mal für Sie tun«, begann Kealty. »Die Iraner sind Säbelrassler. Stellen unsere Entschlossenheit auf die Probe. Wir ignorieren sie einfach, halten uns weiter an unseren Rückzugsplan und schicken ihnen unsere eigene Botschaft.«

»Und die lautet?«, fragte Admiral Netters.

»Noch eine Gruppe Flugzeugträger.«

Eine Botschaft. Noch eine Mission ohne Ziel. Zwar traf es zu, dass Flugzeugträgergruppen vor allem eine Demonstration der Macht waren, aber diese Vorstellung war im Grunde auch nichts anderes als eine normale Sicherheitsregel beim Umgang mit

Waffen: Richte niemals eine Waffe auf ein Lebewesen, wenn du nicht entschlossen bist, auch zu schießen. Doch Kealty wollte nur ein wenig mit dem Revolver herumfuchteln.

»Welche Kräfte stehen uns dort zur Verfügung?«, wollte Kealty wissen.

Bevor Netters antworten konnte, mischte sich Kilborn ein: »Die ***Stennis ...«***

Netters unterbrach ihn sofort. »Sir, wir sind ohnehin schon bis zum Äußersten angespannt. Die ***Stennis-Grup****pe* wurde erst vor zehn Tagen abgelöst. Die Schiffe müssen dringend überholt werden und sind schon lange überfällig für eine ...«

»Verdammt, Admiral, ich habe allmählich wirklich genug davon, immer hören zu müssen, was wir nicht tun können, ist das klar?«

»Jawohl, Mr. President, aber Sie müssen auch verstehen, dass ...«

»Nein, muss ich nicht, dafür werden Sie schließlich bezahlt, Admiral. Erledigen Sie das, legen Sie mir einen Plan vor, sonst suche ich mir einen anderen, der dieser Aufgabe gewachsen ist.«

Der Emir saß lesend im Wohnzimmer, als Tariq hereinkam und die Fernbedienung des Fernsehgeräts vom Couchtisch nahm. »Das solltest du dir ansehen.« Er schaltete das Gerät an und

zappte zu einem Nachrichtenkanal. Eine hübsche, blonde, blauäugige Moderatorin war mitten in einem Satz:

»… soeben gemeldet wird, bestätigte ein Pentagon-Sprecher erneut eine frühere Meldung der BBC, dass die iranische Armee ein Manöver an der Grenze zum Irak durchführt. Wie das Pentagon ferner mitteilte, hat die Regierung in Teheran die Übung zuvor nicht angekündigt. Der Sprecher fügte aber hinzu, dass solche Ereignisse nicht ungewöhnlich seien, und führte als Beispiel eine ähnliche Truppenbewegung Anfang 2008 an …«

Tariq schaltete den Fernseher wieder aus.

»Seltsame Bettgenossen«, murmelte der Emir.

»Wie bitte?«

Teheran hatte zwar im Allgemeinen das Anliegen des URC nicht unterstützt, hatte sich ihm aber auch nicht in den Weg gestellt. Der iranischen Regierung war klar, dass niemand vorhersagen konnte, ob sich nicht doch eines Tages Berührungspunkte bei ihren unterschiedlichen Interessen ergeben könnten. Für diesen Fall hatte sich das iranische Ministerium für Nachrichtenwesen und Sicherheit, kurz VEVAK, in den letzten Jahren mit der Frage befasst, wie der Irak nach Ende der Besatzung aussehen könne. Die irakischen Schiiten mochten sich zwar durch mehrere Milizen relativ sicher fühlen und wurden

außerdem von den Hisbollah und der Iranischen Revolutionsgarde Pasdaran finanziell unterstützt, aber in der irakischen Bevölkerung stellten sie dennoch nur eine Minderheit dar und waren daher gefährdet durch Verfolgungen vonseiten der sunnitischen Mehrheit. Das war ein Machtungleichgewicht, das Teheran zutiefst missfiel und das der URC nur zu gern für seine Zwecke ausbeuten wollte. Als die Vereinigten Staaten 2002 die Kriegstrommeln zu schlagen begannen, hatte der Emir bereits eine eigene Kosten-Nutzen-Analyse durchgeführt und eine Strategie entwickelt, um die Zielsetzungen des URC besser verfolgen zu können. Die Strategie basierte vage auf nichts anderem als dem amerikanischen Wirtschaftsmodell, eine Tatsache, die wahrscheinlich niemandem in Washington in den Sinn gekommen wäre.

Irgendwann würden sich die Vereinigten Staaten aus dem Irak zurückziehen oder zumindest ihre Präsenz auf eine erheblich geringere Truppenstärke reduzieren. Das war der Zeitpunkt, an dem der Iran sein Spiel um die Vorherrschaft im Irak beginnen würde, das Teheran aber nur gewinnen konnte, wenn es sich gegenüber der sunnitischen Mehrheit in eine vorteilhafte Position brachte. Dafür würde der Iran Unterstützung brauchen. Seine Regierung war daher ein potenzieller Kunde.

Die Einmischung des URC im Irak hatte im August 2003 begonnen, als die Organisation Männer, Material und Expertise in das Land schickte und den sunnitischen Extremistengruppen anbot. Verbunden durch den gemeinsamen Hass auf die amerikanischen Besatzer, setzten beide Seiten ihre Ressourcen ein und verknüpften ihre Ziele. Im Jahr 2006 hatte der URC bereits die Vormachtstellung über einen großen Teil Bagdads und fast das gesamte sunnitische Dreieck erobert. Das war die Ware oder Dienstleistung, für die Teheran bereitwillig zahlen würde.

Wie Mary Pat Foley und das NCTC längst festgestellt hatten und Jack Ryan jr. erst in letzter Zeit bewusst wurde, konnte die allgemeine Verfügbarkeit von Informationen im digitalen Zeitalter ebenso sehr ein Segen wie ein Fluch für die Aufklärungsarbeit sein. Computer können riesige Datenmengen kategorisieren, sammeln und verbreiten, aber das menschliche Gehirn kann nur einen Teil davon aufnehmen und verarbeiten. Deutung und Auswertung der Informationen sind die Angelpunkte, an denen Entscheidungen getroffen werden, seien sie nun gut, schlecht oder neutral. Das war eine Tatsache, die Ingenieuren, Wildhütern, Kasinos und Hunderten anderer

anscheinend nicht miteinander verbundener Disziplinen längst klar geworden war. Wer macht was, wann und wo? Für den Stadtplaner war eine bloße Auflistung von stauanfälligen Kreuzungen ziemlich nutzlos; eine dynamische Landkarte dagegen, auf der er die neuralgischen Punkte des Verkehrs erkennen und voraussichtliche Trends ablesen kann, ist für ihn von unschätzbarem Wert. Wie es oft der Fall ist, hatte die amerikanische Regierung keine allzu ernsthaften Versuche unternommen, in Bereichen wie Datenvisualisierung und Informationsarchitektur auf den Stand der technologischen Entwicklung zu kommen. Deshalb musste sie solche Dienstleistungen an kommerzielle Cyber-Firmen vergeben, während die Bundesbürokratie Millionen Dollar zum Fenster hinauswarf und obendrein kostbare Zeit vergeudete.

Für Jack und Gavin Biery stellte das Projekt, dem sie schließlich den Codenamen PLOWSHARE gaben, eine echte technologische Herausforderung dar: Wie konnten sie die Flut von frei verfügbaren Informationen aus dem Internet in eine nützliche Form bringen? Sie brauchten so etwas wie ein Schwert, mit dem sie alle Auswucherungen wegschlagen und die Informationen auf ein nützliches Format trimmen konnten. Das mochte eine

leicht überzogene Vorstellung sein, aber überzogen oder nicht, sie erzielten damit jedenfalls recht schnell Fortschritte. Sie begannen mit einer Software, die Todesanzeigen von der Ostküste verarbeitete, sie in verschiedene Gruppen sortierte und landkartenähnlich visualisierte: Alter, Wohnort, Todesursache, Beruf und so weiter. Viele Muster, die sich dabei ergaben, waren vorhersehbar gewesen — zum Beispiel, dass die Todesfälle älterer Menschen besonders häufig in Vierteln auftraten, in denen viele Rentner wohnten. Aber einige Muster waren neu: Zum Beispiel entdeckten sie die folgende interessante Korrelation: Wenn im Bundesstaat A die Altersschwelle für Alkoholika angehoben wurde, kam es auf den Highways, die zum Nachbarstaat B führten, wo die Altersschwelle niedriger war, zu mehr tödlichen Unfällen mit Jugendlichen. Natürlich war auch das vorhersehbar, wie sie zugeben mussten, aber das Ergebnis in Clusterform auf einer Landkarte zu sehen bestätigte doch wieder einmal das Sprichwort, dass ein Bild mehr sagt als tausend Worte.

Die andere Überraschung war die Tiefe und die Menge der öffentlich zugänglichen Informationen. Die wirklich nützlichen Daten waren zwar zugänglich, aber doch tief in den Websites von kommunalen, einzelstaatlichen und

bundesstaatlichen Behörden verborgen. Sie standen jedem zur Verfügung, der genug Geduld und sehr gute technologische Fähigkeiten mitbrachte, um sie auszuwerten. Länder der Zweiten und Dritten Welt, in denen die meisten terroristischen Anschläge verübt werden, waren die leichtesten Opfer, da in vielen dieser Länder versäumt wurde, die Lücke zwischen Online-Dokumentation und der Sicherheit ihrer Online-Datenbanken zu schließen. An sich vertrauliche Informationen wie Verhaftungsprotokolle oder Ermittlungsakten wurden in ungesicherten Servern gespeichert, ohne dass zwischen ihnen und den Webportalen ihrer Regierungen auch nur eine Firewall gestanden hätte oder ein Passwort erforderlich gewesen wäre.

Das war auch bei Libyen der Fall. Bereits vier Stunden nachdem ihnen Hendley grünes Licht gegeben hatte, ließen Jack und Gavin ihr PLOWSHARE-Programm Gigabytes an Daten von den öffentlichen und den regierungseigenen Datenbanken durchforsten. Und zwei Stunden danach spuckte PLOWSHARE die Information auf Gavins Google Earth Pro aus (das er sich durch einen Hackangriff beschafft hatte). Jack rief Hendley, Granger, Rounds und die Caruso-Brüder im bereits abgedunkelten Besprechungsraum zusammen. Auf dem Bildschirm war die von PLOWSHARE vergrößerte

Satellitenaufnahme von Tripolis zu sehen, überlagert von zahlreichen, sich kreuz und quer überschneidenden bunten Linien, Clustern und Quadraten. Jack stand mit der Fernbedienung in der Hand neben dem LCD-Bildschirm; Biery saß im hinteren Teil des Raums, das Notebook auf den Knien. .

»Sieht aus wie ein Gemälde von Jackson Pollock«, witzelte Brian. »Du willst wohl, dass wir Anfälle bekommen, Jack?«

»Nur Geduld, Vetter«, gab Jack zurück und drückte auf eine Taste der Fernbedienung. Die »Datenspuren«, wie er und Biery das Bild benannt hatten, verschwanden. Jack gab der Gruppe zunächst eine fünfminütige Einführung in das PLOWSHARE-Programm, dann drückte er erneut auf eine Taste. Das Bild zoomte auf den Flughafen von Tripolis, doch war über die Aufnahme ein Muster gelegt, das einer Blume ähnelte, mit einer Art Narbe in der Mitte, die in farbige Tortenstücke aufgeteilt war und aus der Blütenblätter unterschiedlicher Länge hervorragten.

»Die Narbe in der Mitte zeigt die Durchschnittszahl der ankommenden Passagiere pro Tag. Am lebhaftesten geht es morgens zu, die Nachmittage haben das geringste Passagieraufkommen. Die Blütenblätter zeigen die

durchschnittliche Zahl von nochmaligen Nachprüfungen bei den Sicherheitskontrollen an den Checkpoints des Flughafens. Wie ihr sehen könnt, gibt es auch hier eine Spitze am Morgen, etwa zwischen sieben und zehn Uhr, und eine starke Abnahme gegen die Mittagszeit hin. Übersetzt heißt das: Donnerstags zwischen halb elf und zwölf Uhr ist die beste Zeit, wenn man etwas durch die Sicherheitsschleusen schmuggeln will.«

»Warum?«, fragte Granger.

»Die Checkpoints sind morgens voll besetzt, aber am späten Vormittag beginnt ein rotierendes Ablösungsverfahren für die Mittagspause. Weniger Personal bei mehr Passagierkontrollen ergibt weniger Sicherheit. Hinzu kommt, dass alle Sicherheitsleute - und nicht nur die an den Kontrollschleusen - von Sonntag bis Donnerstag arbeiten.«

»Der Donnerstag ist für sie also das, was für uns der Freitag ist«, sagte Dominic. »Und das bedeutet, dass sie bereits ans Wochenende denken.«

Jack nickte. »Genau das haben wir auch gedacht. Wir haben noch eine entsprechende Grafik für die Abflüge, die für euch besonders nützlich sein könnte.«

Jack führte eine Reihe weiterer bunter Folien vor. Sie zeigten Verkehrsmuster, Gewalttätigkeiten,

Entführungen, von der Polizei oder von Militäreinheiten durchgeführte Razzien, antiwestliche Demonstrationen - alle kategorisiert nach Daten und Zeiten, demografischen Angaben, Wohnbezirken, ethnischen Zugehörigkeiten, ausländischer Mitwirkung, religiösen oder politischen Zuordnungen. Am Schluss fasste eine Grafik die Daten zu einer Art »Benimmbuch« für Brian und Dominic zusammen: Bezirke, die sie zu bestimmten Tageszeiten meiden sollten, Wohnviertel, in denen sie wahrscheinlich den größten Anteil von URC-Sympathisanten finden würden, Straßen, auf denen militärische Kontrollstellen und polizeiliche Razzien am häufigsten vorkamen.

»Jack, das ist verdammt gutes Material«, kommentierte Brian. »Fast so was wie unser altes Pfadfinderhandbuch.«

»Gibt es größere Abweichungen von diesen Daten?«, wollte Dominic wissen.

»Die Abweichungen sind nicht sehr groß. Es gibt Fluktuationen, etwa um oder an wichtigen islamischen Feiertagen, aber sofern ihr nicht länger als zehn Tage dort bleibt, werdet ihr keine Feiertage erleben.«

»Können sie auf diese Daten zugreifen, während sie im Einsatz sind?«, fragte Granger.

»Gavin hat zwei Sony Vaio VGN beschafft - mit Acht-Zoll-Bildschirmen, Ubuntu OS und einem 1,33 Giga Intel-Prozessor ...«

»Kein Chinesisch, Jack!«, unterbrach ihn Rounds.

»Winzige Laptops. Darauf sind alle Daten im Flash-Format gespeichert. Ihr könnt fortlaufend die PLOW-SHARE-Overlays verändern und sie überarbeiten. Wir geben euch eine Einführung, sobald wir hier fertig sind.«

Hendley sagte: »Gut gemacht, Jack ... und Gavin. Noch Fragen, Jungs?«

Brian und Dominic schüttelten die Köpfe. »Okay — gute Reise.«

Jack Ryan sr. band seine Krawatte und sah kritisch in den Spiegel. Er fand, dass er ziemlich gut aussah. Er trug seinen Glücksanzug, ein einfaches weißes Hemd mit Button-down-Kragen und eine rote Krawatte. Erst gestern hatte er sich die Haare schneiden lassen, das genug graue Strähnen zeigte, um allen klarzumachen, dass er kein Kind mehr war, obwohl er für einen Mann Anfang fünfzig noch recht jugendlich aussah. Ein Testlächeln zeigte, dass er sich auch die Zähne gründlich geputzt hatte. Das Spiel konnte beginnen.

Die Sache würde in einer Stunde anfangen - vor

ungefähr zwanzig TV-Kameras, hinter denen Hunderte Reporter und Kommentatoren standen - und nur wenige hegten echte Sympathie für ihn. Aber das war auch nicht nötig. Schließlich war es ihr Job, über die Fakten so zu berichten, wie sie sie sahen, aber fair und redlich. Die meisten, oder wenigstens einige von ihnen, würden das auch tun, so Gott wollte. Aber Ryan musste seine Sätze gut vortragen, durfte vor laufenden Kameras weder kotzen noch hinfallen, so unterhaltsam das für Jay Leno am Abend in seiner ***Tonight Show*** auch sein würde.

Es klopfte. Ryan ging zur Tür und öffnete sie. Er musste nicht übermäßig vorsichtig sein - sein Sicherheitspersonal bewachte dieses Stockwerk wie einen Atomwaffenbunker.

»Hi, Arnie und Callie«, grüßte er.

Arnie van Damm begutachtete ihn kritisch von oben bis unten. »Nun, Mr. President, freut mich zu sehen, dass du noch weißt, wie du dich anziehen musst.«

»Hast du denn keine andere Krawatte?«, fragte Callie Weston.

»Warum - was ist falsch mit Rot?«, wollte Ryan wissen. »Zu aggressiv.«

»Was würdest du empfehlen?«

»Himmelblau wäre besser.«

»Callie, du machst deine Arbeit gut, aber bitte lass mich selbst entscheiden, was ich anziehe, okay?«

Callie Weston brummte etwas Unverständliches, ließ aber das Thema auf sich beruhen.

»Bereit?«, fragte Arnie.

»Zu spät, um davonzulaufen«, antwortete Ryan. Das stimmte. Von jetzt an war er ein Kandidat mit dem nötigen Siegeswillen und dem inneren Feuer. Mit blutgierigem Blick und einem Rückgrat aus Stahl.

Van Damm sagte: »Und ich kann dich nicht überreden, dass du …«

»Nein.« Er hatte mit Arnie und Callie lange über Georgetown gestritten — ob er den Mordanschlag in die Ankündigungsrede aufnehmen solle oder nicht. Wie zu erwarten hatten sich beide vehement dafür ausgesprochen, aber Ryan wollte nichts davon hören. Der Zwischenfall würde im Wahlkampf bestimmt angesprochen werden, aber nicht von ihm. Doch er wollte dem Thema auch nicht ausweichen.

»Wie ist das Publikum?«, fragte Ryan und schloss damit die Debatte endgültig ab.

»Total aufgedreht«, antwortete Arnie. »Es gibt heute wenig zu berichten, sie sind vermutlich gottfroh, dich zu sehen. Damit können sie heute Abend mindestens fünf Minuten Sendezeit füllen.

Du wirst eine Menge Zahnpasta für sie verkaufen, Jack. Und manche von ihnen mögen dich sogar.«

»Wirklich? Seit wann?«, fragte Ryan.

»Die Leute dort draußen sind nicht deine Feinde. Sie sind Vertreter der Presse und der Medien. Neutrale Beobachter. Du solltest mehr Umgang mit ihnen pflegen, öfter mal außerhalb des Protokolls mit ihnen reden. Mal mit ihnen ein Bier trinken gehen. Gib ihnen die Chance, dich zu mögen. Du bist doch ein Mensch, den man mögen kann! Nutze es!«

»Ich werde mal drüber nachdenken. Kaffee?«

»Ist er hier genießbar?«

»Hatte bisher keinen Grund, mich zu beschweren«, sagte Jack. Er ging zum Servierwagen, den der Zimmerdienst hereingebracht hatte, und goss sich eine Tasse Kaffee ein. Seine dritte heute. Das war dann aber auch die Grenze, denn zu viel Koffein regte ihn auf. Im Weißen Haus war der Kaffee des Präsidenten immer Jamaica Blue Mountain gewesen, der aus der ehemaligen britischen Kolonie kam und weithin als bester Kaffee der Welt galt. ***Das*** war ein Kaffee!, dachte Jack. Oder vielleicht auch nur deshalb, weil die Bohnen Bauxit enthielten?

Wieder drifteten Jacks Gedanken zu der zentralen Frage zurück: Wenn er ***tatsächlich*** gewann, wie

würde er das Land wieder auf den richtigen Kurs bringen? Ein derart komplexes Land wie die Vereinigten Staaten von Amerika zu regieren war im Grunde eine Unmöglichkeit. Zu viele Lobbys mit zu vielen Interessen, und jedes einzelne Anliegen war für irgendjemand eine Frage von Leben und Tod, und dieser Jemand würde im Fernsehen oder in der Presse mit viel Wirbel dafür sorgen, dass seiner Sichtweise größte Aufmerksamkeit zuteil würde - möglichst lautstark natürlich. Der Präsident mochte zuhören oder auch nicht. Dazu war sein Personal da, das gewährleisten musste, dass nur die wirklich wichtigen Dinge bis auf seinen Schreibtisch gelangten. Aber dadurch wurde er auch zur Geisel seines Stabs, und selbst ein guter Mann konnte durch die Leute, die er für diesen Job selbst ausgewählt hatte, in die Irre geleitet werden. Aus praktischen Gründen war allerdings die Auswahl der Stabsmitarbeiter an die leitenden Stabsmitarbeiter delegiert worden, die wiederum so viel Bedeutung ausstrahlten, dass man glauben konnte, ein Job im Westflügel des Weißen Hauses oder im Old Executive Office Building sei ein Gunstbeweis vom Herrgott persönlich. Doch solche Menschen konnten die Gedanken ihres Präsidenten formen und prägen, und genau das taten sie auch, schon dadurch, dass sie bestimmten, welche

Vorgänge er überhaupt zu sehen bekam. ***Und willst du wirklich darum kämpfen, das alles noch mal vier lange Jahre mitzumachen?,*** fragte sich Ryan. ***Was für ein verdammter Idiot du doch bist.***

»Diese Miene kenne ich«, sagte Arnie. »Ich weiß genau, was du denkst. Was soll ich noch sagen, Jack? Ich glaube wirklich, dass du der beste Mann für den Job bist und dass es notwendig ist? Das glaube ich im tiefsten Herzen. Und wie steht es bei dir?«

»Bin auf dem besten Weg.«

»Hast du schon von der Sache im Iran gehört?«

»Welche Sache? Ihr Atomprogramm oder das Manöver an der Grenze?«

»Beides.«

»Neuer Wein in alten Schläuchen«, sagte Jack. »Teheran weiß, dass es nur ein wenig mit dem Säbel rasseln muss, und schon wird Kealty reagieren - oder überreagieren. Was hat er denn Netters hinschicken lassen - eine ganze Flugzeugträgergruppe?«

»Ja, ***Stennis.*** Sollte eigentlich gerade wieder nach Hause rotieren, aber er hat ihnen befohlen umzukehren.«

»Was für ein Idiot. Die Iraner bringen tatsächlich den Präsidenten der Vereinigten Staaten zum

Tanzen wie eine Marionette.« Jack blickte auf die Uhr. »Wie viel Zeit habe ich noch?«

»Zehn Minuten«, antwortete Callie. »Kann ich dich wenigstens zu ein bisschen TV-Make-up überreden?«

»Lieber fahre ich koppheister zur Hölle!«, röhrte Ryan. »Ich bin doch keine Zehn-Dollar-Nutte auf der Sixteenth Street!«

»Dafür kriegst du heute nichts mehr, Jack. Inflation - schon mal gehört?«

Ryan stand auf und ging zur Toilette. Die Kontrolle über die Blase zu verlieren gehörte ebenfalls zu den Dingen, die man vermeiden sollte, und er konnte das auch nicht vor laufenden Kameras erledigen. Je älter Ryan wurde, desto weniger mochte er es, lange warten zu müssen, bis er sein Wasser abschlagen konnte. Gehört zum natürlichen Alterungsprozess, dachte er. Er schlug sein Wasser ab, zog den Reißverschluss hoch und zog sein Jackett wieder an.

»Okay, Leute. Gehen wir?«

»In die Löwengrube, Mr. President«, sagte Arnie, der ihn nur privat mit Jack anredete. Auch Callie Weston hatte dieses Privileg, das sie aber verlegen machte. Vor der Tür wartete Andrea Price-O'Day, die einige weitere Leute seiner Leibwache bei sich hatte. Die Waffen steckten gesichert in den Holstern.

»SWORDSMAN in Bewegung«, gab Andrea dem Rest ihres Teams über das Kragenmikrofon durch.

Jack ging zum Lift, der wie üblich für ihn bereitgehalten worden war. In der Kabine stand ein weiterer bewaffneter Agent.

»Okay, Eddie«, sagte Andrea, und Eddie ließ den Schalter los, mit dem er den Lift gehalten hatte. Der Lift fuhr zum ersten Stock hinunter, wo der Konferenzraum für die heutige Pressekonferenz reserviert worden war.

Vierzig Sekunden später glitten die Türen auf, und das Team des Secret Service setzte sich an die Spitze der kleinen Parade. Die Wartenden bildeten einen trichterförmigen Durchgang; manche von ihnen waren normale Bürgerinnen und Bürger, was an sich schon bemerkenswert war, aber die Mehrheit bestand aus Reportern unterschiedlicher politischer Schattierungen und ihren TV-Kamerateams. Jack lächelte in die Menge — Kandidaten müssen immer lächeln - und winkte ein paar Leuten zu, die er von seiner Präsidentschaftszeit her noch kannte. Beim Lächeln hatte er das Gefühl, dass sein Gesicht Risse bekam.

»Mr. President, bitte folgen Sie mir«, sagte der Hotelmanager und führte die Gruppe zum hinteren Teil des Raumes. Dort stand das Rednerpult. Ryan trat unverzüglich an das Pult und packte es auf

beiden Seiten mit festem Griff, so fest, dass seine Hände ein wenig schmerzten. Das war jedoch sein gewohntes Verhalten in solchen Situationen; es half ihm, sich auf die bevorstehende Aufgabe zu konzentrieren.

»Ladies and Gentlemen«, begann Jack, »danke, dass Sie gekommen sind. Ich stehe hier, um meine Bewerbung um die Kandidatur bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten im kommenden Jahr anzukündigen.

Seit ich vor drei Jahren mein Amt als Präsident aufgab, habe ich den Verlauf der Amtszeit des gegenwärtigen Präsidenten mit großer Enttäuschung verfolgt. Präsident Kealty hat auf die Herausforderungen, vor denen unser Land steht, nicht angemessen reagiert. In Afghanistan und im Irak mussten unsere Soldaten ohne Not sterben, Opfer einer ziellosen Politik des Rückzugs. Ein Krieg mag noch so schlecht geplant gewesen sein, aber er ist nun mal eine Tatsache, und man muss ihn zu Ende bringen. Vor einem Konflikt davonzulaufen ist keine Politik. Schon als Senator war Präsident Kealty kein Freund unserer Streitkräfte, und seither hat er seine früheren Irrtümer noch weiter verschlimmert, indem er diese Kräfte ineffizient einsetzt. Statt auf die Befehlshaber auf dem Kriegsschauplatz zu hören, betreibt er vom Oval

Office aus ein Mikromanagement der Aktivitäten im Feld und mischt sich auf eine Weise ein, die unsere Soldaten das Leben kostet.

Präsident Kealty betreibt auch eine schlechte Wirtschaftspolitik. Am Ende meiner Amtszeit hatte Amerika eine wachsende und gesunde Wirtschaft. In seinen beiden ersten Amtsjahren hat Präsident Kealtys fehlgeleitete Steuerpolitik diesem Zustand ein jähes Ende bereitet. Erst im vergangenen Jahr erreichte die Wirtschaft die Talsohle und beginnt sich nun wieder leicht zu erholen, aber das geschieht nicht wegen, sondern trotz der Wirtschaftspolitik der Regierung. In meiner Amtszeit haben wir die Steuerpolitik vereinfacht. Dadurch gingen einer Menge von Steuerberatern und Rechtsanwälten ihre lukrativen Geschäfte verloren - übrigens möchte ich Sie daran erinnern, dass ich selbst immer noch ein staatlich zertifizierter Wirtschaftsprüfer bin -, aber die neuen Besteuerung sregeln sind derart kompliziert, dass auch ***ich*** sie nicht mehr verstehe. Mag sein, dass Präsident Kealty glücklich darüber ist, dass - nach seinen Worten - alle ihren gerechten Anteil an der Steuerlast tragen, aber die Steuereinnahmen der Bundesregierung sind dadurch gesunken, nicht gestiegen, und das sich daraus ergebende Defizit schadet Amerika jeden Tag zusätzlich.

Ich kann daher Präsident Kealtys erste drei Jahre im Weißen Haus nur als eine schwere Fehlentwicklung für unser Land ansehen. Aus diesem Grunde stehe ich heute hier. Ich werde versuchen, in das Amt zurückzukehren und die Fehler zu korrigieren.

Die Frage unserer nationalen Sicherheit können wir nur angemessen beantworten, wenn wir unsere Situation in der Welt mit neuem und kritischem Blick betrachten. Wir müssen wissen, wer unsere Feinde sind und wie wir mit ihnen verfahren müssen. Wir brauchen vor allem einen besseren Geheimdienst. Die bestehenden Strukturen zu reparieren wird Jahre dauern, aber die Arbeit muss unverzüglich begonnen werden. Man kann sich nicht gegen Feinde zur Wehr setzen, wenn man nicht weiß, wer sie sind und wo sie stecken. Man kämpft gegen Feinde, indem man die militärischen Kräfte unterstützt und sie effizient einsetzt. Ganz offensichtlich hat Präsident Kealty dies nicht effizient getan. Die nationale Sicherheit ist die wichtigste Aufgabe der Bundesregierung. Das Leben kommt, wie Thomas Jefferson es ausdrückte, vor der Freiheit und dem Streben nach Glück. Der Schutz des Lebens der Nation ist die Aufgabe der Army, der Navy, der Air Force und der Marines. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, müssen unsere

Streitkräfte angemessen unterstützt werden, ihre Ausbildung muss perfekt sein, und es muss ihnen gestattet werden, ihren Job unter der Leitung kompetenter Berufsoffiziere zu machen, wobei der amtierende Präsident die strategische Richtung vorgibt. Diese schlichte Tatsache scheint Präsident Kealty nicht bewusst zu sein.

Ladies and Gentlemen, ich stehe hier, weil jemand an die Stelle dieses Präsidenten treten muss, und ich glaube, dass dieser Jemand John Patrick Ryan sein wird. Ich bitte Sie und alle Bürgerinnen und Bürger um Unterstützung. Amerika verdient etwas Besseres als das, was der derzeitige Präsident getan hat und tut, und ich stelle mich mit meiner Vision zur Verfügung, die Probleme wieder zu beseitigen, die er in den drei Jahren seiner Amtszeit verursacht hat. Meine Mission ist es, Amerika zu den alten Wahrheiten zurückzuführen, die sich als Grundlage unserer Gesellschaft seit über zweihundert Jahren bewährt haben. Denn unser Volk hat etwas Besseres verdient. Ich bin hier, weil ich dem Volk das geben will, was es braucht. Und was ist das wohl?«, fragte er rhetorisch und fuhr fort:

»Freiheit von Furcht. Die Menschen müssen wissen, dass ihre Wohnungen, ihr Zuhause und ihre Jobs sicher sind. Sie müssen wissen, dass ihre

Regierung stets wachsam ist und ständig nach all jenen Ausschau hält, die unserem Land schaden wollen, und dass sie bereit ist, all jene zu bestrafen, die Amerikaner in Amerika oder anderswo auf der Welt angreifen.

Freiheit, ein Leben ohne Einmischung von Leuten zu führen, die in Washington wohnen, aber ihren Willen allen Bürgern aufzwingen wollen, egal ob sie in Richmond, Virginia, oder Cody, Wyoming, leben. Freiheit ist das allgemeine, angeborene Recht jedes Amerikaners, und dieses angeborene Recht werde ich nach besten Kräften verteidigen.

Ladies and Gentlemen, es ist nicht der Job der Regierung, das Kindermädchen der Nation zu spielen. Der Durchschnittsbürger kann sich sehr wohl um seine eigenen Belange kümmern, auch ohne die Einmischung von Leuten, die hier in Washington sitzen. Amerika wurde vor über zweihundert Jahren gegründet, weil unsere Bürger nicht unter der Herrschaft von weit entfernt wohnenden Menschen leben wollten, die nichts über unsere Bedürfnisse wussten und sich auch nicht im Geringsten darum scherten. Amerika bedeutet Freiheit. Die Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen. Die Freiheit, in Frieden mit den Nachbarn zu leben. Die Freiheit, mit meinen Kindern zu Disney World in Florida oder zum Angeln an einen

Fluss in Colorado zu gehen. Diese Freiheit bedeutet, entscheiden zu können, was ***Sie*** mit ***Ihrem*** Leben anfangen wollen. Freiheit ist ein Naturrecht. Gott wollte, dass wir frei leben. Die Aufgabe des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist es, unser Land zu erhalten, zu schützen und zu verteidigen. Führt der Präsident seinen Job gut aus, können die Bürgerinnen und Bürger ihr Leben so leben, wie sie es wollen. Das ist der Zweck der Präsidentschaft: das Volk zu schützen und es ansonsten in Ruhe zu lassen.

Das ist es, was ich zu tun beabsichtige. Ich werde unsere Streitkräfte wieder aufbauen, werde ihnen ermöglichen, ihre uniformierten Mitglieder besser auszubilden, ich werde ihnen angemessene Unterstützung sichern und sie dann beauftragen, sich mit unseren Feinden zu befassen. Ich werde unser System von Geheimdiensten neu aufbauen, damit wir jene identifizieren und bekämpfen können, die unserem Land und unseren Bürgerinnen und Bürgern schaden wollen - ***bevor*** sie ihre zerstörerischen Aktionen gegen uns einleiten. Ich werde wieder ein rationales Steuersystem einführen, das den Menschen nur so viel Geld nimmt, wie der Staat braucht, um seine eigentlichen Funktionen erfüllen zu können, statt den Bürgern das Leben auszusaugen und ihnen gleichzeitig vorzuschreiben,

wie sie zu leben haben.

Und nun noch eine andere Sache, die mir kürzlich zur Kenntnis gebracht wurde. Präsident Kealty hat das Justizministerium beauftragt, sich mit seinem gesamten Apparat auf einen mehrfach ausgezeichneten Soldaten der U. S.-Army zu stürzen. Dieser Soldat war in Afghanistan an der Suche nach dem Emir, Saif Rahman Yasin, beteiligt. Die Mission, den Emir zu ergreifen, scheiterte leider, wahrscheinlich aufgrund von mangelhafter Aufklärungsarbeit, aber bei der Durchführung der Mission tötete dieser Soldat mehrere feindliche Kämpfer. Und nun ermittelt das Justizministerium gegen ihn wegen Mordes. Ich habe mich zu diesem Vorfall gründlich kundig gemacht. Der Soldat tat genau das, was Soldaten seit Anbeginn aller Zeiten tun: Er tötete Feinde seines Landes. Eindeutig haben Präsident Kealty und ich sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, was die bewaffneten Kräfte unseres Landes zu tun haben. Die Anklageerhebung ist eine grobe Ungerechtigkeit. Die Regierung soll den Bürgern dienen, und ein Soldat der U. S.-Army ist ein Bürger in Uniform. Ich fordere Präsident Kealty auf, diese Ungeheuerlichkeit sofort zu beenden.

Lassen Sie mich Ihnen abschließend für Ihr Kommen danken. Meine Kampagne beginnt hier

und jetzt. Sie wird lang und vermutlich sehr hart werden, sicherlich weit härter als mein erster Wahlkampf. Aber ich bin jetzt im Rennen, und wir werden sehen, welche Entscheidung das amerikanische Volk im November treffen wird. Noch einmal: Danke, dass Sie gekommen sind.«

Ryan trat vom Rednerpult zurück und atmete tief ein. Er brauchte unbedingt einen Schluck Wasser und griff nach dem Glas, das auf dem Rednerpult stand. Während er trank, warf er einen Blick zu Arnie und Callie hinüber - beide zeigten ihm hochgereckte Daumen. ***Okay, das habe ich hinter mir,*** dachte er. ***Das Rennen hat begonnen. Gott steh mir bei.***

»Dieser verdammte Hurensohn!«, brüllte Edward Kealty in Richtung Fernsehgerät. »Dieser gottverdammte Besserwisser stürzt sich in den Kampf, um seine ach so bedrohte Nation zu retten! Und das Schlimmste ist, dass ihm Millionen einfältiger Schafe diesen Scheiß auch noch abkaufen werden!«

McMullen und sein Stab hatten gewusst, was Ryan verkünden würde, und hatten versucht, Kealty darauf vorzubereiten, aber ihre Bemühungen waren offensichtlich fehlgeschlagen. Kealtys Reaktion beruhte natürlich in erster Linie auf Wut, wie

McMullen klar war, aber es lag auch ein gerütteltes Maß echter Sorge darin. Ein großer Teil der amerikanischen Öffentlichkeit hatte Kealty noch nicht voll akzeptiert, was seinen Grund vor allem in den Vorgängen um die Präsidentschaftswahl hatte. Die Phrase »Sieg durch Ausfall des Gegners« hatte noch einen Monat nach Kealtys Wahl jeder politischen Sendung Zündstoff geliefert. Die Wahlmänner konnten die Stimmung im Land nur unvollständig repräsentieren; McMullen vermutete, dass sich die meisten Menschen um ein entscheidendes Element betrogen fühlten — nämlich einen langen und hart ausgetragenen Wettstreit zwischen zwei Kandidaten, die dem Wähler ihr innerstes Seelenleben enthüllten. Kealty hatte das zwar getan, oder jedenfalls teilweise, aber sein Gegner hatte dazu keine Gelegenheit gehabt.

»Woher zum Henker weiß er von der Sache mit diesem Ranger?«, wollte Kealty wissen.

»Kann man nicht herausfinden, Sir.«

»Reden Sie keinen Scheiß, Wes! Finden Sie's raus!«

»Jawohl, Sir. Wir werden die Anklage fallen lassen müssen.«

»Nur weil Ryan grunzt? Ja, ich weiß, verdammt noch mal. Wir lassen sie rechtzeitig für die Freitagsnachrichten fallen. Erledigen Sie das. Wie

weit sind wir mit den Nachforschungen über die Opposition?«

»Wir arbeiten daran. Nichts, wo wir richtig schmerzhaft zubeißen könnten. Das Problem ist Langley. Vieles von dem, was Ryan dort machte, wird immer noch in den verschiedensten Abteilungen und Sektionen unter Verschluss gehalten.«

»Holen Sie Kilborn …«

»Wenn wir damit anfangen, wird es unweigerlich gezielte Indiskretionen geben. Und wenn dann die Presse herausfindet, dass wir in Ryans CIA-Vergangenheit herumwühlen, geht der Schuss womöglich nach hinten los. Wir müssen eine andere Möglichkeit finden.«

»Tun Sie, was Sie tun müssen. Dieser Schwachkopf will wieder mitmischen - okay, soll er ruhig, aber ***ich*** will, dass er dabei richtig hart auf die Schnauze fällt.«

»Heilige Scheiße«, rief Sam Driscoll in seinem Krankenhausbett. »Ein Gesicht aus der Vergangenheit. Was zum Teufel machen Sie denn hier?«

John Clark lächelte. »Ich habe läuten hören, Sie hätten sich beim Badminton die Schulter verletzt.«

»Ich wollte, es wäre so. Setzen Sie sich.«

»Ich habe ein Geschenk mitgebracht«, sagte Clark, stellte seine Aktentasche auf den Bettrand und holte zwei Flaschen Sam Adams-Bier heraus. Eine gab er Driscoll, die andere öffnete er selbst.

Driscoll nahm einen Schluck und seufzte. »Woher wissen Sie das? Ich meine das Bier.«

»Das haben Sie mir in Somalia erzählt.«

»Gutes Gedächtnis! Und Ihre Haare sind auch grauer geworden, wie ich sehe.«

»Das müssen gerade Sie sagen!«

Driscoll nahm einen tiefen Schluck. »Was ist der wahre Grund Ihres Besuchs?«

»Hauptsächlich wollte ich sehen, wie es Ihnen geht, aber ich habe auch von diesem CID-Mist gehört. Wie ist da der letzte Stand?«

»Keine Ahnung. Sie haben mich dreimal befragt. Mein Anwalt meint, dass irgend so ein Schreibtischarschloch mir etwas anhängen will. Es ist die totale Scheiße, sage ich Ihnen, John.«

»Da haben Sie vollkommen recht. Wenn man seinen Job macht, ist man am Arsch, und wenn man ihn verbockt, ist man es auch. Was sagen die Ärzte zu Ihrer Schulter?«

»Noch eine weitere Operation. Der Steinsplitter hat zwar die großen Blutgefäße verfehlt, aber die Bänder und Sehnen hat es ganz schön erwischt. Sie glauben, dass der Genesungsprozess drei Monate

dauern wird, und danach kommt noch ein Vierteljahr Reha. Sie sind ziemlich zuversichtlich, aber ich werde mich hinterher wohl kaum noch von Ast zu Ast schwingen können.«

»Würde ein Aufbauprogramm mit einem speziellen Trainingsrucksack helfen?«

»Wahrscheinlich nicht. Der Arzt, der mich operiert hat, meint, dass ich den Ellbogen wohl kaum noch über Ohrenhöhe heben kann.«

»Das tut mir leid, Sam.«

»Mir auch. Ich werde das alles vermissen. Ich werde vor allem die Jungs vermissen.«

»Sie haben Ihre zwanzig Jahre gedient und sind pensionsberechtigt, oder?«

»Sogar noch ein paar Jährchen mehr, aber mit dieser CID-Scheiße … Wer weiß?«

Clark nickte nachdenklich. »Na, zumindest hatten Sie einen starken Abgang. Sie haben ja ein paar wichtige Informationen aus dieser Höhle mitgebracht. Auf diesem Sandkastentisch hätten Sie verdammt noch mal die Berge runterrodeln können.«

Driscoll musste lachen, aber dann stutzte er: »Augenblick mal! Wieso wissen Sie überhaupt davon? Sie sind immer noch dabei, stimmt's?«

»Kommt darauf an, was Sie unter >dabei< verstehen.«

In diesem Moment betrat eine Krankenschwester mit einem Krankenblatt das Zimmer. Driscoll versteckte sein Bier unter der Bettdecke, Clark seines in der Aktentasche. »Guten Tag, Sergeant Driscoll. Ich heiße Veronica. Ich bin bis Mitternacht für Sie zuständig. Wie geht es uns heute?«

»Mir geht es gut, Ma'am, und Ihnen?«

Veronica kreuzte pflichtbewusst irgendwelche Kästchen auf dem Krankenblatt an und machte sich ein paar Notizen. »Kann ich etwas für Sie tun? Wie ist Ihr Schmerzniveau auf einer Skala von eins bis ...?«

»So um die sechs und gleichbleibend«, unterbrach er sie mit einem Lächeln. »Könnte ich beim Abendessen etwas Eiscreme als Nachtisch haben?«

»Ich sehe, was sich machen lässt.«

Veronica ließ ein Lächeln aufblitzen, drehte sich um und ging zur Tür. Bevor sie verschwand, sagte sie über die Schulter: »Sorgen Sie bitte dafür, dass die Bierflaschen verschwinden, wenn Sie sie ausgetrunken haben, Gentlemen.«

Nachdem Clark und Driscoll mit Lachen fertig waren, sagte der Sergeant: »Mit >dabei< meine ich die Regierung.«

»Dann lautet meine Antwort Nein. Ich bin gekommen, um Ihnen einen Job anzubieten, Sam.« Clark wusste, dass er damit seine Kompetenzen

überschritt, aber er hatte später bestimmt keine Schwierigkeiten, Driscolls Qualifikationen den Leuten vom Campus auf geeignete Weise deutlich zu machen.

»Und was müsste ich da tun?«

»So ziemlich das Gleiche, was Sie bisher gemacht haben, nur ohne Tornister und mit einem besseren Gehalt.«

»Wollen Sie mich in was Illegales hineinziehen, John?«

»Nichts, was Sie nicht vor sich selbst verantworten könnten. Nichts, was Sie nicht bereits früher gemacht haben. Außerdem ist das Ganze auch noch mit einer >Du kommst aus dem Gefängnis frei<-Ereigniskarte verbunden. Sie müssten allerdings in eine Gegend umziehen, in der die Winter kälter sind als in Georgia.«

»Washington?«

»Ein paar Kilometer entfernt.«

Driscoll wiegte langsam den Kopf hin und her, während er über Clarks Angebot nachdachte. Dann rief er plötzlich: »Was ist das denn?« Er holte die Fernbedienung von seinem Nachttisch und drehte den Wandfernseher lauter.

»... Präsident Kealty hat das Justizministerium beauftragt, sich mit seinem gesamten Apparat auf einen mehrfach ausgezeichneten Soldaten der U. S.-

Army zu stürzen. Dieser Soldat war in Afghanistan an der Suche nach dem Emir, Saif Rahman Yasin, beteiligt. Die Mission, den Emir zu ergreifen, scheiterte leider, wahrscheinlich aufgrund von mangelhafter Aufklärungsarbeit, aber bei der Durchführung der Mission tötete dieser Soldat mehrere feindliche Kämpfer. Und nun ermittelt das Justizministerium gegen ihn wegen Mordes. Ich habe mich zu diesem Vorfall gründlich kundig gemacht. Der Soldat tat genau das, was Soldaten seit Anbeginn aller Zeiten tun: Er tötete Feinde seines Landes …«

Driscoll schaltete den Fernseher wieder stumm. »Was zum Teufel… Was, verdammt noch mal…« Clark lächelte. »Wie?«, sagte Driscoll. »Stecken Sie dahinter …?«

»Scheiße, nein. Das waren General Marion Diggs und Jack Ryan.«

»Dass Sie ausgerechnet jetzt vorbeigekommen sind, macht das ziemlich unglaubwürdig, John.«

»Reiner Zufall. Ich vermutete zwar, dass er so etwas tun würde, aber darüber hinaus …« Clark zuckte die Achseln. »Ich nehme an, Ihr CID-Problem ist damit erledigt, glauben Sie nicht auch?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ryan kandidiert als Präsident, Sam, und er hat Kealty gerade auf allen nationalen Fernsehsendern

verbal voll eine vor den Latz geknallt. Kealty kann sich jetzt also entscheiden, ob diese blödsinnige Anklage einige Wochen lang in allen Medien breitgetreten wird oder ob er sie in der Hoffnung fallen lässt, dass die Leute die Geschichte bald vergessen werden. Im Moment hat Kealty einen ganzen Scheißhaufen voller Probleme, da sind Sie ein ganz kleiner Fisch geworden.«

»Ich fass es nicht. Vielen Dank, John.«

»Ich habe nichts gemacht.«

»Die Chancen, Jack Ryan oder General Diggs ans Telefon zu bekommen, sind minimal, also muss ich notgedrungen mit Ihnen vorliebnehmen.«

»Ich gebe es weiter. Denken Sie über mein Angebot nach. Wir lassen das Ganze mal offen, bis Sie wieder auf dem Damm sind, dann stelle ich Sie den Leuten dort vor. Was meinen Sie dazu?«

»Klingt nicht schlecht.«

Dreiundvierzig Stunden nachdem Adnan die Ventile an Salychows Halmatic-Fischerboot geöffnet und es mit seinen drei Gefährten 300 Meter tief in der Barentssee versenkt hatte, traf das zweite Frachtstück im Lagerhaus in Dubai ein.

Seit Musas Ankunft war der Ingenieur an der Arbeit gewesen; er hatte das bleigepanzerte Sicherheitszelt im Lagerhaus aufgebaut und das

Inventar der Einzelteile geprüft. Das Zelt war in Malaysia nach Angaben gefertigt worden, die aus dem Online-Lehrplan des Kurses in Operational Radiation Safety (OPRAD) von Fort Leonard Wood gestohlen worden waren. Die Bauteile waren in Marokko nach ukrainischen Plänen lasergefräst und gedreht worden.

Die Schönheit des Einfachen, dachte Musa.

Alle Komponenten des Geräts stammten entweder aus ziviler Technik oder aus Projekten, die schon lange als obsolet galten und aufgegeben worden waren.

Die Komponente, die er und sein Team an sich gebracht hatten, gab es nur, weil, wie Umweltschützer immer behaupteten, in Russland so schlampig mit Nuklearmaterial umgegangen wurde. Musa wusste allerdings, dass die Gleichung noch weitere Faktoren hatte, nämlich die Vorliebe der russischen Regierung für innovative Anwendungen von Atomtechnologie und ihre Absicht, dies vor dem Rest der Welt zu verbergen.

Entlang der nördlichen Schifffahrtsrouten Russlands standen etwa 380 Leuchttürme, die mit RTGs betrieben wurden, mit Radioisotop-Thermoelektrik-Generatoren. Fast alle enthielten einen Strontium-90-Kern. Dieses schwach radioaktive Isotop mit einer Halbwertszeit von 29

Jahren zerfiel unter Hitzeentwicklung und konnte bis zu 80 Watt Strom erzeugen. Bei allen der vier eingesetzten RTG-Modelle - Beta-M, Efir-MA, Gorn und Gong - gab es jedoch einige wenige, deren Kern aus etwas ganz anderem bestand, aus Plutonium-238. Anders als Strontium, das im schlimmsten Fall zum Einsatz in einer schmutzigen Bombe missbraucht werden konnte, handelte es sich dabei um spaltbares Material. Andererseits würde dieses radioaktive Material alleine für ihre Zwecke nicht ausreichen; sie brauchten eine zweite Quelle. Das war Adnans Aufgabe gewesen, und er und seine Männer hatten ihr Leben dafür gegeben. Die Beute aus dem schrottreifen Eisbrecher auf dieser gottverlassenen Insel war das letzte Puzzlestück: der Kern eines Druckwasserreaktors vom Typ OK-900A mit 150 Kilo angereichertem Uran-235.

Beides einfach zum Mitnehmen, dachte Musa. Sicherheitsmaßnahmen rein nominell, Überprüfungen so gut wie keine. ***Würden diese Narren den Verlust überhaupt bemerken, und wenn ja, wie lange würde es dauern?,*** fragte er sich. Auf jeden Fall würde es zu spät sein.

wie komplex auch die Vorgänge und Theorien waren, die hinter der Funktion des Apparats standen, so war doch der Zusammenbau nicht

schwieriger als der eines Vierzylinder-Automotors, hatte der Ingenieur ihm erklärt. Die Bauteile mussten natürlich extrem genau gefertigt werden, mit Toleranzen im Mikrometerbereich, was die Herstellung mühsam machte, aber die von Musa ausgewählte Lagerhalle in Dubai garantierte ihnen Ungestörtheit und Anonymität. Der Zeitplan des Emirs gab ihnen genug Spielraum, um sorgfältig zu arbeiten.

Der Ingenieur trat aus der Reiß Verschlussöffnung des Arbeitsbereichs und legte im Umkleideraum des Zelts seinen Schutzanzug ab, bevor er in die Lagerhalle hinaustrat. »Beide Teile sind korrekt verpackt«, erklärte er und nahm die Wasserflasche, die Musa ihm reichte. »Außer radioaktiven Spuren an der Außenseite der Behälter gibt es keine Strahlenlecks. Nach dem Mittagessen werde ich sie auspacken. Meine größte Sorge ist das zweite Paket.«

»Warum?«

»Die Anschlussstücke für den Eintritt der Dampfstab-Aktuatoren in den Sicherheitsbehälter könnten Probleme machen. Wahrscheinlich sind sie bei der ursprünglichen Bergung versiegelt worden, aber die Frage ist, womit und wie gut. Bevor ich das geprüft habe, kann ich nicht beurteilen, ob sie noch intakt sind.«

Musa dachte darüber nach, dann nickte er. »Und die Materialmenge?«

»Wie gesagt, erst muss ich es gesehen haben.«

»Sie wissen, wie viel wir mindestens brauchen, nicht wahr?«

»Ja, und ich glaube, wir werden das auch leicht erreichen, aber versprechen kann ich nichts. Sie sind sich sicher, dass keines der beiden Teile aus einer militärischen Einrichtung stammt, stimmt's?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Eine entscheidende, mein Freund. Was wir hier machen, ist im Wesentlichen Reverse Engineering. Um es komplizierter zu machen, sind beide Teile sehr verschieden konstruiert, für sehr unterschiedliche Zwecke. Wie wir sie auseinandernehmen, ist fast genauso wichtig wie der Zusammenbau. Verstehen Sie das?«

»Ich verstehe. Wir haben sie aus den Quellen, die ich Ihnen genannt habe. Sie haben die Baupläne von genau diesen beiden Geräten.«

»Das ist gut. Dann sehe ich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.«

»Wie lange wird es dauern?«

»Die Demontage noch einen Tag. Der Zusammenbau … zwei bis drei Tage. In vier Tagen sollte der Apparat transportfertig sein.«

Das Generalkonsulat der Republik Indonesien lag an der Columbus Avenue, ein paar Blocks südlich des Embarcadero, genau zwischen dem Telegraph Hill und der Lombard Street und mit direktem Blick auf die Insel Alcatraz. Clark parkte den gemieteten Ford Taurus in der Jones Street, einen Block südlich des Konsulats.

»Warst du schon einmal in Frisco, Jack?«, fragte Chavez vom Rücksitz aus.

»Als kleiner Junge. Ich erinnere mich nur noch an Fisherman's Wharf und an dieses Museums-U-Boot ...«

»Die USS ***Pampanito«,*** ergänzte Clark.

»Richtig. Und an Treasure Island. Mein Dad hat mir später erzählt, ich hätte geweint, als ich erfuhr, dass das gar nicht die echte >Schatzinsel< aus dem Buch von Stevenson war.«

Clark lachte. »War das, bevor er dir die Wahrheit über den Osterhasen und den Weihnachtsmann gesagt hat?«

Jetzt musste auch Jack lachen. »Am selben Tag, glaube ich.«

Clark holte sein Handy aus der Tasche. Es war eines der drei unverfänglichen Prepaid-Handys, die sie sich am Flughafen gekauft hatten. Immerhin war eine Konferenzschaltung möglich. Er wählte eine

Nummer und sagte einen Augenblick später: »Hallo, guten Morgen, ist Mr. Nayoan heute Morgen im Haus? Ja, vielen Dank.« Clark unterbrach die Verbindung. »Er ist da. Machen wir einen kleinen Spaziergang und schauen uns die Gegend an.«

»Wonach suchen wir?«

»Nach nichts und allem«, antwortete Clark. »Der Stadtplan ist nicht das wirkliche Gelände, Jack. Du musst dich akklimatisieren. Finde heraus, wo die Coffee Shops sind. Schau nach den Geldautomaten, den Seitenstraßen und Passagen, den Zeitungsständen und Telefonzellen. Wo ist der beste Platz, um ein Taxi zu erwischen oder auf eine Cable Car aufzuspringen? Du musst mit der Zeit das Gefühl bekommen, hier zu leben.«

»Oh, ist das alles?«

Diesmal antwortete Chavez. »Nein. Wie bewegen sich die Menschen hier, und wie gehen sie miteinander um? Warten die Fußgänger, bis die Ampel auf Grün schaltet, oder gehen sie auch bei Rot über die Straße? Suchen sie den Augenkontakt mit anderen Passanten oder tauschen sogar Höflichkeiten aus? Wie viele Polizeiwagen sieht man herumfahren? Schau, wo Parkmöglichkeiten bestehen. Sind die Parkplätze gebührenpflichtig oder kostenlos? Merk dir, wo die Eingänge zur BART sind.«

»Bay Area Rapid Transit«, erklärte Clark, bevor Jack fragen konnte. »Die hiesige U-Bahn.«

»Das ist aber ganz schön viel verlangt.«

»Das ist dein Job«, entgegnete Clark. »Oder möchtest du wieder heimfahren?«

»Auf keinen Fall.«

»Es ist eine Sache der Haltung, Jack. Du musst die Art, wie du deine Umgebung siehst, je nach Aufgabenstellung verändern. Soldaten halten ständig nach Deckungen und Hinterhalten Ausschau, Spione nach toten Briefkästen und Überwachungskameras. Du solltest dir ständig zwei Fragen stellen: Wie würde ich hier jemanden beschatten, und wie könnte ich hier jemanden verlieren, den ich beschatte?«

»Okav.«

Clark sah auf die Uhr. »Wir treffen uns in einer Stunde wieder am Auto und schauen dann, ob Nayoan zum Mittagessen geht. Jack, du schaust dich im Süden um. Ding und ich nehmen uns den Nordosten und den Nordwesten vor.«

»Warum diese ungleiche Aufteilung?«, fragte Jack.

»Im Süden liegt eine Wohngegend. Wenigstens am Tag wird Nayoan aber auch außerhalb des Konsulats Sachen erledigen, die mit seiner Arbeit zu tun haben, wie Treffen, Geschäftsessen und so etwas. Nutze diesen kleinen Spaziergang, um ein Gefühl für

die Gegend zu bekommen.«

Wie aufgetragen, ging Jack die Jones Street in Richtung Süden hinunter. Dann bog er nach Westen in die Lombard Street ein und stieg deren steilsten Teil mit den acht Serpentinen hinauf, bis er den Tennisplatz oben auf dem Russian Hill erreichte. Von da ging er wieder ein Stück bergab in Richtung Süden. Die eng zusammenstehenden Holzhäuser waren bunt bemalt. Viele hatten Balkone und Veranden mit prachtvollem Blumenschmuck. Jack hatte viele Bilder des Erdbebens von 1906 gesehen, deshalb fiel es ihm etwas schwer, diese in seinem Geist mit dem jetzigen Anblick von Wohlstand in Einklang zu bringen. Zwei Platten der Erdkruste scheuern nur ein paar Meter, vielleicht auch nur ein paar Zentimeter aneinander und zerstören dadurch eine ganze Stadt. Mit Mutter Natur war wirklich nicht zu spaßen. Erst neulich hatte der Hurrikan Katrina Amerika daran erinnert, obwohl die Natur nicht die einzige Ursache der Katastrophe gewesen war. Die schlechte Logistik und die unzureichenden Hilfsmaßnahmen hatten ebenso viel zum Chaos beigetragen. Katrina warf wirklich die Frage auf, wie das Land reagieren würde, wenn es von einer erheblich größeren natürlichen oder von Menschen verursachten Katastrophe heimgesucht werden

würde.

Sind wir wirklich auf so etwas vorbereitet?, überlegte sich Jack. Aber vielleicht sollte man sich besser fragen, ob man sich auf so etwas überhaupt wirksam vorbereiten konnte. Obwohl China, Indien und Indonesien seit unvordenklichen Zeiten Tsunamis und Erdbeben kannten, wirkten ihre Reaktionen und ihre Rettungsmaßnahmen nach solchen Naturkatastrophen auch heute noch überwiegend wie ein Chaos. Vielleicht lag das Problem in der Definition selbst. Alle Systeme, ob nun Regierungen, Feuerwehren oder Polizeien, gelangten in dem Moment an ihre Belastungsgrenze, wenn die Umstände ihre Personalkräfte und ihre Ressourcen überforderten. Letztendlich waren die Menschen wohl sehr unterschiedlich. Wenn dem so war, wurde dann das Konzept der Bereitschaft nicht zu einer Angelegenheit von Leben und Tod, von Überleben oder Vernichtung? Wenn man eine Katastrophe tatsächlich überleben sollte, war man dann auch auf die Zeit danach vorbereitet?

Konzentriere dich wieder aufs Spiel, rief sich Jack selbst zur Ordnung.

Als er nach 45 Minuten am Feusier Octagon House ankam, kehrte er um und ging zurück nach Norden zu ihrem Auto. Da Clark und Chavez offensichtlich

noch nicht da waren, setzte er sich auf der anderen Seite der Straße auf eine Bank unter einem Baum und blätterte die Zeitung durch, die er sich bei seinem Erkundungsgang gekauft hatte.

»Sich nicht in den Wagen zu setzen war eine kluge Entscheidung«, hörte er plötzlich hinter sich eine Stimme sagen. Als er sich umdrehte, standen dort Chavez und Clark. »Und weißt du auch, warum?«

»Klar, an einem schönen Tag wie diesem würden das nur Polizisten, Detektive oder Ganoven tun.«

»Gute Antwort, ich gratuliere. Aber jetzt steh auf, und komm zu uns herüber. Dasselbe Prinzip: Drei Typen wie wir sitzen nicht zusammen auf einer Bank, es sei denn, sie warten auf den Bus oder sind Penner.« Sie stellten sich alle drei in den Schatten des Baumes. »Okay«, sagte Clark, »jetzt sind wir drei Bürotypen, die herumstehen und uns über das Spiel von gestern Abend oder unser Arschloch von Chef unterhalten. Was ist dir alles aufgefallen, Jack?«

»Die ganze Atmosphäre ist viel entspannter als in New York oder Baltimore. Die Leute sind nicht so hektisch. Sie lächeln mehr und haben mehr Blickkontakte.«

»Gut, was noch?«

»Ein gutes öffentliches Verkehrssystem mit vielen Haltestellen. Ich habe fünf Polizeiwagen gesehen,

aber keinen mit Sirene und Blinklicht. Fast jeder hier trägt eine Jacke oder einen Pullover. Kaum jemand hupt. Viele Kleinwagen, Hybridautos und Fahrräder. Eine Menge kleiner Cafés und Läden mit Hinterausgängen.«

»Nicht schlecht, Jack«, sagte Chavez. »Das Spionieren hat der Junge anscheinend in seiner DNS — was meinst du, John?«

»Könnte sein.«

Nach weiteren zehn Minuten sagte Clark: »Okay, es ist bald Mittagessenszeit. Ding, du bleibst im Wagen.

Jack und ich sehen uns zu Fuß etwas um. Der Haupteingang des Konsulats ist an der Ecke von Columbus Avenue und Jones Street, aber es gibt weiter südlich an der Jones Street noch einen Seiteneingang.«

»Während meines Erkundungsgangs habe ich dort den Lieferwagen einer Verkaufsautomaten-Firma stehen sehen«, sagte Chavez. »Außerdem standen ein paar Konsulatsangestellte davor und rauchten.«

»Gut. Packen wir's an!«

Fünfundzwanzig Minuten später rief Jack die beiden anderen an: »Ich habe ihn. Er kommt gerade aus dem Haupteingang heraus. Er geht zu Fuß die Columbus Avenue in südlicher Richtung hinunter.«

»Ding, bleib, wo du bist. Jack, geh ihm nach, aber halte mindestens zwanzig Meter Abstand. Ich bin einen Block östlich von dir und komme die Taylor Street hoch.«

»Roger.« Eine Minute später: »Wir gehen gerade am Motor Coach Inn vorbei. Wir sind noch etwa dreißig Sekunden von der Kreuzung mit der Taylor Street entfernt.«

»Ich bin in der Nähe, ich gehe in Richtung Süden«, antwortete Clark. »Was immer er an der Kreuzung macht, überquere dort die Straße und gehe nach Osten die Chestnut Street hinunter. Ich übernehme ihn.«

»Verstanden. Er ist jetzt genau an der Kreuzung. Jetzt geht er nach Norden die Taylor Street hinauf.«

»Ich sehe ihn. Überlass ihn mir, und geh einfach weiter.«

Jack schlenderte über den Fußgängerübergang in Richtung Chestnut Street. Aus den Augenwinkeln konnte er Nayoan gerade noch sehen. »Ich verliere ihn … jetzt«, rief Jack ins Telefon.

Clark antwortete sofort: »Er kommt mir direkt entgegen. Bleib am Apparat.« Einen Augenblick später veränderte sich schlagartig Clarks Stimme: »Nein, nein, ich sage dir, ihre Schlagmänner gehören zu den schlechtesten im ganzen amerikanischen Baseball. Mann, du hast keine

Ahnung. Ich wette mit dir um zehn Dollar, dass sie das erste Spiel verlieren ...« Einige Sekunden vergingen. »Er ist gerade an mir vorbeigegangen. Er steht jetzt vor einem Lokal - ***Pat's Café,*** auf der Ostseite der Straße. Jack, wir sollten etwas essen. Ich besorge uns einen Tisch.«

Jetzt schaltete sich Ding ein: »Bringt mir eine Pastrami auf Weizenbrot mit.«

Jack wandte sich an der Kreuzung von Chestnut und Mason Street nach Norden, um dann nach links durch die Water Street zur Taylor Street zu gelangen. Clark saß bereits an einem Tisch in der Nähe des Eingangs mit Blick auf das Fenster. Das Lokal füllte sich zusehends mit Angestellten aus der Umgebung, die ein frühes Mittagessen einnehmen wollten. Jack nahm Platz.

»Der Drittletzte am Tresen«, sagte Clark.

»Ja. Ich habe ihn gesehen.«

»Wer sitzt rechts und links von ihm?«

»Was?«

»Die Hauptzielperson im Auge zu behalten ist nur das halbe Spiel, Jack. Hat er mit jemandem gesprochen oder irgendwo angehalten, als du ihm vorhin gefolgt bist?«

»Nein, und er ist auch nicht nahe an jemand vorbeigegangen.«

Clark zuckte die Achseln. »Na ja, diese Kerle müssen auch ab und zu etwas essen.«

Jack bestellte eine Portion Thunfisch auf Roggenbrot, Jack ein Speck-Salat-und-Tomaten-Sandwich und eine Mitnahme box mit dem Pastramibrot für Ding. »Er ist fast fertig«, sagte Clark. »Ich begleiche die Rechnung. An der Tür schütteln wir uns die Hand und sagen: >Bis nächsten Monat<, dann gehst du zum Auto zurück. Ich folge unserem Burschen hier bis zum Konsulat und treffe euch dann beide im Starbucks in der Bay Street.«

Dreißig Minuten später genehmigten sie sich dort in einer Sitzecke in der Nähe des Fensters einen Becher starken Kaffee. Draußen strömten im hellen Nachmittagslicht die **Fußgänger** vorbei, während auf der Straße reger Autoverkehr herrschte. Im Fernseher in der Ecke war Jack Ryan sr. zu sehen, wie er hinter einem Podium stand und redete. Obwohl nichts zu hören war, wussten alle drei, um was es dabei ging. Dies galt auch für die übrigen Gäste und die Baristas, von denen die meisten immer wieder auf den Bildschirm schauten oder den Text auf dem Nachrichtenticker verfolgten, während sie ihre Arbeit machten.

»Mann, er zieht das wirklich durch«, sagte Chavez. »Dein Dad hat wirklich Eier in der Hose, Jack.«

Jack nickte.

Clark fragte: »Er hat es dir erzählt, nehme ich an?«

Ein weiteres Nicken. »Ich glaube nicht, dass er wirklich scharf auf das Amt ist, aber er hält es für seine Pflicht, versteht ihr? Wem viel gegeben wird, von dem wird auch viel verlangt.«

»Nun, er selbst hat schon eine Menge gegeben. Okay, zurück zur Arbeit: Was haben wir erfahren?«

Jack trank einen Schluck Kaffee und sagte dann:

»Nayoan mag Erbsensuppe, und er gibt wenig Trinkgeld.«

»Hä?«, fragte Chavez.

»Er hatte sich Erbsensuppe und ein Club-Sandwich bestellt. Seine Rechnung betrug also laut Speisekarte etwa zwölf Dollar. Und dann hat er gerade einmal drei 25-Cent-Münzen auf dem Tresen liegen lassen. Darüber hinaus wüsste ich nicht, was wir sonst noch groß erfahren hätten.«

»Das ist nicht viel«, stimmte Clark zu. »Ich hatte auch nicht viel erhofft. Es ist durchaus möglich, dass er nur von Zeit zu Zeit Aufträge für den URC erledigt. Die Chance, dass wir ihn an einem einzigen Tag bei einem Schurkenstreich erwischen würden, war also gleich null.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Laut der Website des Konsulats haben sie heute einen Empfang im Holiday Inn Express. Eine Art

Benefizparty, die sie zusammen mit dem polnischen Konsulat veranstalten.«

»Aber ich habe meinen Smoking nicht dabei«, sagte Chavez.

»Den wirst du auch nicht brauchen. Wir wissen ja jetzt, wo Nayoan heute Abend sein wird - und zwar nicht zu Hause.«

Fast 13 000 km von San Francisco entfernt tauchte der Ingenieur aus dem Umkleideabteil des Zeltes auf und wischte sich mit einem Lappen den Schweiß von der Stirn und aus dem Nacken. Auf wackligen Beinen ging er zu einem in der Nähe stehenden Hocker hinüber und ließ sich darauffallen. »Nun?«, fragte Musa.

»Alles fertig.«

»Und der Detonationswert?«

»Sieben bis acht Kilotonnen. Nach heutigen Maßstäben ist das ziemlich wenig. Die Hiroshima-Bombe hatte zum Beispiel fünfzehn Kilotonnen. Aber für das, was Sie planen, ist das mehr als genug. Bis zu einer Entfernung von fünfhundert Metern sollte das einen Druck von etwa fünzehn psi, also ein Bar oder hundertdrei Kilopascal erzeugen.«

»Das klingt aber nach nicht sehr viel.«

Der Ingenieur lächelte müde. »Hundert Kilopascal reichen, um Stahlbeton zu durchschlagen. Sie

sagten, der Boden bestehe vorwiegend aus Erde?«

»Das stimmt. Mit einigen härteren unterirdischen Baustrukturen.«

»Dann brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, mein Freund. Dieser umschlossene Raum, den Sie erwähnt haben … Kennen Sie dessen Ausmaße?«

»Ja.«

»Und mit welcher Oberflächenstruktur haben wir es dort zu tun?«

»Man hat mir gesagt, mit etwas, das man Ignimbrit nennt. Es ist …«

»Ich weiß, was das ist. Es wird auch als pyroklastische Fließablagerung oder Schmelztuff bezeichnet. Das sind verschmolzene Schichten von Vulkangestein. Das ist gut. Vorausgesetzt diese Schicht ist dicht genug, sollte sich die Schockwelle mit minimaler Dämpfung nach unten ausbreiten. Sie wird also die erforderliche Durchschlagskraft entwickeln.«

»Ich nehme Sie beim Wort. Ist unser >Apparat< bereit zum Transport?«

»Natürlich. Seine Außenstrahlung ist relativ gering, deshalb brauchen Sie sich über passive Aufspürmaßnahmen keine Sorgen zu machen. Aktive Maßnahmen wären natürlich ganz etwas anderes. Aber ich nehme an, Sie haben geeignete Vorkehrungen getroffen …«

»Ja, das haben wir.«

»Dann übergebe ich jetzt unseren Apparat in Ihre fürsorglichen Hände«, sagte der Ingenieur, stand auf und ging zum Büro am Ende des Lagerhauses hinüber. »Ich gehe jetzt schlafen. Ich vertraue darauf, dass der Rest meines Honorars bis morgen auf meinem Konto ist.«

Sie trafen ihren Kontakt in der Nähe der Al Kurnish Road, auf der östlichen Seite des Sendebad-Parks, nur einen Steinwurf von der australischen Botschaft entfernt. Hendley hatte sich geweigert, Brian und Dominic seine Beziehung zu dem Aussie näher zu erläutern. Er hatte es nicht einmal für nötig befunden, ihnen seinen Namen zu verraten. Die Caruso-Brüder glaubten allerdings nicht, dass ihre falschen Pässe und Visa rein zufällig australische Stempel trugen.

»Guten Tag, Gentlemen. Ich nehme an, ihr seid Gerrys Jungs, richtig?«

»Und ich nehme an, das ist zutreffend«, gab Dominic zurück.

»Archie.« Allgemeines Händeschütteln. »Machen wir einen kleinen Spaziergang, hm?« Sie warteten auf eine Lücke im Verkehrsstrom, joggten über die breite Straße zu einem ungeteerten Parkplatz, der

neben dem runden Gebäude der Al Fatah lag, und gingen hinunter zum Ufer.

»Verstehe ich es richtig, dass ihr auf einem kleinen heimlichen Jagdausflug seid?«, fragte Archie mit lauter Stimme, um das Geräusch der Wellen zu übertönen.

»So könnte man es nennen«, antwortete Brian. »Letzte Woche wurde hier ein Mann ermordet. Zuerst gehängt, dann enthauptet und die Füße abgesäbelt.«

Archie hatte sofort zu nicken begonnen. »Habe davon gehört. Schlimme Sache. So was nennen sie hier >fußloser Schlingel<. Und ihr glaubt, der Bursche lief ein wenig aus dem Ruder, unternahm etwas auf eigene Rechnung?«

Dominic nickte.

»Die schwedische Botschaft vermutlich?« Wieder nickten die Brüder.

»Und ihr seid hier, um das Wer und Was herauszufinden, denke ich mal?«

»Wir nehmen alles, was wir kriegen können«, sagte Brian.

»Nun, zunächst einmal solltet ihr wissen, dass Tripolis alles in allem eine sehr sichere Stadt ist. Im Durchschnitt ist die Straßenkriminalität sehr gering, und die Nachbarn passen aufeinander auf. Die Polizei unternimmt nicht allzu viel, wenn so eine

Gruppe eines ihrer Mitglieder umbringt, solange die Sache nicht auf die Straße übergreift oder einer von ihnen etwas tut, das die Aufmerksamkeit auf die ganze Gruppe lenkt. Das Letzte, was der lockenhaarige Oberst will, ist eine schlechte internationale Presse, nicht nach all dem PR-Rummel, den er derzeit veranstaltet. Der URC hat sich doch hier seit acht oder neun Monaten sehr ruhig verhalten. Tatsächlich läuft auf der Straße sogar das Gerücht um, dass der URC für die Sache in der schwedischen Botschaft gar nicht verantwortlich war.«

»Zumindest war sie nicht genehmigt«, sagte Dominic.

»Ah, ich verstehe. Ein abgeschnittener Kopf und abgetrennte Füße sind doch ein ziemlich drastisches Exempel, nicht wahr? Aber es könnte noch schlimmer sein. Normalerweise säbeln sie solchen Typen auch das Gemächt ab. Das Apartment, in dem euer Bursche auf klein getrimmt wurde, liegt in der Nähe der Al Khums Road. Ziemlich verschworene Gemeinschaft in der Gegend. Und wie ich gehört habe, stand die Wohnung zum Tatzeitpunkt leer.«

»Von wem hast du das alles erfahren?«

»Kenne da ein paar französische Expats, die mit Polizisten befreundet sind.«

»Sie benutzten das Apartment also nur, weil es

günstig gelegen war, denkst du?«, fragte Dominic. »Als Fotostudio?«

»Ja. Das arme Schwein wurde wahrscheinlich woanders abgemurkst. Ihr habt es im Internet gesehen? URC oder UFG?«, sagte Archie und meinte mit UFG die Libyan Islamic Fighting Group.

»URC«, bestätigte Brian. »Gibt es noch andere, die vom URC mit dem Job beauftragt worden sein könnten?«

»Viele. Muss sich nicht mal um eine Gruppe handeln. In der Medina - der Altstadt - gibt es Kriminelle, die dir für zwanzig US-Dollar die Kehle durchschneiden. Und damit meine ich nicht einen Raubüberfall, sondern einen Auftragsmord, versteht ihr? Aber die Fotos - das wirkt nun doch ein bisschen aufgemotzt für einen Routinekill.«

»Warum haben sie dann die Sache nicht einfach in der Medina durchgezogen?«, fragte Brian. »Sie töten ihn, fotografieren alles und werfen die Leiche auf der Straße aus dem Auto.«

»Dann hätten die Bullen doch in die Medina gehen müssen, verstehst du? So, wie es jetzt gemacht wurde, können alle so tun, als hätte sich die Sache woanders abgespielt, und das natürliche Gleichgewicht bleibt erhalten. Auf wie viele Homepages sind die Fotos gestellt worden?«

»Wir haben sie auf sechs Websites gefunden«,

sagte Dominic.

»Na gut, es gibt hier sehr viele kleine Internet-Dienstleister, aber die Gruppen, die solche Websites managen, übernehmen normalerweise auch das Webhosting mit einem obskuren Server, sodass sie jederzeit einpacken und weiterziehen können - physisch und elektronisch. Wenn der URC den Mord extern in Auftrag gegeben hat, werdet ihr wenig Glück haben. Wenn sie den Mord selbst ausführten, bedeutet es, dass der Befehl von weiter oben in der Hierarchie kam. Bei dieser Art von Job überlassen sie nichts dem Zufall. Wenn das der Fall ist, wird es wahrscheinlich eine Überlappung geben — irgendein örtlicher URC-Hauptmann, der in Verbindung mit einem der mobilen Hosts steht.«

»Ich vermute mal, den Auftragnehmer werden wir nicht in den Gelben Seiten finden?«

»Du vermutest richtig. Vielleicht kenne ich den Mann. Lasst mich mal ein paar Anrufe führen. Wo seid ihr abgestiegen?«

»Im Al Mehari.«

Archie blickte auf die Armbanduhr. »Treffen wir uns dort um fünf. Auf einen Drink.«

Er kam eine Stunde früher in seinem eigenen Auto. Es war ein forstgrüner Opel, Baujahr Mitte der Achtziger, und wie fast alles in Tripolis war auch der

Wagen mit einer dünnen Schicht von rotbraunem Staub bedeckt.

»Habt ihr einen Mietwagen?«, fragte Archie, während er in westlicher Richtung in die Al Fatah Street einbog, begleitet von wildem Gehupe und kreischenden Bremsen.

»Wow!«, brüllte Brian auf dem Rücksitz. »Hier gibt's keine Verkehrsregeln«, erklärte Archie gelassen. »Man könnte es als einfachste Form von Darwinismus bezeichnen. Es überleben nur die fittesten Fahrer. Also: Mietwagen?«

»Nein, wir haben noch keinen.«

»Wenn wir für heute fertig sind, könnt ihr diesen Wagen hier nehmen und mich an der Botschaft absetzen. Aber achtet auf den zweiten Gang, der springt manchmal raus.«

»Nehmen wir gern an, aber nur, wenn du den Wagen nicht heil zurückhaben willst.«

»Das hier ist der Feierabendverkehr. In ein paar Stunden wird es viel ruhiger zugehen.«

Die Medina von Tripolis hat zwar eine moderne Umfassungsmauer, wurde aber während der osmanischen Herrschaft erbaut. Sie ist ein wahres Labyrinth und diente über Jahrhunderte hinweg nicht nur dem Handel, sondern auch dazu, Eindringlinge abzuschrecken. Die Medina liegt

neben dem Hafen und wird auf allen vier Seiten von Straßen eingefasst: Al Kurnish Road, Al Fatah Street, Sidi Omran Street und Al Ma'arri Street. Sie stellt einen Kaninchenbau von schmalen Straßen, düsteren, gewundenen Gassen, bogenförmigen Durchgängen und kleinen Innenhöfen dar.

Archie fand eine Parklücke in der Nähe des Bab-Hawara-Tors an der südöstlichen Mauer. Sie stiegen aus und gingen zwei Blocks nach Süden zu einem Café. Ein Mann in schwarzer Hose und einem hellbraunen, kurzärmeligen Hemd stand von seinem Stuhl auf, als sich Archie näherte. Sie schüttelten sich die Hände, umarmten sich, und Archie stellte Brian und Dominic als »alte Freunde« vor.

»Das ist Ghazi«, sagte Archie. »Ihr könnt ihm vertrauen.«

»Bitte setzen Sie sich«, sagte Ghazi und deutete auf die Stühle, die um seinen Tisch unter einem Sonnenschirm standen. Ein Kellner erschien, und Ghazi bellte ein paar Sätze in schnellem Arabisch. Schon nach einer Minute kam der Kellner mit einer Kanne, vier kleinen Gläsern und einer Schale Minzblätter zurück. Nachdem der Tee eingeschenkt war, sagte Ghazi: »Archie erzählte mir, dass Sie sich für Websites interessieren?«

»Unter anderem«, nickte Dominic.

»Hier gibt es viele, die solche Dienste leisten, wie Archie sie beschrieben hat, aber einer könnte für Sie besonders interessant sein. Er heißt Rafiq Bari. Am Tag nachdem die Fotos ins Netz gestellt wurden und einen Tag bevor die Leiche gefunden wurde, machte er seinen Laden dicht und verschwand - ganz plötzlich und mitten in der Nacht.«

»Ist das alles?«, fragte Brian.

»Nein. Es gibt Gerüchte, dass er für bestimmte Leute arbeitete. Websites, die erscheinen und wieder verschwinden - Proxy-Server, Weiterleitungen, Rotating Domains, die ganze Show. Das ist Baris Spezialität.«

»Was ist mit ISPs?«, fragte Dominic und meinte damit Internet-Dienstleister. »Ist es möglich, dass diese Leute ihre eigene ISP gegründet haben, statt eine der kommerziellen Firmen zu benutzen?«

»Wäre ihnen zu aufwendig, würde ich sagen«, antwortete Archie. »Bei diesen Dingen gibt es hier kaum Kontrollen. Ein Name und eine Kreditkartennummer genügen. Domainnamen kann man gleich serienweise registrieren lassen und jederzeit ändern. Nein, so wie es dieser Bari macht, ist es richtig, jedenfalls hierzulande.«

Dominic fragte: »Mit wem wohnt er zusammen? Hat er Familie?«

»Hier nicht. Eine Frau und eine Tochter, in

Benghasi.«

»Besteht die Möglichkeit, dass er bewaffnet ist?«

»Bari selbst? Sehr unwahrscheinlich, denke ich. Wenn er unterwegs ist, hat er manchmal Leibwächter dabei.«

»URC?«

»Nein, nein, nicht direkt, glaube ich. Vielleicht von ihnen angeheuert, aber das sind nur Leute **aus** der Medina. Schlägertypen.«

»Wie viele?«, wollte Brian wissen.

»Wann immer ich ihn getroffen habe, waren es zwei oder drei.«

»Und wo finden wir ihn?«, fragte Brian.

Als sie Archie vor der Botschaft absetzten, berührte der Rand der Sonne fast den Meereshorizont. In der ganzen Stadt gingen die Straßenlampen an, Autoscheinwerfer wurden eingeschaltet, Neonreklamen begannen zu flimmern. Sie beschlossen, dass Dominic, der mal einen Spezialkurs des FBI für Defensivfahren mitgemacht hatte, das Steuer des Opels übernehmen solle. Archies Vorhersage erwies sich als richtig: Der Verkehr hatte ein wenig nachgelassen, aber die Straßen wirkten dennoch wie Autorennbahnen und nicht wie städtische Verkehrsadern.

Archie stieg aus dem Rücksitz und lehnte sich mit

den Armen auf die Beifahrertür. »Die Karte der Medina, die ihr habt, ist ziemlich gut, aber nicht perfekt, also passt genau auf. Seid ihr euch sicher, dass das nicht bis morgen Zeit hat?«

»Ziemlich sicher«, meinte Brian.

»Na gut, entspannt euch und lächelt. Benehmt euch wie Touristen. Guckt euch die Auslagen in den Läden an, feilscht ein wenig, kauft nutzloses Zeug. Marschiert bloß nicht durch die Gassen wie Diggers.«

»Diggers?«

»Soldaten. Ihr könnt in einer der Seitenstraßen in der Nähe des Corinthia parken — das ist dieses monströse Hotel, an dem wir vorhin vorbeigekommen sind.«

»Verstanden.«

»Das Hotel ist von fast allen Gassen in der Medina zu sehen — wenn ihr euch verirrt, haltet einfach darauf zu.«

Brian sagte grinsend: »Verdammt, Mann, du klingst ja so, als würden wir direkt in die Höhle des Löwen marschieren.«

»Kein schlechter Vergleich. Insgesamt ist die Medina nachts zwar recht sicher, aber wenn ihr euch auffällig benehmt, verbreitet sich das wie ein Lauffeuer. Noch zwei Dinge: Vergesst den Wagen, wenn es sein muss. Ich melde ihn dann als

gestohlen. Und zweitens befindet sich unter dem Reserverad eine braune Papiertüte mit ein paar Leckerbissen.«

Dominic sagte: »Ich nehme an, du redest nicht von Snacks?«

»Du hast es erfasst, Kumpel.«

Nayoan verließ das Generalkonsulat um 17.00 Uhr, fuhr mit dem Bus zu einem Park-and-Ride-Parkplatz in der Nähe der Columbus Avenue und stieg dort in einen blauen Toyota Camry. Mit Clark am Steuer folgten sie ihm zu einem Apartment im Erdgeschoss eines Gebäudes, das in San Franciscos berühmt-berüchtigtem Tenderloin-Viertel zwischen der City Hall und der Market Street lag. Es galt als die schlimmste Gegend der ganzen Stadt, die sich durch Armut und Verbrechen, durch unzählige Obdachlose und billige Absteigen, aber auch durch ihre Restaurants mit ausländischem Essen, ihre ausgefallenen Clubs und ihre Kunstgalerien auszeichnete. Clark und die anderen konnten sich nur einen Grund denken, warum sich Nayoan dieses Viertel ausgesucht hatte: Tenderloin hatte eine große asiatisch-amerikanische Bevölkerung, in der er sich relativ anonym bewegen konnte.

Ein paar Stunden später verließ Nayoan seine

Wohnung in einem schwarzen Anzug und stieg in seinen Camry. Sie folgten ihm zurück in die Stadtmitte zum Holiday Inn. Sie beobachteten ihn, wie er die Lobby betrat, warteten zehn Minuten und fuhren dann zurück ins Tenderloin-Viertel.

»Warum heißt es eigentlich Tenderloin? Hat das etwas mit dem gleichnamigen Lendensteak zu tun?«, fragte Chavez, während Clark von der Hayes Street abbog und nach einem Parkplatz suchte. Die Autoscheinwerfer huschten dabei über umgestürzte Mülleimer und auf den Eingangstreppen sitzende dunkle Gestalten.

»Das weiß keiner so genau«, sagte Jack. »Es gibt darüber nur die üblichen Legenden. Angeblich soll der Name darauf hinweisen, dass man sich hier in der Lendengegend, dem schmutzigen Unterleib der Stadt, befindet. Andere behaupten, die Polizisten in diesem Viertel hätten früher eine Gefahrenzulage bekommen, durch die sie sich besseres Fleisch wie diese Steaks leisten konnten.«

»Hast du den Frommer's-Reiseführer gelesen, Jack?«

»Den und ein wenig Sunzi. Verstehe deine Feinde, lerne denken wie sie ...«

»Das Viertel hat einen besonderen Charme, das muss man ihm lassen.«

Clark fand schließlich einen Parkplatz unter einem

Baum zwischen zwei Straßenlaternen. Er machte den Motor und die Scheinwerfer aus. Nayoans Apartment lag einen Block entfernt auf der anderen Straßenseite.

Clark schaute auf die Uhr. »Acht Uhr. Nayoan ist bestimmt auf dem Empfang. Ziehen wir uns um.«

Sie tauschten ihre Innenstadtkleidung - Khakihosen, Pullover und Windjacken - gegen Kleidungsstücke aus, die besser ins Tenderloin-Viertel passten und die sie am Nachmittag in einem Secondhandladen gekauft hatten: Sweatshirts, Jeans und Baseballkappen oder Strickmützen.

»In zwanzig Minuten treffen wir uns wieder hier«, sagte Clark. »Dieselbe Erkundungsart wie vorhin beim Konsulat, dieses Mal beschränken wir uns allerdings auf einen Drei-Block-Radius. Es ist ein heißes Viertel, also tretet entsprechend auf.«

»Was heißt das?«, fragte Jack.

Chavez antwortete: »Leg du dich nicht mit mir an, dann lasse ich dich auch in Ruhe.«

Nach ihrem Erkundungsgang gingen sie von ihrem Auto einen halben Block **nach** Süden und stellten **sich** neben eine leere Eingangstreppe. Chavez berichtete als Erster: »Ich habe nur einen Streifenwagen gesehen. Es sah wie eine gewöhnliche Routinefahrt aus. Besonders aufmerksam schienen

sie mir nicht zu sein.«

»Jack?«

»Ich habe in der Wohnung kein Licht gesehen. Hinter dem Haus sind ein Durchgang und ein wackliger Holzzaun mit einem unverschlossenen Tor, das in einen betonierten Innenhof führt. Zwei Meter entfernt gibt es auf jeder Seite Hunde. Sie bellten, als ich vorbeiging, aber ich habe danach keinen Menschen an den Fenstern gesehen.«

»Ist die hintere Veranda beleuchtet?«, fragte Clark. Jack nickte. »Aber nur durch eine nackte Glühbirne. Und es gibt keine Fliegengittertür.«

»Warum ist das so wichtig?«

Jack zuckte die Achseln. »Ihr wisst doch, dass Fliegengittertüren immer quietschen und scheppern.«

»Der Mann bekommt bald seinen ersten Orden, wenn er so weitermacht.«

Im Abstand von einer halben Minute gingen sie um den ganzen Block herum, um sich danach im hinteren Durchgang zu treffen. Als Erster ging Chavez durch das Tor und die hintere Außentreppe hinauf. Er schraubte die Glühbirne aus der Fassung und ging dann wieder die Stufen hinunter. Dann huschten Jack und Clark durch das Tor. Clark stieg jetzt seinerseits vorsichtig die Stufen empor und kauerte zwei Minuten vor der Eingangstür.

Vorsichtig richtete er sich wieder auf und machte sich am Türknopf und dessen Sicherungsbolzen zu schaffen. Schließlich gab er den anderen ein Zeichen, noch kurz zu warten, und schlüpfte ins Haus. Eine Minute später kam er zurück und winkte sie herein.

Das Innere des Apartments war ein Spiegelbild der Außenarchitektur, lang und schmal mit beengten Fluren, Dielenböden mit verschlissenen Teppichläufern, dunklen Fußleisten und Kranzprofilen. Nayoan legte offensichtlich auf seine Inneneinrichtung nicht viel Wert, bemerkte Jack. Neben einer zweckmäßigen Küche und einem Badezimmer mit schwarz-weißen Schachbrettfliesen gab es noch ein Wohnzimmer mit einer Sofagarnitur, einem Couchtisch und einem kleinen Fernseher. Er hatte wahrscheinlich nicht vor, lange hierzubleiben, dachte Jack. Warum sollte er sich dann mehr als das Allernotwendigste anschaffen? Könnte das irgendetwas bedeuten? Man sollte vielleicht überprüfen, wann Nayoans Amtszeit am hiesigen Generalkonsulat zu Ende ging -

»Okay, filzen wir die Wohnung«, ordnete Clark an. »Aber wenn wir fertig sind, muss alles wieder an seinem alten Platz stehen!«

Sie schalteten ihre Taschenlampen ein und machten sich an die Arbeit.

Als Erstes fand Chavez auf einem Kartentisch in Nayoans Schlafzimmer einen Dell-Laptop. Jack fuhr ihn hoch und machte sich daran, die Ordner und Dateien, den Browserverlauf und die E-Mail-Verzeichnisse durchzuschauen. Unterdessen durchsuchten Clark und Chavez eine halbe Stunde lang ein Zimmer nach dem anderen, wobei sie zuerst die üblichen Verstecke überprüften.

»Okay«, sagte Jack schließlich. »Kein Passwortschutz und kein Keylogger-Schutzprogramm … Außer einer ganz gewöhnlichen Firewall und einem Antivirenprogramm ist dieses Ding offen wie ein Scheunentor. Eine Menge Zeug, aber nichts Auffälliges. Vorwiegend nicht geheime Konsulatsangelegenheiten und E-Mails, einige von ihnen persönlich. Familienangehörige und Freunde in seiner Heimat.«

»Gibt es ein Adressenverzeichnis?«, fragte Clark.

»Ja, aber dafür gilt dasselbe. Niemand, den wir von den URC-Verteilerlisten her kennen würden. Er löscht fast täglich seinen Browserverlauf, einschließlich der Temporary Files und der Cookies.«

»Cookies?«, fragte Chavez erstaunt.

»Kleine Datenpakete, die Websites jedes Mal auf deinem Computer hinterlassen, wenn du sie aufrufst. Das ist vollkommen banal.«

»Wie tief kannst du schürfen?«, fragte Clark.

»Hier? Nicht sehr tief. Ich kann alle Dateien und Verzeichnisse kopieren, aber für eine Kopie der ganzen Festplatte reicht die Zeit auf keinen Fall.«

»Okay, nimm, so viel du kriegen kannst.«

Jack schloss eine externe Western-Digital-Festplatte an den Laptop an und begann, ein Verzeichnis nach dem anderen auf sie zu überspielen, während Clark und Chavez weiterhin die Wohnung durchsuchten. Vierzig Minuten später hörte man Chavez in der Küche flüstern: »Hab ich dich!«

Er kam ins Schlafzimmer und zeigte den beiden anderen triumphierend einen Frischhaltebeutel mit Zip-Verschluss. »Ein doppelter Boden in seiner Werkzeugschublade.«

Jack musterte den Inhalt des Beutels: »Eine beschreibbare DVD - BluRay.« Er legte sie in das DVD-Laufwerk des Laptops ein und klickte den richtigen Laufwerksbuchstaben an. Auf dem Bildschirm öffnete sich das entsprechende Fenster. »Das sind ein Haufen Daten, John. Fast fünfzig Gigabytes. Viele Bilddateien.«

»Ruf ein paar auf.«

Jack öffnete ein Bildverzeichnis und ließ die Fotos als Thumbnails anzeigen. »Kommen euch die bekannt vor?«

»Das tun sie in der Tat«, sagte Clark.

Jack tippte mit dem Finger nacheinander auf drei Bilder. »Die stammen bestimmt von URC-Websites.«

»Wo Rauch ist …«, sagte Chavez.

Clark schaute auf die Uhr. »Kopiere das alles, Ding, dann können wir es analysieren. Wird Zeit, hier abzuhauen!«

Eine Stunde später waren sie wieder in ihrem Hotel, dem La Quinta Inn in der Nähe des Flughafens. Jack lud mit Hilfe einer gesicherten FTP-Verbindung einige der Bilder auf den Campus-Server hoch, danach rief er ihr Computergenie Gavin Biery an und schaltete die Freisprechfunktion ein.

»Diese Bilder kennen wir doch«, sagte Biery. »Von dem USB-Stick aus Tripolis?«

»Richtig«, sagte Jack. »Wir müssen wissen, ob sie darin Stego eingebettet haben.«

»Mein Entschlüsselungsalgorithmus ist fast fertig. Ein Teil des Problems ist, dass wir nicht wissen, welches Programm sie zur Verschlüsselung benutzt haben und ob es ein kommerzielles oder ein selbst gestricktes ist.

Nach Angaben des Steganografie-Analyse- und Forschungszentrums …«

»So etwas gibt es tatsächlich?«, fragte Chavez.

»… sind gegenwärtig 725 Steganografie-Programme auf dem Markt, und das sind nur die kommerziellen. Jeder einigermaßen fähige Programmierer könnte so ein Programm schreiben und auf einen USB-Stick kopieren. Den könnte er immer mit sich herumtragen, einfach in einen Computer stecken, und schon könnte er Dateien entsprechend modifizieren.«

»Und wie willst du den verwendeten Code knacken?«, fragte Clark.

»Ich habe ein zweiteiliges Programm entwickelt: Zuerst sucht es nach Diskrepanzen in der Datei, ob es sich dabei nun um eine Video-, Bild- oder Audiodatei handelt. Wenn es eine Anomalie findet, dann lässt es diese Datei durch die gebräuchlichsten Verschlüsselungsmethoden laufen. Das ist zwar eine Brute-Force-Suche, aber es besteht durchaus die gute Möglichkeit, dass auch der URC seine Lieblingsmethoden hat. Wenn wir diese kennen, wird das unsere Analyse sehr beschleunigen.«

»Und wie lange wird das Ganze dauern?«, fragte Jack.

»Keine Ahnung. Ich fange jetzt an, das Monster zu füttern, und informiere euch, wenn ich etwas habe.«

Um 3.00 Uhr klingelte das Telefon. Die drei waren

sofort wach. »Biery«, sagte Jack nach einem kurzen Blick auf die Anruferkennung des Handys und rieb sich die Augen. Danach schaltete er die Freisprechfunktion ein.

»Vielleicht lasse ich die Korken etwas vorschnell knallen«, sagte Biery, »aber ich glaube, wir sind fündig geworden. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht ist, dass sie offensichtlich drei unterschiedliche Verschlüsselungsmethoden benützen. Es wird also einige Zeit dauern.«

»Wir sind ganz Ohr«, sagte Clark.

»Erstens: Das Bannerbild, das wir auf der URC-Website gesehen haben und das Dirars Leichenteile zeigte, enthält meiner Meinung nach einen digitalen Einmalschlüssel, also im Wesentlichen eine Entschlüsselungstabelle für eine Klartextbotschaft. Ob sie allerdings überholt oder jetzt noch gültig ist, weiß ich noch nicht.«

Das Ganze war für Jack keine Überraschung. Alte Methoden sind immer noch die besten, wusste er. Das Einmalschlüssel-Verfahren war uralt, wie alt genau, war ein Diskussionsthema unter den Kryptografie-Experten. Die neuzeitliche Version wurde im Jahr 1917 von dem amerikanischen AT&T-Ingenieur Gilbert Vernam unter dem Namen OTP (One-Time-Pad)-System entwickelt. Seitdem bildeten sich mehrere OTP-Varianten heraus, in

deren Mittelpunkt jedoch immer eine Substitutionsverschlüsselung stand. Die einfachste Substitutionschiffre war dabei in Form einer zufälligen alphanumerischen Tabelle angeordnet. Dort, wo sich die beiden Kolumnen dieser Tabelle überschnitten, fand die Einzelbuchstaben-Substitution statt. Allerdings waren sowohl das Verschlüsseln als auch das Entschlüsseln ein äußerst zeitraubender Vorgang. Falls jedoch nur der Sender und der Empfänger den Einmalschlüssel kannten, war dieser Code praktisch nicht zu knacken. In diesem Fall wüssten bestimmte URC-Mitglieder, dass sie an einem ganz bestimmten Tag ganz bestimmte Websites aufrufen und ganz bestimmte Bilder herunterladen mussten. Wenn sie diese dann steganografisch dekodierten, würden sie einen Einmalschlüssel erhalten, mit dem sie Klartext-Telefonate, Briefe und E-Mails sicher übermitteln konnten.

Wie Jack wusste, war jetzt die entscheidende Frage, wie oft der URC seine Online-Einmalschlüssel veränderte. Dies ließ sich nur herausfinden, indem man bekannte URC-Botschaften mit den Einmalverschlüsselungs-Bildern im selben Zeitrahmen verglich.

»Dies könnte erklären, warum nach der Geburtsanzeigen-E-Mail Funkstille herrschte«,

sagte Jack. »Sie haben die Schlüssel verändert, und wir waren ihnen plötzlich einen Schritt hinterher.«

Clark nickte und sagte: »Mach weiter, Gavin.«

»Zweitens: Eine der größeren Bilddateien auf Nayoans DVD war mit keiner anderen Datei vergleichbar, die wir bisher von URC-Sites heruntergeladen hatten. Die Algorithmen arbeiten zwar noch daran, aber ich kann jetzt schon sagen, dass sie eine Menge Kreditkartendaten und Bankleitzahlen enthält.«

»Nayoan ist ein Finanzverwalter des URC«, sagte Chavez. »Das ist sicher.«

»Überprüfst du bereits die Zahlen?«, fragte Clark Gavin.

»Noch nicht. Welche willst du als Erste wissen?«

»Die Kreditkarten. Die sind leichter zu kriegen und leichter loszuwerden als Bankkonten. Fang mit den Daten aus San Francisco und der Westküste an. Vielleicht können wir dann noch etwas ausrichten, solange wir hier sind.«

Wenn sie beim Betreten der Medina überhaupt Neugier erregten, ließen sich die Leute jedenfalls nichts anmerken, dachten die Caruso-Brüder. Es war noch nicht dunkel, deshalb schlenderten viele Touristen aus dem Westen an den Verkaufsständen

vorbei und durch die engen. Seitengassen. Brian und Dominic fielen daher nicht auf. Doch die Sonne war inzwischen fast am Horizont versunken, und mit zunehmender Dunkelheit würden die Fremden aus der Medina verschwinden. Übrig bleiben würden nur die Einheimischen und ein paar vereinzelte Touristen, die sich entweder in Tripolis gut auskannten oder keine Ahnung hatten, welche Gefahren ihnen hier drohten. Archie hatte ihnen versichert, dass in der Medina selten ein Mord geschah, aber nächtliche Handtaschendiebstähle oder kleine Raubüberfälle wurden beinahe als Volkssport betrieben. Diebe hatten einen geübten Blick für wehrlose oder allzu unvorsichtige Menschen. Allerdings waren Brian und Dom weder das eine noch das andere, wie auch Archie bemerkt hatte, deshalb brauchten sie sich keine großen Sorgen zu machen. Der Inhalt der braunen Papiertüte im Kofferraum half dabei ein wenig - zwei halbautomatische Browning Hi-Power Mark III Kaliber 9 mm, ohne Seriennummer, und vier Magazine mit Low-Velocity-Hohlspitzpatronen. Die von Archie mitgelieferten Schalldämpfer waren hervorragend und bestanden aus PVC-Rohr; sie hatten ungefähr die Größe von zwei Coladosen, die ineinandergesteckt wurden, und waren mit schwarzer Farbe besprüht. Sie würden bis zu

hundert Schüsse dämpfen, dann jedoch allmählich an Wirkung verlieren, aber da sie insgesamt nur vierzig Schuss Munition hatten, war der aufgedruckte Hinweis überflüssig.

Die ersten zwanzig Minuten schlenderten sie durch die Straßen und Gassen, die von Ziegelstein- und verputzten Mauern begrenzt wurden. Sie blieben an mobilen Verkaufsständen und vor Läden stehen, betrachteten die Auslagen, orientierten sich aber an Archies Karte, die Brian zusammengefaltet in der Hand hielt. Archie hatte ihnen mehrere Wege genannt, die zu Rafiq Baris Apartment führten, und auch mehrere Rückwege, darunter zwei Flucht- und Ausweichrouten - was sie in ihrer Vermutung bestärkte, dass der Aussie ein Ex-Militär war und möglicherweise sogar dem australischen SASR, dem Special Air Service Regiment, angehört hatte. Die Erkenntnis wirkte recht beruhigend, bedeutete sie doch, dass er ähnlich dachte und plante wie sie selbst.

»Hier riecht es aber gut«, bemerkte Dom schnüffelnd.

Tatsächlich lagen die unterschiedlichsten Gerüche in der Luft: brennende Holzkohle, gegrilltes Fleisch, Gewürze, aber auch der Gestank von tausend schwitzenden Körpern, auf engstem Raum zusammengedrängt. Auch der Lärm war anfangs

verwirrend, eine Kakophonie von arabischen, französischen, maghrebinischen Wortfetzen, dazwischen Englisch mit schwerem Akzent. Die Menge schien sich wie von einem unsichtbaren Polizisten dirigiert durch die Gassen zu wälzen. Nur gelegentlich gab es Blickkontakt oder ein leichtes Zögern, wenn sie jemandem ausweichen mussten, jemand unerwartet aus einem Geschäft trat oder aus einer Nebengasse einbog.

»Bisschen Hundefleisch gefällig?«

»Das gibt's in Asien, Bruder, und es ist seltener, als du denkst. Hier wird es manchmal vielleicht Pferdefleisch geben, aber meistens Lamm, möchte ich wetten.«

»Wieder mal im Reiseführer geblättert, was?«

»Nein. So was gehört zur Allgemeinbildung.«

»Aber ich habe den Eindruck, dass Sauberkeit nicht zu ihren Prioritäten zählt«, meinte Brian und nickte zu einem Verkäufer hinüber, der gerade ein Hähnchen auf einem Hackbrett zerlegte. Seine Leinenschürze war völlig von Blutspritzern bedeckt.

Dominic lachte. »Was denn — musstest du denn beim SERE keine Käfer fressen?« Damit spielte er auf das Überlebenstraining der Marines an, die Survival, Evasion, Resistance and Escape School.

Wie alle Rekruten der Marines hatte auch Brian den Einsteigerkurs SERE-A absolvieren müssen,

hatte aber dann auch die folgenden Kurse B und C durchlaufen, die für Feldeinsätze operativer Kampfeinheiten und Luftlandetruppen bestimmt waren.

»Ja, sicher, Käfer gab es in Bridgeport, in Warner gab es Schlangen.«

Die Kurse SERE B und C für die Navy und die Marine Corps wurden an mehreren Ausbildungszentren durchgeführt, darunter auch das Training Center für Gebirgstruppen in Bridgeport, Kalifornien, und beim Marinefliegerstützpunkt in Warner Springs, Kalifornien.

»Was ist dagegen schon ein bisschen Pferdefleisch?«

»Vielleicht auf dem Rückweg? Haben wir überhaupt noch Zeit?«

»Ja, wir sind sogar ein bisschen zu früh dran. Ich denke, wir gehen zuerst mal an Baris Haus vorbei, wenn es dunkel ist, und verschaffen uns einen ersten Eindruck von seiner Wohngegend. Wenn es ganz dunkel ist, gehen wir rein.«

»Klingt vernünftig. Wie viel Uhr ist …«

Wie auf das Stichwort hin krächzte plötzlich ein Lautsprecher weiter unten in der Gasse, und der Gebetsruf des Muezzins erscholl. Um sie herum wurde es allmählich still in der Gasse, als die

Einheimischen in ihren jeweiligen Beschäftigungen innehielten, ihre Gebetsteppiche ausrollten und zum Gebet niederknieten. Wie alle anderen Nichtmuslime traten auch Brian und Dominic zur Seite und verhielten sich völlig still, bis das Ritual zu Ende war und wieder Normalität eintrat. Die Carusos gingen weiter. Die Dämmerung ging schnell in Dunkelheit über; Lichter leuchteten in den Fenstern und über den Straßencafés auf.

»Will nicht behaupten, dass der Islam meine Sache ist«, sagte Dominic. »Aber eins muss man ihnen lassen: Sie sind wirklich gläubig.«

»Und genau das wird zum Problem, wenn daraus Fundamentalismus entsteht. Dann kann ihr Glaubenseifer nämlich auch dazu führen, dass Selbstmordanschläge begangen und Flugzeuge in Wolkenkratzer gesteuert werden.«

»Klar, aber ich frage mich manchmal doch, ob wir dabei nicht über die Theorie vom faulen Apfel diskutieren.«

»Soll heißen?«

»Ein fauler Apfel im Korb. In diesem Fall natürlich jede Menge von faulen Äpfeln, aber sie sind trotzdem nur eine ziemlich kleine Minderheit. Vielleicht ist es so, vielleicht auch nicht. Die Diskussion wird wohl oberhalb unserer Soldgruppe geführt.«

»Ja, aber denk doch mal - wie viele Muslime gibt es auf der Welt?«

»Eineinhalb Milliarden, glaube ich. Vielleicht auch zwei.«

»Und wie viele von ihnen laufen herum und sprengen sich in die Luft? Oder genauer gefragt: Wie viele von ihnen sind radikale Terroristen?«

»So zwischen zwanzig- und dreißigtausend wahrscheinlich. Ich habe dein Argument schon verstanden, Bruder, aber mir machen die guten Äpfel keine Sorgen. Wen und wie du anbetest, ist deine Sache - jedenfalls solange du nicht glaubst, dass Gott dir den Befehl erteilt, unschuldige Menschen in die Luft zu jagen.«

»He, darüber brauchen wir uns nicht zu streiten.«

Die Diskussion hatten sie schon öfter geführt: War es nur ein moralischer Fehler, ein ganzes Volk oder eine ganze Religion in Bausch und Bogen zu verurteilen, oder war es auch ein taktischer Fehler? Wenn man weite Teile einer Bevölkerung als Feind betrachtete, hinderte man sich dann selbst daran, die wahren Feinde auszumachen, aber auch mögliche Verbündete zu erkennen? Wie die meisten anderen Länder der Welt hatte auch Amerika Feinde in Freunde verwandelt und Freunde in Feinde. Die Sache mit den afghanischen Mudschaheddin war ein Fall, den Dominic oft

anführte. Dieselben Rebellen, denen die CIA geholfen hatte, die Sowjets aus Afghanistan zu verjagen, hatten sich in die Taliban verwandelt. In den Geschichtsbüchern würde die Diskussion noch lange geführt werden, wie und warum das geschehen konnte, aber an der Tatsache selbst gab es nichts zu deuteln. In einer Hinsicht stimmten die Caruso-Brüder überein, nämlich dass es Ähnlichkeiten zwischen der Sichtweise des Soldaten und der des Polizisten gab: Lerne den Feind so gut wie möglich kennen, und sei flexibel in deiner Taktik. Außerdem hatten beide in ihrem Leben mit genug Problemen zu kämpfen gehabt, um zu wissen, dass es in der Realität keine Schwarz-Weiß-Wahrheiten gab. Das traf ganz besonders für ihre Rolle im Campus zu, wo Grau die Normalität war. Es gab gute Gründe, warum Spione und Soldaten spezieller Einsatzgruppen oft gemeinsam als »Schattenkrieger« bezeichnet wurden.

»Versteh mich bitte nicht falsch«, fuhr Dominic fort. »Ich habe rein gar nichts dagegen, auf einen Wirrkopf zu schießen, der mein Land bedroht. Ich behaupte nur, dass einer, der im Krieg klug kämpft, am Ende als Sieger dasteht.«

»Dazu kann ich nur Amen sagen. Aber wahrscheinlich würden ein paar Millionen sowjetische Soldaten widersprechen. Stalin trieb sie wie eine Rinderherde

in den Fleischwolf an der Ostfront.«

»Für jede Regel gibt es eine Ausnahme.«

Brian blieb stehen, um auf die Karte zu blicken. »Wir sind fast da. Die Nächste links, dann nach rechts durch eine Gasse. Baris Wohnung ist die dritte Haustür auf der linken Seite. Blutrot gestrichen, wie Ghazi sagte.«

»Will hoffen, dass das kein böses Omen ist.«

Sie fanden die Gasse zehn Minuten später. Sie begann hinter einem bogenförmigen Durchgang. Brian, der als Soldat eine besser trainierte Nachtsicht hatte als sein Bruder, bemerkte auch zuerst, dass der Mann, der auf sie zukam, kein anderer als Rafiq Bari war. Er war nicht allein, sondern wurde von zwei Männern begleitet, die rechts und links neben ihm gingen. Sie trugen schwarze Hosen und langärmelige weiße Hemden mit offenem Kragen, die lose über dem Gürtel hingen.

»Seine Gorillas«, murmelte Dominic.

»Ja - lassen wir sie einfach vorbei.«

Bari und seine Leibwächter gingen schnell, aber die Körpersprache aller drei Männer verriet den Carusos, dass Bari nicht unter Zwang stand. Er hatte eindeutig die beiden Männer als Leibwächter angeheuert.

Brian und Dominic erreichten die rote Tür zuerst,

gingen aber weiter und ließen Bari und seine Männer links vorbei. Brian warf einen schnellen Blick über die Schulter zurück und sah, dass Bari einen Schlüssel ins Türschloss schob. Schnell blickte er wieder nach vorn. Sie hörten, dass die Tür geöffnet und dann zugeschlagen wurde. Die Carusos gingen um die nächste Ecke und blieben stehen.

»Er hat uns nicht beachtet«, sagte Dominic. Baris Leibwächter waren vermutlich Straßenschläger, die sich einbildeten, für diesen Job sei nichts weiter nötig als eine gewisse Gewöhnung an Gewalt. Oft mochte das sogar stimmen.

»Pech für sie, gut für uns«, bemerkte Brian. »Aber er ging sehr schnell. Entweder hat er es eilig, weil er die Wettervorhersage nicht verpassen möchte, oder er will abhauen.«

»Nehmen wir zur Sicherheit doch mal Letzteres an. Wird Zeit, ein wenig zu improvisieren.«

»Nach Art der Marines.«

Ein paar Meter weiter unten in der Gasse entdeckten sie auf der linken Seite einen offenen Durchgang. Sie gelangten in einen kleinen Innenhof mit einem runden Brunnen in der Mitte. Es war jetzt vollkommen dunkel, und alle Winkel lagen in tiefstem Schatten. Sie blieben ein paar Sekunden lang stehen, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. An die Mauer gegenüber war ein

Rankgitter befestigt, das mit verdorrten Weinblättern bedeckt war. Sie gingen hinüber und prüften das Holz: Es war morsch.

»Steig rauf«, sagte Brian, lehnte sich gegen die Wand und bildete mit den Händen einen Steigbügel. Dominic setzte den Fuß darauf, griff nach oben, bekam den Rand des Daches zu fassen und kletterte hinauf. Dann blickte er nach unten und bedeutete Brian zu warten. Rasch kletterte er über das Dach und kam schon nach drei Minuten wieder zurück. Er nickte seinem Bruder zu und reichte ihm die Hand hinunter, um ihm beim Aufstieg zu helfen.

»Baris Tür führt zu einem Innenhof. Offener Durchgang in der Ostmauer. Ein Bodyguard steht dort. Bari und der andere sind drinnen. Ich hab sie herumpoltern hören, als hätten sie es ganz besonders eilig.«

»Dann wollen wir mal.«

Sie luden die Brownings durch, setzten die Schalldämpfer auf und machten sich auf den Weg über das Dach. Von links aus der Gasse war Hundegebell zu hören, gefolgt von einem dumpfen Ploppen. Der Hund jaulte kurz auf und verstummte. Brian hielt die geschlossene Faust hoch, das Zeichen anzuhalten. Beide knieten nieder; Brian kroch ein Stück weit über das Dach, spähte kurz über den Dachrand und kam wieder zurück.

»Fünf Männer kommen die Gasse herunter«, flüsterte er. »Bewegen sich wie Op-Leute. Oder Polizisten.«

»Vielleicht sind sie der Grund dafür, dass Bari es so eilig hat«, meinte Dominic. »Warten wir ab?«

»Wenn es Polizisten sind, haben wir keine Chance. Wenn nicht ...«

Dominic zuckte die Schultern und nickte. Wegen Bari hatten sie eine lange Reise zurückgelegt, und sie hatten nicht die Absicht, den Kontaktversuch abzublasen, wenn es nicht unbedingt sein musste. Die Frage war nur: Falls diese neuen Mitspieler gekommen waren, um Bari zu töten, würden sie es hier tun oder ihn zuvor wegbringen?

Die Carusos schlichen noch näher an die Dachüberhänge an Baris Innenhof heran, legten sich auf den Bauch und krochen weiter, bis sie hinunterblicken konnten. Der Bodyguard stand immer noch neben dem Durchgang, war aber im Dunkeln nur als vager Schatten zu erkennen. Die Glut einer Zigarette leuchtete kurz auf, dann verglomm sie wieder.

Von links waren die Schritte jetzt sehr viel lauter zu hören, Schuhe, die über den Sand- und Dreckbelag der Gasse scharrten. Dann hielten sie an - offenbar standen die Männer vor Baris Tür. Die Carusos wussten, dass sie in den nächsten Sekunden alles

über die Konkurrenz erfahren würden, was sie wissen mussten. Die Polizei würde brüllend ins Haus einfallen, alle anderen würden gleich losballern.

Nichts davon geschah.

An der Tür zum Innenhof klopfte es sanft. Baris Bodyguard warf die Kippe weg und beugte sich in den offenen Durchgang, sagte etwas, dann ging er zur Hoftür hinüber. Er zeigte keinerlei Anzeichen von Anspannung und griff auch nicht nach der Waffe, die, wie Brian und Dominic vermuteten, unter dem Hemd in einem Gürtelholster steckte. Die Carusos warfen sich einen verwunderten Blick zu. ***Erwartete Bari etwa Besuch?***

Der Bodyguard schob den Riegel zurück und öffnete die Tür.

Plopp. Plopp.

Die Schüsse waren sehr gedämpft, nicht lauter als ein leichter Schlag mit der Hand auf eine Tischplatte. Der Leibwächter taumelte zurück und stürzte zu Boden. Vier Gestalten sprangen an ihm vorbei in den Innenhof. Eine fünfte Gestalt folgte, blieb kurz neben dem Bodyguard stehen, um ihm eine dritte Kugel in den Kopf zu jagen, dann folgte er den anderen.

Aus dem Haus hörten die Carusos zwei weitere gedämpfte Schüsse, gefolgt von einem Aufschrei, dann

Stille. Zehn Sekunden später wurde Bari herausgeführt. Er hielt die Hände am Hinterkopf verschränkt und wurde von den vier Eindringlingen brutal vorangestoßen. Vor dem fünften Mann, der vermutlich der Anführer war, stießen sie ihn auf die Knie. Der Anführer beugte sich nieder und sagte etwas zu Bari. Bari schüttelte den Kopf. Der Mann versetzte ihm eine kräftige Ohrfeige.

»Sie suchen nach etwas«, flüsterte Dominic.

»Ja - URC, was meinst du?«

»Vermutlich. Sofern er nicht auch Aufträge für andere ausgeführt hat.«

Die Befragung ging noch zwei oder drei Minuten lang weiter, dann gab der Anführer den anderen ein Zeichen. Sie drückten Bari auf den Boden, banden die Hände mit Klebeband auf dem Rücken zusammen und stopften einen Stofffetzen als Knebel in seinen Mund. Schließlich schleppten sie ihn ins Haus.

»Mr. Bari wird gleich ein paar Fingernägel verlieren«, meinte Brian.

»Wenn er Glück hat. Wird wohl besser sein, wir holen ihn, bevor sie ihn allzu übel zugerichtet haben.«

»Warten wir noch ein paar Minuten. Dann wird er umso glücklicher sein, wenn ihn die Kavallerie raushaut«, sagte Brian mit einem Grinsen, das Dominic

schon halb teuflisch vorkam.

»Brian, verdammt, das ist Hardcore.«

»Nein, das ist psychologische Kriegführung.«

Gleich darauf waren aus dem Haus gedämpfte Schreie zu hören. Nach fünf Minuten blickte Dominic von seiner Uhr auf und nickte. Brian kletterte zuerst vom Dach, hängte sich an die Traufe und ließ sich dann zu Boden fallen, wo er den Aufprall leichtfüßig abfederte. Gebückt und mit der Browning auf die Tür gerichtet, lief er zur Mauer gegenüber, kniete nieder und nickte seinem Bruder zu. Wenige Sekunden später stand Dominic im Innenhof und kauerte sich an der näher gelegenen Mauer nieder.

Sie bewegten sich gleichzeitig vorwärts, schlichen an den Mauern entlang, wobei sie sich im Schatten hielten, bis Dominic Brian signalisierte, stehen zu bleiben. Er selbst schlich noch ein Stück weiter, bis er einen Blick durch die Tür werfen konnte. Mit Handzeichen gab er Brian zu verstehen: ***Drei Männer zu sehen. Links führt eine Tür zu einem weiteren Raum. Kurzer Flur direkt hinter der Tür. Zwei nicht zu sehen.***

Brian nickte, signalisierte Dominic seinen Plan für den Angriff, der mit einem Nicken bestätigt wurde. Dominic durchquerte die letzten drei Meter bis zu der Mauer, in der sich die Tür befand, und schob

sich langsam daran entlang, bis er neben der Türzarge stand. Er beugte sich gerade weit genug vor, um einen schnellen letzten Blick in den Raum werfen zu können, dann nickte er.

Brian nickte ebenfalls - eins, zwei, drei ... richtete sich auf, trat durch die Tür, die Browning vor sich ausgestreckt; Dominic folgte ihm dichtauf.

Zwei Männer hielten Bari mit dem Gesicht nach unten auf einem einfachen Holztisch fest. Die Tischfläche war blutverschmiert und glitzerte schwärzlich im Licht einer Stehlampe in der Ecke. Der Anführer saß Bari gegenüber, ein Gemüsemesser in der rechten Hand. Klinge und Hand waren voller Blut.

Einer der Männer, die Bari festhielten, blickte auf und sah Brian in den Raum kommen. Brians erster Schuss traf ihn in die Kehle, der zweite mitten in die Stirn. Brian zielte kurz und schoss auch den zweiten Mann nieder. Der Führer fuhr herum, eine Pistole in der Hand, doch Dominic erreichte ihn zuerst, schlug ihm das Griffstück der Browning gegen die Schläfe. Der Mann stürzte seitwärts zu Boden.

»Klar.«

»Klar«, bestätigte Brian. »Und er?«

»Lass ihn einschlafen.«

Brian schlug Bari mit der Browning hinters Ohr, dann prüfte er kurz die Wirkung. »Gut.«

Sie drehten sich um, schlichen durch den Flur und blickten rechts durch die offene Tür, sahen aber niemanden. Sie wandten sich nach links, gingen durch den kurzen Flur. Am Ende des Flurs trat eine Gestalt durch eine Tür; Dominic feuerte zweimal. Der Mann brach zusammen. Aus dem Zimmer hörten sie ein knarrendes Geräusch: Holz auf Holz.

»Fenster!«, sagte Dominic.

»Kapiert.«

Mit drei Schritten stand Brian an der Schwelle. Vorsichtig blickte er um die Ecke und sah einen Mann, der durch ein Fenster auf der anderen Seite des Zimmers stieg. Brian feuerte sofort. Das 9-mm-Hohlspitzgeschoss traf den Mann in die Hüfte. Sein Bein knickte ein, und er fiel in den Raum zurück. In der linken Hand hielt er eine Pistole. Dominic trat vor und schoss ihm zweimal in die Brust.

»Klar.«

»Klar.«

Der Rest der Wohnung bestand aus einem Badezimmer und einem zweiten Schlafzimmer, die beide von dem kurzen Flur abgingen. Beide Räume waren leer, auch die Schränke waren ausgeräumt. Baris zweiten Leibwächter fanden sie in der Badewanne, voll bekleidet, mit einem sauberen Einschussloch im Hinterkopf. Sie kehrten in den vorderen Raum zurück, bei dem es sich, wie sie jetzt

sahen, um ein Wohnzimmer mit kleiner Küche handelte. Bari lag immer noch so, wie sie ihn zurückgelassen hatten, das Gesicht flach auf dem Tisch, die Arme ausgebreitet.

»Großer Gott«, sagte Brian, »was zum Henker ...«

Baris Besucher hatten ihn nur fünf Minuten lang bearbeitet, aber sie hatten ihm bereits zwei Finger der linken Hand abgetrennt.

»Jemand hat grünes Licht gegeben, Bari umzulegen«, sagte Dominic.

»So sieht's aus. Die Frage ist nur: Weshalb?«

Unabhängig von Agong Nayoans Leistungen als Konsulatsangestellter wurde Clark, Jack und Chavez eines nach kurzer Zeit klar: Für Aktivitäten im Untergrund hatte der Mann entweder keinerlei Ausbildung erhalten, oder er hatte beschlossen, alle gängigen Regeln zu missachten. Dies zeigte sich deutlich an der Auswahl seiner Online-Passworte. Gavin Biery knackte diese nur Stunden, nachdem Clark und seine Kameraden Nayoans Wohnung verlassen hatten. Der Browser auf Nayoans Laptop wies die üblichen Bookmarks von Einkaufs-Sites bis zu Online-Lexika auf. Darüber hinaus unterhielt der Indonesier noch mehrere E-Mail-Konten, eines bei Google, eines bei Yahoo! und eines bei Hotmail.

Jede Mailbox enthielt Dutzende von Botschaften, von denen die meisten wohl von Freunden und Angehörigen stammten, aber auch eine Menge Spam und Junk Mail enthielten, deren Bannerbilder Biery nach Stego-Spuren überprüfen würde.

Außerdem war Nayoan ein eifriger Nutzer von Google-Karten, die voller digitaler Ortsmarken waren. Die meisten wiesen auf Restaurants, Cafés oder ähnliche interessante Plätze hin, die zu Fuß vom Konsulat oder seiner Wohnung aus leicht erreichbar waren. Eine Ortsmarke erregte jedoch Jacks besondere Aufmerksamkeit, ein Privathaus in San Rafael, das etwa 25 km nördlich von San Francisco jenseits der Golden Gate Bridge lag.

»Wie lautet die Beschriftung der Ortsmarke?«, fragte Clark.

»Sinaga«, antwortete Jack.

»Das klingt wie ein Familienname.«

»Ich prüfe das nach«, sagte Jack, bevor Clark einen entsprechenden Vorschlag machen konnte. Eine Minute später hatte er Biery am Apparat. »Bitte überprüfe Nayoans Verzeichnisse und Daten nach dem Namen Sinaga.«

Biery meldete sich bereits nach zehn Minuten. »Kersan Sinaga. Nayoan hat ihm in den letzten beiden Jahren sieben Schecks zwischen fünfhundert und ein paar tausend Dollar ausgestellt. Auf einem

Online-Scheckformular habe ich die Betreff-Zeile: >Für Computer-Beratung< gefunden. Aber jetzt der interessante Teil: Ich habe den Rechner der Einwanderungsbehörde nach seinem Namen abgefragt und herausgefunden, dass er dort markiert ist. Er sollte bereits vor acht Monaten zu einer Anhörung erscheinen, tauchte aber niemals auf. Sie haben ihn sogar auf ihre Steckbriefliste gesetzt.«

»Doppelt genäht hält besser«, kommentierte Chavez. »Aber wenn man einen Termin bei der Einwanderungsbehörde versäumt, kommt man allein deswegen noch lange nicht auf die Fahndungsliste.«

»Auf keinen Fall«, bestätigte Clark. »Sonst noch etwas?«

»Er wird auch von der indonesischen POLRI gesucht«, antwortete Biery und meinte damit die Polisi Negara Republik Indonesia, die indonesische Nationalpolizei. »Anscheinend ist euer Sinaga ein erstklassiger Fälscher. Sie suchen ihn schon seit vier Jahren.«

Die Fahrt nach Norden aus der Stadt heraus dauerte dreißig Minuten. Laut Jacks eigener Google-Karte lebte Sinaga am östlichen Ende San Rafaels in einer dünn besiedelten Mobile-Home-Anlage. Nachdem sie einmal hindurchgefahren waren,

drehten sie um und parkten den Wagen hundert Meter nördlich von Sinagas aufgebocktem Wohnwagen, einem doppelt großen Modell, das von einem rostigen hüfthohen Maschendrahtzaun und Hecken umgeben war.

»Ding, in meiner Aktenmappe dort hinten steckt ein großer Notizblock«, sagte Clark über seine Schulter hinweg. »Könntest du mir den bitte geben?«

»Was willst du damit?«, wollte Chavez wissen.

»Ich schaue mir mal die Nachbarschaft an. Ich bin in zehn Minuten zurück.«

Clark nahm den Notizblock und stieg aus. Jack und Chavez konnten beobachten, wie er zum nächsten Wohnwagen hinüberging und an dessen Tür klopfte. Einige Sekunden darauf machte eine Frau auf, mit der Clark kurz redete, bevor er zum nächsten Mobile Home weiterging, wo sich die ganze Prozedur wiederholte. Schließlich kam er an Sinagas Wohnwagen an und verschwand ein paar Sekunden hinter dessen Zaun. Hinterher steuerte er drei weitere Wohnwagen an, bevor er zum Auto zurückkehrte und wieder einstieg. Als er Jack den Schreibblock reichte, war dieser voller Namen, Adressen und Unterschriften.

»Könntest du uns bitte darüber aufklären, was das soll?«, fragte Jack.

»Ich habe ihnen erklärt, dass ich ein Stück weiter die Straße hinunter ein Lokal eröffnen möchte. Ich würde die Unterschrift von fünfhundert Anwohnern benötigen, um eine Alkoholausschanklizenz zu bekommen. Sinaga ist nicht zu Hause. Laut seinem Nachbar arbeitet er Teilzeit im nächsten Best-Buy-Elektroladen an der Route 101. Seine Schicht endet um 14.00 Uhr.«

Chavez schaute auf die Uhr. »In einer Stunde. Das ist nicht genug Zeit.«

»Wir warten, bis es dunkel ist«, sagte Clark.

»Und dann?«, fragte Jack.

»Dann kidnappen wir diesen Hurensohn.«

Clarks Plan hatte tatsächlich Hand und Fuß. Da Nayoan ja nur selten und dann über E-Mail Kontakt zu Sinaga aufnahm, würde dessen Verschwinden kaum Alarm auslösen. Wenn sie es geschickt genug anstellten, würde Nayoan seinem Kontaktmann weiterhin Botschaften und Material zuschicken. Auf diese Weise könnten sie mit ihm in elektronischer Verbindung bleiben und ihn abschöpfen. Schlimmstenfalls hatten sie eben einen Mann am Hals, der höchstwahrscheinlich für den URC hier und im Ausland Dokumente gefälscht hatte. Ob Hendley die Vorstellung wirklich gefallen würde, einen URC-Komplizen im Campus zu beherbergen,

blieb jedoch abzuwarten.

»Es ist leichter, um Verzeihung als um Erlaubnis zu bitten«, meinte Clark.

Sie fuhren zum Best Buy hinüber und warteten, bis Sinaga auftauchte. Sie folgten ihm zu einem nahe gelegenen Lebensmittelgeschäft und dann nach Hause. Eine halbe Stunde später schlüpfte Clark wieder in seine Barbetreiber-Rolle. Dieses Mal klapperte er die Mobile Homes auf der anderen Straßenseite ab, bevor er zu Sinagas Wohnwagen hinüberging. Fünf Minuten später war er wieder zurück.

»Er ist allein. Er spielt auf seiner Xbox und trinkt Bier. Ich habe keine Anzeichen einer weiblichen Präsenz entdecken können. Ich nehme also an, dass er Junggeselle ist«, berichtete Clark. »Er hat allerdings einen Hund, einen alten Cockerspaniel, der erst gebellt hat, als ich an die Tür geklopft habe.«

Bis zum Anbruch der Dunkelheit schlugen sie die Zeit tot, dann kehrten sie in die Wohnwagen-Siedlung zurück und fuhren noch einmal um den ganzen Block. Sinagas Auto, ein Honda Civic, parkte auf einem überdachten Stellplatz, und im Wohnwagen brannte Licht. Eine nackte Glühbirne

erleuchtete die Eingangsveranda. Clark schaltete den Motor und die Scheinwerfer aus und schaute die Einträge auf seinem Notizblock durch.

»Sein unmittelbarer Nachbar, der wusste, dass er auf Arbeit war, heißt Hector. Er sieht ein bisschen aus wie du, Ding.«

»Lass mich raten: Ich möchte mir etwas Zucker leihen.«

»Genau. Da es keine Fliegengittertür gibt, wird er die Tür öffnen müssen. Wenn er das tut, versuchst du ihn zu überwältigen. Ich schnappe mir den Hund und sperre ihn in die Dusche. Jack, du gehst durch das seitliche Tor und überwachst die rückwärtigen Fenster. Er wird wohl kaum die Zeit haben, zu ihnen zu gelangen, aber man kann ja nie wissen.«

»Okay.«

»Ihr dürft auf keinen Fall herumschleichen. Tut so, als würdet ihr eine ganz bestimmte Absicht verfolgen. Die Nachbarn sind alle ziemlich freundlich. Wenn ihr also einen von ihnen seht, winkt ihm zu oder grüßt ihn, als ob ihr hierhergehört. Also, auf geht's, Jungs.«

Sie stiegen aus und gingen langsam die Straße hinunter. Dabei plauderten sie in ruhigem Ton miteinander. Gelegentlich kicherte einer. Sie wirkten wie drei Bewohner der Siedlung, die von einem Abendbier zurückkamen. Als sie vor dem

Wohnwagen standen, gingen Clark und Chavez auf den Eingang zu. Jack hielt sich im Schatten. Er konnte beobachten, wie Clark sich neben der Tür an die Wand drückte, während Chavez die Eingangsstufen emporstieg. Clark drehte sich um und nickte Jack zu. Dieser öffnete vorsichtig das Seitentor und betrat den Vorgarten. Tatsächlich wuchs dort kaum Gras und keinerlei Blumen, sondern nur eine Menge Unkraut. Dazwischen gab es viele kahle Stellen. Überall lagen Hundehaufen herum. Er erreichte die Rückseite des Wohnwagens und kauerte an einer Stelle nieder, von der aus er die gesamte Länge des Trailers überblicken konnte. Von den beiden Rückfenstern war eines für einen Erwachsenen viel zu klein. Das Fenster direkt vor ihm war also die einzige Möglichkeit, nach hinten hinaus zu entkommen.

Von vorn hörte Jack, wie Chavez an die Tür klopfte. Einige Sekunden später rief eine Stimme: »Ja, wer ist da?«

»Hector von nebenan. He, Mann, mein Telefon ist tot. Kann ich kurz mal Ihres benutzen?«

Dann waren aus dem Inneren des Wohnwagens Schritte zu hören. Die Türangeln quietschten.

»He!«

Eine Tür wurde zugeschlagen, gefolgt von

schnellen Schritten. Jack war sofort alarmiert. ***Scheiße … was …***

»Er läuft in deine Richtung!«, rief Clark. »Das Rückfenster!«

Noch während er das sagte, öffnete sich das Fenster, und eine Gestalt stürzte sich kopfüber hinaus. Sie landete mit einem Ächzen, rollte sich ab und sprang auf die Füße.

Jack erstarrte sofort und rief dann: »Stopp, keine Bewegung!«

Sinaga drehte sich in seine Richtung und schaute blitzschnell erst nach links, dann nach rechts. Dann griff er ihn an. Der aus dem Fenster dringende Lichtschein fiel auf etwas stählern Glänzendes in Sinagas Hand. ***Messer!,*** warnte Jack ein weit entfernter Teil seines Gehirns. Sinaga drang das Messer schwingend auf ihn ein. Jack wich zurück. Sinaga kam immer näher. Jack fühlte den Maschendrahtzaun im Rücken. Er sah, wie Sinagas Arm plötzlich nach vorn schnellte. Er bewegte reflexartig den Kopf zur Seite. Etwas schlug gegen seine rechte Schulter. Sinaga hatte der wilde Schwung etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Jack packte mit seiner Linken Sinagas Handgelenk und zog es beiseite. Dann umklammerte er mit dem rechten Arm Sinagas Hals, sodass dessen Kehlkopf in seiner Ellbogenbeuge lag. Sinaga stieß den Kopf

mit aller Kraft vor und zurück. Jack hatte das zwar kommen sehen, konnte aber das Gesicht nicht mehr vollständig wegdrehen. Sinagas Hinterkopf prallte mit voller Wucht auf Jacks Jochbein. Ein entsetzlicher Schmerz durchfuhr Jacks Augenhöhle. Sinaga schlug wild um sich und versuchte, sich zu befreien. Dabei drückte er Jack wieder gegen den Zaun, verlor dabei aber selbst den Halt. Seine Beine rutschten nach vorn weg, und er landete auf dem Hinterteil. Jack hielt ihn weiterhin fest, spürte aber, wie er allmählich nach vorn über Sinagas Kopf gezogen wurde.

Lass auf keinen Fall los, lass auf keinen Fall los ...

Schließlich überschlug er sich, wobei er mit dem Arm Sinagas Hals immer noch umfasst hielt. Er hörte ein dumpfes Knacken. Er landete auf dem Boden, musste dabei Sinaga loslassen, rollte sich zur Seite und wartete darauf, dass sich sein Gegner auf ihn stürzen würde.

»Jack!« Es war Chavez' Stimme. Ding kam durch das Tor angestürmt. Ohne langsamer zu werden, trat er Sinaga das Messer aus der Hand. Dieser rührte sich nicht. Sein Kopf hing auf eine ganz seltsame Weise zur Seite. Seine Augen blinzelten noch ein paar Mal, starrten dabei jedoch unverwandt ins Weite. Sein rechter Arm zuckte und

klopfte dabei ganz leicht auf den Boden.

»Mein Gott …«, flüsterte Jack. »Allmächtiger Gott.«

Jetzt eilte Clark durch das Tor, stutzte und kniete sich neben Sinaga. »Das Genick ist gebrochen. Er ist tot. Jack, alles in Ordnung mit dir?«

Jack konnte den Blick nicht von Sinaga wenden. Während er ihn anschaute, hörte der Arm des Mannes auf zu zucken.

Clark sprach auf Jack ein: »Wach auf! Bist du okay?«

Jack nickte.

»Ding, bring ihn rein. Schnell.«

Im Wohnwagen setzte Ding Jack auf die Couch. Dann ging er ins Schlafzimmer und half Clark, Sinagas Leichnam durch das Fenster ins Innere zu bugsieren. In der Dusche bellte der Cockerspaniel.

Zurück im Wohnzimmer, schloss Clark die Eingangstür und sagte: »Draußen rührt sich nichts. Ding, schau im Kühlschrank nach, ob du etwas Essbares findest, womit wir Bello beruhigen können.«

»Schon unterwegs.«

Clark ging zu Jack hinüber. »Du blutest ja.«

»Wie bitte?«

Clark deutete auf Jacks rechte Schulter. Sein Hemd war rot von Blut. Als er es auszog, war auf seinem

Schlüsselbein direkt am Halsansatz eine fünf Zentimeter lange Schnittwunde zu erkennen.

»Wirklich«, murmelte Jack. »Ich hab das gar nicht bemerkt. Ich habe nur einen Schlag auf die Schulter gespürt, aber ich wusste nicht, was es war.«

»Fünf oder sechs Zentimeter höher, und du wärst jetzt ein toter Mann, Jack. Drück den Daumen drauf. He, Ding, schau mal, ob Sinaga nicht irgendwo etwas Sekundenkleber hat.«

Aus der Küche hörte man das Öffnen und Schließen von Schubladen. Dann kam Chavez zurück und warf Clark eine Tube zu, der sie an Jack weitergab. »Tu etwas davon auf den Schnitt.«

»Du machst Witze.«

»Keineswegs. Immer noch besser, als wenn wir es hier provisorisch nähen würden.«

Jack versuchte es, aber seine Hände zitterten. Er schaute sie an. »Tut mir leid.«

»Das ist nur das Adrenalin, ***Mario«.,*** sagte Chavez und nahm die Tube. »Mach dir nichts draus.«

»Ist er wirklich tot?«, wollte Jack von Clark wissen.

Der nickte.

»Scheiße. Wir hätten ihn lebendig gebraucht.«

»Das war seine Entscheidung, nicht deine. Du kannst dich deswegen jetzt mies fühlen, das ist ganz natürlich. Aber denk immer daran: Er wollte dir die

Kehle durchschneiden.«

»Ja, das ist wohl so. Ich weiß auch nicht.«

Jetzt war die Reihe an Chavez: »Denk nicht zu viel darüber nach. Du lebst, er ist tot. Wäre es dir umgekehrt lieber?«

»Himmel, nein.«

»Dann hake es als Gewinn ab, und mach weiter.« Chavez öffnete die Tube mit Sekundenkleber und stand auf. »Weitermachen? Einfach so?«

»Du wirst wahrscheinlich ein bisschen Zeit brauchen, um die Sache zu verarbeiten«, erwiderte Clark. »Wenn du das nicht schaffst, musst du eben wieder an deinen Schreibtisch zurück.«

»Um Himmels willen, John.«

»Wenn du diesen Drecksack in Zukunft immer in deinem Kopf mit dir herumträgst, wird das dich oder einen anderen Menschen das Leben kosten. Das garantiere ich dir. Dieser Job ist nicht für jeden, Jack. Dafür muss man sich nicht schämen. Besser, du erkennst das jetzt gleich als später.«

Jack atmete einmal tief durch und rieb sich die Stirn. »Okay.«

»Okay was?«

»Okay, ich denke darüber nach.« Clark musste lächeln. »Was ist jetzt wieder los?«, fragte Jack.

»Das war die richtige Antwort. Du hast gerade einen Mann getötet. Ich würde mir Sorgen machen,

wenn dich das nicht ein wenig beschäftigen würde.«

Aus der Küche kam Dings Stimme: »Ich habe da was gefunden, John.«

Drei Tage nachdem der Apparat mit einem Charterflug aus Dubai gestartet war, kam er am Vancouver International Airport in British Columbia an. Musa, der schon am Tag zuvor eingetroffen war, wartete bei der Landung. Seine Visitenkarte und der Brief verschafften ihm Zutritt zur Lagerhalle des Zolls, wo er den Inspektor traf.

»Silvio Manfredi«, stellte sich Musa vor und überreichte die Dokumente.

»Vielen Dank. Phil Nolan. Ihr Frachtgut ist gleich da drüben.«

Sie gingen ein paar Schritte zu einer Palette mit dem verzurrten Plastikbehälter.

Weder Visitenkarte noch Briefkopf waren schwierig zu fälschen gewesen; er brauchte nur Photoshop und ein professionelles Desktop-Publishing-Programm dazu. Natürlich hatte ein Brief vom Fachbereich Veterinärmedizin der University of Calgary keine amtliche Bedeutung für den Zollinspektor, aber der psychologische Effekt war nicht zu unterschätzen: Der Inspektor hatte es mit einem Landsmann und einer angesehenen kanadischen Universität zu tun.

Musas 14 Monate Beobachtung hatten ihn gelehrt, dass alle Zollinspektoren weltweit überarbeitet und unterbezahlt waren und sich lediglich an Checklisten und Formularen orientierten. Für diese besondere Art Frachtgut — radioaktives Material - brauchte der Inspektor drei verschiedene Dokumente: Rechnung und Lieferschein für die Ware selbst; die Stempel und Siegel des Vertreters der Internationalen Flugsicherheitsvereinigung IATA in Dubai mit Angabe des Herkunftsortes; sowie den Stapel Formulare der Canadian Nuclear Safety Commission, von Transport Canada, für die Nuclear Substances and Radiation Devices Licence, für den Canadian Nuclear Substances Act und für den Transportation of Dangerous Goods Act. Keines dieser Dokumente war an sich schwer zu fälschen gewesen, aber die vorbereitenden Nachforschungen, die Musa und seine Männer durchführen mussten, hatten alleine acht Monate gedauert.

»Und was ist das?«, fragte der Zollinspektor.

»Ein tragbarer equiner Bildgeber Modell PXP-40HF.«

»Bitte?«

Musa grinste. »Ich weiß. Schweres Wort. Es ist ein tragbares Röntgengerät für Pferde. Ein Freund des Universitätspräsidenten lebt in Dubai. Er hat einen preisgekrönten Araberhengst, der mehr wert ist, als

wir beide in unserem ganzen Leben verdienen werden. Das Pferd wird krank, der Freund beklagt sich beim Präsidenten, die Universität leiht ihm die Maschine.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Schön, wenn man Freunde hat. Hat das Pferd überlebt?«

»Ja. Das Beste ist nämlich, es war bloß eine Kolik. Ich war eine Woche als Babysitter für das Gerät da drüben, weil der Tierarzt dieses Typen eine schlichte Verdauungsstörung nicht erkannt hat.«

»Naja, wenigstens waren Sie in der Sonne. Okay ...«, sagte der Inspektor und blätterte die Papiere durch. »Jetzt brauche ich den Radioisotopen-Code, den Aktivitätslevel, die Strahlungsrate, die Kontaminationsgrenzwerte ...«

»Seite vier. Und Seite neun. Ziemlich weit unten.«

»Ja, okay, ich seh's. Und wie gefährlich ist dieses Ding?«

»Ziemlich harmlos, außer Sie machen ein paar Hundert Röntgenbilder von Ihren Eiern. Dann kriegen Sie Probleme.«

Der Inspektor lachte. »Nicht gerade eine Massenvernichtungswaffe, was?«

Musa zuckte mit den Schultern. »Vorschriften muss man einhalten. Vielleicht lieber ein bisschen zu vorsichtig als zu nachlässig.«

»Stimmt. Aber wieso sind Sie eigentlich nicht

direkt nach Calgary geflogen?«

»Dahin hätte ich erst am Mittwoch eine Maschine gekriegt. Geht schneller, wenn ich hier lande und einen Mietwagen nehme. Mit ein bisschen Glück bin ich heute Abend zu Hause.«

Der Inspektor unterschrieb an den vorgesehenen Stellen und versah die Plastikkiste mit amtlichen Aufklebern. Er ließ Musa ordnungsgemäß gegenzeichnen, warf einen letzten Blick auf die Papiere und gab sie zurück. »Jetzt können Sie's mitnehmen.«

»Mein Mietwagen steht auf dem Parkplatz ...«

»Fahren Sie vor bis ans Tor. Ich sage Bescheid, dass man Sie durchlässt.«

Musa schüttelte ihm die Hand. »Vielen Dank.«

»Gern geschehen. Fahren Sie vorsichtig.«

Nachdem sie die Blutungen an Baris Fingerstümpfen gestillt hatten, setzten sie ihn in einen Sessel im Wohnzimmer und banden seine Füße mit Klebeband an den Stuhlbeinen fest. Den Anführer der Gruppe banden sie an den Holztisch. Beide Männer waren immer noch bewusstlos. Schließlich trugen sie die Leichen ins Bad und stapelten sie in der Badewanne auf Baris zweiten Leibwächter.

»Ich gehe einmal um den Block«, sagte Dominic. »Nachschauen, ob die Nachbarn beunruhigt sind. Ich glaube nicht, dass wir viel Aufmerksamkeit erregt haben, aber …«

»Gute Idee.«

»Bin in fünf Minuten zurück.«

Brian setzte sich ins Wohnzimmer, betrachtete die beiden Gefangenen und führte eine Art geistige Evaluation ihres Einsatzes durch. Ziemlich sauberer Job war das, dachte er. Dominic hatte schon immer gut mit Waffen umgehen können und durchlief den Parcours von Hogan's Alley so professionell wie kein anderer, aber das hier war nun doch eine andere Dimension. Hier waren sie wieder mal gemeinsam in die Scheiße geraten und hatten sich mit echten URC-Terroristen angelegt, auch noch in deren eigenem Revier. Er machte ja höchst selten Gefangene; in dieser Hinsicht würde er wohl seine Einstellung ein wenig ändern müssen. Der Griff der Browning hatte zwar beide Schurken betäubt, aber nicht sehr wirkungsvoll. Vielleicht wäre ein mit Bleikugeln gefüllter Lederbeutel besser? Da würde er sich mal kundig machen.

Er hörte das Tor zum Innenhof quietschen. Schnell stand er auf, trat neben die Tür und spähte um die Ecke. »Nur ich, Bruder«, sagte Dominic.

»Wie sieht es aus?«

»Alles ruhig. Der Bezirk stirbt buchstäblich aus, sobald es dunkel wird. In Kürze ist das nur noch eine Geisterstadt.«

»Damit hätten wir schon das nächste Problem am Hals.«

»Du meinst die beiden hier?«, fragte Dominic und nickte in Richtung der beiden Gefangenen.

»Ja. Wenn sie Informationen haben, können wir sie entweder hier aus ihnen herauspressen oder versuchen, sie woandershin zu schaffen.«

»Na ja, eins ist sicher: Wir allein können sie nicht aus Libyen herausschleusen. Vielleicht sollten wir versuchen, nach Tunesien zu kommen?«

»Wie weit ist das?«

»Ungefähr hundertfünfzig Kilometer nach Westen. Aber eins nach dem anderen. Erst plaudern wir ein bisschen mit Bari, dann sehen wir, wohin uns das führt.«

Mit einem Glas kaltem Wasser und ein paar leichten Ohrfeigen gelang es ihnen schließlich, Bari aufzuwecken. Er blinzelte mehrmals, schaute sich verwirrt um, bis sein Blick an Brian und Dominic hängen blieb.

Er bellte ein paar Wörter auf Arabisch, dann fragte er in gebrochenem Englisch: »Wer sind Sie?«

»Die Kavallerie«, antwortete Brian. Bari kniff die Augen zusammen und stöhnte. »Meine Hand …«

»Nur zwei Finger«, meinte Dominic gelassen. »Wir haben die Blutung gestillt. Hier.« Er reichte Bari ein halbes Dutzend Aspirintabletten aus einem Fläschchen, das sie im Bad gefunden hatten. Bari schob die Tabletten in den Mund, und Brian reichte ihm ein Glas Wasser.

»Danke. Wer sind Sie?«

»So wie's aussieht, sind wir die einzigen Freunde, die dir in der Medina noch geblieben sind«, antwortete Dominic. »Wer waren diese Typen?«

»Sind alle tot?«

»Alle bis auf den Burschen mit dem Gemüsemesser«, antwortete Brian. »Noch mal: Wer waren sie?«

»Ich kann nicht ...«

»Wir raten mal: URC. Jemand hat dich zum Abschuss freigegeben, Mr. Bari.«

»Ich verstehe nicht ... Was heißt das?«

»Jemand hat befohlen, dich umzubringen. Was wollten sie von dir wissen?«

Bari schwieg.

»Hör mal, ohne unsere Hilfe werden sie dich erwischen. Vielleicht kannst du dich noch für eine Weile verstecken, aber sie werden dich finden. Und wahrscheinlich auch deine Frau und deine Kinder in Benghasi.«

Baris Kopf fuhr hoch. »Ihr wisst von meiner

Familie?«

Dominic nickte. »Und wenn wir es wissen …«

»Ihr seid Amerikaner, stimmt's?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Nein, vermutlich nicht.«

»Hilf uns, dann helfen wir dir«, sagte Brian. »Wir werden versuchen, dich aus dem Land zu schaffen.«

»Wie?«

»Überlass das uns. Also: Wer waren sie?«

»URC.«

»Dieselben, die auch Dirar al-Kariim getötet haben?«

»Wen?«

»Ein Video im Netz. Zeigt einen Burschen ohne Kopf und Füße …«

»Ach so, der. Ja, das waren sie auch.«

»Wie heißt der hier, der mit dem Messer?«, fragte Dominic.

»Ich kenne ihn als Fakhoury.«

»Was macht er?«

»Was ihr hier gesehen habt. Mord. Strafaktionen. Sehr primitiver Mensch. Prahlte wegen der al-Kariim-Sache. Erzählte davon.«

»Warum war er hinter dir her?«

»Weiß ich nicht.«

»Unsinn«, sagte Brian. »Du hattest es mit deinen Gorillas verdammt eilig. Du hast gewusst, dass

Fakhoury zu dir unterwegs war. Woher wusstest du es?«

»Auf der Straße lief das Gerücht um, dass ich Informationen an die Polizei weitergebe. Stimmt aber nicht. Ich weiß nicht, wer das Gerücht aufgebracht hat, aber für diese Leute ... ist Sicherheit alles. Mich umzubringen ist eine reine Vorsichtsmaßnahme.«

»Was wollten sie von dir? Du bist doch ihr Webexperte, stimmt's?«

»Ja. Fakhoury wollte wissen, ob ich irgendwelche Daten gespeichert habe.«

»Zum Beispiel?«

»Domainnamen. Passwörter. Grafiken ...«

»Auch Bilder für Bannerwerbung?«

»Ja, ja - danach hat er auch gefragt.«

Dominic blickte seinen Bruder an und murmelte: »Stego.«

»Genau.«

»Wovon redet ihr?«, wollte Bari wissen.

»Und was hast du ihm geantwortet?«, fragte Dominic. »Hast du irgendwelche Kopien von Dateien zurückbehalten? Als kleine Lebensversicherung vielleicht?«

Bari öffnete den Mund, aber Brian schnitt ihm das Wort ab. »Wenn du uns anlügst, schneiden wir Fakhoury los und verschwinden.«

»Ja … ich habe Dateikopien zurückgehalten. Sie sind auf einer SD-Karte gespeichert - Secure Digital Memory Card, wie sie für Kameras verwendet werden. Sie steckt unter einer Fliese hinter der Toilette.«

Brian war schon unterwegs. Zwei Minuten später kam er zurück. »Ich habe sie.« Er hielt die daumennagelgroße Karte in die Höhe.

Dominic fragte weiter: »Wer gibt Fakhoury die Einsatzbefehle?«

»Das weiß ich nur gerüchteweise.«

»Nur zu.«

»Ein Mann namens Almasi.«

»Von hier?«

»Nein, er hat ein Haus in der Nähe von Zuwarah.«

Dominic sagte: »Liegt ungefähr neunzig Kilometer westlich von hier.«

»Wie hoch steht der Bursche im Rang? Hat er vielleicht auch al-Kariims Exekution angeordnet?«

»Durchaus möglich.«

Sie ließen Bari im Wohnzimmer sitzen und gingen in den Innenhof hinaus, um sich zu beraten. »Was hältst du davon?«, fragte Brian. »Bari ist ein guter Fang, aber es wäre nicht schlecht, wenn wir noch einen größeren Fisch schnappen könnten. Wenn dieser Almasi so viel Macht hat, dass er sogar eigene Leute exekutieren lassen kann, ist er vielleicht einen

Versuch wert.«

Brian blickte auf die Uhr. »Fast zehn. Nehmen wir an, eine halbe Stunde bis zum Auto, zwei Stunden bis Zuwarah. Wir schlagen um zwei Uhr zu, fahren dann sofort wieder zurück.«

»Wir nehmen Bari mit und fassen Almasi, wenn wir können.«

»Bleibt noch Fakhoury.«

»Unnötiger Ballast, Bruder.«

Dominic dachte kurz nach und seufzte.

Brian sagte: »Er ist ein eiskalter Killer, Dom.«

»Schon klar. Aber ich hab einfach Probleme, im Kopf umzuschalten.«

»Du hast schon mal umgeschaltet - bei dem Burschen, der Kinder vergewaltigte.«

»Das war was anderes.«

»Aber nicht sehr viel anders. Es geht um Verbrecher, die nicht von allein aufhören wollen oder können. Ist bei dem hier genau dasselbe.«

Dominic dachte darüber nach, dann nickte er langsam. »Ich übernehme das.«

»Nein, Dom, das mache ich. Du machst Bari reisefertig. Ich gehe aufräumen.«

Fünf Minuten später warteten Dominic und Bari im Innenhof. Brian kam aus dem Haus und setzte eine Leinentasche vor Dominics Füßen ab. »Halbes

Dutzend halbautomatische Waffen und zehn Magazine. Bin gleich wieder da.« Er verschwand wieder im Haus. »Was macht er da drin?«, fragte Bari.

Aus dem Haus war ein dumpfes Geräusch zu hören, dann noch einmal.

»Fakhoury?«, fragte Bari. »Hat er ihn umgebracht?«

»Wäre es dir lieber, dass er am Leben bleibt, um dich später zu suchen?«

»Nein, aber wer sagt, dass ihr mit mir nicht dasselbe macht, wenn ihr mit mir fertig seid?«

»Ich sage es. Schlimmstenfalls lassen wir dich einfach laufen.«

»Und bestenfalls?«

»Kommt drauf an, wie viel du uns hilfst.«

Brian kam zehn Minuten später wieder heraus. Er half Dominic auf das Dach, um die Backpacks herunterzuholen, die sie dort zurückgelassen hatten. Dann gingen sie zur Haustür.

Brian wandte sich an Bari: »Wenn du abzuhauen versuchst oder andere auf uns aufmerksam machst, kriegst du eine Kugel in den Kopf. Ist das klar?«

»Warum sollte ich das probieren?«

»Weiß ich nicht, ist mir auch egal. Wenn du uns in die Bredouille bringst, stirbst du als Erster.«

»Klar.«

Vierzig Minuten später verließen sie die Medina an der Sidi Omran Street und gingen zwei Blocks nach Osten in Richtung des Hotels Corinthia, wo sie den Opel geparkt hatten. Und weitere fünf Minuten später fuhren sie bereits auf der Sharia Omar al-Mukhtar in westlicher Richtung auf die Randbezirke der Stadt zu. Der Nachthimmel war klar; ein Viertelmond leuchtete, und ein Diamantenfeld von Sternen funkelte.

Die Fahrt verlief schweigend. Bari lag auf dem Rücksitz, bis sie Sabratha hinter sich hatten, das sechzig Kilometer von Tripolis entfernt an der Küste liegt. »Du kannst dich jetzt aufsetzen«, sagte Dominic. »Wie geht's der Hand?«

»Grauenhafter Schmerz. Was hast du mit meinen Fingern gemacht?«

»In der Toilette runtergespült«, sagte Brian.

Das war noch die leichteste Arbeit in Baris Wohnung gewesen. Brian hatte Fakhoury und seine Leute nach Tätowierungen oder sonstigen Hinweisen auf ihre Identität durchsucht. Tätowierungen fand er nicht, wohl aber eine Menge sonstiger Dinge, die er in die Leinentasche warf. Danach hatte er je drei Kugeln in die Hinterköpfe der Männer gefeuert. Die Hohlspitzgeschosse hatten so gewirkt, wie sie sollten, und die Gesichter derart

verwandelt, dass sie rohen Hamburgern ähnelten und praktisch nicht mehr identifizierbar waren. Die Polizei würde sie wahrscheinlich trotzdem identifizieren können, aber bis der URC merkte, dass er einige seiner Männer verloren hatte, würden die Carusos und Bari das Land längst verlassen haben.

»Du hast meine Finger ins Klo geworfen?«, wiederholte Bari ungläubig. »Warum denn?«

»Um möglichst viele Spuren von dir zu beseitigen«, antwortete Dominic. »Je mehr unbekannte Faktoren sie haben, desto besser. Und jetzt bring uns zu Almasis Haus.«

»Es liegt östlich von der Stadt. Ich kann mich an die Abzweigung erinnern, gegenüber einer alten Raffinerie.« Eine halbe Stunde später sagte er: »Fahr mal langsamer. Die nächste Straße rechts, glaube ich.«

Brian bremste und bog in eine ungeteerte Straße ein. Fast sofort stieg sie an und wand sich, soweit sie erkennen konnten, durch niedrige, von Gestrüpp überwucherte Hügel. Nach fünf Minuten bog sie scharf nach rechts ab. Bari starrte angestrengt an Brian vorbei durch das Fenster auf der Fahrerseite. Plötzlich deutete er hinüber. »Dort - das Haus, in dem noch Lichter brennen. Das ist Almasis Haus.«

Sie fuhren einen halben Kilometer auf einem stark

erodierten Zufahrtsweg hinunter. Brian und Dominic konnten das Haus trotz der Dunkelheit gut ausmachen - ein zweistöckiges Gebäude aus Lehmziegeln, das von einer etwa schulterhohen Lehmziegelmauer umgeben war. Fünfzig Meter westlich vom Haupthaus standen vier kleine Häuser, ebenfalls aus Lehmziegeln. Direkt hinter dem Haus stand eine Scheune.

»Altes Bauernhaus?«, fragte Dominic.

»Ja, hier wurden wohl Ziegen gehalten. Almasi kaufte es vor ungefähr drei Jahren als Landsitz.«

»Siehst du die Antennen auf dem Haus, Brian?«, fragte Dominic.

»Ja - der Typ hat offensichtlich eine Superausstattung - Kommunikationstechnik, vermute ich mal.«

Sie fuhren noch einen halben Kilometer weiter, verloren das Haus durch einen dazwischenliegenden Hügel kurz aus den Augen und kamen an eine Weggabelung. Instinktiv bog Brian nach links ab. Der Weg wurde schmaler, doch nach fünfzig Metern mündete er in eine offene Fläche, anscheinend eine Kiesgrube.

»Das sollte reichen«, meinte Dominic.

Brian hielt an und schaltete Motor und Scheinwerfer aus. Sie blickten beide Bari an. »Was weißt du sonst noch über das Haus?«, fragte Brian.

»Ich weiß nur, wo es ist, das ist alles.«

»Du warst nie hier?«

»Einmal. Bin aber nur vorbeigefahren.«

»Warum das? Reine Neugier?«

Bari zögerte. »In meinem Geschäft zahlt es sich aus, wenn man weiß, mit wem man es zu tun hat. Ich wusste, dass Fakhoury nur Almasis Befehle ausführt. Ich dachte, vielleicht wäre es besser, wenn ich eines Tages direkt mit Almasi ins Geschäft kommen könnte, deshalb versuchte ich, mehr über ihn in Erfahrung zu bringen.«

»Sehr weitsichtig«, bemerkte Dominic. »Also warst du nie im Haus selbst?«

»Nein.«

»Was ist mit Leibwächtern?«, fragte Brian.

»Ich bin mir sicher, dass er welche hat, aber ich weiß nicht, wie viele.« Brian und Dominic starrten ihn durchdringend an. »Das ist die Wahrheit! Ich schwöre es bei meinen Kindern!«

»Hunde?«

»Weiß ich nicht.«

»Streck die Hände aus!«, befahl Brian. »Leg sie auf die Kopfstützen.«

Bari folgte zögernd. Brian und Dominic fesselten seine Hände mit Klebeband an die Kopfstützen. »Ist das denn wirklich nötig?«

»Wir haben noch kein echtes Vertrauensverhältnis

zu dir entwickelt«, erklärte Dominic. »Nimm es nicht persönlich. Wir sind bald wieder zurück.«

»Und wenn nicht?«

»Dann ist deine Glückssträhne wohl zu Ende«, sagte Brian trocken.

Sie stiegen aus, nahmen die Leinentasche aus dem Kofferraum und setzten sich auf den Boden, um das Waffenarsenal zu sichten. Abgesehen von ihren Brownings hatten sie nun vier französische halbautomatische MAB PI5 im Kaliber 9 mm und zwei kurzläufige .32er Revolver.

»Sechzig Schuss Munition für die vier PI5«, sagte Brian. »Die gleichen Patronen wie unsere Brownings. Wenn die sechzig Schuss nicht reichen, sind wir sowieso nicht mehr zu retten.«

Sie luden die Brownings, teilten die Munition unter sich auf und verstauten sie in den Schenkeltaschen ihrer Cargohosen. Schließlich legten sie ein paar weitere Gegenstände in ihre Rucksäcke. Dominic trat noch einmal an das Hinterfenster des Opels. »Ich brauche noch mehr Aspirin«, jammerte Bari.

Brian holte das Tablettenfläschchen aus seinem Rucksack und warf es Dominic zu, der ein halbes Dutzend Tabletten in Baris Mund warf und ihn ein paar Schluck Wasser trinken ließ.

»Nicht weglaufen und keinen Lärm machen, kapiert?«, befahl Dominic. Er drehte sich zu Brian

um. »Bereit?«

»Aber sicher. Jetzt angeln wir uns einen großen Fisch.«

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte Gerry Hendley, als sich Jack auf die andere Seite seines Schreibtischs setzte. Sam Granger stand mit verschränkten Armen daneben und lehnte sich ans Fenster.

»Abgesehen davon, dass man mir diese Frage ständig stellt, gut«, antwortete Jack. »Das war nur ein kleiner Schnitt, Gerry. Sekundenkleber drauf, und schon war die Sache wieder in Ordnung.«

»Davon spreche ich nicht.«

»Ich weiß, wovon Sie sprechen.«

»Jack, vor weniger als zwölf Stunden haben Sie einen Menschen getötet. Wenn Sie mir jetzt erzählen, dass Sie das nicht beschäftigt, verbanne ich Sie für immer an Ihren Schreibtisch.«

»Boss …«

»Er meint es ernst«, mischte sich Granger ein. »Ob Sie es nun wollen oder nicht, Sie sind der Sohn des Expräsidenten. Sie können uns glauben, dass uns das durchaus Kopfzerbrechen bereitet. Und wenn wir nur eine einzige Sekunde das Gefühl haben, dass Sie mit solchen Erlebnissen nicht klarkommen, dann schieben Sie wieder Innendienst.«

»Was wollen Sie denn von mir hören? Die Wahrheit ist, meine Hände zittern immer noch ein wenig, und mein Magen ist total rebellisch. Ich habe MoHa diese Todesspritze gegeben, weil er es verdient hatte. Bei diesem Sinaga weiß ich das eben nicht so genau. Vielleicht hatte er es verdient, vielleicht aber auch nicht. Er hat mich angegriffen und versucht, mich zu töten ...« Jack machte eine kleine Pause und räusperte sich. »Wollte ich ihn töten? Nein. Bin ich froh, dass es ihn und nicht mich erwischt hat? Darauf können Sie Ihren Kopf verwetten.«

Gerry dachte einige Momente darüber nach, dann nickte er. »Lassen Sie sich alles noch einmal durch den Kopf gehen, und teilen Sie mir morgen Ihre Entscheidung mit. Wie immer Sie auch ausfallen mag - Sie werden hier immer einen Platz finden.«

»Danke.«

»Sam, bitten Sie die beiden jetzt herein.«

»Noch eine Sekunde«, sagte Jack. »Ich habe das Jack und Ding bereits erzählt... Erinnern Sie sich noch an die E-Mail mit der Geburtsanzeige?« Hendley nickte. »Auf sie gab es keinerlei Reaktion. Keine Antworten, keine Folge-Mails. Auf allen Informationskanälen herrscht seitdem absolute Funkstille. Ich glaube nun, dass diese E-Mail die Anweisung war, >den Kanal zu wechseln<.«

»Das müssen Sie uns genauer erklären«, sagte Granger.

»Wir wissen, dass sich der URC für seine Kommunikation der Steganografie bedient. Wahrscheinlich ist sie in die Bannerbilder ihrer Websites eingebettet, und wahrscheinlich machen sie das schon eine ganze Weile. Es könnte nun sein, dass die E-Mail ein Signal an alle Zellen war, auf ein reines Stego-Protokoll umzuschalten. Man könnte es ihre Version der Funkstille nennen.«

»Und wozu sollte das gut sein?«

»Spezialeinsatzkräfte gehen kurz vor Beginn ihres Eins**atzes** auf Funkstille. Vielleicht hat der Emir das Startsignal für eine ganz bestimmte Operation gegeben.«

»Vor dem 11. September ging die Kommunikationsdichte stark zurück«, bestätigte Granger. »Ebenso vor den Anschlägen auf Bali und in Madrid.«

Hendley nickte. »Jack, ich möchte, dass Sie Biery bei der Auswertung der Daten helfen, die wir bei Nayoan gewonnen haben.«

»Okay.«

»Rufen Sie die Männer herein, Sam.«

Granger öffnete die Tür. Clark und Chavez betraten den Raum und setzten sich neben Jack. Hendley schaute Clark an. »Haben Sie es schon gehört?«

»Was denn?«

»Das Verfahren gegen Driscoll wurde eingestellt.«

»Sieh mal an!«, sagte Clark mit einem Grinsen.

»Kealtys Pressesprecher hat es gestern kurz vor Dienstschluss verkündet. Sie hoffen wohl, es geht in der Wochenendruhe unter. Sam hat mit einem alten Freund in Fort Benning gesprochen. Driscoll ist völlig rehabilitiert. Ehrenhafte Entlassung bei voller Pension samt einem Invaliditätsaufschlag. Ist seine kaputte Schulter für uns ein Problem?«

»Nur wenn Sie wollen, dass er Ihr Büro streicht, Gerry.«

»Gut. Okay, schießen Sie los!«

»In Sinagas Wohnwagen haben wir nur eine digitale SLR-Kamera gefunden«, erzählte Clark. »Nikon, mittlere Preisklasse. In der Kamera steckte eine SD-Karte mit ein paar Hundert Bildern. Meistens Landschaften, aber auch etwa ein Dutzend Porträtaufnahmen, Kopfbilder.«

»Passbilder, um genau zu sein«, fügte Chavez hinzu. »Nur Männer, meistens aus dem Nahen oder Mittleren Osten oder aus Indonesien, wie es aussieht. Einen davon kennen wir bereits. Sie erinnern sich doch bestimmt noch an den Kurier, den wir vor Kurzem beschattet haben, diesen Shasif Hadi.«

»Tatsächlich?«, rief Granger verwundert aus.

»Aber jetzt kommt das Beste«, erwiderte Jack. »Auf diesem Passfoto ist Hadi glatt rasiert. Als wir ihn beschattet haben, trug er jedoch einen Bart. Er rasiert sich, benutzt einen neuen Pass und ist startklar.«

»Das könnte die Frage beantworten, wohin er von Las Vegas aus gereist ist. Wenn er einen Pass brauchte, muss er das Land verlassen haben«, sagte Clark.

Hendley nickte. »Aber wo und warum? Sam, was wissen wir sonst noch über Sinaga?«

»In Jakarta steht er ganz oben auf der Fahndungsliste. Ich habe mit jemand gesprochen, der mit dem CIA-Station Chief in Surabaya befreundet ist. Dieser Sinaga war wirklich gut. Ein erstklassiger Passfälscher.«

»Wie weit sind wir mit der Gesichtserkennung?«

Diese Frage beantwortete Jack: »Biery testet gerade die Beta-Version seines Programms, aber wir wissen noch nicht viel über die Systeme, die von der Einwanderungsbehörde und dem Heimatschutzministerium verwendet werden. Ihre Parameter unterscheiden sich wohl von unseren.«

»Und was ist mit dem FBI?«, schlug Granger vor.

»Die benutzen wahrscheinlich das gleiche System. Selbst wenn nicht, werden wir doch Erkenntnisse von ihnen allen bekommen.«

»Wenn Dom zurück ist, soll er einen Versuchsballon steigen lassen. Da Hadi bisher der Einzige ist, den wir kennen, müssen wir uns zunächst auf ihn konzentrieren. Findet heraus, wohin er von Vegas aus gereist ist.

Mr. Clark, welche Spuren haben Sie und Ihre Leute in San Francisco hinterlassen?«

»Was Nayoan angeht, ist alles sauber. In seiner Wohnung haben wir überhaupt nichts verändert, nur eine Menge Daten heruntergeladen. Eines ist sicher: Dieser Nayoan war ein wichtiger Logistiker des URC. Er hat Geld verschoben und Ausweise und andere Dokumente für sie beschafft … und wer weiß, was er sonst nach alles erledigt hat. Bei Sinaga haben wir es als Einbruch mit Todesfolge aussehen lassen. Er verlor den Kampf mit dem Einbrecher und wurde getötet. Wir haben seinen DVD-Spieler und alles Bargeld mitgehen lassen, damit es möglichst realistisch wirkt.«

»Wir halten die Lokalnachrichten dieser Gegend im Auge und schauen, ob uns die Leute die Täuschung abnehmen. Sollten sie eigentlich. Wir waren äußerst sorgfältig.«

»Warten wir also, bis unser Computergenie etwas findet. Vielen Dank, meine Herren. Mr. Clark, könnten Sie noch eine Minute dableiben?« Als Jack und Chavez den Raum verlassen hatten, schaute

Hendley Clark fragend an: »Und, was denken Sie?«

Clark zuckte die Achseln. »Er ist okay. Ob ihm die Feldarbeit wirklich schmeckt, wird sich erweisen, aber er wird schon damit fertig. Er ist ein kluger Junge.«

»Was hat das mit Klugheit zu tun?«, fragte Granger.

»Okay, sagen wir, er ist ausgeglichen. Wie sein Dad.«

»Würden Sie ihn wieder mitnehmen?«

»Aber ja, sofort, Boss. Er verfügt über gute Instinkte, eine gute Auffassungsgabe, und er lernt verdammt schnell. Außerdem hat er auch etwas Graues an sich, das hilft ihm in unserem Job.«

»Etwas Graues?«, fragte Hendley verwundert.

»Der graue Mann«, antwortete Clark. »Die besten Geheimagenten wissen, wie sie im Hintergrund verschwinden, wie sie gehen, was sie anziehen und wie sie reden müssen, um diesen Effekt zu erzielen. Man geht auf der Straße an ihnen vorbei und bemerkt sie nicht einmal. Jack hat diese Fähigkeit. Das ist eine absolute Naturbegabung, das kann man nicht lernen.«

»Gehört das auch zu den Ryan-Genen?«

»Vielleicht. Man darf nicht vergessen, dass er in seiner Kindheit und Jugend ständig unter Bewachung stand. Ohne es selbst zu merken, hat er

von seiner Umgebung doch eine Menge abgeschaut. Kinder sind clever. Jack hat bestimmt schon bald herausgefunden, was die Jungs mit den dunklen Anzügen und Pistolen die ganze Zeit so tun. Er hatte sicher ständig seine Antennen ausgefahren.«

»Glauben Sie, er wird es seinem Vater erzählen?«

»Das mit dem Campus? Ich glaube schon. Wenngleich niemand wirklich etwas dafür kann, lebt Jack doch ständig im Schatten seines Vaters. Und das ist ja ein verdammt großer Schatten, wie wir wissen. Wenn er genau weiß, was er hier tun will, wird er auch einen Weg finden, um es seinem Dad beizubringen.«

Mithilfe eines Zollangestellten lud Musa den Behälter auf die Ladefläche seines gemieteten Subaru Outback, winkte dem Inspektor zum Abschied und fuhr zum Tor hinaus. Natürlich machte sich Musa jetzt nicht auf den langen Heimweg nach Calgary, wie er dem Zollinspektor weisgemacht hatte, sondern fuhr stattdessen 25 Kilometer nach Osten bis in den Vorort Surrey und auf den Parkplatz des Holiday Inn Express. Er fand einen Stellplatz direkt vor seinem Erdgeschosszimmer und verbrachte den Rest des Tages damit, zwischen seinen Nickerchen von einem dämlichen Fernsehkanal zum nächsten zu zappen,

bevor er schließlich bei CNN hängen blieb. Sein Zimmer hatte WLAN-Internetzugang, also musste er der Versuchung widerstehen, sich mit seinem Laptop einzuloggen und nach einem Update zu schauen. Er hatte eine externe Festplatte mit den aktuellen Einwegschlüsseln und der neuesten Entschlüsselungssoftware dabei - die er beide nicht wirklich verstand -, aber es war nicht sinnvoll, sich jetzt noch in eine ihrer Satelliten-Websites einzuloggen, wenn die Operation bereits so weit fortgeschritten war. Die nächste vorgesehene Kontaktaufnahme war morgen Mittag, und selbst sie würde nur kurz sein. Solange er nichts Gegenteiliges hörte, würde er einfach annehmen, dass alles andere nach Plan lief.

Musa starrte an die Decke, blendete den Fernsehton aus seinem Bewusstsein aus und ging seine innere Checkliste durch. Er kannte die Entfernungen und Strecken auswendig, und seine Dokumente würden nur bei einer extrem rigorosen Überprüfung als gefälscht erkannt werden. Der Zollinspektor am Flughafen war zwar eine Hürde gewesen, aber er war harmlos, verglichen mit den Sicherheitsmaßnahmen in den USA. Die Polizei dort war neugierig, gründlich und äußerst wachsam. Andererseits würden, so sagte sich Musa, sowohl die Staats- wie die Bundesbehörden Amerikas in

wenigen Tagen eine Menge Arbeit bekommen, und er wäre dann an seinem Zielort.

Er döste vor sich hin, bis ihn seine Armbanduhr um 19.00 Uhr weckte. Er setzte sich auf und rieb sich die Augen. Durch die zugezogenen Vorhänge konnte er sehen, dass es draußen dämmerte. Er schaltete die Nachttischlampe an. Auf dem Bildschirm befragte ein Nachrichtenmoderator einen Wall-Street-Typen zum Zustand der amerikanischen Wirtschaft. »Ist die Talsohle jetzt erreicht?«, fragte er. »Geht das Land jetzt in die Aufschwungphase über?« ***Idioten. Amerika hat die Talsohle noch nicht erreicht. Aber bald.***

Musa ging ins Bad, spritzte sich Wasser ins Gesicht und zog seine Jacke an. Er stellte sich in die Mitte des Zimmers, überlegte, ging ins Bad zurück und holte sich einen Waschlappen von der Handtuchstange. Im Rückwärtsgehen wischte er damit alle Oberflächen ab, die er berührt hatte: Waschbecken, Toilettenbrille, Spülung, Lichtschalter … Zuletzt kamen Nachttisch, Fernbedienung und die Lampe dran. Für das Zimmer hatte er schon bezahlt, also musste er nicht mehr an die Rezeption. Dort hatte man ihm gesagt, er könne die Schlüsselkarte einfach im Zimmer hinterlegen. Er wischte sie ab und deponierte sie

dann auf dem Fernseher. Er stopfte sich den Waschlappen in die vordere Hosentasche. Was noch? Hatte er etwas vergessen? Nein, er hatte an alles gedacht. Er ging hinaus, schloss die Tür hinter sich und ging um den Subaru herum. Der Behälter war noch da. Er schloss auf, stieg ein und ließ den Motor an.

Er fuhr aus dem Parkplatz hinaus, auf den Highway 1 und dann 35 Kilometer bis zur Abfahrt auf den Fräser Highway, auf dem er zehn Kilometer bis zur 264th Street blieb. Dann bog er nach Süden ab; vier Minuten später sah er voraus die Flutlichter. Das war der Grenzübergang 13/539, ein kleeblattförmiges Straßenkreuz genau auf der kanadisch-amerikanischen Grenze. Musa fühlte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte, aber er fuhr weiter.

Wenige Hundert Meter vor dem Grenzübergang teilte sich die Straße; links ging es weiter zum Übergang, die rechte Spur bog auf die Straße ein, die auf seiner Karte Zero Avenue hieß und nach Westen führte. Er stellte seinen Kilometerzähler auf null und warf einen Blick in den Rückspiegel. Niemand hinter ihm. Er beschleunigte den Subaru bis an die zulässige Höchstgeschwindigkeit, wurde wieder ein bisschen langsamer und schaltete den Tempomat

ein.

Seltsam, dachte er, dass diese unauffällige zweispurige Straße, die zwischen Gehölzen und Feldern hindurchführte, die Grenze zwischen zwei Staaten war. Der einzige Hinweis darauf, den Musa sehen konnte, war ein hüfthoher Maschendrahtzaun auf der Südseite. Die Amerikaner mochten anscheinend Zäune.

Er fuhr 13 Kilometer weit, sah dem Sonnenuntergang zu und die Sterne auftauchen. Seine Scheinwerfer huschten über den grauen Asphalt, der gelbe Mittelstreifen verschwand unter dem Wagen, bis nach Stunden, so schien es, endlich eine Kreuzung auftauchte. Im Näherkommen las er das Straßenschild: 216th Street. Gut. Jetzt war es nicht mehr weit. Als Nächstes kam die 212th Street, dann die 210th. Er schaltete den Tempomat aus und ließ den Wagen rollen. Rechts voraus waren hinter Bäumen die Lichter einiger Häuser zu sehen. Er spähte aus dem Seitenfenster, ließ den Wagen noch langsamer werden … ***Da.***

Neben einer Gruppe Pinien hatte der Zaun eine Lücke. Auf einem Schild stand PRIVATEIGENTUM. ZUTRITT VERBOTEN. Musa sah nach vorn: keine Scheinwerfer zu sehen; dann in den Rückspiegel: alles frei. Er schaltete seine eigenen Scheinwerfer ab, tippte die Bremse an und bog nach links über die

Gegenfahrbahn durch das Tor ab.

Er war in den Vereinigten Staaten.

Die Straße fiel fast sofort ab, die unbefestigte Fahrbahn wurde waschbrettartig. Rechts ragte ein Feld von Pinienstümpfen empor. Ein Holzunternehmen hatte dieses Waldstück gekauft und sich entschlossen, einen Kahlschlag daraus zu machen.

Der Weg wurde immer schlechter, aber der Allradantrieb des Subaru brachte ihn zügig voran. Die Holzfällerpiste wand sich in südöstlicher Richtung einen knappen Kilometer durch die Öde, bis sie sich in zwei Wege aufteilte. Musa nahm den linken, und die Straße wurde wieder besser und stieß nach wenigen Minuten auf eine weitere Abzweigung. Hier wandte er sich ebenfalls nach links, fuhr einige Hundert Meter nach Osten, dann wieder nach Süden. Fünf Minuten später kam er an eine asphaltierte Straße. Das musste die H-Street Road sein. Er atmete tief durch. Wenn er bei der Grenzüberquerung entdeckt worden wäre, dann hätten sie ihn bestimmt schon gestoppt. Jetzt war er sicher. Fürs Erste.

Er schaltete die Scheinwerfer wieder ein und bog nach rechts auf die Asphaltstraße ein. Nach acht Kilometern würde er den Highway 5 direkt nördlich von Blaine, Washington, erreichen. Von da aus ging es dann nach Süden. Drei Tage gemächlicher Fahrt

auf den großen Highways.

Die Rückseite von Almasis Haus grenzte an einen mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen Hügel, dessen Abhang an der Rückseite sich bis zur Kiesgrube hinunter erstreckte. Dominic und Brian nahmen sich Zeit; sie hielten sich eng an die von Felsbrocken übersäten tiefen Rinnen, die sich den ganzen Abhang hinaufzogen. Erst nach einer halben Stunde erreichten sie die Hügelkuppe. Sie legten sich auf den Bauch und robbten vorwärts.

Unten am Hang, etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt, ragte die Rückseite der Scheune auf, rechts davon befanden sich die vier kleineren Häuser. Die Fenster im Untergeschoss waren dunkel. Das Bauernhaus stand weiter links und nach vorn versetzt; im Obergeschoss war ein Fenster erleuchtet.

»Fast drei Uhr«, flüsterte Brian. »Bleiben wir erst mal in Deckung. Wenn Almasi das Grundstück bewachen lässt, werden wir irgendwann die Wächter patrouillieren sehen.«

Zehn Minuten vergingen, dann zwanzig. Nichts rührte sich.

»Klopfen wir mal leise an?«, fragte Dominic. »Die Scheune vielleicht?«

»Warum nicht?«

Brian zog sich ein paar Schritte zurück, hob eine Hand voll Kieselsteine auf, kroch wieder nach vorn und warf einen davon in hohem Bogen auf das Scheunendach. Er prallte auf das Dach, klapperte über die Ziegel und fiel auf den Boden.

Nichts rührte sich. Kein Geräusch war zu hören.

Brian warf einen zweiten Stein in flacher Wurfbahn gegen die Scheunenwand. Er krachte recht laut dagegen. Fünf Minuten vergingen.

»Eine halbe Stunde ist vergangen.«

»Zuerst die Scheune, dann die Hütten?«, schlug Dominic vor.

»Ja. Wenn er eine Reservetruppe hat, werden die Männer wohl in der Scheune oder in den Hütten schlafen.«

Sie zogen sich von der Hügelkuppe zurück, krochen nach rechts, bis sie sich in gerader Linie hinter der Scheune befanden und durch sie gedeckt wurden, und robbten dann vorsichtig den Abhang hinunter, bis sie an der Hinterwand der Scheune ankamen. Die Holzplanken der Wand waren morsch und hatten breite Spalten zwischen den Brettern. Sie blickten durch die Spalten, konnten aber nichts erkennen. Brian gestikulierte: ***Weiter zu den Hütten. Ich voraus.***

Sie schoben sich langsam hinter der Scheune

hervor und schlichen gebückt, um den Schutz des Gestrüpps zu nutzen, an der Hügelseite entlang zu den Hütten hinüber. Nach fünfzig Metern überquerten sie einen schmalen Feldweg. Auf der anderen Seite des Wegs lagen die Hütten. Das bedeutete gute zwanzig Meter ohne Deckung. Zur linken Hand, ungefähr achtzig Meter entfernt, stand das Bauernhaus. Noch immer brannte Licht in einem Fenster im Obergeschoss, das direkt über dem Eingang lag.

Brian signalisierte: ***Du voran, ich gebe dir Deckung.***

Dominic nickte, blickte sich noch einmal um und sprintete geduckt über den Weg zur letzten Hütte. Er überprüfte beide Ecken, dann gab er Brian das Zeichen nachzukommen. Zehn Sekunden später stand Brian neben ihm. Dominic tippte sich an das Ohr, dann an die Wand der Hütte. Ein Meter über ihnen befand sich ein schlitzförmiges horizontales Fenster, durch das sie lautes Schnarchen hörten.

Ich erkunde die beiden nördlichen Hütten, signalisierte Dominic.

Zwei Minuten später trafen sie sich wieder. Brian legte die Hand um Dominics Ohr und flüsterte: »Zwei Männer, je einer pro Hütte. Beide mit AK47.«

Dominic nickte zur Bestätigung, hielt erst zwei Finger, dann vier in die Höhe. ***Vier Männer***

insgesamt. Er fuhr sich mit dem Daumen über die Kehle und zuckte die Schultern: ***Ausschalten?***

Brian schüttelte den Kopf und deutete auf das Haupthaus. Dominic nickte. Brian übernahm die Führung; sie hielten sich eng an die ostwärts gelegenen Wände der Hütten, die dem Hintereingang des Hauses am nächsten lagen. Noch einmal mussten sie eine offene Fläche überqueren, die aber dieses Mal nur etwa sechs Meter breit war.

Brian überquerte die offene Stelle, wobei er die Browning mit der Mündung nach oben hielt und sich nach allen Seiten sicherte. Neben der Treppe kauerte er sich nieder. Nach zwei Minuten winkte er Dominic herüber. Brian deutete auf die Holzstufen und fuhr sich mit dem Daumen über die Kehle. ***Zu alt,*** hieß das, ***zu laut.*** Dominic nickte. Er kroch zum Rand der Veranda und prüfte das Geländer, dann zeigte er Brian den erhobenen Daumen. Drei Minuten später waren beide über das Geländer geklettert und standen auf der Veranda. Sie bewegten sich vorsichtig zur Tür und bezogen auf beiden Seiten des Türrahmens Stellung. Brian drehte vorsichtig den Knauf; die Tür war nicht abgeschlossen. Er schob sie fünf Zentimeter weit auf, dann hielt er inne und wartete. Schließlich schob er sie ganz auf, spähte kurz in den Raum und schüttelte den Kopf.

Leise traten sie in den Raum, die Brownings erhoben und sich ständig umblickend. Sie befanden sich in einem Vorraum mit Fliesenboden. Vor ihnen auf der rechten Seite führte eine Treppe zu einer offenen Galerie, die zugleich den Flur des Obergeschosses bildete und von der mehrere Türen abgingen. Links und rechts befanden sich Wohnzimmer. Die Wände waren weiß verputzt und so hell, dass sie im Dunkeln zu glimmen schienen. Dominic deutete auf sich selbst - ich führe. Brian nickte und trat ein paar Schritte zur Seite. Zusammen schlichen sie durch das Wohnzimmer und in das dahinterliegende Esszimmer, von dem sie in die Küche gelangten. Durch eine zweite Tür in der Küche kamen sie in das zweite Wohnzimmer, das links vom Vorraum lag.

Brian deutete auf die Treppe, und Dominic nickte. Dominic zog sich in eine Ecke des Vorraums zurück, um den Raum zu überwachen, während Brian die Treppe hinaufstieg. Sobald Brian oben angekommen war, übernahm er die Wache, während Dominic die Treppe hinaufstieg.

Von der Galerie gingen vier Türen zur Seite ab; eine weitere Tür lag an der Stirnseite. Sie überprüften die erste Tür - ein Schlafzimmer. Leer, das Bett gemacht. Die Luft roch abgestanden, als wäre der Raum seit einiger Zeit nicht mehr benutzt

worden. Sie öffneten die zweite und die dritte Tür - zwei weitere unbenutzte Schlafzimmer. Der Raum hinter der vierten Tür diente offenbar als Arbeitszimmer. Auf einem Eichenschreibtisch standen eine Telefonanlage, ein Multifunktionsdrucker und ein Computer mit Flachbildschirm. Brian trat ein und blickte sich um. In einem Büffet gegenüber dem Schreibtisch war ein Wandsafe eingebaut.

Sie schlichen zur letzten Tür. Dominic presste das Ohr dagegen, zog sich wieder zurück und formte das Wort ***schnarchen*** mit den Lippen. Er gestikulierte: ***Ich übernehme Almasi; du sicherst den Raum.***

Brian nickte.

Dominic drehte den Türknauf, schob die Tür einen schmalen Spalt auf und spähte hinein. Er nickte Brian zu, dann schob er die Tür ganz auf. Mit drei Schritten stand er an Almasis Himmelbett. Almasi lag auf dem Rücken, die Arme an den Seiten. Brian bewegte sich geräuschlos durch das Zimmer, überprüfte alle Ecken und das gesamte Schlafzimmer. Schließlich nickte er Dominic zu, der über Almasi hinweg einen Arm packte und den Mann brutal auf den Bauch wälzte. Gleichzeitig presste er ihm das Gesicht in das Kissen. Almasi war augenblicklich hellwach und ruderte wild mit den Armen. Dominic rammte ihm den Schalldämpfer

der Browning in den Nacken.

»Ein Laut, und du bist tot. Nicke, wenn du verstehst, was ich sage.«

Almasi nickte.

»Wir nehmen dich mit. Wenn du Ärger machst, sorge ich dafür, dass du sehr langsam und sehr qualvoll stirbst. Du hast einen Computer und einen Safe in deinem Büro. Du wirst uns das Passwort und die Kombination sagen, klar?«

Almasi nickte wieder.

Brian reichte Dominic eine Rolle Klebeband, mit dem er Almasis Hände fesselte. Er warf Brian die Rolle wieder zu, trat einen Schritt vom Bett zurück und winkte Almasi aufzustehen. Mit Brian an der Spitze gingen sie in den Flur hinaus und in das Büro.

Dominic fuhr Almasis Computer hoch, einen Dell-Tower der obersten Preisklasse. Das Logo von Windows Vista erschien auf dem Monitor, gefolgt vom Log-inFenster. Dominic nahm einen Kugelschreiber und einen Schreibblock und schob Almasi beides hin. »Benutzername und Passwort.«

Almasi rührte sich nicht.

Brian holte einen Stuhl und stieß Almasi darauf nieder. Er presste die Browning gegen Almasis rechtes Knie. »Damit fange ich an. Knie, Knöchel, Ellbogen.« Er warf ihm Block und Kugelschreiber in

den Schoß. »Benutzername und Passwort.«

Dieses Mal zögerte Almasi nicht mehr. Als er beides auf den Block gekritzelt hatte, schob Brian den Block zu Dominic hinüber, der die Angaben in das Log-in-Fenster eingab und das Dateiverzeichnis zu durchsuchen begann. »Du checkst inzwischen den Safe«, sagte Dominic. »Ich starte den Download, dann durchsuche ich das Schlafzimmer.« Er schob einen Memorystick in den USB-Port und gab die Befehle für das Kopieren der Dateien ein.

Brian zog Almasi vom Stuhl hoch und stieß ihn zum Safe hinüber. »Öffne ihn.«

»Meine Hände …?«

»Das schaffst du schon.«

Almasi kniete nieder und begann, am Kombinationsrad zu drehen.

»Bin gleich zurück«, sagte Dominic und verließ das Zimmer.

Almasi schaute zu Brian auf. »Fertig.«

»Öffne ihn, dann geh zur Seite.«

Almasi rutschte auf den Knien vom Safe weg; Brian ging in die Hocke und schaute in den Safe. Er war leer — mit Ausnahme einer CD-ROM in einer Papierhülle. Er griff danach. Doch aus den Augenwinkeln sah er, dass Almasi die zusammengebundenen Hände nach einem Ablagebrett rechts neben ihm ausstreckte. Er drehte

sich um - sah die Pistole in Almasis Händen, brachte die Browning hoch, während er blitzschnell zur Seite auswich. Es knallte. Ein orangefarbener Blitz erhellte den Raum. Brian schoss aus der Hüfte, traf Almasi mitten ins Brustbein. Almasi kippte zur Seite.

»Brian!« Dominic stürzte in den Raum, war mit zwei Schritten neben Almasi und kickte ihm die Pistole aus den Händen. Er kniete nieder und tastete nach seinem Puls. »Er ist tot.«

»Er hatte plötzlich eine Pistole«, keuchte Brian. »Hatte ihn nur eine Sekunde aus den Augen gelassen ... Verdammt!«

»He, setz dich, Brian. Setz dich hin.«

»Was?«

»Du blutest.«

»Was?«

Dominic schob Brian auf den Stuhl, griff nach Brians rechter Hand und drückte sie ihm auf den oberen Teil des Bauchs. Brian spürte Nässe, nahm die Hand weg und starrte sie an. »Verdammte Scheiße!«

»Drücke mit der Hand drauf.«

»Wir bekommen gleich Besuch. Schau besser mal nach.«

Dominic ging zum Fenster und schob die Vorhänge ein wenig auseinander. Unten in den kleinen

Lehmziegelhäusern waren Lichter angegangen. »Sie kommen.« Er drehte sich wieder zu Brian um, der inzwischen sein Hemd aufgeknöpft hatte. Etwa zehn Zentimeter unter seiner rechten Brustwarze war ein bleistiftgroßes Loch zu sehen. Brian presste die Wunde mit den Fingerspitzen zusammen und stöhnte auf. Blut strömte aus der Wunde.

»Rippe gebrochen?«, fragte Dominic vom Fenster.

»Ja, ich glaube schon. Hat die Kugel abgebremst. Oh, Jesus, das tut weh! Scheiße, scheiße, scheiße! Nimm die CD — sie ist mir runtergefallen. Sie war im Safe.«

Dominic griff nach seinem Rucksack, der auf dem Boden stand, holte ein paar Kompressen heraus und gab sie Brian. Dann kehrte er ans Fenster zurück. »Wir hätten den Verbandskasten mitnehmen sollen.«

»Die Kompressen sind besser, sie saugen das Blut auf.« Brian riss einen Packen auf und drückte eine Kompresse auf die Wunde. »Siehst du was?«

»Die Lichter sind an. Sie werden gleich kommen. Kannst du gehen?«

»Ja.«

»Vielleicht kann ich sie aufhalten.«

Brian hob Almasis Pistole vom Boden auf - eine Beretta .32 Tomcat Semiautomatic.

»Was für Munition?«, fragte Dominic.

Brian nahm das Magazin heraus. »Hohlspitz«, sagte er tonlos.

»Oh … Okay. Gehen wir.«

Dominic rannte hinaus und zur Haustür hinunter. Er kniete neben der Verandatreppe nieder, zielte auf die westlichste Hütte und feuerte drei Schüsse durch das Fenster. Aus der Hütte waren Schreie zu hören. Die Lichter verloschen. Dominic rannte wieder ins Haus, verschloss die Tür, wandte sich nach rechts und öffnete eines der Fenster. Dieses Mal feuerte er vier Schüsse in die östlichste Hütte, dann noch fünf weitere Schüsse in die Tür. Das Magazin der Pistole glitt aus dem Griffstück zu Boden. Dominic ließ die Waffe fallen, sprintete wieder nach oben. Brian war inzwischen aufgestanden und lehnte sich schwer gegen den Schreibtisch.

»Bei mir okay so weit. Die Blutung wird schwächer. Hast du einen Plan?«

»Ja.« Dominic hob die CD-ROM vom Boden auf, schob sie in seinen Rucksack, beugte sich zum Computer und riss den Flashdrive aus dem USB-Port. »Die Veranda ist genau unter uns. Sobald sie anrücken, steigst du durchs Fenster. Lege dich flach auf das Dach. Wenn du hörst, dass hier drin was abgeht, steigst du runter und läufst zur Scheune. Wenn du dann noch weiterkannst, lauf zum Auto. Wir treffen uns unterwegs. Gib mir deine Waffe.«

»Dom …«

»Halt die Klappe und gib mir die Waffe. Kannst du deinen Rucksack tragen?« Brian nickte. Dominic half ihm, die Gurte umzulegen. »Du siehst grün aus, Bruder. Bist du dir sicher, dass du dich bewegen kannst?«

»Soll ich hierbleiben?«

»Nein«, sagte Dominic knapp. »Stell dich ans Fenster, und schau, was passiert.«

»Okay.«

Dominic legte beide Brownings auf den Schreibtisch und schaute sich schnell im Büro um. Dann packte er Almasis Schreibtischstuhl und schob ihn zur Tür, ebenso einen kleinen Beistelltisch. Beides schob er auf den Flur und stieß sie die Treppe hinunter. Sie polterten bis ins Erdgeschoss und landeten krachend aufeinander. »Wie steht's draußen?«, rief er.

»Noch nichts los«, berichtete Brian. »Halt, warte - einer kommt raus, läuft westlich zum Haus. Hat eine AK.«

Dominic lief in das nächstgelegene Gästezimmer, packte einen Nachttisch, eine Stehlampe und einen Stuhl und warf alles die Treppe hinunter.

»Was zum Teufel machst du eigentlich, Dom?«

»Baue eine kleine Barrikade.«

Auch aus einem weiteren Schlafzimmer holte er ein

paar kleine Möbelstücke und warf sie hinunter, dann kehrte er ins Büro zurück, legte den Rucksack an, griff nach den Brownings und schraubte die Schalldämpfer ab. Beide Waffen steckte er in den Gürtel.

Vom Fenster berichtete Brian: »Geh schon, Cowboy. Die anderen drei sind eben aus den Hütten gekommen … Zwei laufen zur Veranda, einer läuft zur Rückseite. Der erste Mann kommt jetzt um die östliche Seite. Übrigens — ich habe noch eine kleine Überraschung entdeckt.« Er deutete in eine Ecke, in der eine Pumpgun lehnte. »Eine 12 x 76 Mossberg 835. Sechs Patronen geladen.«

Dominic trat ans Fenster und öffnete es leise. Er half Brian auf das Dach hinaus und hielt ihn fest, bis er flach auf den Ziegeln lag. »Ich warte, bis alle im Haus sind. Dann schreie ich nach mehr Munition. Sobald du das hörst, kletterst du runter. Wie lange brauchst du etwa?«

»Zwei Minuten.«

»Ich folge dir dann sofort. Wir müssen verhindern, dass sie uns verfolgen.«

Dominic schloss das Fenster, holte die Pumpgun aus der Ecke und lief auf den Flur hinaus. Von der Westseite kam das Geräusch von splitterndem Glas. Unten in der Eingangshalle wurde an die Haustür gehämmert. Dann noch einmal und ein drittes Mal.

Am Türrahmen krachte es, dann bog er sich nach innen. Dominic lud die Pumpgun durch, warf sich hinter dem Geländer auf den Boden und schob den Lauf der Waffe zwischen den Geländerstäben hindurch. Vom Wohnzimmer hörte er, wie ein Stuhlbein über die Holzdielen scharrte. Ein Kopf erschien kurz an der Türecke, wurde wieder zurückgezogen, erschien wieder. Dominic blieb unbeweglich liegen und hielt den Atem an. ***Komm schon raus, Arschloch.*** Das Hämmern an der Haustür wurde lauter, dringlicher. Der Mann im Wohnzimmer trat um die Ecke, dann einen Schritt zur Seite, ließ die AK 47 suchend über das Geländer der Empore schweifen. Er ging um einen der unten liegenden Nachttische herum und zur Haustür. Dann nahm er die linke Hand von der AK 47 und streckte sie nach dem Türknauf aus.

Dominic zielte erneut, richtete das Korn direkt auf die Brust des Mannes und feuerte. Der Mann wurde zurückgeschleudert, fiel gegen die Tür und brach zusammen. Draußen polterten Stiefel über die Veranda - jemand rannte davon. Ein paar Augenblicke später hörte Dominic erneut Glas splittern. ***Einer ausgeschaltet, drei übrig,*** dachte er. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er rannte wieder zum Büro hinauf, öffnete das Fenster und reichte Brian eine der Brownings. »Falls sie aufs

Dach steigen«, sagte er, schloss das Fenster wieder und kehrte in den Flur zurück.

Unten bewegte sich immer noch nichts. Eine volle Minute verging, dann hörte Dominic irgendwo rechts ein Flüstern. Links erschien eine Hand um eine Ecke und warf etwas auf die Galerie. ***Granate,*** schoss es Dominic durch den Kopf, noch während sie über das Geländer flog und über den Holzboden kollerte. Der Form nach konnte es keine Handgranate sein, sondern eher eine Blendgranate. Offenbar wollten sie nicht riskieren, dass Almasi umkam. ***Zu spät, Jungs.*** Dominic rollte sich seitlich durch die Bürotür, presste sich beide Hände über die Ohren und kniff die Augen fest zu. Ein ohrenbetäubender Knall; ein grellweißer Blitz drang durch seine Augenlider. Er spürte, dass der Boden heftig bebte. Schnell rollte er sich wieder auf den Bauch und durch die Tür. Links stürmte eine Gestalt schießend die Treppe hinauf. Kugeln schlugen in die Wand. Der Mann erreichte den obersten Treppenabsatz und kauerte sich hinter einem der Eckpfosten des Geländers nieder. Dominic zog die Browning aus dem Gürtel, zielte und feuerte. Das Geschoss durchschlug das hinter dem Pfosten vorragende Knie des Angreifers. Der Mann brüllte und fiel rückwärts die Treppe hinunter. Dominic griff wieder nach der Flinte, sprang auf und stürmte

zum anderen Ende der Galerie. Er feuerte sofort, als sich ein Kopf um die Wohnzimmerecke schob. Vorbei. Er pumpte eine weitere Patrone aus dem Röhrenmagazin in den Lauf, drehte sich nach rechts und feuerte aus der Hüfte. Er erwischte den die Treppe hinunterpolternden Mann mitten in der Brust. Der Mann blieb auf dem Boden im Erdgeschoss liegen und bewegte sich nicht mehr. Dominic wirbelte nach links durch eine der Schlafzimmertüren, warf sich auf den Bauch und brüllte: »Fast keine Munition mehr! Wirf mir was rüber!«

Dann sah er auf die Uhr. Zwei Minuten. Er überprüfte seine Munition. Fast zwei volle Magazine für die Browning und noch vier Patronen in der Flinte. Er rollte sich nach links, sprang auf und spähte um die Ecke. Unten in der Vorhalle war niemand zu sehen. Dominic trat einen Schritt weiter vor, hielt sich aber hinter einem der Geländerpfosten. Er ließ den Blick noch einmal ringsum schweifen, dann wirbelte er herum und sprintete die Galerie entlang. Kugeln durchsiebten die Wand hinter ihm. Er rannte gebückt weiter, legte die letzten drei Meter zurück und hechtete durch Almasis Schlafzimmertür.

»Wo bleibt die verdammte Munition?«, brüllte er.

Er zählte auf zehn, trat wieder heraus, feuerte

zweimal in die Eingangshalle hinunter und schloss die Bürotür. Dann zog er sich wieder in Almasis Schlafzimmer zurück, wobei er die Tür so laut zuschlug, dass es unten nicht überhört werden konnte. Wenn sie die Treppe hochkamen, würden sie sämtliche Gästezimmer und das Büro überprüfen müssen; Almasis Schlafzimmer würden sie zuletzt durchsuchen. Die Frage war nur: Wie lange würden sie dafür brauchen? Und wann würde einer auf die Idee kommen, nach draußen zu gehen und den Fluchtweg durch die Fenster abzuschneiden?

Er schloss die Tür ab und presste das Ohr an das Holz. Eine Minute verging, dann noch eine. Schließlich hörte er von unten das Geräusch von Möbeln, die über die Fliesen geschoben wurden. Dann knarrte eine der Treppenstufen. Dominic kroch ans Fenster, öffnete es und kletterte auf das Dach hinaus. Das Fenster ließ er offen stehen. Er blickte sich um, sah jedoch niemanden. Gebückt lief er zur Dachkante - etwas mehr als drei Meter bis zum Boden. Er schob die Flinte zwischen dem Rucksackgurt und seinem Schulterblatt hindurch, rollte sich auf den Bauch und glitt vorsichtig, die Beine zuerst, über die Kante nach unten. Als er ausgestreckt an der Dachkante hing, ließ er los. Sobald seine Füße auf dem Boden aufkamen, ging er in die Knie und rollte sich seitwärts ab. Sofort kam

er wieder auf die Beine, sprintete um das Haus zur Ostseite, stieg auf die Veranda und entdeckte dort das eingeschlagene Fenster. Vorsichtig stieg er hindurch, schlich durch das Wohnzimmer zur Vorhalle und spähte um die Ecke. Auf der Galerie war nur eine Gestalt zu sehen, die mit dem Rücken zu Dominic auf der Schwelle zum zweiten Gästezimmer stand. Dominic trat vor, ging vorsichtig um die verstreut liegenden Möbelstücke herum, zielte sorgfältig und jagte dem Mann eine Kugel in den Hinterkopf. Noch während der Mann zusammenbrach, duckte sich Dominic unter die Treppe, steckte die Browning weg und zog die Flinte hervor.

Auf der Galerie waren schnelle Schritte zu hören, die plötzlich abbrachen. Dann schien jemand vorsichtig weiterzuschleichen. Krachend zersplitterte Holz, als eine Tür aufgestoßen wurde. Bürotür, dachte Dominic. Dreißig Sekunden vergingen. Schritte kamen aus dem Büro, hielten inne. Die Tür des Hauptschlafzimmers wurde eingetreten.

Schau zum Fenster, Blödmann!

Weitere dreißig Sekunden vergingen.

»Yebnen kelp!«, bellte eine Stimme.

Dominics Arabisch war nur mittelmäßig, aber schon vom Ton her wusste er, dass das ein Fluch

gewesen war, so was wie »Hundesohn!«.

Nun donnerten die Schritte über die Empore, die Treppe hinunter, über die Fliesen der Eingangshalle. Dominic hörte, dass ein Türschloss geöffnet wurde. Er trat gebückt zwei Schritte vor, hob die Flinte und schoss dem Mann von hinten in die Beine. Der Einschlag war so stark, dass der Mann gegen die Tür geworfen wurde. Die AK 47 klapperte über die Fliesen, während der Mann seitwärts fiel. Dominic richtete sich auf und warf die Flinte weg. Er zog die Browning, ging zu dem Mann hinüber, der sich stöhnend auf dem Boden wand. Als er Dominic sah, hob er flehend die Hände. »Bitte ...«

»Zu spät.«

Dominic schoss ihm eine Kugel in die Stirn.

Er fand Brian hinter der Scheune. Sein Bruder saß auf dem Boden, den Rücken gegen die Scheunenwand gelehnt. Als er Dominic sah, hob er grüßend die Hand. »Alle erwischt?«

»Bis zum letzten Mann. Wie steht's bei dir?«

Brian schüttelte unsicher den Kopf. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen; es glänzte schweißnass. »Muss etwas beichten.«

»Was?«

»Kugel ging glatt zwischen den Rippen durch.

Steckt in meiner Leber, Dom.«

»Großer Gott, bist du dir sicher?« Dominic wollte Brians Hemd öffnen, aber sein Bruder wehrte ihn ab. »Das Blut ist sehr dunkel, fast schwarz. Hohlspitz hat wahrscheinlich meine Leber zerfetzt. Und ich hab fast kein Gefühl mehr in den Beinen.«

»Ich bringe dich ins Krankenhaus.«

»Nein - zu viele Fragen.«

»Klappe. Nach Zuwarah sind es fünfzehn Kilometer.«

Dominic kniete nieder, packte Brians Arm und hob seinen Bruder auf die Schultern. Mühsam kam er wieder auf die Beine und richtete sich auf. »Geht's so?«

»Ja«, stieß Brian hervor.

Er brauchte zehn Minuten, um Brian den Hügel hinaufzuschaffen, und weitere zehn, bis er den Abhang auf der anderen Seite hinter sich hatte. Als er die ebene Sohle der Kiesgrube erreicht hatte, joggte er auf den Opel zu. »Bist du noch da?«, fragte er. »Hm.«

Neben dem Opel angekommen, ließ er sich auf ein Knie fallen und bettete Brian auf den Boden. »Was ist passiert?«, rief Bari vom Rücksitz.

»Er wurde angeschossen. Gibt es in Zuwarah ein Krankenhaus?«

»Ja.«

Dominic öffnete die Hintertür und durchtrennte Baris Fesseln mit seinem Taschenmesser. Zusammen hoben sie Brian auf den Rücksitz.

»Du weißt, wo es ist?«, fragte Dominic, und Bari nickte. »Dann fährst du. Wenn du uns austricksen willst, blase ich dir das Hirn aus dem Schädel. Klar?«

»Ja.«

Bari setzte sich hinter das Steuer und ließ den Motor an. Dominic setzte sich auf den Rücksitz neben Brian. »Fahr los, schnell!«

Ihr Ziel lag nicht direkt in Sao Paulo, sondern 130 Kilometer weiter nördlich der Stadt, mitten im Zentrum der buchstäblich explodierenden Petro-Wirtschaft Brasiliens. Die Paulinia REPLAN war die größte Raffinerie Brasiliens. Sie produzierte 400000 Barrel Öl pro Tag, also rund 64 Millionen Liter. Die Menge reichte aus, wie Shasif Hadi kürzlich irgendwo gelesen hatte, um mindestens dreißig Schwimmbecken von olympischer Wettkampfgröße zu füllen. Und natürlich würde es keine leichte Aufgabe sein, eine Anlage dieser Größe zu zerstören, das hatte ihm Ibrahim schon bei ihrer ersten Besprechung klargemacht. Sie mussten mit einer Fülle

von Ungewissheiten rechnen, von den Sicherheitsvorkehrungen in der Anlage ganz zu schweigen. In das Gelände zu kommen würde zwar kein Problem sein (der höchste Zaun war grade mal knapp über drei Meter hoch), aber selbst auf dem Gelände konnten sie wenig bewirken. Mit Sprengladungen konnte man zwar ein paar Lagertanks in die Luft jagen, aber sie standen zu weit voneinander entfernt, um einen Dominoeffekt auszulösen. Nahezu unzerstörbar waren die unzähligen Kontrollventile (offiziell als ESDs - Notabschaltungen - bekannt), die den Strom der chemischen Substanzen in das Labyrinth der turmhohen Destillations- und Rektifikationskolonnen, der Anlagen für die Vakuumdestillation und schließlich in die Misch- und Lagertanks steuerten. Die alten Ventile waren erst vor Kurzem durch das Neles-ValvGuard-System ersetzt worden, das wiederum vom Kontrollzentrum der Raffinerie überwacht wurde. Auf früheren Erkundungsgängen hatten sie herausgefunden, dass sich das Kontrollzentrum unter der Erde befand und schwer befestigt und gesichert war. Shasif hatte zwar die meisten dieser Einzelheiten nicht genau verstanden, aber Ibrahims Argument war klar gewesen: Die Chance, innerhalb der Paulinia REPLAN ein Leck von katastrophalem Ausmaß

herbeiführen zu können, war verschwindend gering. Über dieses eine Wort - ***innerhalb*** — grübelte Shasif immer wieder nach. Das war doch ein entscheidender Aspekt? Es gab schließlich noch andere Möglichkeiten, den Dominoeffekt von Tank zu Tank auszulösen.

wie geplant, waren sie alle in verschiedenen Hotels abgestiegen und fuhren eigene Leihwagen. Zum Treffen fuhren sie zu verschiedenen Zeiten am Vormittag ab, nahmen die Autobahn SP-348 von Sáo Paulo nach Norden bis nach Campinas, das dreißig Kilometer südlich der Paulinia-Raffinerie lag. Um die Mittagszeit trafen sie sich in einem Restaurant namens ***Fazendáo Grill.*** Shasif traf als Letzter ein. Er entdeckte Ibrahim, Fa'ad und Ahmed an einem Ecktisch und ging schnell zu ihnen hinüber.

»Wie war die Fahrt?«, erkundigte sich Ibrahim. »Ohne Zwischenfälle. Und bei euch?«

»Ebenfalls.«

»Schön, euch alle wiederzusehen«, sagte Shasif. Er blickte sich am Tisch um, und die anderen nickten ihm zu.

Sie waren nun seit fünf Tagen im Land. Jeder hatte in Sáo Paulo ganz bestimmte Aufgaben zu erledigen. Der Sprengstoff — Semtex H aus tschechischer Produktion — war durch kommerzielle

Kurierdienste in kleinen Portionen von jeweils ungefähr fünfzig Gramm ins Land gebracht worden, um die Gefahr gering zu halten, dass der Stoff entdeckt würde. Denn Semtex war zwar ein zuverlässiger Sprengstoff, hatte jedoch einen gravierenden Nachteil: Bei der Herstellung wurde ihm ein chemischer Markierungsstoff beigemischt; Polizeihunde fanden den Sprengstoff mühelos. Vor 1991 waren solche Markierungsstoffe nicht beigefügt worden, aber weil diese farblosen Substanzen eine maximale Wirkungszeit von zehn Jahren hatten, beginnt im Jahr 2000 nicht nur ein neues Jahrtausend, sondern auch eine neue Epoche bei der Verwendung von Semtex. Terroristen mussten vorher entweder ihre eigenen, nicht markierten Sprengstoffe fabrizieren oder spezielle Methoden für den Umgang mit und Gebrauch von neueren Sprengstoffen entwickeln. Die neueren Sprengstoffe waren mit einem Markierungsstoff versetzt, den man als 2,3-Dimethyl 2,3-Dinitrobutan (DMDNB) bezeichnet. Beide Stoffe verdunsten relativ langsam; für die Schnüffelnasen der Hunde sind sie fast so etwas wie Parfüm.

Für Shasif und seine Helfer war es ein glücklicher Umstand, dass sie für ihr Vorhaben nur knapp ein halbes Kilogramm Sprengstoff benötigten; die

Anlieferung in kleinsten Sendungen hatte daher nur ein paar Wochen gedauert. Diese knapp 500 Gramm Semtex hatten sie in sechs Sprengstoffpackungen aufgeteilt - fünf zu je sechzig Gramm, eines mit rund 180 Gramm.

»Ich habe gestern die letzte Erkundung der Anlage durchgeführt. Wie wir gehofft haben, sind die Umleitungsschächte und der Kanal noch nicht fertiggestellt. Wenn wir unseren Job richtig machen, werden sie also nichts tun können, um die Kettenreaktion zu stoppen.«

»Was meinst du, wie viele Liter fließen durch die Röhre?«, fragte Ahmed.

»Schwer zu sagen. Die Pipeline ist voll funktionsfähig. Bei voller Auslastung hätte sie eine Kapazität von rund 33 Millionen Liter pro Tag. Selbst wenn sie nur mit halber Kapazität arbeitet, kann ich dir versichern, dass das für unsere Zwecke mehr als ausreichend sein wird.«

»Und es gibt auch keine Änderungen in der Planung für unsere Ausschleusung?«, erkundigte sich Fa'ad.

Ibrahim starrte ihn durchdringend an und senkte die Stimme. »Keine Änderungen. Aber ihr dürft eins nicht vergessen: Wir müssen diese Sache erfolgreich durchziehen, egal ob wir überleben oder dabei sterben. Allahs Augen ruhen auf uns. Wenn Er es

will, werden wir alle oder ein paar von uns überleben. Oder eben nicht. Diese Sorge ist absolut zweitrangig - ist das klar?«

Einer nach dem anderen nickte.

Ibrahim blickte auf seine Uhr. »Noch sieben Stunden. Wir treffen uns auf den Positionen.«

Nachdem die anfängliche Begeisterung über das erste gemeinsame Liebeswochenende und der Rausch nach dem Sex abgeflaut waren, begann sie ein wenig zu schmollen und sich von ihm zurückzuziehen. Sie setzte sich ans Fenster und starrte hinaus, lehnte seinen Vorschlag ab, noch auszugehen, und formte genau den richtigen Schmollmund ...

Nach einer halben Stunde fragte Steve: »Was ist los?«

»Nichts«, gab Allison zurück.

»Doch, du hast was, ich sehe es in deinem Gesicht. Und an deinem Mund ...« Er setzte sich neben ihr auf das Bett. »Sag's mir.«

»Ach, es ist zu dumm. Wirklich nichts.«

»Allison, bitte. Habe ich etwas falsch gemacht?«

Auf diese Frage hatte sie nur gewartet. Steve, das Weichei. Ein Jammerlappen, ständig besorgt, dass er sie verlieren könnte. »Du lachst mich bestimmt nicht aus?«

»Versprochen.«

»Ich habe gestern mit meiner Schwester geredet. Sie hat mir von einer Dokumentation erzählt, irgendwo im Discovery Channel oder National Geographie, ich weiß nicht genau. Es ging dabei um irgendwelche geologischen Faktoren von …«

»… von der Anlage, in der ich arbeite? Allison, ich habe dir doch schon erzählt …«

»Du hast versprochen, dass du mich nicht auslachst.«

»Ich lache doch gar nicht. Okay, sprich weiter.«

»Sie sagte, ein paar Wissenschafter seien gegen die ganze Anlage. Und es gebe immer wieder Proteste. Und Gerichtsprozesse, weil sie versuchen, die Anlage dichtzumachen. Sie hätten Erdbebenverwerfungen rings um die ganze Anlage gefunden. Und außerdem redeten sie viel über das Grundwasser und was passieren würde, wenn es ein Leck gäbe.«

»Es wird keine Lecks geben.«

»Aber was passiert, wenn es doch eines gibt?«, fragte Allison beharrlich.

»Das kleinste Leck würde sofort entdeckt. Überall sind Sensoren eingebaut. Außerdem liegt der Grundwasserspiegel gut dreihundert Meter tiefer.«

»Aber die Erde - ist sie weich oder was? Durchlässig?«

»Ja, aber die Lagerstätte ist ein verzweigtes System, eine Ebene über der anderen, und der ganze Müll wird sowieso in speziellen Behältern versiegelt. Diese Dinger solltest du mal sehen, sie sind …«

»Ich mache mir Sorgen um dich. Was ist, wenn doch etwas passiert?«

»Es wird nichts passieren.«

»Kannst du dir nicht eine andere Stelle suchen? Wenn du und ich - ich meine, wenn wir weiter zusammen … Ich hätte dauernd Angst um dich …«

»Hör mir zu. Im Augenblick ist die Anlage noch nicht mal in Betrieb. Wir haben gerade erst mit den Trockenübungen für die Anlieferung begonnen.«

»Mit was?«

»Eine Simulation. Eben eine Trockenübung. Ein Truck fährt vor, wir laden den Transportbehälter ab. Und dann läuft das Verfahren wie bei einer echten Anlieferung ab. Alles wird überprüft, um sicherzustellen, dass alles genau so funktioniert wie geplant.«

Allison seufzte tief und verschränkte die Arme.

Steve fuhr fort: »He, ich werde schon nicht sterben! Ich meine, ich freue mich natürlich, dass du dich um mich sorgst, aber es gibt eigentlich keinen Grund dafür.«

»Wirklich nicht? Dann schau dir doch das mal an.« Allison ging zum Nachttisch und holte ihre

Handtasche. Sie wühlte ein wenig herum, zog schließlich ein gefaltetes Blatt Papier heraus und gab es ihm.

Die einfache Grafik war bereits einigermaßen detailliert. Sie zeigte den Hauptschacht der Anlage, zwei Unterschächte und weit darunter, durch Schichten von braunem und grauem »Wirtsgestein« hindurch, einen blauen horizontalen Streifen, der mit »Grundwasserspiegel« beschriftet war.

»Woher hast du das?«, fragte Steve. »Ich hab es gegoogelt.«

»Ally, die Anlage ist viel, viel komplizierter, als es auf diesem … Comic dargestellt wird.«

»Das weiß ich. Ich bin schließlich nicht blöd!« Sie sprang auf, ging zur Balkontür und starrte hinaus.

»Das habe ich auch nicht sagen wollen«, sagte Steve. »Ich weiß doch, dass du sehr intelligent bist.«

»Also hat Jan unrecht? Willst du mir wirklich weismachen, dass sich in deinem ganzen Laden niemand wegen dieses Zeugs Sorgen macht?«

»Natürlich machen wir uns Sorgen. Es ist schließlich eine ziemlich schwierige Angelegenheit, das wissen wir alle. Aber das DOE hat …«

»Das was?«

»Das Energieministerium. Es hat jahrelang Forschungen durchführen lassen und zig Millionen allein für Machbarkeitsstudien ausgegeben.«

»Aber in der Dokumentation - war ständig die Rede von diesen Brüchen und Verwerfungen im Gestein. Das seien die Schwachpunkte, hieß es.«

Steve zögerte. »Ally, ich darf darüber nicht reden ...«

»Prima, vergessen wir's! Und ich höre einfach auf, mir Sorgen zu machen! Wie war's damit?«

Allison spürte förmlich, wie er dastand und ihren Hinterkopf anstarrte. Bestimmt hatte er jetzt wieder diesen Ausdruck im Gesicht, wie ein kleiner Hund, der ausgeschimpft wurde, und hatte die Hände tief in die Jeanstaschen gerammt. Sie ließ das Schweigen einfach zwischen ihnen hängen. Nach einer halben Minute sagte er zögernd: »Okay, wenn es so wichtig für dich ist...«

»Es geht nicht darum, ob etwas wichtig für mich ist! Es geht um dich!«

Sie drehte sich zu ihm um, die Arme immer noch verschränkt. Sie schaffte es sogar, ein paar Tränen hervorzupressen. Er streckte die Hand nach ihr aus. »Komm her.«

»Warum?«

»Komm einfach her.«

Sie ging zu ihm, zu seiner ausgestreckten Hand. »Aber sage es keinem Menschen weiter«, flehte er, »dass ich dir davon erzählt habe, okay? Das würde mich sofort in den Knast bringen.«

Sie lächelte und wischte sich eine Träne von der Wange. »Versprochen.«

Das Panamax-Containerschiff ***Losan*** war noch drei Tage von seinem Zielhafen entfernt. Hinter der ***Losan*** lag eine Atlantiküberquerung durch ruhiges Wasser und unter klarem Himmel. Ihr Kapitän war ein 47 Jahre alter Deutscher namens Hans Groder, der die ***Losan*** nun schon seit acht Jahren befehligte und dabei an zehn von zwölf Monaten im Jahr auf See war. Sein Zeitplan war härter als in seinem früheren Job als Kapitän eines Einsatzgruppenversorgers Typ Berlin 702 der deutschen Marine, aber auf der ***Losan*** wurde er besser bezahlt und hatte viel weniger Stress. Und was noch besser war: Die ***Losan*** war ein Hochseeschiff, für Groder eine nette Abwechslung gegenüber den 22 Jahren, die er damit verbracht hatte, in den labyrinthischen Gewässern um Eckernförde und vor den Marinestützpunkten in der Kieler Bucht herumzugurken. Machte doch viel mehr Spaß, den Bug einfach in den Atlantik zu richten und mit mehreren Hundert oder Tausend Metern Wasser unter dem Kiel loszudampfen und auf dem Radarschirm tagelang nicht den kleinsten Punkt zu sehen. Aber natürlich gönnte sich Groder auch manchmal jene gewisse Melancholie, die alle

Seefahrer und Soldaten überkam, wenn sie ihre Zeit beim Militär hinter sich hatten. Generell jedoch genoss er sein jetziges Leben und die Selbstständigkeit, die es ihm brachte. Er hatte nur einen einzigen Mann über sich, den Eigner, und nicht eine ganze Kette von Offizieren in gestärkten Hemden, die keinen Achterknoten von einem Palstek unterscheiden konnten.

Groder schlenderte über die Brücke und blickte auf den Radarschirm. Kein anderes Schiff im Umkreis von dreißig Kilometern. Das Radargerät der ***Losan*** war nicht gerade das stärkste der Welt, reichte aber für ihre Zwecke vollkommen aus. Für einen aufmerksamen Kapitän und seine Crew boten dreißig Kilometer genug Zeit, um den Kurs anzupassen und etwaigem Gegenverkehr weiträumig auszuweichen. Groder trat ans Fenster und ließ den Blick über das Vordeck schweifen, wobei er automatisch auch die Großcontainer musterte. Während der Fahrt hatten sie leichte Verschiebungen der Container bemerkt, die meisten waren diesen verdammten Propangastanks zu verdanken gewesen. Immer vier waren in einem Container verpackt worden, wo sie auch sehr gut vertäut waren, aber sie waren eben nicht so transportfreundlich geformt wie Kisten oder Paletten. Aber es hätte auch schlimmer kommen

können, das war Groder vollkommen klar. Wenigstens waren die verdammten Dinger leer.

Wenn Gerry Hendley später über den Ablauf der Aktion nachdachte, kam es ihm so vor, als wäre das die größte Schwierigkeit gewesen: einen abgeschirmten Ort zu finden, um sie nach Hause zu bringen - vom eigentlichen Ereignis abgesehen, das dem vorausgegangen war. Expräsident Ryan hatte schließlich eingegriffen und den CSAF, den Stabschef der Air Force, angerufen, der wiederum den Kommandanten des 316. Geschwaders anrief, das auf der Andrews Air Force Base stationiert war.

Sie fuhren in zwei schwarzen Chevy Tahoe vor - im ersten Auto saßen Hendley, Jerry Rounds, Tom Davis, Rick Bell, Pete Alexander und Sam Granger; Clark, Chavez und Jack Ryan jr. folgten im zweiten. Die beiden Fahrzeuge bogen nach links in die C-Street ab und hielten vor einem Hangar am Rand des Asphalts an. Expräsident Ryan kam fünf Minuten später in einem Zivilfahrzeug, begleitet von seiner Leibwache in zwei Suburbans.

Die Gulfstream V landete elf Minuten später, eine Verspätung von drei Minuten, und rollte etwa fünfzig Meter entfernt aus. Die Motoren kamen zum Stillstand, eine Treppe wurde zum Flugzeug gerollt

und an der Haupttür des Flugzeugs eingerastet.

Jack Ryan jr. stieg aus dem Tahoe aus; Clark und Chavez folgten ihm, blieben aber ein paar Schritte hinter ihm stehen.

Die Tür der Gulfstream wurde geöffnet. Dreißig Sekunden später erschien Dominic Caruso, blinzelte im hellen Tageslicht und stieg die Treppe hinunter. Sein Gesicht wirkte angespannt und erschöpft; die Bartstoppeln verrieten, dass er sich seit fünf Tagen nicht mehr rasiert hatte. Jack ging ihm entgegen; sie umarmten sich.

»Es tut mir so leid, Mann«, flüsterte Jack.

Dominic gab zunächst keine Antwort, beendete die Umarmung und nickte. »Ja«, brachte er schließlich hervor.

»Wo ist er?«

»Im Laderaum. Sie haben mir nicht erlaubt, ihn mit in die Kabine zu nehmen.«

Bari hatte den Opel aus der Kiesgrube gesteuert und war dann so schnell, wie er ohne Scheinwerfer zu fahren wagte, zur Hauptstraße gerast. Sie erreichten sie in weniger als zehn Minuten. Brians Zustand verschlechterte sich rapide; immer wieder verlor er das Bewusstsein. Sie rasten an der Küste entlang, während Dominic seine Hand hielt und Brians Kopf auf seinem Schoß ruhen ließ. Die

andere Hand hielt er auf die Schusswunde gepresst, aus der dunkles Blut herausquoll, das Dominics Hand und Unterarm völlig bedeckte und zwischen seinen Beinen in den Sitz sickerte. Zehn Kilometer von Zuwarah entfernt begann Brian zu husten, zuerst nur leicht, dann immer heftiger in Anfällen, bei denen sich sein Körper förmlich aus dem Sitz wölbte. Dominic versuchte, ihn auf den Sitz gepresst zu halten, und flüsterte ihm immer wieder zu durchzuhalten. Nach ein paar Minuten schien sich Brian zu entspannen; sein Atem wurde ruhiger. Dann hörte er auf zu atmen. Dominic wurde das erst nach einer Weile bewusst, aber er spürte den Augenblick, jene allzu schmale Kluft zwischen Leben und Tod. Er richtete sich auf und entdeckte, dass Brians Kopf haltlos hin und her rollte, die blicklosen Augen auf das Rücksitzpolster gerichtet.

Er befahl Bari anzuhalten, zog den Zündschlüssel ab, stieg aus und ging ein paar Schritte zur Seite. Im Osten waren die ersten schwachen rosa Streifen der Morgendämmerung über dem Horizont zu erkennen. Dominic saß still am Straßenrand und schaute in den Sonnenaufgang. Alles in ihm sträubte sich dagegen, Brian anzuschauen; irgendwie hegte er die irre Hoffnung, er müsse nur zum Auto zurückgehen, wo Brian sicherlich wieder atmete und ihn mit einem dümmlichen, entschuldigenden

Grinsen begrüßen würde. Aber das geschah nicht. Nach zehn Minuten stieg er wieder ins Auto und befahl dem Libyer, von der Hauptstraße herunterzufahren und an einer Nebenstraße nach einem Versteck zu suchen. Bari kreuzte eine halbe Stunde durch die Gegend, bis er in einem schattigen Palmenhain anhielt.

Dominic rief Archie über das Mobiltelefon an; Unterstützung vom Campus würde zu lange dauern. Mit zwei kurzen Sätzen erklärte er dem Australier, was passiert war, und gab dann das Telefon an Bari weiter, der Archie den Weg zu ihrem Versteck beschrieb. Es dauerte zwei Stunden, bis Archie in einem Range Rover vorfuhr. Ohne ein Wort zog er Dominic aus dem Opel, führte ihn zum Rover und setzte ihn auf den Rücksitz. Dann holte er einen Leichensack aus dem Kofferraum und ging zum Opel zurück. Mit Baris Hilfe legten sie Brians Leiche in den Sack und trugen ihn zum Kofferraum des Rover. Danach räumte Archie den Opel vollständig aus und warf ihre Ausrüstung und alle Waffen in den Kofferraum. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass er nichts vergessen hatte, übergoss er die Sitze des Opels mit fünf Litern Benzin, die er in einem Kanister mitgebracht hatte, und zündete ihn an.

Gegen Mittag kehrten sie nach Tripolis zurück. Ar-

chie fuhr am Konsulat vorbei zu einem Haus hinter der Bassel el Asad in der Nähe des Stadions. Dominic vermutete, dass es sich um ein sicheres Haus handelte. Bari wurde an Händen und Füßen gefesselt und im Bad eingesperrt. Archie schaltete den Zerhacker des Festnetztelefons ein und ließ Dominic allein, damit er zu Hause anrufen konnte.

»Wer weiß sonst noch davon?«, fragte Dominic jetzt seinen Cousin.

»Niemand«, antwortete Jack. »Nur die, die hier sind. Ich dachte, du willst das selbst bestimmen. Es sei denn, du willst, dass ich …«

»Nein.«

»Willst du nach Hause?«, fragte Jack.

»Nein. Wir haben einige Sachen mitgebracht. Das wollt ihr bestimmt sehen. Fahren wir ins Büro. Hendley oder sonst jemand muss sich mit Archie in Tripolis in Verbindung setzen. Wenn wir Bari hierherholen wollen, müssen wir …«

»Dom, darum musst du dich jetzt nicht kümmern. Wir machen das.«

Expräsident Ryan kam herbei und umarmte Dominic. »Zu sagen, wie leid es mir tut, bringt nicht mal annähernd zum Ausdruck, was ich empfinde.«

Dominic nickte. Dann wandte er sich wieder an Jack. »Komm, gehen wir.«

»In Ordnung.«

Jack drehte sich um und gab Clark und Chavez ein Zeichen. Sie begleiteten Dominic zum zweiten Tahoe. Jack fragte seinen Vater: »Kannst du mich mitnehmen?«

»Natürlich.«

Jack nickte Hendley zu und folgte seinem Vater zum Auto.

Sie fuhren schweigend bis zum Haupttor. Plötzlich sagte Ryan sr.: »Das Schlimmste ist, dass wir wahrscheinlich nie erfahren werden, was wirklich geschehen ist. So sehr ich es auch möchte, ich werde Gerry nicht danach fragen.«

»Dann frag doch mich«, sagte Jack einfach. »Was?«

»Sie waren in Tripolis, Dad, und auf der Jagd.«

»Wovon redest du da? Woher weißt du so was?«

»Was glaubst du wohl, woher?«

Ryan sr. antwortete nicht sofort, sondern starrte seinen Sohn eine Weile wortlos an. »Das ist nicht wirklich dein Ernst, nicht wahr?«

»Doch.«

»Großer Gott, Jack.«

»Du hast mir immer gesagt, ich müsse meinen eigenen Weg im Leben gehen. Und genau das tue ich.«

»Seit wann?«

»Seit eineinhalb Jahren. Ich habe zwei und zwei zusammengezählt; irgendwann kam ich darauf, dass hinter Gerrys Laden mehr steckte, als man von außen erkennen konnte. Ich ging einfach zu ihm und redete mit ihm. Hab ihn praktisch überredet, mir einen Job zu geben, denke ich.«

»Und was machst du?«

»Größtenteils Analyse.«

»>Größtenteils?< Was heißt das?« Die Stimme des Vaters klang jetzt schärfer.

»Ich habe auch ein wenig Feldarbeit gemacht. Nicht viel, aber genug, um Geschmack daran zu finden.«

»Kommt nicht infrage, Jack. Ich werde dir nicht erlauben …«

»Das wirst nicht du entscheiden.«

»Aber sicher werde ich das. Der Campus war ***meine*** Idee. Ich bin zu Gerry gegangen und …«

»Und jetzt ist es ***sein*** Laden, okay? Ich bin halbwegs clever genug, Dad. Ich brauche dich nicht als Aufpasser. Wir haben dort schon ziemlich gute Arbeit gemacht. Die Art von Arbeit, die du früher gemacht hast. Wenn das damals für dich gut genug war, warum gilt das nicht für mich?«

»Weil du mein Sohn bist, verdammt noch mal!« Jack schenkte seinem Vater ein schiefes Grinsen.

»Dann liegt es vielleicht im Blut.«

»Unsinn!«

»Hör mir zu - ich habe es zuerst in der Finanzwelt probiert. Das war ganz okay, aber es dauerte nicht lange, bis ich merkte, dass ich das nicht für den Rest meines Lebens machen will. Ich möchte etwas tun. Etwas bewirken, meinem Land dienen.«

»Dann solltest du vielleicht in einer Sonntagsschule unterrichten.«

»Steht als Nächstes auf meiner Traumjobliste.«

Ryan sr. seufzte. »Du bist kein Kind mehr, denke ich.«

»Genau.«

»Aber das heißt nicht, dass mir die Sache gefällt. Wird sie wahrscheinlich auch nie, aber das ist dann vermutlich mein Problem. Aber deine Mutter ... Das dürfte ziemlich schwierig werden.«

»Ich rede mit ihr.«

»Nein, das tust du nicht. Das mache ich, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

»Ich mag sie nicht anlügen.« Ryan sr. öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber Jack fügte schnell hinzu: »Und ich habe euch beide überhaupt nicht gern angelogen. Verdammt, wenn John nicht gewesen wäre, hätte ich euch vielleicht nie davon erzählt.«

»John Clark?«

Jack nickte. »Er war de facto mein Trainer. Er und Ding.«

»Niemand kennt sich mit diesem Job besser aus als diese beiden.«

»Du kannst also damit leben?«

»So lala. Ich verrate dir mal ein Geheimnis, Jack: Je älter man wird, desto weniger mag man Veränderungen. Letzte Woche warf Starbucks meine Lieblingsröstmischung aus dem Kaffeesortiment. Ich war tagelang sauer.«

Jack lachte. »Ich stehe eher auf Dunkin' Donuts.«

»Auch gut. Du bist vorsichtig, okay?«

»Bei der Wahl meiner Kaffeesorte? Ja, sicher …«

»Spiel nicht den Klugscheißer.«

»Ja, ich bin vorsichtig.«

»Und woran arbeitest du gerade?«

Jack lächelte ihn an. »Sorry, Dad, dein Vorrecht, über alles informiert zu werden, ist vor drei Jahren abgelaufen. Wenn du die Wahl gewinnst, berichte ich dir alles.«

Ryan sr. schüttelte den Kopf. »Ihr verdammten Schlapphüte.«

Trank Weaver hatte vier Jahre in der Army gedient und war daher bestens vertraut mit der nervtötenden Art und Weise, mit der die Regierung allzu oft ihre Angelegenheiten regelte. Allerdings hatte er geglaubt, er hätte das alles nach seiner

ehrenvollen Entlassung hinter sich gelassen. Danach hatte er sich zum Trucker ausbilden lassen und übte den Beruf nun schon seit zehn Jahren aus - Güterfernverkehr von einer Küste zur anderen. Manchmal nahm er seine Frau mit, aber meistens fraß er die Meilen allein und hielt sich mit alter Rockmusik munter. ***Gott liebt XM Satellite Radio,*** dachte er, und Gott sei Dank erlaubte ihm die Regierung, XM auch im neuen Job zu hören.

Der Gedanke, wieder für den Staat zu arbeiten, hatte ihm anfangs nicht sonderlich gefallen, aber der Lohn war zu gut gewesen, um den Job einfach abzulehnen, vor allem, wenn man die Gefahrenzulagen und so weiter einrechnete. Das hatten sie zwar nicht so genannt, aber im Grunde war es das. Er hatte ein spezielles Ausbildungsprogramm absolvieren müssen und war vom FBI durchleuchtet worden, aber er hatte nichts zu verbergen und war außerdem ein verdammt guter Fahrer. Eigentlich war nichts Besonderes an dem, was sie von ihm verlangten - von der Fracht mal abgesehen, aber er musste das Zeug ja weder anfassen noch fressen. Er musste nur einfach vorfahren. Andere Leute würden es auf seinen Truck laden, und er musste es sicher an den Bestimmungsort bringen, wo es dann wieder von anderen Leuten abgeladen werden würde. Die

meiste Zeit hatten sie ihn für Notsituationen gedrillt, etwa für den Fall, dass jemand die Ladung hijacken wollte, oder was er zu tun habe, wenn er in einen Unfall verwickelt würde oder wenn ein Ufo herabschwebte und ihn aus der Fahrerkabine beamte … Die Ausbilder vom Energieministerium und von der Nuclear Regulatory Commission hatten solche »Was-tun-wenn«-Szenarien für jeden Zwischenfall parat, den sich Weaver vorstellen konnte, und außerdem noch für hundert weitere, auf die er nicht mal im Traum gekommen wäre. Außerdem würde er diese Strecke niemals allein fahren. Bisher hatten sie ihm noch nicht gesagt, ob sein Begleitschutz in Streifenwagen oder in Zivilfahrzeugen fahren würde, aber er würde jede Wette eingehen, dass die Eskorte bis an die Zähne bewaffnet sein würde.

Dieses Mal würde er keinen Wächter dabeihaben, was Weaver ein wenig überraschte. Okay, es ging nur um eine Probefahrt, und seine Pritsche würde leer bleiben, aber weil das Energieministerium sonst immer so tat, als wäre die Simulation perfekt, hatte er eigentlich mit Begleitschutz gerechnet. Aber natürlich war es auch möglich, dass sie schlicht logen; vielleicht hatte er eine Begleitung, sollte sie aber nicht zu sehen bekommen. An seinem Job änderte das nichts.

Weaver schaltete herunter und bremste, um den Sattelschlepper in die Zufahrtsstraße zum Atomkraftwerk Callaway zu lenken. Hundert Meter weiter vorn sah er das Wärterhaus. Er bremste, hielt an und reichte dem Wärter seine Kennkarte. Der Eingang wurde von fünf Betonpollern mit Stahlkernen blockiert.

»Bitte schalten Sie den Motor aus.«

Weaver schaltete ab.

Der Wächter betrachtete seine Kennkarte, schob sie dann in die Brusttasche seines Hemds und ließ ihn auf dem Klemmbrett unterschreiben. Weavers Pritsche mochte zwar leer sein, aber der Wärter nahm seinen Job trotzdem sehr ernst, ging vollständig um den Sattelzug herum und kontrollierte auch die Unterseite mit einem dieser Spiegel auf Rädern an einem langen Handgriff.

Dann erschien der Wärter wieder unter dem Fahrerfenster.

»Bitte steigen Sie aus.« Weaver stieg aus. Der Wärter prüfte noch einmal Weavers Kennkarte und brauchte gut und gern zehn Sekunden, bis er überzeugt war, dass Foto und Gesicht übereinstimmten. »Bitte stellen Sie sich neben das Wärterhaus.«

Weaver befolgte den Befehl; der Wärter stieg in die Truckkabine und durchsuchte sie zwei Minuten

lang, bis er endlich wieder ausstieg und Weaver die Kennkarte zurückgab.

»Dock Nummer vier. Man wird Sie einweisen. Höchstgeschwindigkeit ist zehn Meilen in der Stunde.«

»In Ordnung.«

Weaver stieg wieder in die Kabine und ließ den Motor an. Der Wärter hob ein Funkgerät an den Mund und sagte etwas. Einen Augenblick später versanken die Betonpolier im Boden. Der Wärter winkte Weaver durchzufahren.

Dock 4 war nur hundert Meter entfernt, an der Rückseite der Anlage. Auf halber Strecke stand ein Mann in Overall und mit Schutzhelm, der ihn weiterwinkte. Weaver fuhr vor und rangierte dann den Truck rückwärts an das Dock. Er schaltete den Motor aus.

Der Dock-Vorarbeiter kam zur Fahrertür. »Sie können im Aufenthaltsraum warten, wenn Sie wollen. Wir brauchen ungefähr eine Stunde.«

Tatsächlich brauchten sie fast neunzig Minuten. Im Training hatte Weaver bisher nur Fotos von dem Ding zu sehen bekommen. Er und die anderen Fahrer hatten ihm den Spitznamen »King Kongs Hantel« verpasst, aber die Leute vom Energieministerium hatten keine Mühen gescheut,

ihnen alle wichtigen Einzelheiten einzutrichtern. Offiziell wurde das Ding als »GA-4 Legal Weight Truck (LWT) Spent Fuel Cask« bezeichnet, also als Behälter, in dem unter Verwendung von Lastwagen mit bestimmtem zulässigem Gesamtgewicht ausgebrannte Brennstäbe transportiert werden konnten. Der Behälter war ein eindrucksvolles Stück Ingenieurskunst. Wieso die Fahrer auf die Idee gekommen waren, den Behälter mit einer Hantel zu vergleichen, wusste Weaver nicht, aber er nahm an, dass es vielleicht etwas mit der Widerstandsfähigkeit zu tun hatte. Den Ausbildern zufolge hatten die Konstrukteure den Behälter jeder denkbaren Zerreißprobe unterzogen, ihn aus beträchlicher Höhe fallen lassen, angezündet, beschossen und ins Wasser getaucht. Für jede Tonne Atommüll - Brennelemente entweder aus Druckwasser- oder aus Siedewasserreaktoren - wurden vier Tonnen Schutzmaterial für die Hülle des GA-4 verwendet.

Verdammt, dachte Weaver, in das Ding kam man nicht rein, und man konnte es auch nicht klauen, es sei denn, man hatte einen Truck, einen Kran oder vielleicht auch einen Schwerlast-Hubschrauber zur Verfügung. Das wäre dann so ähnlich wie die Idioten, die man manchmal im Fernsehen sah und die einen Geldautomaten mit einer Kette an ein

Auto banden, ihn aus der Verankerung rissen, wegschleppten und dann doch irgendwo liegen lassen mussten, weil sie ihn nicht knacken konnten.

»Hab noch nie einen aus der Nähe gesehen«, sagte Weaver zum Vorarbeiter.

»Sieht aus wie in einem Science-Fiction-Film, stimmt's?«

»Ja, so kommt's einem vor.«

Um den Vorschriften Genüge zu tun, gingen die beiden um die gesamte Ladepritsche herum und checkten die einzelnen Punkte, die auf ihren Formularen standen, wie vor dem Start eines Flugzeugs. Sämtliche Halteketten waren neu und in der Fabrik einer Zerreißprobe unterzogen worden, genau wie die Ratschen an den Zurrgurten und Ketten, die alle mit Zweifach-Vorhängeschlössern gesichert waren. Endlich waren sie überzeugt, dass der Behälter nicht von der Pritsche fallen konnte. Weaver und der Vorarbeiter unterschrieben die Formulare jeweils zweifach; jeder erhielt ein Exemplar.

Schließlich winkte Weaver dem Vorarbeiter zum Abschied zu und stieg in die Kabine. Er schaltete den Motor an, fuhr das GPS-Navigationssystem hoch, das auf dem Armaturenbrett befestigt war, und wählte auf dem Touchscreen-Menü seine Route aus. Das Nävi war vom Energieministerium mit

Dutzenden möglicher Fahrtrouten vorprogrammiert worden. Noch so eine Sicherheitsmaßnahme, hatte man ihm erklärt: Die Fahrer erhielten erst dann Zugriff auf die Routen, wenn sie startklar in der Einrichtung standen, von der sie ihre Ladung abholten.

Die Route erschien auf dem Bildschirm als rote Linie, die sich über eine Karte der Vereinigten Staaten erstreckte. Nicht schlecht, dachte Weaver. Die Route verlief meist auf großen Highways. Insgesamt rund 2 600 Kilometer. Vier Tage Fahrt.

»Eine E-Mail von unserem Russian Girl«, verkündete Tariq, als er mit dem Notebook in der Hand ins Wohnzimmer kam. Der Emir stand am Fenster und starrte in die Wüste hinaus. Jetzt drehte er sich interessiert um.

»Eine gute Nachricht, hoffe ich?«

»In einer Minute wissen wir mehr.« Tariq fuhr das Notebook hoch, öffnete seinen Webbrowser und rief eine Website namens storespot.com auf, einer von den Dutzenden kostenloser Online-Datenspeicher, die im Internet zur Verfügung stehen. Um einen Account zu eröffnen, benötigte man nur einen Benutzernamen, ein Passwort und eine E-Mail-Adresse, und für Letzteres gab es spezielle

Webangebote mit »Wegwerf«-Adressen, die sich selbst wieder löschten.

Tariq loggte sich ein, klickte auf drei Links und befand sich damit im Upload- und Download-Bereich des Web-Speichers. Dort wartete eine einzige Datei im Plain-Text-Format. Den aufgeführten Details zufolge war die Datei vor zwölf Minuten hochgeladen worden. Tariq öffnete die Datei, kopierte den Inhalt auf seinen Desktop und löschte die Datei aus dem Account. Dann öffnete er das Textverarbeitungsprogramm und fügte den Inhalt in eine neue Datei ein. Er brauchte zwei Minuten, um den Inhalt des Texts zu überfliegen.

»Alles drin. Alles, was wir brauchen.«

»Welcher Eingang?«

»Der Südeingang.«

Der Emir lächelte. Allah war mit ihnen. Von den beiden Eingängen wurde der Südeingang weniger intensiv genutzt als der Nordeingang, was auch weniger Sicherheitspersonal bedeutete. »Wo genau?«

»Auf der dritten Endlagerebene, fünfhundert Meter weit im Innern und dreihundert Meter unter der Oberfläche. Jenkins meint, das sei der Bereich, der den Ingenieuren das größte Kopfzerbrechen bereitet. Nächste Woche ist eine Besprechung zwischen dem Energieministerium und der NRC,

also der Nuclear Regulatory Commission, geplant, bei der es um das Auffüllen und Verschließen der gesamten Lagerebene geht, bevor sie weitere Lieferungen annehmen.«

Doch der Emir wusste, dass auch der Südeingang einen Nachteil hatte. Innerhalb von Minuten nachdem der Truck vom Highway 95 in die Zufahrtsstraße eingebogen war, würden Bewegungsmelder und Überwachungskameras vermutlich seine Durchfahrt registrieren und an das Überwachungszentrum am Haupteingang der Einrichtung melden. Und wenn das Personal feststellte, dass der Truck auf den Südeingang zufuhr, wie würde es dann reagieren? Es schien ihm eher unwahrscheinlich, dass sie sofort Alarm auslösen würden. Schließlich war diese Übungsanlieferung die erste ihrer Art. Vielmehr würde das Personal vermutlich annehmen, dass der Fahrer die falsche Abzweigung genommen hatte. Anrufe würden getätigt werden, vielleicht würde man ein Auto zum Südeingang schicken, um den verirrten Lastwagen zurückzudirigieren. Diese Aufklärungsversuche würden dann Musa und seine Leute vereiteln.

Bei allen Machbarkeitsstudien, die der URC in den frühen Planungsstadien von Lotus durchgeführt hatte, war immer eine Frage besonders problematisch und nebulös erschienen: die

SicherheitsVorkehrungen in der Einrichtung selbst. Das war eine Sache, die vom Energieministerium und vom NRC konsequent geheim gehalten wurde, entweder aus Sorge um die Sicherheit oder aufgrund interner Entscheidungsschwächen. Als die Planung für Lotus weiter voranschritt, wurde allmählich klar, dass sie vermutlich von einem Worst-Case-Szenario ausgingen. Und das mochte im Falle von Atomanlagen bedeuten, dass dort Schutztruppen der NNSA, der für Nuklearsicherheit zuständigen Behörde, stationiert sein könnten, eine gut ausgebildete und hervorragend ausgerüstete paramilitärische Spezialeinheit, die dem Energieministerium unterstand.

Der 11. September hatte nicht nur sehr viele Aspekte der amerikanischen Regierung und Gesellschaft betroffen, sondern auch deutlich gemacht, dass man das nukleare Material durch viel bessere Kontrollprogramme intensiver schützen musste. Man musste es dem Energieministerium zugutehalten, dass es weder Kosten noch Mühen gescheut hatte, um dieses Ziel zu erreichen. So hatte man die NNSA-Schutztrupps in kleinen, speziellen Einheiten in gegenterroristischen Taktiken ausgebildet; sie wurden mit gepanzerten Fahrzeugen und großkalibrigen Waffen ausgerüstet, darunter Granatwerfer, panzerbrechende Munition

und, an ausgewählten Standorten, auch mit mobilen sowie stationären Dillon M134D Gatling Gun-Systemen.

Nichts in der Aufklärungsarbeit des URC hatte den Emir zu der Vermutung veranlasst, dass die NNSA in der Endlager-Einrichtung schon so lange vor der Inbetriebnahme präsent sein könnte, aber auch diesen Punkt hatte er Musa unmissverständlich klargemacht: ***Nimm an, dass du auf heftigen Widerstand stößt. Nimm an, dass dir nur wenige Minuten bleiben, um deine Mission zu erfüllen.***

»In welchen Stadien befinden sich die übrigen Elemente?«, fragte der Emir Tariq. »Der Truck?«

»Der Truck fuhr heute Nachmittag von dem Meiler ab. Der Transport wird vier Tage dauern. Ibrahim und sein Team sind bereits vor Ort. Sofern wir ihnen kein Abbruchsignal geben, werden sie in …« — Tariq blickte auf seine Uhr - »drei Stunden zuschlagen. Das Schiff ist seit zwei Tagen unterwegs; unsere Leute in Norfolk stehen bereit. So wie es aussieht, wird das Schiff vermutlich noch eine Nacht vor Anker liegen müssen, bevor es in einem Container-Umschlaghafen andockt.«

»Gut. Und Mr. Nayoans Männer?«

»Vor Ort und bereit. Sie werden sich erst in Bewegung setzen, wenn sie von dir den Befehl erhalten.

Sie benötigen eine Vorwarnzeit von vierundzwanzig Stunden.« Der Emir nickte. Tariq fragte: »Was soll mit dem Mädchen geschehen?«

»Lass sie am Leben. Sie weiß nichts über uns, und Beketow ist tot. Es gibt keine Verbindung mehr zwischen uns und ihren Leuten. Selbst wenn sie aufgegriffen würde, könnte sie nur Hinweise geben, die nirgendwohin führen oder dorthin, wo wir sie hinführen wollen. Sie war ihr Geld wert.«

»Aber sie weiß von der Einrichtung.«

»Na und? Sie wurde von einer unbedeutenden Gruppe von Ökofreaks angeheuert, um belastende Informationen über die Einrichtung zu beschaffen. Das ist alles. Sie ist nur eine Söldnerin, Tariq. Sie wird ihr Geld nehmen und verschwinden.«

Tariq dachte kurz nach, dann nickte er. »Wie du wünschst.«

»Noch etwas: Ich werde Musa auf seiner Mission begleiten.«

»Wie bitte!?«

»Bevor ich abreise, werde ich eine Botschaft aufnehmen. Sobald wir die Mission erfolgreich durchgeführt haben, wirst du dafür sorgen, dass sie in die richtigen Hände gerät.« Tariq öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber der Emir hob abwehrend die Hand. »Alter Freund, du weißt, dass es nötig ist. Mein Tod, und was wir hier tun, wird

mehrere Generationen nach uns zum Krieg anspornen.«

»Wann hast du das beschlossen?«

»Das habe ich von Anfang an so geplant. Warum sonst wären wir hierhergekommen, an diesen gottverlassenen Ort?«

»Lass mich mit dir gehen.«

Der Emir schüttelte den Kopf. »Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Vertraue mir. Versprich mir, dass du genau das tust, worum ich dich bitte.«

Tariq nickte.

Shasif Hadi kam kurz nach Sonnenaufgang in der Stadt Paulinia an. In der Ferne, ungefähr sechs Kilometer vom Ort entfernt, sah er die Lichter der Raffinerie blinken, lange bevor er den Komplex selbst sehen konnte. Fast sieben Quadratkilometer von Destillations- und Rektifikationskolonnen, Röhren, Hochspannungsleitungen, alles festlich geschmückt mit unzähligen Lichtern und roten Warnlampen für tiefffliegende Flugzeuge - die völlig unnötig waren, wie Hadi fand. Wenn ein Pilot Dutzende von riesigen Scheinwerferbatterien, wie sie in großen Sportarenen verwendet wurden, auf ihren hohen Masten nicht erkannte, dann verdiente er die Bruchlandung.

Die Hauptverbindungsstraße SP-332 von Campinas wand sich am nördlichen Stadtrand von Paulinia vorbei, schwang in westlicher Richtung zurück, bog anschließend nach Norden ab und führte dann links an der Raffinerie vorbei. Hadi passierte die gesamte Anlage und fuhr fast zwei Kilometer nach Norden weiter, bis er an eine Kreuzung kam, von der eine zweispurige Asphaltstraße nach Osten abzweigte. Er folgte ihr für genau zweieinhalb Kilometer, bis er an eine Biegung kam. Hier hörte der Asphalt auf; die Straße war jetzt nur noch mit Kies befestigt. Nach weiteren hundert Metern erfassten seine Scheinwerfer etwas, das einer Brücke über die Straße glich. Hadi spürte, wie sich sein Puls beschleunigte. Das war keine Brücke, wie er sehr wohl wusste, sondern eine Ethanol-Pipeline. Als er unter der Pipeline hindurchfuhr und einen Blick durch das Beifahrerfenster warf, sah er eine grasbewachsene Brache, die durch ein Viehgatter abgesperrt war. Direkt vor dem Gatter parkte ein weißer Pick-up mit der Motorhaube in Richtung Straße. Hadi fuhr weiter und bog schließlich nach Süden auf einen unbefestigten Feldweg ab. Nach dreißig Metern fuhr er langsamer und ließ den Blick über die Bäume auf der linken Seite schweifen. Als er eine Lücke zwischen den Bäumen sah, bog er dort ein. Noch während das

Fahrzeug ausrollte, schaltete er die Scheinwerfer aus. Er warf einen Blick auf die Uhr: genau nach Plan.

Hadi stieg aus, verließ den Schutz der Bäume und ging zum Rand des Feldwegs zurück. Er blickte nach rechts. Einen knappen Kilometer weiter unten an dem Weg bog ein Scheinwerferpaar um die Kurve. Kurz darauf hielt Ibrahims blauer VW Fox neben Hadi. Die Bremsen quietschten ein wenig.

»Keine Probleme?«, fragte Ibrahim.

»Nein.«

Hadi stieg ein und setzte sich auf den Rücksitz. Fa'ad saß bereits dort, und Ahmed saß auf dem Beifahrersitz. Ihrem Fluchtplan entsprechend hatten Fa'ad und Ahmed ihre Fahrzeuge in Nebenstraßen im Südosten und im Nordosten der Raffinerie geparkt und waren dort von Ibrahim abgeholt worden. Würde die Gruppe aus irgendeinem Grund getrennt, konnten sie sich bei einem der Fahrzeuge treffen und gemeinsam zur Küste zurückfahren.

Ahmed gab Hadi eine Pistole, eine 9 mm Glock 17 mit einem Schalldämpfer. »Der Pick-up steht bereits dort«, sagte Hadi. »Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube, dass zwei Männer darin saßen.«

»Gut. Ahmed, das machst du.«

Mit abgeschalteten Scheinwerfern legte Ibrahim den Gang ein und fuhr weiter. Er fuhr den Weg zurück, den Hadi gekommen war. Fünfzig Meter vor der Pipeline-Überquerung hielt er an. Ahmed stieg aus, ging hinter dem Wagen vorbei und verschwand zwischen den Bäumen. Die anderen blieben schweigend im Auto sitzen; Ibrahim behielt ständig die Uhr im Auge. Nach zwei Minuten schaltete er die Scheinwerfer an und fuhr weiter. »Runter mit euch«, befahl er. Hadi und Fa'ad kauerten sich auf ihren Sitzen zusammen. Vor dem Lastwagen hielt Ibrahim an und stieg aus, eine Landkarte in der Hand.

»Entschuldigen Sie«, rief er auf Portugiesisch, während er auf den Lastwagen zuging. »Ich habe mich verfahren. Können Sie mir sagen, wie ich nach Paulinia zurückkomme?«

Keine Antwort.

»Entschuldigen Sie bitte, ich brauche Ihre Hilfe. Können Sie ...«

Eine Hand erschien im Fahrerfenster und winkte ihn näher. Ibrahim trat neben die Fahrertür, auf der das Logo PETROBRAS SICHERHEITSDIENST prangte. »Ich muss wohl irgendwo eine Abzweigung verpasst haben. Wie weit ist es bis Paulinia?«

»Nicht sehr weit«, sagte der Wärter. »Fahren Sie auf dieser Straße weiter nach Westen, bis sie in die

Autobahn einmündet, dort biegen Sie nach links ab.«

Durch das offene Beifahrerfenster konnte Ibrahim eine Gestalt erkennen, die zwischen den Bäumen hervor auf den Pick-up zulief.

Ibrahim fragte: »Wie weit ungefähr?«

Bevor der Fahrer antworten konnte, trat Ibrahim einen Schritt zurück. Der erste schallgedämpfte Schuss traf den Wärter auf dem Beifahrersitz in die Schläfe; der zweite traf den Fahrer in den Nacken. Der Mann kippte zur Seite. Die Schalldämpfer, aus einer mit Glasfiber-Isolationsmaterial ausgestopften Konservendose hergestellt, hatten gut funktioniert. Die Schüsse waren nicht lauter gewesen als das gegenseitige Händeklatschen beim High-Five.

»Gib jedem noch eine«, befahl Ibrahim.

Ahmed feuerte noch einmal auf den Beifahrer, streckte dann den Arm in die Kabine und jagte dem Fahrer eine Kugel direkt ins Ohr. Ibrahim wandte sich ab und winkte zum Volkswagen hinüber. Dort setzte sich Hadi auf den Fahrersitz und fuhr auf die Grasbrache. Ibrahim und Ahmed zerrten die beiden Toten aus der Kabine des Pick-up.

»Schlüssel«, sagte Ahmed und warf ihn Ibrahim zu.

Sie zogen die Leichen zu den Bäumen hinüber. Hadi nahm zwei weiße Handtücher, die er aus

seinem Hotel mitgenommen hatte, und warf Fa'ad ein Handtuch zu. Gemeinsam wischten sie damit die Fahrerkabine sauber. Die leichten Hohlspitzgeschosse der Glock waren in den Schädeln der Wärter stark aufgepilzt, was Ausschüsse verhindert hatte. Es war also mehr Blut als Hirnsubstanz verspritzt worden. Als sie fertig waren, warf Hadi sein Handtuch Ahmed zu, der zu den Bäumen hinüberlief und beide Handtücher wegwarf.

Ibrahim ging zur Lichtung zurück, schloss das Viehgatter auf und warf Hadi den Schlüsselbund wieder zu.

Hadi und Fa'ad stiegen in den Pick-up und setzten ihn rückwärts durch das Gatter; Ibrahim und Ahmed folgten im Volkswagen. Ibrahim steuerte den kleinen Wagen hinter die Baumreihe, sodass er von der Straße aus nicht mehr zu sehen war. Hadi verschloss das Gatter wieder.

Die Anliegerstraße führte an der Pipeline entlang, die auf eineinhalb Meter hohen, im Abstand von jeweils 15 Metern errichteten Stützen ruhte. Sie wurde auf beiden Seiten von Gestrüpp und Bäumen begrenzt und war von tiefen Rillen und Furchen durchzogen. Die Straße war während der Bauzeit der Pipeline angelegt worden, um den Transport der

Baumaterialien und Gerätschaften zu erleichtern; jetzt diente sie als Zugang für die Wartungsfahrzeuge und für das Sicherheitspersonal der Raffinerie.

Nach eineinhalb Kilometern bog die Straße nach rechts ab, während die Pipeline eine Biegung nach links machte. Dazwischen stand eine kleine Baumgruppe, über deren Wipfeln die Lichter der Raffinerie funkelten. Ibrahim hielt den Pick-up an, und alle stiegen aus. »Umziehen«, befahl er.

Die marineblauen Overalls waren nicht so sehr wegen der Tarnung in der Nacht ausgewählt worden, sondern weil diese Farbe weit verbreitet und somit unauffällig war. Die meisten Raffineriearbeiter trugen ähnliche Overalls. Würden sie entdeckt, hoffte Ibrahim, würde man sie zumindest aus einiger Entfernung für Wartungspersonal halten. Sie befanden sich nun weniger als einen Kilometer vom Zaun und der um die Anlage herumführenden Straße entfernt.

Nachdem sie die Overalls angezogen hatten, gingen sie durch die Baumgruppe auf eine dahinterliegende Lichtung. Hier verlief die Pipeline auf einem kurzen Stück in U-Form, danach wieder geradeaus, überquerte die Straße und führte nach weiteren 500 Metern durch den Sicherheitszaun in das eigentliche Raffineriegelände.

Die Ethanol-Pipeline, die hier auf Kopfhöhe verlief, war weniger als ein Jahr alt und führte von Goiäs, 700 Kilometer weiter nördlich, durch Paulinia und von hier zum Japeri-Terminal in Rio de Janeiro, das 350 Kilometer nordöstlich lag. Jährlich flossen 12 Milliarden Liter durch diese Pipeline, die durch ein Viertel der Breite Brasiliens führte.

Der URC hatte zwar die präzise Durchflussrate der Pipeline nicht herausfinden können, aber schon die Durchschnittswerte hatten ausgereicht, um den Emir von der Machbarkeit des Plans zu überzeugen. Laut Berichten erreichte die Pipeline eine Betriebszeit von 85 Prozent; das bedeutete, dass sie ihre 12 Milliarden Liter über eine Zeitspanne von 310 Tagen durchpumpte. Daraus wiederum ergab sich, dass an einem durchschnittlichen Betriebstag über 38 Millionen Liter von Goiäs nach Rio flossen. In jeder beliebigen Stunde eines solchen Betriebstages befand sich in jedem Sechzehn-Kilometer-Abschnitt der Pipeline genug Ethanol, um zwanzig Tanklastzüge zu füllen.

»Auf dem Abschnitt von hier bis zum Zaun befinden sich vier ESD-Ventile«, flüsterte Ibrahim. »An jedem Ventil bringen wir eine Ladung an; eine weitere Ladung legen wir in der Mitte zwischen den beiden letzten Stützen an, und die letzte Ladung wird dann alles in die Luft jagen. Die beiden letzten

Ladungen bringe ich selbst an. Ahmed, du übernimmst das erste Ventil; Fa'ad, du das zweite; Shasif, du übernimmst die Ventile drei und vier. Wenn ich meine Ladungen angebracht habe, stelle ich mich auf die Straße und kratze mich am Kopf. In diesem Augenblick setzt ihr die Zeitzünder in Gang. Genau vier Minuten. Denkt daran: Geht zum Pick-up zurück - auf keinen Fall dürft ihr laufen! Wer bei der ersten Explosion nicht im Pick-up sitzt, wird zurückgelassen. Noch Fragen?« Es gab keine Fragen mehr. »Allah sei mit uns«, sagte Ibrahim.

Sie marschierten zusammen los, gingen zwanglos, redeten unbekümmert miteinander wie ein normales Wartungsteam, das sich in der Nachtschicht die Zeit vertreiben wollte. Zweihundert Meter von der Baumgruppe entfernt kamen sie am ersten ESD-Ventil vorbei. Ahmed schwenkte von der Gruppe ab und kniete hinter dem fassgroßen Ventil nieder, wenig später tat Fa'ad es ihm nach, dann Shasif.

»Wir sehen uns beim Pick-up«, sagte Ibrahim und ging weiter.

Bis zu der am Zaun entlang verlaufenden Straße waren es noch fünfzig Meter. Rechts rollte ein weißer Pick-up heran. Er fuhr sehr langsam, da der Wärter auf dem Beifahrersitz den Zaun mit einem

Handscheinwerfer ableuchtete. Ibrahim blickte auf seine Uhr. Zu früh! Fünfzehn Minuten zu früh! Ihr Agent Cassiano war sich absolut sicher gewesen, den Zeittakt der Sicherheitspatrouillen genau zu kennen. Entweder hatte er sich getäuscht, oder der Ablauf war verändert worden. Wenn Letzteres zutraf, stellte sich die Frage nach dem Grund. Nur ein routinemäßiger Wechsel oder doch etwas anderes? Ibrahim wusste, dass dieser Pick-up weiter auf der Umgehungsstraße und dann durch das Westtor in die Anlage fahren würde. Kurz danach würde er nach Norden abbiegen und schließlich durch das Viehgatter fahren, durch das Ibrahim und die anderen eingedrungen waren. Wie würden die Wärter reagieren, wenn sie den anderen Pick-up nicht vorfanden? Ibrahim hielt es für besser, ihre Reaktion gar nicht erst abzuwarten.

Es blieben ihnen noch zwölf Minuten. Sagen wir mal vier Minuten, um die Ladungen anzubringen, überlegte Ibrahim, dann weitere acht Minuten, um die eineinhalb Kilometer zum Viehgatter zurückzulegen. Oder gab es noch eine andere Option?

Sein Herz klopfte heftig, als er seine Schritte verlangsamte. Und auch der Pick-up wurde langsamer, kam beinah zum Stillstand. Ibrahim winkte den Wärtern grüßend zu und rief auf

Portugiesisch: ***»Boa tarde!« - Guten Abend.*** Gleichzeitig bog er den Rücken ganz leicht durch, bis er die Glock deutlich in seinem Gürtel spürte.

Nach schier endlosen fünf Sekunden rief der Fahrer zurück: »Wie läuft's?«

Ibrahim zuckte die Schultern. ***»Bern.« Gut.*** Anscheinend gelassen schlenderte er auf den Pick-up zu. ***Wie nahe?,*** überlegte er fieberhaft. Um beide Männer ausschalten zu können, bevor sie eine Chance hatten, ihre Funkgeräte zu aktivieren, durfte er höchstens zehn bis zwölf Meter entfernt sein. Würden sie schon vorher misstrauisch werden, wenn sie sein Gesicht oder seinen Overall sahen? Sollte er einfach vorstürmen und losballern? Nein, entschied er. Der Pick-up würde wahrscheinlich davon rasen. Ibrahim blieb stehen.

»Was treibst du denn so?«, fragte der Fahrer.

»Schweißnähte überprüfen«, gab Ibrahim zur Antwort. »Der Boss wollte uns wohl ein bisschen beschäftigen. Ihm stinkt's, wenn wir faulenzen.«

Der Fahrer lachte. »Das kenne ich. Bis später.«

Der Gang wurde eingelegt, und der Pick-up rollte wieder an. Und stoppte erneut. Die Rückfahrscheinwerfer leuchteten auf; der Pick-up rollte rückwärts, bis er wieder neben Ibrahim stand. »Bist du am Viehgatter vorbeigekommen?«, fragte der Fahrer.

Ibrahims Herz raste. Er nickte nur.

»Stand ein Pick-up dort?«

»Hab keinen gesehen. Gibt's ein Problem?«

»Paiva und Cabral reagieren nicht auf Funkrufe.«

Ibrahim deutete mit dem Daumen über die Schulter auf die anderen, die an der Pipeline entlang verteilt waren. »Unsere funktionieren heute auch nicht einwandfrei.«

»Wahrscheinlich Sonnenstürme oder so was«, meinte der Fahrer. »Du redest ein bisschen komisch.«

»Komme aus Angola. Lebte bis vor einem Jahr dort.« Der Fahrer zuckte die Schultern. »Okay, Mann. Mach's gut.«

Der Pick-up fuhr an und rollte davon. Ibrahim wartete, bis er den Motor nicht mehr hörte, dann atmete er tief aus. ***Fast am Ziel. Allah, leite mich.*** Er überquerte die Straße, stieg in die Wasserabflussrinne hinunter, dann auf der anderen Seite wieder hinauf. Der Zaun war jetzt klar zu sehen, ungefähr hundert Meter entfernt. Ibrahim ging an der letzten Stütze vorbei und begann, seine Schritte zu zählen. Ungefähr auf halbem Weg blieb er stehen und kniete nieder. Die Pipeline verlief direkt über seinem Kopf. Er konnte hören, wie das Ethanol gurgelnd durch die Stahlröhre strömte.

Die erste seiner zwei Ladungen war auch zugleich

die größte der sechs. Sie wog nicht ganz 200 Gramm und passte hervorragend in eine Männerhand. Er stellte den Digitaltimer der Ladung auf vier Minuten und zehn Sekunden ein, den der zweiten Ladung auf fünf Minuten. Er presste die Augen zusammen, betete kurz und stand wieder auf. Dann befestigte er die Hauptladung an der Unterseite der Pipeline und schaltete die Zeitschaltuhr ein. Zwei Sekunden lang beobachtete er den Timer, dann trat er auf die Straße hinaus und kratzte sich am Kopf. Er wartete lang genug, um sich sicher zu sein, dass alle sein Zeichen gesehen hatten, dann setzte er den Timer seiner letzten Ladung in Gang und stopfte sie in die Schutzhülle aus Noppenfolie und Klebebändern.

Er warf das Bündel über den Zaun, wandte sich ab und marschierte los.

Mendley, Granger und Rick Bell verbrachten einen Teil des Nachmittags im Konferenzraum, um sich Dominics ausführlichen Bericht anzuhören. Jack jr. und John Clark saßen nicht am Tisch, sondern als Zuhörer an der Wand. Hendley hatte Jack als Familienangehörigen und guten Freund der Caruso-Brüder dabeihaben wollen, aber seine Sorge war unbegründet gewesen: Dominic ertrug seinen Schmerz gefasst. Und Clark hatte Hendley

dazugebeten, weil er auf dessen professionelles Urteil Wert legte.

Jack beobachtete seinen Cousin aufmerksam, während dieser Hendley und den anderen Schritt für Schritt die Einzelheiten der Tripolis-Mission schilderte: ihr erstes Zusammentreffen mit Archie, der Erkundungszug in die Medina, um Bari zu schnappen, den Trip zu Almasis Haus und schließlich Brians Tod. Alle Fragen beantwortete Dominic kurz, aber präzise, verlor nie die Geduld und zögerte auch kein einziges Mal. Und er zeigte keinerlei Gefühle, wie Jack allmählich klar wurde, keinerlei Betroffenheit, weder im Mienenspiel noch in der Körpersprache. Sein Cousin wirkte äußerlich absolut unbeteiligt.

»Erzählen Sie uns mehr über Fakhoury«, forderte ihn Sam Granger auf.

»Bari sagt, dass er den unteren Rängen angehört, ein reiner Befehlsempfänger. Wir hielten Almasi für das wichtigere Ziel. Wir wollten auch keinen Zeugen für Baris Verschwinden, also diskutierten wir darüber, was wir mit ihm tun sollten.«

»Wer hat entschieden, ihn zu liquidieren?«

»Wir beide. Ich war mir nicht ganz sicher, aber Brian … Seine Argumente waren stichhaltig.«

»Haben Sie es ausgeführt?«

Dominic schüttelte den Kopf. »Nein, Brian.«

»Wie viele Tote, einschließlich Fakhoury?«, fragte Bell.

»Sechs. Vier durch uns.«

»Machen wir mal einen Sprung in Almasis Haus«, sagte Hendley.

Dominic ging es noch einmal durch: Auto in der Kiesgrube abgestellt ... in Almasis Haus eingedrungen ... der Computer und der Safe ... Brian angeschossen ... die Schießerei und schließlich der Rückzug. Dominic brach ab. »Den Rest wissen Sie schon.«

»Wie viele Tote?«, erkundigte sich Granger.

»Fünf.«

»Keine Verwundeten?«

Dominic zuckte die Schultern. »Nicht, als ich aus dem Haus ging.«

»Was heißt das?«, hakte Bell nach.

»Das heißt, ich habe dafür gesorgt, dass es keine Überlebenden gab. Der URC wird nicht herausfinden, wer es war und was geschehen ist. Ich hielt das für unerlässlich ...«

Hendley nickte. »Richtig.« Er blickte zu Bell und Granger hinüber. »Gibt es noch Fragen?« Beide schüttelten die Köpfe. »Okay, Dom, danke.«

Dominic stand auf, um zu gehen.

Hendley sagte: »Dom - wegen Brian ... Es tut uns sehr leid.«

Dominic nickte nur.

»Ich lasse Sie nach Hause fahren.«

»Nein, danke. Ich suche mir nur eine Couch, um mal zu schlafen.«

Granger sagte: »Möchten Sie, dass wir alles für Brian arrangieren …?«

»Nein, das mache ich selbst.«

Dominic öffnete die Tür und ging. Hendley wandte sich um. »Jack?«

»Schwer zu sagen. Ich habe ihn noch nie so erlebt, aber es ist ja auch keine normale Situation. Für keinen Beteiligten. Ich denke, er ist nur noch wie betäubt. Er ist erschöpft, musste zusehen, wie sein Zwillingsbruder auf seinem Schoß starb, und wahrscheinlich hat er Schuldgefühle, egal ob zu Recht oder zu Unrecht. Wenn das alles erst einmal eingesunken ist, wird er zusammenbrechen, aber danach wird er sich wieder zusammenreißen.«

»Sehen Sie es auch so, John?«

Clark antwortete nicht sofort, doch dann sagte er: »Zum größten Teil, ja. Aber er ist jetzt ein anderer Mensch, das steht fest. In ihm wurde ein Schalter umgelegt.«

Bell forderte knapp: »Erklären Sie uns das.«

»Er war eigentlich dagegen, Fakhoury auszuschalten. Brian musste ihn dazu überreden und hat es dann wahrscheinlich auch selbst getan,

weil er nicht glaubte, dass Dominic innerlich schon so weit war. Drei Stunden später sind sie in Almasis Haus. Brian wird erschossen, und bevor Dominic das Haus verlässt, löscht er verwundete Männer aus. Das ist ein Schritt vom Tag in die Nacht in sehr kurzer Zeit.«

»Nehmen wir mal an, dass Sie recht haben mit dem inneren Schalter«, sagte Hendley. »Ist das gut oder schlecht?«

»Das weiß ich nicht. Hängt davon ab, ob er sich gut erholt. Im Moment hat er diesen Tausend-Meter-Blick in den Augen. Das ist gewöhnlich der Zeitpunkt, an dem Operative sich für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden: Entweder lernen sie, mit ihrem Job zurechtzukommen, oder sie lassen sich von ihm auffressen.«

»Ist er okay für Feldeinsätze?«

»Das ist keine exakte Wissenschaft, Gerry. Jeder Mensch ist anders.«

»Na gut, aber Ihre persönliche Meinung: Kann man ihn zu Feldeinsätzen schicken?«

Clark dachte kurz nach. »Ja, aber nicht alleine.«

Er fragte Rick Bell: »Wissen wir schon Näheres über das Material, das Dom mitgebracht hat?«

»Er hat einen Flashdrive voller Dateien von Almasis Computer und eine CD-ROM mitgebracht. Wir werden noch eine Weile brauchen, um uns

einen Überblick über den Inhalt zu verschaffen, aber schon jetzt steht fest, dass die CD eine Goldmine ist: Sie enthält nämlich OTPs, insgesamt 365 JPG-Dateien von One-Time-Pads, also von Einmal Verschlüsselungen - jedes zeigt ein Raster von jeweils neun mal neun Quadraten, die alphanumerisch gekennzeichnet und verschlüsselt sind. Ich habe das nicht nachgerechnet, aber wir reden von Millionen verschiedener Kombinationen.«

»365 Pads? Bei einem Päd pro Tag reicht das für genau ein Jahr«, überlegte Hendley laut. »Bitte sagen Sie mir, dass die Pads wenigstens datiert sind!«

Bell lächelte. »Darauf können Sie Gift nehmen. Sie reichen fast zehn Monate zurück, was bedeutet, dass wir noch ungefähr zwei Monate ihrer zukünftigen OTPs in der Hand haben. Natürlich nur, wenn sie nicht den Stecker ziehen.«

»So machen sie das also«, murmelte Jack.

»Wie bitte?«, fragte Clark.

»Sie verschlüsseln alles doppelt. Denn sie verwenden auch noch Steganografie, um die OTPs in Bilder einzubetten, die sie dann ins Netz stellen. Die Empfänger laden das Bild von der Website herunter, benutzen ein Programm, um die Stego-Schicht zu entfernen, und schon haben sie ihr OTP des Tages. Danach ist es nur noch ein Zahlenspiel:

Man geht ins Forum einer URC-Website, sucht dort nach einer alphanumerischen Kette, die ein paar Hundert Zahlen-Buchstaben-Kombinationen umfasst, lässt sie über das OTP laufen, und schon hat man den Tagesbefehl vor sich liegen.«

»Das meiste davon kann ich nachvollziehen«, sagte Granger, »nur nicht die Sache mit dem Forum. Ich glaube nicht, dass der URC seine Mitteilungen derart offen hinausposaunen würde. Sie werden doch bestimmt sicherstellen wollen, dass die Message nur einen oder ein paar ganz bestimmte Empfänger erreicht. Und wir sind uns doch ganz sicher, dass sie keine E-Mails verwenden, oder?«

»Daran zweifeln wir. Der E-Mail-Verkehr innerhalb des URC ist so gut wie tot.«

»Und was ist mit webbasierten E-Mails?«, fragte Bell. »Google Mail, Yahoo!... Agong Nayoan hatte doch einen Google-Account, stimmt's, John?«

»Ja, aber die IT-Freaks haben den Account genau durchleuchtet. Da war nichts. Meine Vermutung ist, wenn der URC für seinen regulären E-Mail-Verkehr Funkstille angeordnet hat, dann hat er auch verboten, die webbasierten Konten zu benutzen.«

»Und deshalb brauchen sie einen Knotenpunkt oder irgendeine zentrale Stelle«, sagte Hendley. »Eine Stelle, an der jeder Einzelne von ihnen täglich nachschauen kann, ob eine Message vorliegt, die nur

für ihn bestimmt ist.«

»Heilige Scheiße!«, rief Jack. »Das ist es!« Er begann auf seinem Notebook zu tippen. »Online-Datenspeicher.«

»Noch mal?«, sagte Clark verblüfft.

»Es gibt Websites, die Backup-Datenspeicherung anbieten. Nehmen wir mal an, du hast eine ganze Sammlung von MP3-Songs aufgenommen und fürchtest nun, sie durch Festplattenabsturz zu verlieren. Dann meldest du dich bei einer dieser Websites an, lädst deine Dateien hoch und speicherst sie auf deren Server.«

»Gibt es viele solcher Websites?«

»Hunderte. Manche sind kostenpflichtig, aber die meisten sind kostenlos, solange es um relativ wenig Speicherplatz geht - sagen wir mal, ungefähr bis zu einem Gigabyte.«

»Wie viel ist das?«

Jack rechnete kurz nach. »Gehen wir von einem Standard-Worddokument aus, dann würde ein Gigabyte ungefähr eine halbe Million Seiten ergeben.«

»Verdammt.«

»Eigentlich eine wunderbare Sache. Gesetzt den Fall, irgendein URC-Typ in Tanger loggt sich in eine der Websites ein und lädt mit einer Kombination von ein paar Hundert Ziffern ein Textdokument

hoch. Dann loggt sich ein anderer URC-Typ in Japan auf der Website ein, lädt die Datei auf seinen PC herunter, löscht sie von der Website, stellt die Zahlenreihe in das einmalverschlüsselte Päd mit der Stego-Einbettung, das er sich von der URC-Website besorgt hat, und schon hat er die Message im Klartext auf dem Bildschirm.«

»Und was braucht man, um sich für so eine Website anzumelden?«, fragte Hendley.

»Bei freien Angeboten nur eine E-Mail-Adresse, und die kriegt man heutzutage im Dutzend kostenlos. Es gibt sogar Angebote im Internet für E-Mail-Adressen, die sich nach einer Viertelstunde selbst zerstören.«

»Wozu brüten wir eigentlich noch über Problemen der Anonymität?«, meinte Rick Bell kopfschüttelnd. »Aber hört mal, ich kann das alles gut nachvollziehen. Die Frage ist nur, was machen wir damit?«

Die Konferenzraumtür ging auf, und Chavez kam herein. »Wir haben da etwas, das Sie sich anschauen sollten.« Er griff nach der Fernbedienung, schaltete den LCD-Flachbildschirm ein und wählte CNN. Der Nachrichtensprecher war mitten in einer Nachricht.

»... eine Direktübertragung vom Record-News-Helikopter in Brasilien. Der Großbrand brach kurz nach zwanzig Uhr Ortszeit aus ...«

Jack beugte sich vor. »Großer Gott.«

Der Hubschrauber schien sich in einer Höhe von 4 000 bis 5 000 m zu befinden, während die Aufnahmen gemacht wurden, aber dennoch wurden zwei Drittel des Bildschirms von einem riesigen Flammenmeer und gewaltigen, dicht aufwallenden schwarzen Rauchwolken eingenommen. Manchmal waren durch den Rauch kurz senkrecht aufragende Gerüste oder Gebäude und ein Gewirr von Röhren zu erkennen, dazwischen große runde Öltanks.

»Das ist eine Raffinerie«, sagte John Clark.

Der Sprecher fuhr fort: »Wie Record News berichtet, ist das Feuer in der REPLAN-Raffinerie in Paulinia ausgebrochen, die zum Petrobras-Konzern gehört. Die Stadt Paulinia hat sechzigtausend Einwohner und liegt ungefähr hundertzwanzig Kilometer nördlich von Sáo Paulo.«

Hendley wandte sich zu Jack um. »Könnten Sie mal ...«

Jack tippte Befehle in sein Notebook. »Bin schon dabei.«

»... die Paulinia-REPLAN ist die größte Raffinerie in Brasilien. Sie erstreckt sich über rund sieben Quadratkilometer und hat eine Kapazität von fast vierhunderttausend Barrel pro Tag ...«

»Ein Unfall?«, vermutete Rick Bell.

»Glaube ich nicht«, antwortete Clark. »Sieben

Quadratkilometer — das ist schon eine recht große Fläche, und dieser riesige Komplex ist offenbar ein einziges Flammenmeer. Als ich noch im Feld agierte, haben wir mit so einer Sache oft Sandkastenspiele veranstaltet. Raffinerien sind prächtige Ziele für Anschläge, aber man braucht schon mehr als ein halbes Dutzend Präzisionsbomben, um einen solchen Komplex abzufackeln. Denken Sie doch nur: Unsere eigenen Raffinerien sind fast fünfunddreißig Jahre alt, und die Zahl der Unfälle kann man an einer Hand abzählen. Es sind einfach zu viele Sicherheitsvorkehrungen gegen den Notfall eingebaut.«

Jack arbeitete immer noch an seinem Notebook und warf ein: »Paulinia ist ziemlich neu, weniger als zehn Jahre alt.«

»Wie viel Personal?«

»Könnten tausend Leute sein, vielleicht auch zwölfhundert. Das hier trat während der Nachtschicht ein, also war weniger Personal im Dienst, aber wir müssen von mindestens vierhundert Leuten ausgehen.«

»Da«, sagte Clark plötzlich, stand auf und tippte auf einen Bereich der Raffinerie auf dem Bildschirm, »die Flammen breiten sich weiter aus. Das ist eine Flüssigkeit, und zwar eine riesige Menge.«

Der Record-News-Hubschrauber ging ein wenig tiefer über das Flammeninferno und flog eine Schleife, bis die Nordseite der Raffinerie in den Blick kam.

Jack sagte: »Ah, jetzt habe ich es: Paulinia ist auch der Terminal für eine Ethanol-Pipeline. Sie kommt von Norden.«

»Ja, ich sehe sie«, sagte Rick Bell. Er trat vor den Monitor und deutete auf einen Punkt am nördlichen Zaun des Komplexes. An dieser Stelle, kurz vor dem Zaun, war die Pipeline aufgerissen; eine Fontäne aus brennendem Ethanol stieg auf.

»Richtig«, nickte Clark. »Sie mussten nur ein paar Sicherheitsventile zerstören ...« Er fuhr mit dem Finger an der Pipeline entlang, bis er an eine Stelle kam, an der ein einzelnes Feuer brannte. »Das hier zum Beispiel.«

»Und weiter zurück auf der Pipeline sehe ich noch drei weitere«, fügte Granger hinzu. »Wie lange ist wohl dieser Abschnitt der Pipeline?«

»Schätzungsweise ein halber Kilometer«, antwortete Clark.

»Ungefähr dreißig- bis vierzigtausend Liter«, sagte Jack und blickte vom Notebook auf. »Was?«, fragte Chavez.

»Durch diese Pipeline fließen rund zwölf Milliarden Liter im Jahr. Wenn man das

herunterrechnet, müssen sich ungefähr 38 000 Liter darin befunden haben - genug, um einen großen Tanklastzug zu füllen. Ein Teil davon versickert wahrscheinlich in der Erde, aber trotzdem müssen wir mit fünfundzwanzig-, vielleicht sogar mit dreißigtausend Litern rechnen, die in den Komplex ausströmten.«

»Das ganze Ding wird hochgehen«, stellte Clark fest. »Die Misch- und Tanklager ... die Destillationskolonnen ... alles schmilzt durch.«

Noch während Clark redete, erfassten die Kameras des Hubschraubers drei Explosionen, über denen gewaltige Pilzwolken fast zwei Kilometer hoch in den Himmel stiegen.

»Sie werden die ganze verdammte Region evakuieren müssen!«, sagte Sam Granger. »Wir sind uns einig: Das war kein Unfall.«

»Ausgeschlossen«, bestätigte Clark. »Dahinter steckt eine Menge Planungsarbeit. Und eine Menge Aufklärung und Logistik vor Ort.«

»URC?«, spekulierte Chavez.

»Aber warum in Brasilien?«, fragte Hendley.

»Ich glaube nicht, dass es hier um Brasilien geht«, meinte Jack. »Das ist ein Signal an uns. Kealty hat gerade ein Abkommen mit Petrobras abgeschlossen. Es geht um die Lieferung von Öl aus Brasilien zu einem Preis, der unter dem OPEC-Preis liegt. Den

Brasilianern läuft das Öl buchstäblich aus den Ohren. Allein mit den Ölfeldern Lara und Tupi könnten die brasilianischen Reserven auf ungefähr fünfundzwanzig Milliarden Barrel anwachsen. Das ist aber nur ein Teil der Gleichung. Der andere Teil ist, dass Petrobras beim Bau von Raffinerien ziemlich im Verzug ist. Paulinia war ihr Arbeitspferd. Der neue Komplex, den sie oben in Maranháo bauen, wird sogar sechshunderttausend Barrel produzieren, wird aber erst in einem Jahr fertiggestellt.«

»Also hat Brasilien das Öl, aber keine Kapazitäten, es zu verarbeiten«, stellte Hendley fest. »Was wiederum heißt, dass unser Abkommen Makulatur ist.«

»Mindestens für ein Jahr. Vielleicht sogar für zwei.«

Jacks E-Mail-Alarm klingelte. Er überflog die Mitteilung. »Biery meldet ein paar Treffer bei der Gesichtserkennung der Sinaga-Fotos. Zwei sind Indonesier, die vor zwei Wochen nach Norfolk reisten - Citra und Purnoma Salim.«

»Citra ist ein Frauenname«, sagte Rick Bell. »Mann und Frau?«

»Nein, Bruder und Schwester. Neunzehn und zwanzig Jahre alt. Nach ihren ICE-Formularen sind sie als Touristen eingereist. Der Dritte ist kein

anderer als unser geheimnisvoller Kurier, Shasif Hadi. Er reist unter dem Namen Yaseen Qudus. Zwei Tage nachdem wir ihn auf dem Weg nach Vegas verloren, nahm er einen United-Flug von San Francisco nach Sáo Paulo.«

»Was für ein Zufall!«, sagte Sam Granger.

»Ich glaube nicht an Zufälle«, sagte Hendley. »Mr. Chavez, was halten Sie von einem kleinen Ausflug nach Brasilien?«

»Hätte nichts dagegen.«

»Würden Sie auch Dom mitnehmen?«

Chavez antwortete nicht sofort. Er hatte schon genug Männer in Doms Zustand erlebt: wie betäubt, voller Schuldgefühle im Stil von »Was hätte ich anders machen können ...«. Die sich schuldig fühlten, weil der andere ums Leben kam, sie selbst jedoch am Leben waren ... Das war ein beschissener Gefühlszustand, fand Ding, aber er hatte dem Ex-FBI-Mann auch in die Augen geblickt und wusste: Dominic mochte im Moment unter Druck stehen und scharf auf Vergeltung sein, hatte sich aber trotzdem unter Kontrolle.

»Geht klar«, sagte Chavez. »Wenn er sich fit genug fühlt, ist mir das recht. Aber eine Frage habe ich: Was genau sollen wir dort tun? Es ist ein großes Land, und Hadi und andere Leute, mit denen er vielleicht zusammenarbeitete, dürften längst

abgetaucht sein.«

»Oder das Land wieder verlassen haben«, fügte Clark hinzu.

»Wir sollten vorerst davon ausgehen, dass sie noch dort sind«, erwiderte Hendley. »Jack, kommen wir noch mal auf Ricks Frage zurück: Angenommen, Sie kommen mit dieser Online-Datenspeichersache weiter: Was machen wir dann damit?«

»Wir starten ein Ablenkungsmanöver und machen Hadi nervös«, sagte Jack. »Dann nähern wir uns dem Ziel aus unerwarteter Richtung. Im Moment ist Hadi der wichtigste URC-Spieler, der uns eine Spur bietet, richtig?«

»Richtig«, antwortete Chavez.

»Und wir wissen, dass er von Vegas nach San Francisco flog, bevor er nach Sáo Paulo aufbrach, wahrscheinlich, um bei Agong Nayoan seinen Qudus-Pass abzuholen. Das bedeutet, dass sie vermutlich in direktem Kontakt standen - zumindest so direkt, dass Nayoan ihm sagen konnte, wo er den Pass abholen könne.«

»Machen Sie weiter«, ermutigte ihn Hendley.

»Nayoan ist faul. Als wir seine Bude filzten, fanden wir heraus, dass er nicht mal seine Internet-Historie gelöscht hatte.« Jack drehte sein Notebook um, sodass alle auf den Monitor blicken konnten, wo eine Textdatei zu sehen war, die Hunderte von

Zeilen mit Website-Adressen umfasste. »Während wir hier diskutierten, habe ich die Adressen kurz durchgeschaut. Seit der URC den E-Mail-Verkehr einstellte, hat Nayoan jeden Tag dreimal Onlineshops besucht, aber jeden zweiten Tag eine andere Adresse.«

»Ich will verdammt sein«, sagte Granger. »Das war gute Arbeit, Jack.«

»Danke. Bisher ist Nayoan durch dreizehn Shops rotiert. Ich wette zehn zu eins, dass wir auf Hadis Computer dieselben Adressen finden würden.«

»Aber das bringt uns nur ein Stück weiter«, warf Bell ein. »Wir werden auch seinen Benutzernamen und sein Passwort brauchen.«

»Statistik«, entgegnete Jack sofort. »Fünfundachtzig Prozent aller Surfer benutzen entweder ihre E-Mail-Adresse als Benutzernamen oder eine Variante ihres E-Mail-Präfix, also der Zeichen vor dem ©-Symbol. Wir könnten Biery bitten, ein Script zusammenzustellen - wir besuchen alle fraglichen Websites und lassen die verschiedensten Varianten von Hadis E-Mail-Adresse durchlaufen. Wenn wir den richtigen Benutzernamen gefunden haben, starten wir einen Brute-Force-Angriff auf sein Passwort. Sobald wir drin sind, benutzen wir die OTPs, die Dom in Almasis Haus gefunden hat, und laden uns Hadis

Zeichenfolgen herunter.«

»Dabei gibt es aber ein Problem«, warf Hendley ein. »Die ganze Sache hängt davon ab, dass Hadi auf die Website seines Online-Speichers geht.«

»Genau. Und deshalb müssen wir ihn dazu bringen«, meinte Clark.

»Wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

»Wir beschatten ihn. Wir schicken Record News einen anonymen Tipp. Eine vage Beschreibung von Hadi und ein paar angedeutete Einzelheiten. Das sieht er, gerät in Panik und schaut nach, ob es neue Anweisungen für ihn gibt. Und wir sorgen dafür, dass dort jemand auf ihn wartet.«

»Damit gehen wir aber ein Risiko ein«, meinte Rick Bell. »Wenn ihn die brasilianische Polizei vor uns zu fassen bekommt, gucken wir in die Röhre.«

Clark grinste. »Nur wer wagt, gewinnt.«

Hendley schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Ziemlich viel Spekulation, aber einen Versuch ist es wert. Jack, setzen Sie Biery darauf an.«

Jack nickte. »Was machen wir mit den Indonesiern in Norfolk?«

»Sie und John.«

»Möchte nicht Schwarzmalerei betreiben, aber ich habe bei der ganzen Sache ein schlechtes Gefühl«, sagte Chavez.

»Inwiefern?«, fragte Granger.

»Der Anschlag auf die Raffinerie ist vielleicht nur der Schuss vor den Bug, und die Breitseite kommt noch.«

Kurz vor 9.00 Uhr erreichte Musa Yakima, Washington, fuhr noch einige Kilometer weiter bis nach Toppenish, bog vom Highway ab und fuhr in die Stadt. Er fand ein Restaurant namens ***Pioneer Kitchen*** und hielt an. Der Parkplatz war nur zu einem Viertel gefüllt. Die Amerikaner, so hatte Musa schon lange erkannt, wollten alles schnell und bequem haben, vor allem ihr Essen. Er hatte zwar keine Drive Ins gesehen, aber auch in Toppenish gab es bestimmt die üblichen McDonald's, Burger Kings und Arby's. Amerikaner waren immer in wichtigen Geschäften unterwegs und verschlangen ihr Essen stets in Eile, es sei denn auf der Couch vor dem Fernseher. Sie glaubten, gegen jede Krankheit gebe es eine Pille und jeder Charakterfehler sei bloß eine psychische Störung.

Er fand einen Parkplatz nahe der Eingangstür und trat ein. Ein Schild an der Theke bat ihn, sich selbst einen Platz zu suchen. Er fand einen Tisch am Fenster, von dem aus er den Subaru im Auge behalten konnte, und setzte sich. Eine Kellnerin in senfgelber Schürze und weißer Bluse kam. »Morgen;

möchten Sie Kaffee?«

»Ja, bitte.«

»Wollen Sie erst mal auf die Karte schauen?«

»Nein. Toast ohne Butter und einen Früchtebecher.«

»Gern. Bin gleich wieder da.« Sie brachte eine Tasse und eine Kanne Kaffee und ging wieder.

Hinter ihm fragte eine Stimme: »He, ist das Ihr Wagen?«

Musa drehte sich um. Ein uniformierter Polizist war aufgetaucht. Er war Mitte fünfzig, hatte einen Stoppelhaarschnitt und einen Bierbauch. Allerdings auch einen scharfen Blick, den eines Cops. Musa atmete tief durch, um sich zu beruhigen, und fragte: »Entschuldigung?«

»Der Wagen da. Ist das Ihrer?«

»Welcher?«

»Der mit dem Schrägheck.«

»Der Subaru? Ja.«

»Ihre Innenbeleuchtung ist an. Fiel mir gerade im Vorbeigehen auf.«

»Oh, danke. Ist mir entgangen. Ich bleibe aber nicht lange; ich glaube nicht, dass es der Batterie schadet.«

»Wahrscheinlich nicht. Nur aus Neugier - was ist das für ein Ding hinten drin? Sieht wie eine große Köderbox aus.«

»Sie würden mir nicht glauben.«

»Versuchen Sie's.«

»Ein tragbares Röntgengerät für Pferde.« Der Cop grunzte. »Wusste nicht, dass es so was gibt. Wo geht's denn hin?«

»Tiermedizinische Fakultät an der UNLV in Las Vegas.«

»Lange Fahrt.«

»Es gab Probleme mit dem Papierkram; die Fluglinie hat sich geweigert, es mitzunehmen. Ich dachte mir, eine kleine Autofahrt schadet mir auch nicht - vor allem, weil ich fünfzig Cent pro Meile kriege.«

»Na denn, gute Fahrt.«

»Danke.«

Der Polizist ging weiter und setzte sich auf einen Hocker an der Theke. Einige Minuten später kam die Kellnerin mit dem Toast und dem Früchtebecher zurück. »Geht Willie Ihnen auf die Nerven?«, fragte sie.

»Bitte?«

Sie deutete mit dem Daumen auf den Polizisten. »Willie ist hier der Polizeichef. Schon in Ordnung, aber furchtbar neugierig. Letztes Jahr habe ich mich von meinem Freund getrennt, und Willie wusste es vor meiner Mutter.«

Hau ab, Frau. Musa zuckte mit den Schultern.

»Kleinstädte.«

»Das wird's sein. Guten Appetit. Ich schaue nachher noch mal nach Ihnen.« Sie ging.

Allah, gib mir Gelassenheit, dachte Musa. Eigentlich fand er die meisten Amerikaner ganz erträglich, wenn auch ein bisschen geschwätzig. Hätte er allerdings eine etwas dunklere Haut oder einen Akzent gehabt, dann würden sie nicht so gern mit ihm plaudern. Das Schicksal konnte schon seltsam sein. Im Grunde ganz anständige Leute lebten hier fröhlich vor sich hin, beteten einen falschen Gott an und versuchten Sinn in eine Existenz zu bringen, die außerhalb des Islam keinen haben konnte. Die Amerikaner mochten ihre »Komfortzonen«. Die allermeisten hatten die Vereinigten Staaten nie verlassen und würden es auch nie tun; sie waren überzeugt, dass der Rest der Welt außer einigen interessanten Ferienorten nichts zu bieten hatte. Selbst die Ereignisse des 11. September hatten kaum etwas dafür getan, ihnen die Augen für die Realitäten jenseits ihrer Inselwelt zu öffnen. Ganz im Gegenteil. Von ihrer Regierung ermutigt, hatten sich viele noch weiter in ihr Schneckenhaus zurückgezogen und hielten sich an ihre Etiketten und Plattitüden: Islamfaschisten, Extremisten.

Bösewichte, die unsere Freiheit hassen. Leute, die

Amerika vernichten wollen.

Amerika konnte allerdings, da war sich Musa sicher, nicht von außen zerstört werden. Das hatte der Emir sehr richtig erkannt. Alle Imperien der Weltgeschichte waren von innen heraus verfault, und das würde bei Amerika nicht anders sein. Gefangen in zwei aussichtslosen Kriegen, die Wirtschaft im Chaos, Banken und Konzerne bankrott ... Das mochte sich mit der Zeit wieder ändern und womöglich besser werden, aber zukünftige Historiker würden das als erste Anzeichen des Verfalls werten. Die traurige Wahrheit war, dass kein Sterblicher Amerika an sich vernichten konnte, weder von innen noch von außen. Wenn das jemals geschah, dann durch Allahs eigene Hand und zu der von Ihm gewählten Stunde. Und anders als alle Führer vor ihm wusste der Emir das und hatte seine Strategie entsprechend ausgerichtet.

Noch vier Tage, dachte Musa, und die Furcht einflößende Außenwelt, die alle Amerikaner so entschlossen von sich fernhielten, würde gnadenlos über sie hereinbrechen.

Clark und Jack **waren** auf einen Flug um 6.00 Uhr mit US Airways vom Washingtoner Dulles-Flughafen nach Norfolk gebucht, während Chavez

und Dominic mit Northwest Airlines über Nacht nach Rio de Janeiro fliegen sollten. Sie würden ihren jeweiligen Bestimmungsort etwa zur selben Zeit erreichen.

Eineinhalb Stunden nachdem das Paulinia-Feuer ausgebrochen war und der zunehmende Rauch den Himmel über der Küste allmählich schwarz gefärbt hatte, schloss Sáo Paulo seinen gesamten Luftraum. Hendley und Granger betrachteten das als günstiges Omen. Mit etwas Glück hatten es die Attentäter nicht zum Flughafen geschafft, bevor dieser geschlossen wurde. Höchstwahrscheinlich verfügten sie über einen Ausschleusungsplan B, aber wie schnell sie mit diesem das Land verlassen konnten, war ungewiss.

Während die anderen im Konferenzraum die Nachrichten über die Paulinia-Katastrophe verfolgten, schaute Jack im Pausenzimmer vorbei, wo Dominic mit auf dem Tisch gefalteten Händen still dasaß. Seine Augen blickten in eine unendliche Ferne. Erst als Jack direkt neben ihm stand, schien Dominic ihn zu bemerken.

»He, Jack.«

»Hat dich Ding informiert, dass ihr beide heute Nacht nach Sáo Paulo fliegt?«

»Ja.«

»Falls du dich dem nicht gewachsen fühlst, bin ich

mir sicher …«

»Warum sollte ich dem nicht gewachsen sein?«

Diese Frage überraschte Jack. »Ich wäre es wohl an deiner Stelle nicht. Dom, er war mein Cousin, und ich habe ihn sehr gemocht, aber er war dein ***Bruder.«***

»Worauf willst du hinaus?«

»Brian ist gerade einmal zwanzig Stunden tot, und du gehst schon wieder in einen Einsatz, und wenn ich dich danach frage, reagierst du ziemlich schroff.«

»Tut mir leid.«

»Ich will doch keine Entschuldigung. Ich will, dass du mit mir redest.«

»Jack, ich weiß, dass Brian tot ist, okay? Ich habe gesehen, wie sein Lebensfunken erloschen ist.« Er schnippte mit den Fingern. »Einfach so. Weißt du, was ich danach als Erstes gedacht habe?«

»Was?«

»Dass Brian ohne dieses Arschloch von Bari wahrscheinlich noch leben würde.«

»Du glaubst das wirklich?«

»Eigentlich nicht, aber ich musste mich echt überwinden, um nicht aus diesem Wagen zu steigen und diesem Typen eine Kugel in den Kopf zu jagen. Meine Hand war sogar schon am Türgriff. Ich wollte ihn töten und dann in Almasis Haus zurückkehren,

um nachzuschauen, ob einer dieser Scheißkerle vielleicht noch lebt, damit ich ihn auch noch ins Jenseits befördern kann.«

»Du warst im Schock. Fühlst du dich immer noch so?«

»Ich fühle im Moment überhaupt nichts, Jack. Das ist es, was mir Angst macht.«

»Man nennt so etwas Schock. Du wirst dich wahrscheinlich eine Weile so fühlen. Jeder geht mit so etwas anders um. Du wirst damit auf deine ganz persönliche Weise fertigwerden.«

»Wie auch immer - was macht dich eigentlich zu einem Experten auf diesem Gebiet?«

»Hast du von Sinaga gehört?«

»Diesem Fälscher? Was ist mit ihm?«

»Ich habe die Rückseite seines Wohnwagens beobachtet, als John und Ding ihn an der Vordertür fassen wollten. Plötzlich sprang er aus dem Fenster und stürzte sich mit einem Messer auf mich. Ich wehrte ihn ab und nahm ihn dabei in den Schwitzkasten. Irgendwie bin ich dann gestolpert, habe ihn aber trotzdem nicht losgelassen. Dann lag er plötzlich da, zuckte und starrte mich mit leeren Augen an. Ich weiß nicht, wie, aber ich habe ihm das Genick gebrochen.«

Dominic hatte zugehört, ohne eine Regung zu zeigen. »Ich nehme an, jetzt sollte ich dich fragen,

wie es dir geht.«

»Ich bin ganz okay, glaube ich. Ich werde zwar sein Gesicht nie vergessen — aber er oder ich. Es tut mir zwar leid, aber es tut mir ganz bestimmt nicht leid, dass ich noch lebe.«

»Dann hast du mir etwas voraus, Cousin. Wenn ich mit Brian tauschen könnte, würde ich das tun.«

»Willst du mir damit etwas sagen?«

»Was zum Beispiel?«

»Dass ich alle Steakmesser verstecken muss, bevor du das nächste Mal zum Football-Gucken bei mir vorbeikommst?«

»Das nicht, Jack. Aber eines sage ich dir: Bevor das alles hier vorbei ist, sorge ich dafür, dass ein paar Leute für Brians Tod bezahlen. Und in Sáo Paulo fange ich damit an.«

Jack wollte gerade etwas erwidern, als ihn Dominics erhobene Hand daran hinderte. »Natürlich geht der Einsatz vor, Jack. Ich wollte damit nur sagen, dass mir in nächster Zeit besser kein Gomer in die Quere kommen sollte, sonst knipse ich ihn im Gedenken an Bri aus.«

Frank Weavers erster Tag auf der Straße verlief ohne Zwischenfälle, wenn man von den verwunderten Blicken anderer Verkehrsteilnehmer auf dem Highway absah, die im Vorbeifahren seinen

GA-4-Container anstarrten. Da es sich um eine Übungsfahrt handelte, war sein Container nur eine leere Hülle — er enthielt auch keine Abschirmungen gegen die Neutronen- und Gammastrahlen, die bei den echten Transporten vorhanden sein würden. Der Container war auch nicht durch Aufschriften gekennzeichnet. Da war absolut nichts, was einen Hinweis auf seinen Inhalt oder Zweck hätte geben können. Nur ein riesiger Kasten aus rostfreiem Stahl, der auf Weavers Pritsche thronte. Besonders lustig waren die kleinen Kinder, die mit weit aufgerissenen Augen ihre Stupsnasen gegen die Seitenfenster der Autos pressten.

Weaver fuhr an der Abfahrt 159 vom Highway 70 ab und steuerte die Vine Street entlang. Er war seit sieben Stunden unterwegs und inzwischen 670 Kilometer vom Atomkraftwerk Callaway entfernt. Das Super-8-Motel lag einen halben Kilometer weiter unten an der Straße. Er folgte dem Hinweisschild, das den Trucks die Einfahrt auf den Parkplatz wies, und parkte seinen Sattelzug akkurat zwischen den gelben Linien einer Lkw-Parkbucht. Drei weitere Buchten daneben waren bereits von Trucks belegt.

Weaver sprang aus der Kabine und streckte sich.

Ein Tag abgehakt, dachte Weaver, ***drei noch vor mir.***

Er schloss den Truck ab und unternahm einen Kontrollgang um das gesamte Gefährt, wobei er die mit schweren Vorhängeschlössern gesicherten Ratschen und die Spannung sämtlicher Ketten überprüfte. Alles war korrekt und fest vertäut. Er ging über den Parkplatz zur Lobby des Motels.

Sechzig Meter entfernt hatte währenddessen ein dunkelblauer Chrysler 300 auf einem Pkw-Parkplatz angehalten. Auf dem Vordersitz hob ein Mann ein Fernglas an die Augen und beobachtete Weaver, der gerade durch die Schwingtür zur Rezeption ging.

Kersen Kaseke schaltete, wie **er** es in den letzten beiden Wochen viermal täglich getan hatte, seinen Laptop an, öffnete den Webbrowser und ging auf die Website des **Online**-Archivs. Er war überrascht, eine Datei in **seiner** Inbox zu finden, das JPEG-Bild eines Vogels - vielleicht war es ein Blauhäher. Er lud das Bild in den Download-Ordner seiner Festplatte herunter, löschte es aus dem Online-Archiv und schloss den Webbrowser wieder.

Dann öffnete er die Bilddatei, klickte sie mit der rechten Maustaste an und wählte die Option »Öffnen mit ... Image Magnifier«. Fünf Sekunden später erschien ein Fenster mit dem Bild des Blauhähers. Das Bild wechselte von Farbe zu Schwarz-Weiß und wurde körnig. Langsam zuerst,

dann immer schneller, verschwanden einzelne Pixelgruppen. Nach dreißig Sekunden blieben nur noch zwei Zeilen alphanumerischer Zeichenpaare - 168 Stück insgesamt. Kaseke doppelklickte auf den Einwegschlüssel für heute und öffnete ihn. Die Entschlüsselung war mühsam und dauerte fast zehn Minuten, aber danach hatte er einen Text vor sich:

Sonntag, 8.50 Uhr
Open Heart Congregational Church

Eine christliche Kirche, dachte Kaseke. Viel besser als eine Bibliothek oder gar eine Schule. Er wusste, wo sich die Kirche befand, und vermutete, dass dort, wie in den meisten Kirchen Waterloos, am Vormittag mehrere Gottesdienste stattfinden würden. Kurz vor 9.00 Uhr würden die Menschen gerade den ersten Gottesdienst verlassen, während die Teilnehmer des zweiten schon ankamen. Die Gemeindemitglieder brauchten ja ein paar Minuten, um ihre Sachen zu nehmen und hinauszugehen … Während seiner anfänglichen Erkundung hatte er sich das Kommen und Gehen der Gemeindemitglieder angesehen. Sie standen gern zwischen den Gottesdiensten vor der Kirche herum, schüttelten sich die Hände, lachten und redeten über dies und das. Was für eine Frivolität! Was hier

als Anbetung Gottes galt, war eine Schande.

8.50 Uhr. Ja, das war der perfekte Zeitpunkt. Auf der Eingangstreppe und dem Bürgersteig würden hundert oder mehr Menschen stehen. Es würden allerdings auch Kinder dabei sein, und das gefiel Kaseke nicht besonders, aber Allah würde ihm vergeben. Einige wenige zu opfern, um einem höheren Ziel zu dienen, war gerechtfertigt.

Es war jetzt Freitagabend. Er würde den größten Teil des Samstags die Örtlichkeiten auskundschaften und am Samstagabend das Gerät überprüfen. Das würde, wie er wusste, nicht lange dauern. Seine Aufgabe war einfach: das Gerät abstellen, den Zeitschalter einstellen, weggehen und einen guten Beobachtungspunkt finden, um den Ablauf zu beobachten.

Das *Feuer ist großartig,* dachte Shasif Hadi. Selbst aus einer Entfernung von fünf Kilometern leuchtete der Himmel über den Baumwipfeln fast so hell wie von der Sonne bestrahlt. Und dann waren auch noch die Explosionen zu hören und zu sehen gewesen - riesige Flammenpilze und aufwallende schwarze Rauchwolken, die lautlos in den dunklen Himmel stiegen. Nur Sekunden später folgte ein

Donnergrollen, das so mächtig war, dass Hadi spürte, wie es sich durch den Straßenbelag fortsetzte, durch die Reifen und die Karosserie seines Autos lief und schließlich den Sitz beben ließ, auf dem er saß. ***Durch uns vier,*** dachte Hadi, ***hat Allahs Hand der Raffinerie den Todesstoß versetzt.***

Nachdem sie die Sprengsätze angebracht hatten, waren sie einzeln an der Pipeline entlang zu der Baumgruppe zurückgegangen, an der sie ihre Overalls angezogen hatten. Ohne weitere Anweisungen zu geben, hatte Ibrahim plötzlich »Lauft!« befohlen und war sofort davongerannt. Sie waren noch 200 Meter vom Viehgatter entfernt gewesen, als die erste Ladung explodierte.

Gebannt hatte Hadi verfolgt, wie die hintereinander geschalteten Ladungen an den Ventilen der Pipeline hochgegangen waren, gefolgt von der stärkeren Hauptladung. Danach war knapp zwei Minuten lang nichts mehr geschehen, vom Aufheulen der Alarmsirenen in der Raffinerie abgesehen. Die Notfallteams hatten wahrscheinlich gerade die zerstörte Pipeline erreicht, als die letzte Ladung hochging und sich das Ethanol wie eine Flutwelle in die Raffinerie ergoss. Diese Männer waren vermutlich sofort getötet worden. Hadi hoffte, dass ihr Tod einigermaßen schmerzlos

gewesen war. Brasilien war zwar ein vorwiegend christliches Land und damit nach Hadis Auffassung für den Islam feindliches Territorium, was aber nicht hieß, dass man den Leuten keine Barmherzigkeit erweisen durfte. Wenn sie leiden mussten, so war das Allahs Wille; starben sie schnell, war das auch Allahs Wille. So oder so, Hadi und seine Mitkämpfer hatten ihre Mission erfolgreich ausgeführt.

Als sie am Viehgatter ankamen, fuhren sie zunächst den Pick-up zwischen die Bäume, stiegen in den Volkswagen und fuhren durch das Gatter auf die Straße. Das Gatter wurde ordentlich verschlossen. Eineinhalb Minuten später hielten sie neben Hadis Auto. Dem Plan entsprechend, folgte Hadi Ibrahim und den anderen zu Fa'ads Auto, das auf einem Feldweg ein paar Kilometer entfernt geparkt war. Als sie neben dem Wagen anhielten, stieg Ibrahim aus und winkte Hadi zu sich.

»Wir haben ein wichtiges Detail nicht berücksichtigt«, erklärte Hadi. »Das Wetter.«

»Verstehe ich nicht«, sagte Ahmed.

Ibrahim deutete nach Westen in Richtung der Raffinerie. Die Flammen schlugen inzwischen hundert Meter in die Höhe, überlagert von einer dichten schwarzen Rauchdecke. Sie sahen, dass der Rauch nach Südwesten driftete.

»Der Rauch treibt in Richtung Sáo Paulo. Dort werden sie bald den Flughafen schließen, wenn sie es nicht schon getan haben.«

»Du hast recht«, nickte Hadi. »Trotzdem — von allen Fehlern, die wir hätten machen können, ist dieser der kleinste. Wenn wir es schaffen zu fliehen, ist es gut so. Wenn nicht, sterben wir mit dem Wissen, dass wir unsere Pflicht getan haben.«

Fa'ad lachte. »Du hast natürlich recht, aber ich persönlich möchte doch ganz gern die Früchte unserer Arbeit sehen. Allah vergebe mir meine Eitelkeit.«

»Was geschehen wird, wird geschehen«, antwortete Ibrahim. »Wir haben immer noch eine Chance. Ihr alle kennt die alternative Fluchtroute.« Er sah auf die Uhr. »Wir treffen uns morgen um die Mittagszeit im Botanischen Garten in Rio. Wenn es einer aus irgendeinem Grund nicht rechtzeitig schafft, treffen wir uns vier Stunden später am zweiten Treffpunkt. Bis bald.«

Obwohl beide nur ein paar Stunden geschlafen hatten, bevor sie zum Flughafen aufbrechen mussten, machte sie die Abflugzeit kurz vor Tagesanbruch leicht überdreht und rastlos. Die gute Nachricht war jedoch, dass es in der Economy Class keine Plätze mehr gab. Sie durften also auf Kosten

des Campus Business Class fliegen. Außerdem war der Kaffee recht annehmbar.

»Weißt du, was ich nicht verstehe, John«, sagte Jack.

»Was denn?«, fragte Clark.

»Die zwei, nach denen wir suchen ... diese Geschwister. Sie sind doch erst neunzehn und zwanzig. Warum gehen solche Kinder in ein fremdes Land, um dort Leute umzubringen, die sie überhaupt nicht kennen?«

»Zuerst einmal wissen wir nur, dass sie mit gefälschten Pässen eingereist sind.«

»Trotzdem sind sie wohl kaum hierhergekommen, um Beachvolleyball zu spielen.«

»Zugegeben. Ich meine nur, dass man in unserem Metier die Dinge so nehmen sollte, wie sie kommen. Vermutungen und Intuitionen sind zwar ab und zu ganz nützlich, aber sie können dich auch umbringen.«

»Verstehe.«

»Um auf deine Frage zurückzukommen - ich glaube nicht, dass es darauf überhaupt eine Antwort gibt. Zumindest keine einfache. Du fragst doch: Was macht Menschen zu Terroristen? Armut, Hoffnungslosigkeit, irregeleiteter religiöser Eifer, das Gefühl, einer Sache zu dienen, die größer ist als man selbst ... Such dir was aus.«

»Verdammt, John, du klingst geradezu verständnisvoll.«

»Bin ich auch. Bis zu dem Punkt, wo diese Motivationen jemand dazu bringen, zur Pistole zu greifen oder sich eine Bombe umzuschnallen. Das ändert alles.«

»Dann schaltest du dein Mitgefühl einfach ab?«

»Das bleibt jedem Einzelnen überlassen, Jack, aber zu unserer Arbeit gehört auch die Bereitschaft, nötigenfalls Scheuklappen zu tragen. Man muss sich mit dem auseinandersetzen, womit man gerade konfrontiert ist. Jeder Terrorist hat eine Mutter und einen Vater. Vielleicht auch Kinder und Menschen, die ihn lieben. Verdammt, er ist vielleicht an sechs von sieben Tagen ein anständiger Bürger. Aber an dem einen Tag, an dem er beschließt, zur Waffe zu greifen oder eine Bombe zu legen, wird er zu einer Bedrohung. Und wenn du dann derjenige bist, der zwischen ihm und unschuldigen Leben steht, ist diese Bedrohung das Einzige, was dich in diesem Moment zu interessieren hat. Verstehst du, was ich sagen will?«

Jack nickte. »Ja, ich glaube schon.« Während die reale Welt üblicherweise in Grautönen gehalten war, gab es im Augenblick der Wahrheit nur noch Raum für Schwarz und Weiß. Jack lächelte und prostete Clark mit seiner Kaffeetasse zu. »Du bist ein weiser

Mann, John.«

»Danke. Das bringt das Alter zuweilen mit sich. Oder so sollte es zumindest sein. Es gibt jedoch immer Ausnahmen von dieser Regel. Dein Dad zum Beispiel. Der ist viel klüger, als er von seinem Alter her eigentlich sein dürfte. Ich wusste das von dem Augenblick an, als ich ihn kennenlernte.«

»Mein Gott, wann war das?«

»Netter Versuch, Jack. Hast du schon mit ihm gesprochen?«

»Über den Campus? Ja, als wir zusammen von Andrews zurückfuhren. Zuerst war er zwar stinksauer, aber dann hat er es viel besser verdaut, als ich erwartet hatte.«

»Lass mich raten: Er selbst möchte es deiner Mutter beibringen?«

Jack nickte. »Und unter uns, ich bin darüber verdammt froh. Mein Dad ist ein harter Hund, aber meine Mom ... Sie hat da diesen Blick - diesen Blick, den dir nur deine Mutter zuwerfen kann, verstehst du, was ich meine?«

»Durchaus.«

Sie saßen eine Weile schweigend da und schlürften ihren Kaffee. »Ich muss immer an Dom denken«, sagte Jack plötzlich.

»Er kommt da schon wieder raus. Außer vielleicht für dich, war für ihn die Umstellung auf den

Campus am schwersten. Er wurde von einem honorigen FBI-Beamten zu einem frei schwebenden Geheimagenten. Er kam von einer Behörde, die immer strikt nach Regeln und Regularien agiert, in ein getürktes Wertpapierhaus, das außerhalb von Recht und Gesetz Schurken jagt. Und jetzt noch diese Sache mit Brian ...« Clark zuckte die Achseln. »Wie immer man es auch betrachtet, es ist ein Scheiß-Geschäft.«

»Ich überlege mir nur, ob es nicht vielleicht zu früh für ihn ist, wieder in den Einsatz zu gehen.«

»Ding glaubt das nicht, und das genügt mir. Gerry im Übrigen auch. Außerdem sind wir jetzt nur noch zu viert, und wir müssen einen Haufen Felder beackern.« Clark lächelte. »Denk immer daran, mit wem er unterwegs ist. Ich habe dem Jungen meine Tochter anvertraut, Jack, und es nie bereut. Er sorgt schon dafür, dass Dom das übersteht.«

Obwohl durch 600 Kilometer voneinander getrennt, hatten Raharjo Pranata und Kersen Kaseke in den letzten Wochen fast denselben Tagesablauf gehabt: zur Schule gehen, keine Aufmerksamkeit erregen und auf Anweisungen warten. Pranatas Instruktionen waren nur wenige Stunden nach Kasekes letztem planmäßigem Login des Tages gekommen. Er war so überrascht, die

Datei in seiner Inbox zu sehen, dass er den ersten Entschlüsselungsversuch vermasselte.

Der Ort, den sie für ihn ausgesucht hatten, lag nur anderthalb Kilometer von seiner Wohnung entfernt. Er war fast jeden Tag daran vorbeigekommen. Als Ziel war er geradezu ideal: groß genug für mehrere Hundert Menschen, aber auf allen Seiten von Gebäuden begrenzt. Auch die Uhr zeit war gut gewählt. Pranata hatte die Ankündigungen für das Ereignis in der ganzen Stadt gesehen, obwohl er sie nicht genau verstanden hatte. Irgendeine Einweihung - eine Statue, ein Brunnen oder etwas in der Art. Belanglos.

Von den drei Zielen, auf die er sich hatte vorbereiten sollen, bot dieses die größte Wahrscheinlichkeit einer hohen Opferzahl. Wie sagten die Amerikaner doch - eine richtige Truthahnjagd?

Die Karten, die er für die Vorbereitung benutzt hatte, waren leicht zu beschaffen gewesen, mehrere davon sogar im örtlichen Fremdenverkehrsbüro. Die topografische Karte hatte er von einer beliebten Website für Wanderer heruntergeladen. Die Wanderwege interessierten ihn zwar nicht, aber Höhen und Entfernungen waren deutlich angegeben, und ein Spaziergang durch die Stadt mit seinem tragbaren GPS-Gerät hatte bestätigt, dass

die Karte verlässlich war.

Als er sich sicher gewesen war, alle notwendigen Daten zu haben, hatte er die Zahlen einfach in die passenden Gleichungen eingegeben und die Einstellungen erhalten.

Jetzt kam der schwierige Teil: das Warten. Er würde sich die Zeit verkürzen, indem er das Auf- und Abbauen seiner Ausrüstung übte.

Musas zweiter Reisetag war ziemlich kurz; die Fahrt führte von Toppenish, Washington, nach Nampa, Idaho, dessen einziger Anspruch auf Ruhm laut einem Schild an der Stadtgrenze darin bestand, dass es mit 79249 Einwohnern nicht nur die größte Stadt des Canyon County, Idaho, war, sondern auch die am schnellsten wachsende. Ein weiteres Schild, weniger als hundert Meter weiter, behauptete außerdem, hier sei »ein wunderbarer Ort zum Leben!«.

Als er seine Fahrtroute von Blaine aus plante, hatte sich Musa für Übernachtungen in mittelgroßen Städten entschieden - nicht so groß, dass es dort aggressive oder gut ausgebildete Polizei gab, aber auch nicht zu klein, damit die Ankunft eines dunkelhäutigen Fremden nicht unangenehm auffiel. Toppenish wäre mit seinen nur 8000 Einwohnern wohl in letztere Kategorie gefallen, aber es lag

ziemlich dicht bei Yakima. Natürlich hatte das Zusammentreffen mit Willie, dem neugierigen Polizeichef von Toppenish, Zweifel in Musa geweckt. Die Situation war allerdings nicht eskaliert. Konnte sie auch nicht, selbst wenn ihn der Cop noch weiter ausgefragt hätte. Musa war inzwischen mit Visitenkarten, Briefen und Formularen mit dem Siegel der University of Nevada in Las Vegas wohlversehen - die ganz ähnlichen Dokumente waren vom Zoll in Vancouver ja auch akzeptiert worden. Auch seine Geschichte war nahezu dieselbe: Diesmal traute ein reicher, neurotischer Pferdebesitzer in Bellingham dem Röntgengerät des örtlichen Tierarztes nicht.

Es war Nachmittag, als er vom Highway 84/30 abbog und auf dem Parkplatz des Fairfield Inn 8t Suites hielt. Er stellte den Motor ab und schlug den Autoatlas auf dem Beifahrersitz auf. Er hatte sich keine Notizen gemacht und auf den Karten nichts markiert. Das war nicht nötig; Route und Entfernungen wusste er auswendig.

Noch 1050 Kilometer, dachte Musa. Wenn er morgen sehr früh aufbrach, konnte er die Entfernung bis Beattie, Nevada, wahrscheinlich an einem Tag hinter sich bringen. Das war eine große Versuchung, aber er widerstand ihr. Die Anweisungen des Emirs waren eindeutig gewesen.

Er würde sich an den Zeitplan halten.

Als das Flugzeug in 20 000 Fuß Höhe über Rio de Janeiro in den Landeanflug ging, konnten Chavez und Dominic bereits den Ölrauchschleier erkennen, der über Sao Paulo hing, obwohl die Stadt 300 Kilometer südlich von Rio liegt. Nördlich von Sáo Paulo, in der Raffinerie von Paulinia, wütete noch immer das Feuer. Am Abend, auf dem Weg zum Flughafen, hatten sie in den Nachrichten gehört, dass die Feuerwehrleute und Rettungstrupps, die am Katastrophenort im Einsatz waren, ihre Strategie geändert hatten. Sie konzentrierten sich nicht mehr darauf, das Flammeninferno in der Raffinerie zu löschen, sondern auf Evakuierung und Eindämmung. Eine Stunde nach der ersten Explosion war die Ethanolfontäne aus der Pipeline versiegt, aber schon diese kurze Zeit hatte ausgereicht, um ungefähr 38 000 Liter in die Raffinerie zu sprühen, und obwohl ein Teil davon noch immer brannte, waren inzwischen auch Dutzende von Misch- und Lagertanks vom Feuer erfasst worden. Irgendwann würde das Flammenmeer zwar ausbrennen, aber die Experten in Brasilien und in den Vereinigten Staaten wagten keine genaue Prognose. Manche prophezeiten vier Tage, andere

zwei Wochen oder sogar noch länger. Einig waren sich jedoch alle im Hinblick auf die katastrophalen Folgen. Schon jetzt bedeckte eine Ölrußschicht die Felder und Häuser der Umgebung und bis nach Columbo weiter unten im Süden. Die Notaufnahmen der Krankenhäuser waren überfüllt von Patienten, die unter Atemnot litten.

»Wenn das nicht die Hölle auf Erden ist, weiß ich nicht, wie sie aussehen sollte«, bemerkte Dominic, während er durch das Fenster hinunterstarrte.

»Ich auch nicht. Wie fühlst du dich?« Ding hatte den größten Teil des Flugs halb wach, halb dösend verbracht, während Dominic bis vor etwa einer Stunde tief geschlafen hatte.

»Besser. Ich war wirklich völlig fertig.«

»In jeder Hinsicht, ***mano.*** Ich weiß, ich habe das schon mal gesagt, aber es tut mir sehr leid um Brian. Er war ein guter Kamerad.«

»Danke. Wie sieht unsere Planung nach der Landung aus?«

»Anruf im Campus, um zu überprüfen, ob es die Information über Hadi bis in die Medien geschafft hat. Wenn ja, gehen wir auf die Jagd. Wenn nicht, gehen wir auf Tauchstation und warten ab.«

Nachdem sie das Flugzeug verlassen und den Zoll hinter sich gebracht hatten, gingen sie zum Avis-

Schalter und buchten einen Leihwagen. Zehn Minuten später standen sie am Straßenrand und warteten darauf, dass der Wagen, ein Hyundai Sonata, vorgefahren wurde. »Hat er Klimaanlage?«, fragte Dominic.

»Ja, aber nur Handschaltung. Man kann nicht alles haben.«

Ein dunkelgrüner Sonata bog um die Ecke. Der Avis-Mitarbeiter stieg aus, ließ Chavez das Übergabeprotokoll unterschreiben und nickte ihnen zum Abschied kurz zu. Sie stiegen ein. Chavez fuhr, Dominic zog sein Mobiltelefon aus der Reisetasche und wählte die Nummer des Campus.

»Wir sind gelandet«, teilte er Hendley mit und schaltete auf Lautsprecher.

»Gut. Ich habe auf Lautsprecher geschaltet, Sam und Rick hören mit, Biery stößt gleich zu uns.« Dominic hörte, dass im Hintergrund eine Tür geöffnet wurde, dann wurde ein Stuhl gerückt. Biery sagte: »Dom, bist du dran?«

»Ja. Wir hören beide.«

»Wir kommen flott voran. Zehn Onlineshops mussten wir überprüfen, bis wir einen Hit landeten. Er benutzt eine Website namens filecuda.com. Genau wie Jack es sich gedacht hatte, benutzt Hadi eine Variante seiner E-Mail-Adresse als Login. Das Passwort haben wir innerhalb von zehn Minuten

geknackt. Im Moment liegt keine Message im Posteingang.«

Rick Bell warf ein: »Wir haben eine Message formuliert und hoffen, dass sie Hadi in unsere Richtung treibt. Sam gibt dir die Einzelheiten.«

Granger meldete sich: »Wir machen uns ein bisschen Sorgen, dass wir Hadi kopfscheu machen, wenn wir eine geballte Ladung von Hinweisen an die Medien durchsickern lassen. Deshalb haben wir uns zu sehr kleinen Schritten entschlossen und schubsen ihn nur ganz sacht an. Er wird sehr wachsam sein. Wir glauben, wenn er den ersten Punkt erreicht und nicht angegriffen wird, wird er sich vielleicht an das Gefühl gewöhnen, dass wir ihm auf der Fährte sind. Sobald wir glauben, dass wir ihn am Haken haben, werden wir ihm mitteilen, dass er sich mit einer Kontaktperson in der Rocinha treffen soll …«

»In der was?«

Ding mischte sich ein. »Das ist Portugiesisch und heißt >Kleine Ranch<. Hier nennt man die Slums ***favelas,*** und die Rocinha ist das größte Elendsviertel in Rio.«

»Wir denken, dass wir ihn zwei- oder vielleicht auch dreimal schubsen müssen, bevor wir ihn in die Rocinha locken können. Hängt vom Ton seiner Reaktionen ab. Ich schicke euch eine Liste und

einen Zeitplan.«

»Warum gerade dort?«

»Weil sich die Polizei von Rio dort nur extrem ungern blicken lässt. Ihr könnt dort ungestört operieren.«

»Wann schickt ihr den ersten Köder an die Medien?«, fragte Dominic.

»In ungefähr vierzig Minuten, per Fax an Record News. Wir haben eine Personenbeschreibung und eine Phantomzeichnung angefertigt - hoffentlich so, dass Hadi sich selbst erkennen wird, aber doch nicht so ähnlich, dass er sofort verhaftet wird.«

»Woher wissen wir, dass sie den Hinweis tatsächlich bringen?«, fragte Chavez.

»Konkurrenzkampf«, erklärte Hendley. »Record News ist schließlich ein Nachrichtensender, und jetzt, während der größten Katastrophe in der brasilianischen Geschichte, kämpfen sie erbittert um Einschaltquoten. Sie werden den Tipp für ein Geschenk des Himmels halten.«

»Ich liebe diesen Sensationsjournalismus einfach«, knurrte Ding.

»Wir haben hier alle Nachrichtenkanäle eingeschaltet. Sobald die Sache im Äther ist, rufen wir euch wie-üer an.«

Dominic beendete das Gespräch. »Wir gehen also auf die Jagd?«

»Darauf kannst du Gift nehmen. Muss allerdings noch einen kurzen Besuch machen. Kenne einen Burschen, der einen Burschen kennt.«

»Und der weiß, wie wir an Waffen kommen?«

»Du hast es erfasst.«

Frank Weaver wachte gegen 5.00 Uhr auf und trank zwei Becher Kaffee aus der Kaffeemaschine im Zimmer. Nachdem er zwanzig Minuten lang die Zeitung gelesen hatte, trat er unter die Dusche und ging danach in die Lobby hinunter, um zu frühstücken (im Zimmerpreis inbegriffen). Um 7.15 Uhr hatte er gepackt und verließ das Motel.

Sein Sattelzug stand noch genau dort, wo er ihn abgestellt hatte, auch der Container stand noch auf der Pritsche, aber beides verwunderte ihn nicht weiter. Das Energieministerium hatte schließlich den Truck mit einer Wegfahrsperre ausstatten lassen. Ließ man den Motor ohne Schlüssel an, wurde die Spritzufuhr gesperrt. Nette kleine Erfindung. Und was den Container anging, würde wohl niemand so ein Ding klauen wollen. Höchstens vielleicht King Kong, sollte ihm mal eine seiner Hanteln abhandengekommen sein.

Er unternahm seinen üblichen Kontrollrundgang und checkte die Ratschen, die Vorhängeschlösser und die Ketten. Alles war in Ordnung, also schloss

er die Fahrertür auf und stieg in die Kabine. Gerade wollte er den Schlüssel ins Zündschloss stecken, als er innehielt.

Irgendetwas ...

Zuerst hätte er nicht genau sagen können, was es war, aber allmählich dämmerte es ihm: Jemand war im Truck gewesen. Aber das war eigentlich nicht möglich. Wie alles andere an diesem Truck war auch das Schloss an der Fahrertür besonders gesichert. Um es zu knacken, war schon mehr als das Geschick eines kleinen Autodiebs nötig. Weaver blickte sich um. Nichts schien verändert worden zu sein. Er schaute ins Handschuhfach und in der Mittelkonsole nach, ob irgendetwas fehlte. Nein, alles war da. Ebenso in der Schlafkoje. Alles war genau so, wie er es zurückgelassen hatte. ***Revolver.***

Er griff unter den Sitz. Der .38er war noch da, steckte ordentlich in seinem Lederholster, das am Sitzrahmen befestigt war.

Weaver blieb eine halbe Minute lang völlig still sitzen, bis es ihm gelang, das unheimliche Gefühl abzuschütteln. Vielleicht war der Kaffee im Motel doch stärker gewesen, als er gedacht hatte. Macht nervös, so was.

Er fuhr das GPS-System hoch und wartete, bis es die übliche Selbstdiagnose durchgeführt hatte, dann

rief er seine Route auf. Tag drei von vier Tagen. Eine leichte Strecke, knapp 500 Kilometer nach Saint George, Utah.

Tariq fand den Emir im Bad, wo er seine wenigen persönlichen Gegenstände einsammelte und in eine Schachtel warf. »Sobald ich mein Testament aufgenommen habe und zum Treffen mit Musa abgereist bin, verbrennst du das alles.«

»Das werde ich tun. Ich habe zwei Neuigkeiten. Nayoans vier Männer haben alle ihren Einsatzbefehl bestätigt. Der erste Einsatz erfolgt am Sonntagmorgen in Waterloo.«

»Gut.«

»Zweitens: Unser Mann hat den Truck ohne Zwischenfall abgefangen. Wir haben die Fahrtroute, einschließlich der Ruhepausen und der Tankaufenthalte.

Er wird übermorgen zwischen 2.30 und 3.00 Uhr an der Anlage eintreffen.«

Der Emir nickte und schloss die Augen, um sich seinen Zeitplan besser zu vergegenwärtigen. »Das ist perfekt, mein Freund. Musa wird mindestens vier Stunden früher an Ort und Stelle sein. Und jetzt stell bitte die Kamera auf. Die Zeit ist gekommen.«

Um 7.00 Uhr waren Clark und Jack in ihren Mietwagen gestiegen. Zeit, zu frühstücken und daheim anzurufen. Da sie nur die Namen der Geschwister - Citra und Purnoma Salim - und das Datum ihrer Ankunft in Norfolk kannten, musste ihnen der Campus einen Ort nennen, wo sie mit ihrer Suche beginnen konnten.

Sie fanden etwa anderthalb Kilometer südlich des Flughafens am Military Highway ein IHOP-Restaurant, wo sie sich Kaffee, Eier und Pfannkuchen bestellten. Während sie auf ihr Essen warteten, rief Clark Rick Bell an.

»Wir kennen nur das Hotel, das die Salims auf ihrem Einreiseformular angegeben haben«, teilte dieser Clark mit. »Wenn sie dort nicht eingecheckt haben, müssten wir uns etwas anderes einfallen lassen. Die indonesische Botschaft in Washington führt eine Liste aller ihrer Staatsbürger, die gegenwärtig in den USA herumreisen. Da sie jedoch mit einem falschen Pass eingereist sind, ist es eher unwahrscheinlich, dass sie in der Liste aufgeführt sind.«

»Wir fangen mit dem Hotel an«, sagte Clark. »Irgendwo müssen sie ja schlafen.«

Bell nannte ihm den Namen des Hotels und legte auf. »Die Econo Lodge in Little Creek«, teilte Clark Jack mit. »Hau ordentlich rein. Wir haben heute

noch eine Menge vor.«

Die Econo Lodge war leicht zu finden. Sie lag etwa 500 Meter vom Little Creek Channel und drei Kilometer von der Little Creek Amphibious Base entfernt. »Dort sind SEALs stationiert, nicht wahr?«, fragte Jack.

»Ja. Die SpecWar Group Two mit den Teams zwei, vier und acht sowie einer SDV-Einheit. Diese >Swimmer Delivery Vehicles< sind Mini-U-Boote, die bis zu vier Kampfschwimmer über eine Entfernung von fünf bis zehn Kilometern transportieren können.«

»Vermisst du die SEALs?«

»Manchmal schon, aber meistens nicht. Ich vermisse vor allem die Kameraden und die Arbeit. Allerdings habe ich dort auch ziemlich hässliche Zeiten erlebt.«

»Könntest du das genauer beschreiben?«

Clark schaute ihn von der Seite an und lächelte. »Nein. Absolute Verschwiegenheit ist ein Grundsatz der SEALs. Sie gehen an Orte, wo kein anderer hingehen will, und sie machen Sachen, die niemand sonst tun kann. Heute heißen diese Gegenden >Denied Areas<, Sperrgebiete. Früher nannten wir sie einfach >Indianerland<. Die SEALs wecken heute sehr viel mehr öffentliche Aufmerksamkeit als zu meinen Zeiten. Ich finde das gar nicht gut. Je

weniger die Leute über dich reden, desto besser erledigst du deinen Job.«

»Was hat sich also geändert?«

»Ich weiß es nicht einmal genau. Ich stehe immer noch in Verbindung mit einzelnen aktiven SEALs, und die können mir das auch nicht erklären. Sie bekommen heute eine Menge Bewerber, die glauben, sie könnten ein bisschen am Strand entlangjoggen, müssten ein paar Liegestütze machen, und schon bekämen sie den Budweiser.«

Er bezog sich damit auf das SEAL-Trident-Abzeichen. »Diese Leute sind meist nach einer Woche wieder weg.«

»Da trennt sich eben die Spreu vom Weizen«, kommentierte Jack.

»Die Abbruchquote der neuen Rekruten beträgt immerhin 75 Prozent. Wir sind da …« Clark bog vom Shore Drive ab und parkte ihren Wagen vor der Lobby. »Ich glaube, wir müssen hier zu ein paar Tricks greifen, wenn wir die gewünschten Informationen erhalten wollen.«

»Du gehst voran, ich folge dir.«

Sie betraten die Lodge und gingen direkt zur Rezeption hinüber. Ein blondes Mädchen von Anfang zwanzig, deren Bräune eindeutig aus der Spraydose stammte, begrüßte sie mit einem freundlichen »Guten Morgen«.

»Morgen.« Clark zog seine Marshal-Marke heraus und hielt sie ihr direkt vor die Nase. »US-Marshal. Wir suchen nach einem jungen Paar, das vor ein paar Wochen bei Ihnen übernachtet haben muss.«

»Wow. Was haben sie denn angestellt?«

»Wir müssen sie möglichst schnell finden. Um Mitternacht müssten wir sonst einen >Haftbefehl zur Vorführung zweier Hauptzeugen< ausstellen. Wir versuchen nur, einen alten Fall endgültig aufzuklären. Ihr Name war Salim - Citra und Purnoma Salim.«

»Klingt arabisch.« Sie kräuselte die Lippen.

»Was wollen Sie damit sagen?«

Clark gab seiner Stimme einen stählernen Unterton. Das Mädchen zuckte zusammen und sagte: »Nichts. Tut mir leid. Sie wollen also ... nur wissen, ob sie hier waren?«

»Das wäre das Erste ...«

Das Mädchen setzte sich an seinen Computer. »Haben Sie das Datum?«

Clark teilte es ihr mit und fügte hinzu: »Plus/minus ein oder zwei Tage.«

»Okay, ja, ich habe sie. Sie blieben eine Nacht und haben dann ausgecheckt.«

»Haben sie bar oder mit Karte bezahlt?«, fragte Jack.

»Bar, aber wir haben ihre Kreditkartennummer für

den Fall von Beschädigungen in ihrem Zimmer notiert.«

»Haben Sie die Nummer in Ihren Unterlagen?«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen die geben darf. Ich könnte vielleicht Schwierigkeiten kriegen.«

Clark zuckte mit den Achseln. »Kein Problem, das verstehe ich.« Er wandte sich an Jack. »Ruf Mr. Schneider an.«

Jack zögerte keine Sekunde, sondern holte sein Handy heraus, drückte auf die Schnellwahltaste und ging zur anderen Seite der Lobby hinüber.

»Wer ist Mr. Schneider?«, fragte das Mädchen.

»Der zuständige Staatsanwalt. Wir brauchen dann noch Ihren Namen für den Zeugenvorführungsbefehl.«

»Wie bitte?«

»Wir können diesen Vorführungsbefehl nur einer Person zustellen, deren Namen darin aufgeführt ist. Das ist Vorschrift. Wir brauchten dann auch noch den Namen Ihres Chefs. Also, wie heißen Sie?«

»Lisa.«

Clark rief Jack laut »Lisa …« hinüber. Jack nickte und sprach diesen Namen in sein Telefon. Clark wandte sich wieder an das Mädchen: »Und jetzt brauche ich noch Ihren Nachnamen und Ihre Sozialversicherungsnummer.«

»Warten Sie … Warten Sie eine Sekunde … Also Sie

brauchen nur die Kreditkartennummer?«

»Ja. Aber regen Sie sich doch nicht so auf. Wir werden innerhalb von zwanzig Minuten ein Team hierher schicken. Wann endet Ihre Schicht?«

»Ich gehe um neun Uhr morgens heim.«

Clark kicherte. »Es tut mir leid, aber heute wird es bestimmt etwas später.«

Lisa tippte rasend schnell auf ihrer Tastatur. »Es war eine Visa Card mit der Nummer …«

Ganz schön raffiniert«, sagte Jack, als sie wieder ins Auto stiegen.

»Niemand möchte Scherereien haben. Ich nenne es die Groß-klein-Theorie. Lass den Gefallen, um den du bittest, möglichst klein und die Folgen einer Ablehnung möglichst groß erscheinen. Und, wie findest du sie? Ist sie dein Typ?«

»Sie? Sie war ganz schnuckelig, aber ich habe den Eindruck, dass sie die Weisheit nicht gerade mit Löffeln gefressen hat.«

Clark musste lachen. »Du suchst also nach einer Schönheit mit Verstand?«

»Was spricht dagegen?«

»Prizipiell nichts. Und jetzt gib bitte Bell die Kreditkartennummer durch.«

Bell meldete sich bereits nach zwanzig Minuten.

»Keine Motelrechnungen mehr, aber an dem Tag, als sie aus eurer Lodge auscheckten, haben sie noch ein halbes Dutzend Mal mit ihrer Karte bezahlt — in Souvenirläden, bei McDonald's, Starbucks ... Nur kleine Summen und nur an diesem einzigen Tag. Ich schicke euch per E-Mail die Einzelheiten und eine Google-Karte.«

»Wozu die Karte?«, fragte Jack.

»Alle Abrechnungen stammen aus einem einzigen, etwa zweieinhalb Quadratkilometer großen Gebiet.«

Jack legte auf und brachte Clark auf den neuesten Stand. »Sie sind jetzt mit neuen Kreditkarten unterwegs und haben den Namen gewechselt«, sagte Clark. »Das ist ein gutes Zeichen.«

»Inwiefern?«

»Anständige Bürger machen so etwas nicht, Jack.«

Jacks Telefon meldete den Empfang einer E-Mail. Er schaute sofort nach. Dann fragte ihn Clark: »Wohin geht's?«

»Nach Virginia Beach.«

Okay, Jungs, wir müssen endlich eine Entscheidung treffen«, sagte Sam Granger. »Klartext oder codiert?«

Darüber diskutierten Granger, Hendley und Bell nun schon seit einer Stunde: Nach dem Paulinia-Anschlag waren Hadi und sein Team abgetaucht,

und da der URC jeden Tag eine neue Einmalverschlüsselung benutzte, stellte sich die Frage, ob Hadi verschlüsselte Botschaften überhaupt entziffern konnte. Und eine noch bessere Frage: Konnten er und seine Leute die Bilder, in die die OTPs eingebettet waren, überhaupt »desteganisieren«? Granger und Bell glaubten beides nicht, aber Hendley bereiteten diese Fragen Kopfzerbrechen.

Bisher hatte der URC seine großen Operationen immer gewissermaßen nach dem Prinzip des Totschalters ausgeführt: War der Befehl zur Ausführung erst einmal erteilt, gab es keine Umkehr und keine Notbremse mehr. Diese Regel war nach dem fehlgeschlagenen Bombenanschlag auf die Berliner U-Bahn eingeführt worden. Kurz nachdem der Befehl zur Ausführung ergangen war, hatte das Bundesamt für Verfassungsschutz den Anführer der URC-Zelle in München geschnappt und ihn dazu gebracht, die Attentäter zurückzupfeifen. Natürlich spielte das alles im größeren Kontext keine Rolle: Ob es nun eine Totschalterregel gab oder nicht — Hadi würde entweder die Botschaft empfangen oder eben nicht. Wenn er die Möglichkeit zum Dechiffrieren hatte, würde ihn eine Klartextmeldung zweifellos in Panik versetzen - dann hätten sie keine Chance mehr, ihn zu erwischen.

»Gerry, Sam, wir müssen das Risiko eingehen!«, drängte Bell. »Wir benutzen die Botschaft, um ihn aufzuscheuchen, aber zu unserem Vorteil. Wenn wir es schaffen, ihn aufzuschrecken, wird er vielleicht nicht einmal einen Klartext mehr anzweifeln.«

Hendley dachte kurz darüber nach, dann blickte er Granger an: »Sam?«

»Okay, so machen wir es. Wir schubsen Hadi nur ein einziges Mal an. Er wird folgern, dass es brenzlig für ihn wird und dass er seine Spuren verwischen muss. Danach schicken wir ihn in die Rocinha, wo ihn Chavez und Dominic aufgreifen.«

Bell stand auf und ging zur Tür. »In Ordnung. Ich lade die Message hoch.«

Kaum eine Minute später klingelte Hendleys Telefon. Gavin Biery war am Apparat. »Haben Sie die Mitteilung schon hochgeladen?«, fragte er dringlich.

»Rick macht das. Er ist grade auf dem Weg.«

»Mist! Halten Sie ihn auf. Ich komme gleich rauf zu Ihnen.«

Diery stürzte zwei Minuten später in Hendleys Büro. »Ich habe ein Muster gefunden!«, verkündete er aufgeregt. »Wenn Sie ihm eine Mitteilung im Klartext senden, wird Hadi sofort merken, dass sie

gefälscht ist.«

Dass Biery Rick Bell in letzter Sekunde aufhalten konnte, war das Ergebnis einer durchwachten Nacht, in der er seinem neuen Algorithmus beim Verdauen der One-Time-Pads des URC zugeschaut hatte. Wie ihr Name besagt, sind OTPs ihrem Wesen nach für die einmalige Verwendung bestimmt; die Zahlenkombinationen eines OTP sollten daher absolut zufällig sein. Das wiederum bedeutete, dass sie von niemandem geknackt werden können, es sei denn, er benutzte dasselbe dafür erforderliche Päd. Biery wiederum war ein Mensch, der auch dort nach Mustern suchte, wo eigentlich keine vorhanden zu sein schienen. Das war, wie er Jack einmal erklärt hatte, so ähnlich wie beim SETI-Projekt, bei dem es um die Suche nach außerirdischen intelligenten Lebensformen ging: »Wahrscheinlich gibt es dort draußen nichts und niemanden, aber wäre es nicht cool, wenn ich was anderes herausfinden könnte?« Und in diesem Fall hatte Biery tatsächlich ein Muster in den Einmalverschlüsselungen des URC entdeckt.

»OTPs sind eine großartige Sache«, erklärte er, nachdem Rick Bell wieder zurückgekommen war. »Wahrscheinlich sind sie die einfachste Form von >nicht knackbaren< Verschlüsselungen auf der Welt, obwohl letztlich alles zu knacken ist. Es ist

eigentlich eine Frage der Wahrscheinlichkeit, dass …«

Granger unterbrach ihn. »Erklären Sie uns das ein anderes Mal, Gavin.«

»Na gut, wie Sie wollen … Wie Sie vermutet haben, machte sich der Emir, oder wer auch immer die Sache ausgeheckt hat, über seine Leute im Feld Sorgen. Es war ja irgendwie dumm, ein OTP bei sich zu haben oder auf dem Notebook mit sich herumzuschleppen, deshalb entwickelten sie ein System, das das OTP des Tages jeweils neu hervorbrachte. Das kostet zwar Zeit, ist aber machbar.«

»Erklären Sie uns das«, sagte Bell.

»Sie benutzen eine Formel, die man Mittquadratmethode nennt. Sie wurde 1946 von einem ungarischen Mathematiker namens John von Neumann entwickelt. Man braucht dafür eine Ausgangszahl - die Länge spielt keine Rolle, aber sie muss aus einer geraden Anzahl von Ziffern bestehen. Man quadriert sie, nimmt den Mittelteil der sich ergebenden Zahl — auch hier spielt die Anzahl der Ziffern keine Rolle - und setzt sie als neue Ausgangszahl ein. Weil die URC-Jungs das wahrscheinlich auf dem Papier machen müssen, werden sie den Vorgang auf recht kleinen Zahlen aufbauen. Ich zeige es Ihnen …«

Biery griff nach einem Block auf Hendleys Schreibtisch und schrieb:

»Da man aber keine Null verwenden kann, muss man aufrunden. Die neue Ausgangszahl ist daher 41. Diese wird quadriert, und so immer weiter, bis man das OTP-Raster aufgefüllt hat.«

»Und diese Zahlen sind zufällig?«, fragte Granger.

»Nein, sie sind pseudo-zufällig, aber das würde man normalerweise nicht unterscheiden können, sofern man nicht ein ganzes Paket von OTPs besitzt. Das würde freilich einen Hochleistungsrechner voraussetzen. Je komplexer die Formel, desto zufälliger sind die Zahlen, aber irgendwann lassen sich die Berechnungen nicht mehr auf dem Papier durchführen.«

»Gut — und welche Formel benutzen sie?«

»Sie zählen Monat, Tag und Jahr zusammen. Nehmen wir zum Beispiel das heutige Datum: Mai, 21, 2010.« Er schrieb:

5 + 21 + 2010 = 2036

»Vom Ergebnis nimmt man nur die beiden mittleren Ziffern. Die Null wird natürlich aufgerundet.«

»Dann ist dreizehn die neue Ausgangszahl«, stellte Hendley fest.

»Genau.«

»Und sie benutzen dieselbe Methode für alle ihre OTPs?«

»Für alle, die wir auf der CD aus Almasis Safe gefunden haben.«

»Das ist verdammt gute Arbeit, Gavin.«

»Danke.« Biery stand auf und ging.

»Der Junge hat uns gerade Kopf und Kragen gerettet«, stellte Granger trocken fest.

Hadi glaubte eigentlich nicht an schlechte Omen — schließlich wusste er, dass Allah dies als Aberglauben missbilligen würde. Doch dass die riesige Statue Cristo Redentor, die Christusstatue, vom Botanischen Garten von Rio aus zu sehen war, zehrte ein wenig an seinen Nerven. Andererseits, beruhigte er sich, schien sich ganz Rio in Sichtweite der Christusstatue zu befinden. Die Statue steht in 710 Metern Höhe auf dem Corcovado-Berg und blickt auf die dicht bebauten Stadtbezirke hinunter, hinter denen sich Hunderte Quadratkilometer Dschungel erstrecken. Die dreißig Meter hohe Statue aus Stahlbeton, überzogen mit Speckstein, wiegt 1145 Tonnen und ist das berühmteste Wahrzeichen der Stadt - und für Hadi ein deutlicher Hinweis, dass er sich in einem Land der Ungläubigen befand.

Nachdem er sich von Ibrahim und den anderen getrennt hatte, war Hadi die Strecke hierher in recht guter Zeit gefahren. Aber die ersten zwei Stunden hatte er mit am Steuerrad verkrampften Händen alle zwanzig Sekunden in den Rückspiegel geblickt.

Eine Stunde nach der Morgendämmerung war er in der Stadt Seropedica angekommen, die ungefähr fünfzig Kilometer vor dem östlichen Stadtrand von Rio liegt. Dahinter war das eigentliche Rio zu sehen: ein Stadtgebiet von 1300 Quadratkilometern, das ungefähr sechs Millionen Menschen beherbergte. Die gleichnamige Metropolregion hat rund 12 Millionen Einwohner — fast die Hälfte der Bevölkerung Saudi-Arabiens in einem einzigen **Urbanen** Ballungsraum. Und Sáo Paulo war sogar noch größer, aber dort war er bei Nacht gelandet und hatte auf dem Weg zu seinem Hotel in Caieiras nur die nördlichen Randbezirke zu sehen bekommen.

An der Eingangskasse des Botanischen Gartens kaufte er ein Ticket und eine Broschüre mit Lageplan. In der Broschüre waren die wichtigsten Informationen über den Park aufgeführt: Auf einer Fläche von 140 Hektar beherbergt der Garten rund 6 500 Arten, dazu kommen Forschungslabors ... Er blätterte rasch durch die Seiten bis zu einer Liste besonderer Sehenswürdigkeiten. Ganz oben stand

die Voliere. Er benutzte den Lageplan zur Orientierung und ging los. Der Tag war hell und sonnig, aber bereits jetzt unerträglich schwül. Weit entfernt im Süden sah er eine schwarze Rauchglocke über Sáo Paulo hängen, die so dicht war, dass man glauben konnte, an diesem Küstenabschnitt sei bereits die Nacht angebrochen.

Auf halbem Weg zur Voliere kam er an einem Eiscafé vorbei und warf einen Blick durchs Schaufenster. Ein kleiner Fernseher war hoch in einer Ecke des Cafés montiert. Der Nachrichtensender ***Record News*** war eingeschaltet und brachte gerade einen Bericht über die Feuersbrunst in der Raffinerie. Neben der Nachrichtensprecherin lief der Filmbericht, manche Aufnahmen waren vom Boden, andere von einem Hubschrauber aus aufgenommen worden. Jetzt wandte sie sich einer anderen Kamera zu, was gewöhnlich einen Themenwechsel bedeutete, und plötzlich erschien ein Phantombild auf dem Bildschirm. Das Gesicht auf der Zeichnung war zwar nicht sehr ähnlich, aber doch ähnlich genug. Hadi fuhr buchstäblich zurück. Eine eiskalte Hand schien sein Herz zu packen.

Das ist doch nicht möglich!, dachte er. ***Wer könnte mich gesehen haben?*** Er war sich absolut sicher, dass sie alle Zeugen liquidiert hatten.

Der Raffinerie-Pick-up, der vorbeigefahren war, während sie die Sprengladungen angebracht hatten, war zu weit entfernt gewesen; unmöglich, dass ihn der Fahrer so genau gesehen hatte, dass er ihn für die Phantomzeichnung hätte beschreiben können. Eine Überwachungskamera vielleicht? Nein, das konnte auch nicht sein. Denn wenn sie ein echtes Foto von ihm gehabt hätten, dann hätten sie im Fernsehen kein Phantombild, sondern das Foto gezeigt.

Angespannt verfolgte er den gesamten Bericht über die Katastrophe. Erregt wartete er darauf, dass auch Phantombilder von Ibrahim, Fa'ad und Ahmed eingeblendet würden, aber nein: Sein Bild blieb allein auf dem Bildschirm.

Denke nach! Konzentriere dich!

Er sah sich um und entdeckte einen Souvenirladen auf der anderen Seite des Food Court. Schnell ging er hinüber und betrat den Laden, wobei er sich nach einem Fernsehgerät oder einem Radio umblickte. Beides war nicht vorhanden. Er schlenderte durch den Laden und betrachtete die Waren so lässig wie möglich, denn er wollte nicht gehetzt wirken. Schließlich entschied er sich für eine Baseballmütze, auf der das Logo des Botanischen Gartens prangte. Er zahlte bar, lehnte die Plastiktüte ab, spazierte aus dem Laden und setzte die Mütze sofort auf. Den

Schirm zog er tief über die Augen. Er blickte auf die Uhr: Er war zu früh dran, bis zum Treffen hatte er fast siebzig Minuten Zeit. Schließlich schlenderte er zu einer kleinen Betonmauer, die eine Farnrabatte umgab, und setzte sich.

Hatten Ibrahim und die anderen die Zeichnung schon gesehen oder davon gehört? Wenn ja, würden sie möglicherweise nicht zum Treffen kommen. Im Team hatten sie Notfallpläne für eine Verfolgung, Gefangennahme und sogar den Tod von Teammitgliedern während der Mission genau besprochen, aber so etwas hatten sie nicht für möglich gehalten.

Fünf Minuten lang blieb er sitzen, starrte ins Leere und dachte nach, dann traf er einen Entschluss. Er schlug die Broschüre auf, blätterte darin und fand schon bald, was er suchte.

Das Internetcafé befand sich an der Ostseite des Parks. Er zahlte im Voraus für eine halbe Stunde und wurde von der Kassiererin zu einem Computerplatz gewiesen. Er setzte sich, öffnete den Webbrowser und brauchte vor Aufregung eine kleine Weile, bis ihm die URL wieder einfiel. Heute war der fünfte, also ging er weiter zu bitroup.com.

Als die Seite geladen war, loggte er sich ein und klickte auf die Schaltfläche »Posteingang«.

Überrascht stellte er fest, dass in der Sektion »hochgeladene Dateien« eine Textdatei abgelegt worden war. Er doppelklickte auf die Datei; sie enthielt zwei Zeilen mit alphanumerischen Zeichenpaaren. Die Zeichenpaare notierte er auf der Rückseite der Broschüre. Sie ergaben 344. Er loggte aus und ging.

Er brauchte eine halbe Stunde, um das Raster zu erzeugen, und weitere zwanzig Minuten, bis er die Mitteilung dekodiert und noch einmal überprüft hatte:

Habe TV-Zeichnung gesehen. Vermute Verrat, einer aus deinem Team. Kontakt sofort abbrechen. Gehe zum Cyber-Café Tá Ligado in der Rua Bráulio Cordeiro für weitere Anweisungen. Zeit: 14.00 Uhr. Bestätige diese Mitteilung durch Verschlüsselung: 9M, 6V, 4U, 4D, 7Z.

Hadi las die Mitteilung zweimal. ***Verrat?*** Seine Gedanken überschlugen sich. Das war doch nicht möglich! Ibrahim oder einer der beiden anderen hatte ihn verraten?

Weshalb? Nichts davon ergab einen Sinn, aber die Mitteilung war zweifellos echt. ***Kontakt sofort abbrechen.*** Er sah auf die Uhr: 11.45 Uhr. Nun

hatte er es plötzlich sehr eilig. Hastig kodierte er die Bestätigungsziffern, ging ins Café zurück, tippte die Antwort in eine Textdatei und lud sie hoch.

Ibrahim fuhr an Fa'ads und an Ahmeds Leihwagen vorbei, als er auf dem Parkplatz nach einem Stellplatz suchte. Er parkte; die beiden anderen Autos standen eine Reihe hinter ihm, dazwischen waren fünf oder sechs andere Autos geparkt. Durch das Beifahrerfenster sah er Hadi durch das Haupttor des Gartens herauskommen. Hadi schien es eilig zu haben; er wirkte sichtlich erregt. ***Bullen?,*** fragte sich Ibrahim. Er beobachtete Hadi weiter, erwartete fast, dass ihm ein paar Verfolger nachrannten, aber nichts dergleichen geschah. ***Was geht hier vor?***

Hadi hatte sein Auto erreicht und stieg ein.

Ibrahim traf eine spontane Entscheidung. Er wartete, bis Hadi sein Auto aus der Parkbucht und zur Ausfahrt gesteuert hatte, dann setzte auch er zurück und folgte ihm. Neben Ahmeds Auto bremste er kurz ab und gab ihm ein Zeichen zu folgen.

Was hast du vor, Hadi, mein Freund?

»Sie haben ihn am Haken«, sagte Chavez und schaltete das Satellitentelefon ab. »Um zwei Uhr,

ein Internet-Café in der Rua Bráulio Cordeiro.«

»Großartig, und wo zum Teufel ist das?«, antwortete Dominic, während er gerade noch einem Taxi ausweichen konnte, das ihnen die Vorfahrt nahm. Dies hielt dessen Fahrer jedoch nicht davon ab, wild zu hupen und ihnen hinterherzuschimpfen. »Aber das spielt wohl keine Rolle, denn wir werden sowieso nicht alle gleichzeitig dort ankommen.«

Chavez fuhr mit dem Finger die Strecke auf seinem Stadtplan nach. »Fahr einfach in Richtung Osten. Ich leite dich.«

»Ich nehme an, dass wir ihn dort nicht hopsnehmen werden.«

»Nein. Wir müssen uns erst vergewissern, dass er allein ist. Wir haben ihn zwar angewiesen, den Kontakt zu den anderen abzubrechen, aber wer weiß, was er tun wird? Außerdem wäre dort auch viel zu viel Betrieb für das, was wir tun müssen.«

»Und das wäre?«

»Das Unvermeidliche.«

Dominic lächelte grimmig.

Sie fanden das Café und fuhren zweimal um den Block, um sich mit der Umgebung vertraut zu machen. Danach stellten sie den Wagen fünfzig Meter weiter nördlich auf der anderen Seite einer Kreuzung ab. Sie stiegen aus und gingen in Richtung

Süden. Zwischen einer Apotheke und einer Reifen-Werkstatt stießen sie auf einen kurzen Durchgang, der zu einem wilden Schrottplatz voller verrosteter Waschmaschinen, Autoachsen und Stapeln alter Abwasserrohre führte. Unter Führung von Chavez durchquerten sie das Areal. An dessen Ende konnten sie hinter einem Abfallhaufen durch die Lücken in einem Lattenzaun das Internet-Café beobachten, das auf der anderen Straßenseite lag.

»Scheiße«, rief Chavez aus.

»Was ist los?«

»Ich habe gerade diesen Durchlass rechts vom Café entdeckt.«

»Vielleicht führt der zu einem Hintereingang«, sagte Dominic. Er blickte auf die Uhr. Sie hatten noch zwanzig Minuten Zeit. »Ich schaue mich dort einmal um.«

Zehn Minuten später piepte Chavez' Telefon. Er drückte die Sprechtaste. »Ich höre.«

»Es gibt zwar einen Hintereingang, aber direkt davor steht ein schwerer Müllcontainer«, sagte Dom.

»Schlecht, wenn ein Brand ausbrechen sollte, aber gut für uns. Okay, komme zurück.«

Chavez hatte gerade den Finger von der Sprechtaste genommen, als sich plötzlich ein grüner Chevrolet Marajó dem Internet-Café näherte. Trotz

des schrägen Winkels sah Chavez den Fahrer hinter dem Lenkrad. Der Marajó passierte das Café, hielt an und fuhr rückwärts in eine Parklücke.

»Dom, wo bist du gerade?«

»Kurz vor der Kreuzung.«

»Mach langsam. Ich glaube, unser Mann ist da.«

»Roger.«

Ein Stück die Straße hinunter stieg der Fahrer des Marajö aus und ging auf das Café zu.

Chavez drückte die Sprechtaste. »Es ***ist*** unser Mann.« Er beschrieb Dominic Hadis Wagen und sagte dann: »Geh zum Hyundai zurück. Er braucht bestimmt nicht lang.«

Chavez hörte als Antwort ein doppeltes Tastenklicken: ***Roger.*** Er rief den Campus an. Am anderen Ende der Leitung war Sam Granger: »Er ist gekommen«, teilte ihm Chavez mit.

»Wir haben die Nachricht hochgeladen. Wir schicken ihn in eine Billardhalle an der Ecke von Travessa Roma und Travessa Alegria am Südende der Rocinha.«

»Um wie viel Uhr?«

»Um sieben.«

Chavez legte auf. Nach zehn Minuten trat Hadi aus dem Café. Er schaute die Straße hinauf und hinunter, ging zu seinem Wagen zurück und stieg ein.

»Er fährt los«, funkte Chavez. Dann rannte er quer über den Schrottplatz auf die Hauptstraße zurück. Links von ihm stoppte Hadis Marajó gerade an der Kreuzung.

Dominic meldete sich: »Ich sehe ihn.«

Hadi bog nach links ab.

»Ich hole dich«, funkte Dominic.

»Nein. Bleib, wo du bist.« Chavez sprintete die Straße hinauf und erreichte den Hyundai nach nicht einmal dreißig Sekunden. »Okay, fahr los. An der Kreuzung links, dann nochmals links und bis zum Stopp-Schild vorfahren.«

Dominic tat, wie ihm geheißen. Als sie das Stopp-Schild erreichten, fuhr Hadi gerade in Richtung Norden an ihnen vorbei. Dominic ließ zwei Autos passieren und folgte ihm dann.

Fünfzehn Minuten später sagte Dominic plötzlich: »Jemand verfolgt uns. Oder Hadi.«

Chavez schaute in den Seitenspiegel. »Der blaue Lancia?«

»Und zwei weitere Autos hinter ihm. Ein grüner Fiat und ein roter Ford Corcel.«

»Das gibt's doch nicht. Bist du dir sicher?«

»Als ich vorhin um das Café herumging, habe ich beobachtet, wie der Fiat und der Ford zweimal den ganzen Block umrundet haben. Bullen sind das

bestimmt nicht.«

»Wieso?«

»Die würden so etwas professioneller machen. Diese Deppen fahren ja im Konvoi.«

Chavez orientierte sich auf ihrer Karte. »Schauen wir sie uns doch einmal an.«

Dominic fuhr langsamer, blinkte nach rechts und tat so, als wollte er rückwärts in eine Parklücke einparken. Hinter ihm hupte der Lancia. Chavez streckte die Hand aus dem Fenster und winkte ihn vorbei. Als der Lancia um sie herumkurvte, schaute Chavez hinüber.

»Sie scheinen denselben ethnischen Hintergrund wie Hadi zu haben. Glaubst du, das sind seine Komplizen?«

»Könnte sein. Vielleicht hat Hadi den Kontakt zu ihnen doch nicht abgebrochen.«

Dominic ließ auch noch den dritten Wagen, den Corcel, vorbeifahren, wartete ein paar Sekunden und folgte ihnen in gehörigem Abstand.

Der dritte Reisetag verlief genauso glatt wie die ersten beiden. Am Spätnachmittag erreichte er seinen letzten Übernachtungsort: Winnemucca, Nevada, 550 km nordwestlich von Las Vegas, 7030 Einwohner.

Hadi tat sein Bestes, um auf dem Weg in die Rocinha etwaige Verfolger abzuschütteln, das musste man ihm lassen. Bevor er in den Slum fuhr, kreuzte er zwei Stunden durch die Gegend, fuhr im Kreis herum, legte manche Strecken wieder in Gegenrichtung zurück und hielt überall Ausschau nach Anzeichen dafür, dass er beschattet werden könnte. Die ganze Zeit fuhren der Lancia, der Fiat und der Corcel im Konvoi, wechselten nie die Plätze und befanden sich nie mehr als hundert Meter hinter Hadis Stoßstange.

»Wir müssen uns entscheiden«, meinte Dominic schließlich. »Und das sollten wir tun, bevor uns andere die Entscheidung abnehmen.« Die Frage war: Wenn er und Chavez Hadi und seine drei Partner hochnehmen konnten, sollten sie dann alle vier lebend ergreifen oder sich auf Hadi allein konzentrieren?

»Je mehr Gäste, desto lustiger die Party«, meinte Chavez. »Aber wir dürfen nicht vergessen, dass wir nur zu zweit sind und dass uns die Bullen hier in Rio nicht helfen würden. Die würden wohl auch kaum einen Unterschied zwischen uns und den Terroristen sehen, wenn die Sache aus dem Ruder läuft.«

Um 18.15 Uhr brachen sie die Verfolgung ab und fuhren zu den südlichen Zufahrtsstraßen der Rocinha. Den Kontakt zu Hadi abzubrechen war natürlich ein Risiko, das ihnen sehr wohl bewusst war. Doch da sie den genauen Treffpunkt nicht kannten, konnten sie nur hoffen, dass die anderen, die hinter Hadi herfuhren, sich nicht entschlossen, ihn in der nächsten Dreiviertelstunde zu schnappen.

Die Sonne ging hinter den Bergen im Westen unter und übergoss die Slums mit goldenem Licht.

Zwar lautete die Übersetzung des portugiesischen Namens Rocinha »Kleine Ranch«, aber Dominic und Chavez konnten nicht erkennen, was daran »klein« sein sollte. Das Elendsviertel erstreckte sich weit über einen Kilometer in Nord-Süd- und einen Dreiviertelkilometer in Ost-West-Richtung. Es lag in einem flachen, leicht abfallenden Tal, das auf beiden Seiten von dicht bewaldeten Hügeln und Felsklippen begrenzt wurde. Die schmalen Gassen lagen im Schatten eines Gewirrs von dicht behangenen Wäscheleinen und primitiven Schutzplanen aus Stoff oder Plastikfolien und zogen sich verwinkelt zwischen unzähligen pastellfarbenen Schachtelhäusern an den Hängen hinauf, von denen viele so dicht nebeneinandergebaut waren, dass sich ihre Balkone und Dachtraufen berührten oder ineinander übergingen. Bröckelnde, von Ranken

überwucherte Treppen aus Ziegeln oder Beton führten von den Gassen hinauf und verschwanden hinter den Gebäuden. Telefon- und Strommasten, girlandenähnlich behangen mit Hunderten Metern von völlig ungeschützten Kabeln und Leitungen, reihten sich in allen Richtungen aneinander. An jeder Gasse lagen Dutzende oder gar Hunderte Hütten, notdürftig zusammengefügt aus rohen Brettern und Wellblech. Abwasser rann in seichten Rinnen, die von Abfällen fast verstopft wurden.

»Unglaublich«, sagte Dominic.

»Wie viele Menschen leben hier?«

»Hunderttausend, mindestens. Vielleicht sogar hundertfünfzigtausend.«

Einen Block vom Billardlokal entfernt fanden sie einen Parkplatz und stiegen aus. »Du nimmst die Rückseite, ich die Vorderseite. Gib mir fünf Minuten, dann kommst du rein.«

»Roger.«

Dominic ging die Straße hinunter und verschwand um die Ecke. Chavez schlenderte über die Straße, kaufte bei einem Straßenhändler eine Flasche Coke und lehnte sich unter einer Markise an die Hauswand. Weiter unten in der Straße ging das Licht einer einsamen Straßenlaterne flackernd an. Zehn Minuten vergingen. Kein Anzeichen von Hadi,

vom Lancia, vom Fiat oder vom Corcel. Chavez trank die Flasche aus und gab sie dem Händler zurück. Dann ging er wieder über die Straße und betrat das Billardlokal.

Es war weniger ein »Lokal« als vielmehr eine Halle von für dieses Viertel erstaunlicher Größe. In der Mitte standen zwei Billardtische, rechts befand sich eine Bar, an der Wand gegenüber standen ein paar ungepolsterte Stühle aufgereiht. Hinter der Bar standen vier runde Bistrotische und Stühle. In der Ecke führten drei Stufen zu einer Tür, die mit dem portugiesischen Wort für »Ausgang« beschriftet war. Unter den tief hängenden Lampen aus Plastik und Buntglas sah er mehrere Männer, die um die Billardtische standen. Die Luft war erfüllt von Zigarettenrauch.

Ding setzte sich an die Bar und bestellte ein Bier. Fünf Minuten später ging die rückwärtige Tür auf, und Dominic kam herein. Er ging zur Bar, bestellte ebenfalls ein Bier und trug es in den hinteren Teil des Raums, wo er sich an einen Bistrotisch setzte.

Um 7.05 Uhr ging die Vordertür auf, und Hadi trat ein. Er blieb neben der Tür stehen und blickte sich nervös um. Dominic hob sein Bier auf Schulterhöhe und nickte Hadi kurz zu. Hadi zögerte, doch dann setzte er sich in Dominics Richtung in Bewegung.

Wieder ging die Vordertür auf. Der Fahrer des

Lancia betrat den Raum. Wie Hadi blieb auch er für eine halbe Minute stehen und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Er trug das Hemd lose über dem Gürtel, aber Chavez sah die vertraute Wölbung an der rechten Hüfte. Der Blick des Ankömmlings blieb plötzlich an Hadi haften, der Dominics Tisch fast erreicht hatte. Er starrte Hadi an. Dominic ließ Hadi an sich vorbeigehen, dann stand er auf.

»Wo ist mein Geld, Arschloch?«, knurrte Chavez auf Portugiesisch.

Der Mann wirbelte herum und hob die Fäuste. Chavez hob beide Hände auf Schulterhöhe. »Immer langsam, Mann …«

Mit der rechten Handfläche schlug er dem Lancia-Fahrer blitzschnell ins Gesicht und brach ihm das Nasenbein. Der Mann taumelte zurück, Chavez blieb dicht an ihm und rammte ihm die Faust mit dem Daumen voran in die Grube unter dem Kehlkopf. Der andere ging zu Boden. Die übrigen Gäste verfolgten gebannt den kurzen Kampf, griffen aber nicht ein. Schließlich musste selbst der geduldigste Gläubiger die Schulden irgendwann mal eintreiben.

Hinten im Raum hatte Dominic inzwischen Hadi gepackt und schob ihn zum Hinterausgang.

Chavez trat dem Lanciafahrer auf die Waffenhand und riss ihm die Waffe aus dem Gürtel. »Verstehst du Englisch, Lancia?«

Der Mann stotterte etwas Unverständliches.
»Nicke, wenn du Englisch verstehst.«
Der Mann nickte.
»Steh auf, oder ich erschieße dich auf der Stelle.«

Dominic wartete in der Gasse auf **ihn. Inzwischen** war es völlig dunkel geworden. Links endete die Gasse an einer Mauer, in die eine Treppe eingelassen war, die oben in der Dunkelheit verschwand. Der Zugang zur Gasse lag rechts, ungefähr zwanzig Meter entfernt.

Hadi stand vor der Ziegelsteinmauer neben einer Ansammlung von Mülltonnen. Dominic hatte zwar die Pistole gezogen, hielt sie jedoch hinter dem Oberschenkel verborgen. Chavez stieß Lancia vorwärts, der neben Hadi gegen die Wand taumelte.

»Wer seid ihr?«, wollte Hadi wissen.

»Halt die Klappe«, knurrte Dominic.

Chavez sah, dass sich Doms Finger am Griff der Waffe unruhig bewegten. »Langsam, Dom«, mahnte er, hob eine zerknüllte Zeitung vom Boden auf und warf sie Lancia zu. »Wisch dir das Blut von der Nase.«

»Leck mich.«

Neben ihnen flog die Tür auf. Im fahlen Licht des Billardraums tauchte ein Mann auf, der aber abrupt stehen blieb. Sein Arm kam hoch, in Chavez'

Richtung ausgestreckt. Chavez gab ihm zwei Kugeln in die Brust; der Mann fiel rückwärts durch die Tür hinter ihm, und Chavez kickte die Tür ins Schloss.

»Geh, Dom!« Chavez richtete die Waffe auf Hadi und Lancia. »Mach schnell!«

Doch im selben Augenblick bog eine Gestalt in die Gasse ein und rannte auf sie zu. Orangefarbenes Mündungsfeuer blitzte auf, dann noch einmal. Chavez warf sich hinter die Mülltonnen in Deckung und feuerte zweimal. Die Gestalt hechtete zur Seite.

»Treppe!«, befahl Chavez knapp.

Dom stieß Hadi und Lancia brutal zur Treppe. Chavez folgte ihnen rückwärts, bis er mit dem Rücken an die Mauer stieß, dann wirbelte er herum und stürmte hinter Dominic die Treppe hinauf.

Oben angekommen, blickte sich Chavez um. Die Treppe mündete in eine in **beiden** Richtungen offene Gasse; dicht über ihnen hingen Balkone. Rechts hinter ihnen befand sich ein weiterer rechteckiger Treppenschacht in der Mauer. Chavez deutete darauf. Dominic nickte und trieb Lancia und Hadi die Treppe hinauf. Hinter sich hörte Chavez ein leises Scharren wie von einem Schuh und spähte kurz die Treppe hinunter. Der Verfolger stand noch am Fuß der Treppe und spähte vorsichtig um eine Ecke. Chavez zog sich zurück und blieb vollkommen

still stehen. Nach zehn Sekunden Stille hörte er wieder das Scharren, und aus dem engen Treppenaufgang war sogar ein leises Echo zu hören.

Er schob die Waffe in den Gürtel, trat zwei Schritte nach rechts und packte über sich die untere Querstange eines Balkongeländers. Ein Klimmzug brachte ihn auf die richtige Höhe, von der aus er den Handlauf des Geländers packen und sich auf den Balkon schwingen konnte. Er ließ sich flach auf den Balkon fallen.

Die Schritte näherten sich vorsichtig: Schritt … Pause. Schritt… Pause. Aus der Ferne näherten sich Polizeisirenen. Sollten sich die Polizisten wegen ein paar Schüssen in die Rocinha wagen?, fragte sich Ding. Er schloss die Augen und horchte, wartete darauf, dass sich die Geräusche veränderten.

Schritt… Pause. Abermals scharrte ein Schuh. Dieses Mal hörte Chavez keinen Widerhall mehr. Der Mann schlich unter dem Balkon hindurch, offenbar noch unentschlossen. Die Gasse oder die nächste Treppe? Er entschied sich für die Treppe. Chavez ging geräuschlos auf die Knie, stützte die Waffe auf das Geländer und schoss dem Mann eine Kugel in den Hinterkopf.

Er sprang vom Balkon herunter, durchsuchte kurz die Leiche und jagte dann die Treppe hinauf. Dominic wartete oben; er kauerte mit Hadi und

Lancia hinter einem Müllcontainer. Hundert Meter weiter mündete die Gasse in einen von Straßenlaternen schwach beleuchteten Parkplatz. Von irgendwo in der Nähe kamen die Geräusche eines aufschlagenden Balls und das Geschrei von spielenden Kindern.

»Nur noch die zwei hier übrig«, sagte Chavez knapp.

»Ich bin zufrieden mit unserer Beute«, erwiderte Dominic kalt.

Chavez warf alles, was er dem Toten abgenommen hatte, auf den Boden: Pass, eine Handvoll Münzen, Autoschlüssel.

Er hob die Schlüssel wieder auf und ließ sie vor Hadi und Lancia baumeln. »Welcher Wagen - der Fiat oder der Corcel?«

Die beiden gaben keine Antwort.

Dominic packte Hadi am Haar, riss ihm den Kopf zurück und versuchte, ihm den Lauf der Waffe in den Mund zu rammen. Hadi wehrte sich und biss die Zähne zusammen. Mit der anderen Hand schlug Dominic ihm hart gegen die Luftröhre. Hadi schnappte nach Luft, sodass Dominic ihm nun den Lauf in den Mund schieben konnte.

»Fünf Sekunden, dann spritzt dein Hirn durch die Gasse.« Hadi antwortete nicht. Dominic schob die Waffe noch tiefer hinein, und Hadi begann zu

würgen. »Vier. Drei.«

Chavez beobachtete seinen Partner aufmerksam, vor allem die Augen. Den Gesichtsausdruck konnte man verändern, beim Ausdruck in den Augen war das viel schwieriger. Und Dominics Augen sagten Chavez, dass er es ernst meinte.

»Dom …«

»Zwei Sekunden.«

»Dom!«, stieß Chavez hervor.

Doch Hadi nickte und hob die Hände. Dominic zog die Waffe zurück, und Hadi würgte »Ford Corcel« hervor. Lancia knurrte: »Verräter.«

Dominic zielte auf Lancias linkes Auge. »Jetzt bist du dran. Wo ist er geparkt?« Lancia gab keine Antwort.

»Dir gebe ich nur drei Sekunden«, sagte Dominic, senkte die Waffe und stieß sie gegen Lancias Knie. »Danach gehst du für den Rest des Lebens an Krücken.«

»Ein Block vom Billardlokal nach Osten, in der Mitte des Blocks auf der Südseite.«

Chavez nickte. »Du holst ihn, Dom. Ich spiele hier den Babysitter.«

Eine Viertelstunde später hörte Chavez ein Auto hupen und blickte in die Gasse hinunter. Unten stand der Corcel, eine Tür stand weit offen. Er trieb

Lancia und Hadi die Treppe hinunter und stieß sie auf den Rücksitz. »Hab ich im Kofferraum gefunden«, sagte Dominic und hielt eine kleine Rolle Bindedraht hoch.

Chavez beugte sich über den Sitz, während Dominic anfuhr. »Streckt die Hände aus.« Er setzte sich seitwärts auf den Beifahrersitz, die Pistole auf die Lehne gestützt.

»Wir brauchen einen Ort, an dem wir ungestört sind«, sagte er zu Dominic.

»Ich glaube, ich weiß einen. Ich hab ihn mir auf der Fahrt gemerkt.«

Das Gebäude sah fast genau so aus wie alle anderen in der Straße - ein vierstöckiger, rechteckiger Kasten mit einer Tür und kleinen Balkonen —, nur mit dem Unterschied, dass sämtliche Fenster und die Tür mit Brettern verbarrikadiert waren. An einer Seite führte eine mit Gestrüpp überwucherte Treppe ins Dunkle. An der Tür klebte ein amtliches Siegel mit der Aufschrift »Abbruch - Einsturzgefahr« auf Portugiesisch.

»Hier«, sagte Dominic. »Bin gleich wieder zurück.«

Er stieg aus, arbeitete sich durch das Gestrüpp die Stufen hinauf und verschwand hinter dem Haus. Zwei Minuten später kam er zurück und winkte

Chavez zu sich herüber. Chavez ließ die Gefangenen aussteigen und trieb sie hinter Dominic die Treppe hinauf. Nach ungefähr zehn Metern wurde das Gestrüpp lichter, die Treppe führte nach rechts und endete vor einem weiteren Eingang. Wie die Tür an der Straßenseite war auch diese mit dem »Abbruch«-Siegel versehen. Die Tür hing jedoch nur noch an der unteren Angel und klaffte deshalb. Dominic hängte sie einfach aus und lehnte sie an die Hausmauer. Chavez stieß Hadi und Lancia hinein.

Im Licht von Dominics LED-Taschenlampe wurde schnell klar, warum das Haus zum Abbruch freigegeben worden war: Wände, Decke und Boden waren mit einer dicken schwarzen Rußschicht bedeckt und an einigen Stellen bis auf die Balken und Sparren verkohlt. Der Boden war übersät von geschmolzenen Linoleumfliesen, verkohltem Sperrholz und offenen Löchern, durch die man ins Untergeschoss sah.

»Setzt euch«, befahl Chavez.

»Wohin denn?«, fauchte Lancia.

»Irgendwo, nur nicht auf ein Loch.«

Hadi und Lancia setzten sich auf den Boden.

Dominic sagte: »Ich sehe mich kurz um.«

Chavez setzte sich den Gefangenen gegenüber und horchte, während Dominic durch die anderen Zimmer ging. Er kam mit einer halb blinden

Petroleumlampe zurück und schüttelte sie. Im Petroleumbehälter schwappte noch etwas Flüssigkeit; Dominic stellte sie auf den Boden und zündete den Docht an. Zischend leuchtete sie auf und verbreitete gelbes Licht im Raum.

Chavez blickte Dominic an und hob fragend die Schultern. Dominic sagte: »Du bist der Boss - es ist deine Show.«

Chavez näherte sich den Gefangenen und kniete neben ihnen nieder. »Ich will mich ein wenig mit euch beiden unterhalten. Passt genau auf, was ich euch sage. Sehr genau. Ich verarsche euch nicht, aber ich werde auch nicht dulden, dass ihr mich verarscht. Wenn wir uns darauf verständigen können, habt ihr eine viel größere Chance, den nächsten Sonnenaufgang zu erleben. Wie heißt ihr?«

Er bekam keine Antwort.

»Kommt schon, nur die Vornamen, damit wir uns richtig unterhalten können.«

»Hadi.«

Der andere zögerte, presste die Lippen zusammen, doch schließlich stieß er widerwillig hervor: »Ibrahim.«

»Na, seht ihr, es geht doch. Hört zu: Wir wissen, dass ihr beide mit euren beiden toten Kumpeln die Raffinerie in die Luft gejagt habt. Darüber brauchen

wir uns also nicht mehr zu unterhalten. Wir sind keine Bullen, und wir sind auch nicht hier, um euch wegen der Raffinerie zu verhaften.«

»Wer seid ihr denn?«

»Was Besseres …«

»Wie kommt ihr auf die Idee, dass wir damit etwas zu tun haben?«, fragte Ibrahim.

»Was meinst du wohl?«, fragte Chavez mit halbem Lächeln und einem schnellen Blick auf Hadi.

»He! Warum schaust du mich an?«

Chavez wandte sich an Ibrahim. »Warum hast du Hadi gejagt?« Ibrahim gab keine Antwort; Chavez fuhr fort: »Ich will euch mal sagen, was ich vermute: Du, Ibrahim, hast den Anschlag auf die Raffinerie vorbereitet und durchgezogen, aber bestimmt hast du nicht damit gerechnet, dass der Rauch den Flughafen Sáo Paulo lahmlegen würde, stimmt's? Deshalb bist du zu Plan B übergegangen und nach Rio gefahren. Als du hier ankamst, lief alles aus dem Ruder: Hadi will offenbar abhauen und du, Ibrahim, hast die Verfolgung aufgenommen. Weshalb?«

»Warum ist euch die Raffinerie egal?«, wollte Ibrahim wissen.

»Nicht unser Land, nicht unser Problem. Noch mal: Warum hast du Hadi verfolgt?«

»Er ist ein Verräter.«

»Und du bist ein Lügner!«, fuhr Hadi wütend auf.

»Der Verräter bist du! Du oder Ahmed oder Fa'ad! Ihr habt ihnen die Zeichnung zugespielt!«

»Welche Zeichnung?«

»Das Phantombild im Fernsehen. Ich hab es gesehen, es sieht mir ähnlich. Wer sonst könnte es ihnen gegeben haben?«

»Wer hat dir das erzählt?«

»Der Em... Als ich die Zeichnung sah, habe ich Kontakt aufgenommen. Im Postfach wartete schon eine Nachricht. Darin stand, dass ihr mich verraten habt und dass ich fliehen soll.«

»Dann bist du hereingelegt worden!«, schrie Ibrahim.

»Ich habe die Herkunft überprüft - die Mitteilung war echt!«, brüllte Hadi zurück.

Ibrahim starrte ihn wortlos an, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, war sie nicht. Wir haben dich nicht verraten.«

Chavez fragte: »Also wolltest du mit deinen Kumpeln Hadi nur fangen, um mit ihm zu reden, richtig?«

»Ja.«

Chavez beugte sich näher zu Hadi. »Das ist Quatsch, und das ist dir wohl auch klar. Ob die Mitteilung echt war oder nicht, spielt keine Rolle - sie wussten nur, dass du abhauen wolltest. Natürlich haben sie angenommen, dass du sie bei der Polizei

verpfeifen wolltest. Das Risiko wollten sie nicht eingehen. Du weißt, dass es so war.«

Hadi gab keine Antwort.

»Okay, hier ist unser Angebot«, sagte Chavez. »Soweit es uns betrifft …«

»Wir wissen immer noch nicht, wer ihr seid.«

»Sagt euch unser Akzent nichts?«

»Amerikaner.«

»Kluges Kerlchen. Also: Soweit es uns betrifft, pfeifen wir auf die Raffinerie. Aber wir wollen wissen, wer in den Vereinigten Staaten operiert. Wie viele Zellen, wo sie sitzen … und so weiter.«

»Leck mich«, sagte Ibrahim.

Chavez hörte, dass Dominic hinter ihm aufstand. Er drehte sich um: Dominic ging in die Küche. Er wandte sich wieder an Hadi: »Und was ist mit dir? Gib uns nur einfach …«

Er hörte Dominic zurückkommen, aber sehr viel schneller, entschlossener. Dominic hatte seine Waffe in ein von Schimmel bedecktes Geschirrtuch gewickelt, trat neben Ibrahim, setzte ihm die Mündung an das linke Knie und drückte ab. Das Geschirrtuch dämpfte den Knall stark. Ibrahim brüllte vor Schmerzen. Dominic stopfte ihm ein zweites Geschirrtuch in den Mund.

Chavez sagte: »Verdammt, Dom …«

Dominic setzte die Waffe an Ibrahims rechtes Knie

und drückte erneut ab. Ibrahim schlug wild um sich, schrie in den Knebel, während sein Kopf immer wieder gegen die Wand hinter ihm schlug. Dominic kniete vor ihm nieder, schlug ihn ein-, zweimal hart ins Gesicht, dann noch ein drittes Mal. Ibrahims Schreie verstummten. Tränen rannen ihm übers Gesicht. Hadi rutschte mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen von seinem Partner weg, immer weiter an der Wand entlang.

Chavez deutete auf Hadi. »Keinen Zentimeter weiter.« Er packte Dominic am Arm und versuchte, ihn auf die Füße zu zerren. Dominic gab nicht nach, sondern kauerte weiter direkt vor Ibrahim und starrte ihm ins Gesicht.

»Dom! Steh auf!«

Schließlich riss Dominic den Blick von Ibrahims Gesicht los und stand auf. Chavez zerrte ihn in die Küche. »Was zum Henker soll das?«, fauchte er wütend.

»Deine Gesprächstherapie bewirkt nichts, Ding.«

»Das hast du nicht zu entscheiden! Verdammt, reiß dich zusammen! Jetzt nützt er uns nichts mehr. In jedem Knie eine Kugel - wir müssen froh sein, wenn er noch zwei ganze Sätze herausbringt.«

Dominic zuckte die Schultern. »Wir waren ohnehin hinter Hadi her. Er ist ein Kurier, Ibrahim ist nur der Anführer einer Zelle. Er weiß über Paulinia

Bescheid und sonst nichts.«

»Das wissen wir nicht sicher. Lass mich das auf meine Weise erledigen!«

»Okay, okay.«

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«, blaffte Chavez. »Ja, verdammt noch mal!«

Chavez kehrte wieder in den Raum zurück, kniete vor den Gefangenen nieder und sagte zu Ibrahim: »Ich nehme dir den Knebel aus dem Mund. Wenn du schreist, stopfe ich ihn wieder rein.«

Ibrahim nickte. Sein Gesicht war schweißüberströmt. Unter beiden Knien hatten sich tellergroße Blutlachen gebildet, die langsam in die Dielen sickerten.

Dominic nahm den Knebel heraus; Ibrahim schloss hart den Mund und blieb still. Seine Unterlippe bebte. »Mein Freund ist heute ein bisschen voreilig. Tut mir leid. Reden wir mal über die Staaten. Gib uns irgendeine Information, dann schaffen wir dich ins Krankenhaus.«

Ibrahim schüttelte stumm den Kopf.

Chavez wandte sich an Hadi: »Und was ist mit dir? Gib uns, was wir haben wollen, dann nehmen wir dich nicht mit zurück.«

Ibrahim krächzte heiser: »Sag nichts, Shasif …«

Dominic kam herüber und kauerte sich neben Chavez, wobei er ihm mit der Hand »Ich bin okay«

signalisierte. »Hadi«, sagte er, »ich versuche es mal anders: Hat dich jemand beobachtet, als ihr den Raffineriejob durchgezogen habt?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Na, wer hätte denn sonst noch wissen können, wie du aussiehst? Wer hätte den Medien die Zeichnung zuspielen können? Doch nur Ibrahim - oder jemand weiter oben. Kommt niemand sonst infrage.«

»Aber warum?«

»Weil die Aufgabe erledigt war. Oder weil dich jemand für unzuverlässig hielt. Denk mal darüber nach. Ibrahim erhält von oben den Befehl, dich auszuschalten. Die Zeichnung und die Mitteilung zwingen dich zu fliehen. Ibrahim benutzt das, um die beiden anderen dazu zu bringen, bei der Jagd auf dich mitzumachen. Sonst hätte er sie dazu überreden müssen, dich ohne triftige Gründe umzubringen. Was ist wohl leichter?«

Hadi dachte darüber kurz nach, dann warf er einen Seitenblick auf Ibrahim, der stumm den Kopf schüttelte. Speichel rann ihm aus den Mundwinkeln und tropfte vom Kinn. »Stimmt nicht«, krächzte er schließlich.

Dominic sagte: »Hadi, er hat dich verraten. Und jetzt sitzt er neben dir und streitet alles ab. Macht dich das denn nicht wütend?«

Hadi nickte.

»Mich jedenfalls macht das ***sehr*** wütend.« Dominic riss die Waffe hoch, hielt sie Ibrahim direkt vor ein Auge und schoss. Blut und Hirnmasse spritzten über die Wand. Ibrahim kippte zur Seite und lag still, nur sein linker Arm zuckte noch zehn Sekunden lang.

Chavez schlug Dominics Arm weg. »Verdammte Scheiße!«, schrie er wütend.

Dominic stand auf und zog sich ein paar Schritte zurück. Hadi rollte sich wie ein Fötus zusammen und jammerte leise. Plötzlich trat Dominic schnell zwei Schritte vor und setzte Hadi die Waffe hart an die Schläfe.

Chavez brüllte: »Nein! Keine Bewegung, Dom!«

Dominic blickte seitwärts auf Chavez, der seine Waffe halb gegen ihn erhoben hatte, schüttelte dann aber den Kopf und wandte sich wieder Hadi zu.

»Dom, tu es nicht!«

Dominic beugte sich dicht zu Hadis Ohr und sagte: »Wenn du uns nicht sofort sagst, was du weißt, Scheißkerl, mache ich dich fertig. Ich gebe dir eine Kugel ins Ohr. Wenn ich >jetzt< sage, nickst du - oder du stirbst.«

Nach zwanzig Minuten kamen Jack und Clark in

Virginia Beach an und fanden sofort einen Häuserblock vom Strand entfernt einen öffentlichen Parkplatz. Die Salim-Geschwister hatten ihre Einkäufe in dieser Gegend im Umkreis von drei Blocks getätigt.

»Was hast du vor?«, fragte Jack beim Aussteigen.

»Sie haben mit einer neuen Karte in ein Hotel in der Nähe eingecheckt, aber zuvor mit der alten noch ein paar Sachen eingekauft. Wir spielen wieder Marshai und Deputy und zeigen den Leuten ihre Fotos.«

In der nächsten Stunde gingen sie von Hotel zu Hotel und hakten eins nach dem anderen auf der Liste ab, die sich Jack aus dem Internet heruntergeladen hatte. Sie betraten gerade den Parkplatz des Holiday Inn an der Kreuzung von Atlantic Avenue und 28. Straße, als Jack plötzlich ausrief: »Da sind sie!«

»Wo?«

»Am Swimmingpool. Auf den beiden Liegestühlen neben dem Sprungbrett.«

»Ich sehe sie. Geh einfach weiter.«

Sie betraten die Lobby. Clark hielt an und spitzte die Lippen. »Erinnerst du dich an den Blumenladen an der 27. Straße, an dem wir vorhin vorbeigekommen sind? Geh dorthin zurück, und kauf ein paar Gänseblümchen oder so etwas. Und

bring auch eines von diesen Kartenkuverts mit.«

»Hä?«

»Ich erkläre es dir später. Komm aber nicht auf demselben Weg zurück. Wir treffen uns auf dem Parkplatz hinter dem Hotel.«

Jack war nach einer Viertelstunde **zurück.** Clark stand auf dem Parkplatz **hinter** einem Müllcontainer. »Sie haben sich unter demselben Vornamen, aber dem Nachnamen Pasaribu eingetragen. Ihr Zimmer liegt auf der Nordseite **und geht nicht** auf den Pool **hinaus.«**

»Also knacken wir das Türschloss und schauen uns kurz um.«

»Dort oben sind gerade die Zimmermädchen unterwegs. Du wirst es gleich sehen - mit den Blumen klappt das besser.«

Jack ging mit dem Strauß in der Hand als Erster hinauf. Clark folgte ihm auf der gegenüberliegenden Treppe. Oben angekommen, blieb er an einer Stelle stehen, von der aus man ihn vom Hotelflur nicht sehen konnte. Als Jack die Zimmertür der Salims erreicht hatte, hielt er an, klopfte, wartete zehn Sekunden und klopfte dann noch einmal. Vier Türen weiter kam ein Zimmermädchen aus einem Gästezimmer, um ein paar Handtücher von ihrem

Rollwagen zu holen. »Entschuldigen Sie, Miss«, sprach sie Jack an. »Ja, Sir?«

»Ich habe da diese Blumen für meine Freundin, aber sie ist wohl gerade nicht da. Ich muss sofort auf den Stützpunkt zurück, möchte ihr aber den Strauß dalassen. Unglücklicherweise habe ich jedoch meine Schlüsselkarte bereits abgegeben. Könnten Sie so freundlich sein, mir kurz die Tür zu öffnen? Ich lege nur die Blumen aufs Bett und bin in fünf Sekunden wieder draußen.«

»Eigentlich darf ich das nicht …«

»Nur fünf winzige Sekunden.«

Sie dachte kurz nach. »Na gut, okay.«

Sie öffnete lächelnd die Tür und trat beiseite.

»Danke«, sagte Jack.

Dies war das Stichwort für Clark. Er kam um die Ecke und rief: »Miss, he, Miss …«

»Ja, Sir?«

»Ich brauche ein paar Handtücher.« Er ging zum Wagen und begann, alles, was darauf lag, so wild zu durchwühlen, dass links und rechts Seifenstücke und Shampoo-Fläschchen herunterfielen. Das Zimmermädchen eilte herbei und rief: »Lassen Sie mich das machen, Sir.«

Im Zimmer der Salims warf Jack derweil die Blumen auf das Bett und schaute sich um. Zimmerkarte, Zimmerkarte … Da lag sie,

ausgerechnet im Aschenbecher. Er schnappte sie sich und eilte zurück auf den Flur. Er rief noch kurz »Danke« und ging dann in Richtung Treppe. Clark nahm seine Handtücher und machte sich erst einmal in die entgegengesetzte Richtung davon. Als das Mädchen wieder in dem Zimmer verschwunden war, das sie gerade sauber machte, kehrten sie zur Tür der Salims zurück, öffneten sie mit der Karte und schlüpften hinein.

»Woher wusstest du das mit der Karte?«, fragte Jack.

»Paaren geben sie immer zwei Karten. Die meisten Leute nehmen in der Regel beide Karten mit, allerdings nicht, wenn sie im Pool schwimmen gehen.«

»Wonach suchen wir eigentlich?«

»Kreditkarten und Ausweise. Darüber hinaus nach al**lem,** was dir ins Auge fällt.«

Drei Minuten später waren sie wieder draußen. Auf dem Weg zurück zum Auto rief Clark den Campus an. »Sie besitzen vier weitere Kreditkarten. Außerdem hat jeder von ihnen noch drei Pässe«, teilte er Rick Bell mit. »Die Einzelheiten schicke ich gleich jetzt per E-Mail.«

Außer für ihr neues Hotel in Virginia Beach und noch ein paar Hamburger bei McDonald's und

Frappuccinos im örtlichen Starbucks gab es nur noch eine weitere Kreditkartenbelastung: Die Rechnung für einen Leihwagen. Jack und Clark fuhren zum Holiday Inn zurück und fanden den platinfarbenen Intrepid auf dem rückwärtigen Parkplatz.

»Hier warten wir«, sagte Clark.

Kurz vor 14.00 Uhr kamen Citra und Purnoma die Hintertreppe des Hotels herunter und stiegen in den Intrepid.

Von Virginia Beach fuhren sie auf der 264 in Richtung Osten nach Norfolk. Dort nahmen sie die 460 nach Portsmouth, wo sie nach Norden auf die Interstate-Autobahn 64 abbogen und im Tunnel unter der Hampton Roads Bay hindurchfuhren. Auf der anderen Seite nahmen sie die Ausfahrt Terminal Avenue und fuhren dann die Jefferson Avenue entlang zum King-Lincoln-Park an der Südspitze von Newport News Point. Clark folgte ihnen bis zum Parkplatz. Die Salims stiegen aus und gingen in den Park hinein. Clark und Jack ließen ihnen einen Vorsprung von etwa hundert Metern. Dann stiegen sie ebenfalls aus dem Wagen und folgten den beiden aufgetrennten Wegen.

Der Park war nur 400 Meter lang. In seiner Mitte lag ein Basketballplatz, auf dem gerade zwei

Amateurmannschaften ein Freundschaftsspiel austrugen. Weil sie deshalb nicht weiter auffielen, trafen Clark und Jack dort wieder zusammen.

»Wo zum Teufel wollen sie hin?«, fragte Jack. Der Park war auf zwei Seiten von Wasser eingefasst. »Anstatt sich weiterhin in der Surf-Hauptstadt von Virginia in die Sonne zu legen, stiefeln sie jetzt durch diese Hafengegend.«

»Irgendwas ist hier faul«, stimmte ihm Clark zu.

Die Salims erreichten das äußerste Ende des Parks, genau zwischen dem Strand auf der einen und der Jefferson Avenue auf der anderen Seite. Plötzlich holte das Mädchen eine Kamera aus der Tasche und begann, Aufnahmen zu machen. Sie fotografierte jedoch nicht den Ozean, sondern die Schnellstraße.

»Jenseits der Jefferson Avenue liegt der Frachthafen«, murmelte Clark.

Sie erkunden das Gelände«, erzählte Clark eine Stunde später Hendley und den anderen per Telefon. Sie waren gerade dem Intrepid der Salims zurück ins Hotel gefolgt. Jetzt saßen sie einen Block entfernt an der Atlantic Avenue, von der aus sie den gesamten Autoverkehr beobachten konnten. »Es geht offensichtlich um das Newport News Marine Terminal. Wofür genau sie sich interessieren, wissen wir nicht, aber sie haben eine Menge Aufnahmen

gemacht.«

»Ankern dort irgendwelche Kriegsschiffe, oder gibt es in der Nähe ein Chemikalien- oder Treibstofflager?«

»Nichts dergleichen«, antwortete Clark. »Ich habe das bereits überprüft. Dort liegen vorwiegend Containerschiffe mit Trockengütern. Wir sind den beiden seit heute Morgen auf den Fersen, aber mit Ausnahme des Pools und des Frachthafens sind sie nirgendwohin gegangen. Auch hat sie niemand auf ihrem Zimmer besucht.«

»Sollten sie nach möglichen Anschlagszielen Ausschau halten, könnte das noch Wochen so weitergehen«, sagte Granger. »Auf solche Dauerüberwachungen sind wir personell nicht eingerichtet. Ich würde deshalb vorschlagen, dass wir dem FBI einen Tipp geben. Dann können die sich mit ihnen befassen.«

»Geben Sie uns noch einen einzigen Tag«, sagte Clark. »Wenn bis dahin nichts passiert, brechen wir hier unsere Zelte ab und kommen nach Hause.«

Im Claridge Inn in Saint George, Utah, spülte Frank Weaver den Schmutz eines ganzen Tages unter der Dusche ab und freute sich auf einen Abend vor dem Fernseher, wo auf dem Sender TNT drei Staffeln von »Law and Order« hintereinander

als »Mini-Marathon« laufen würden, als er ein Klopfen an der Zimmertür hörte. Er wickelte sich das Badetuch um die Hüften und ging barfuß zur Tür. »Wer ist da?«

»Rezeption. Mr. Weaver, wir haben ein Problem mit Ihrer Kreditkarte.«

Weaver nahm die Sicherheitskette ab und öffnete die Tür einen Spalt. Sie wurde plötzlich aufgestoßen und krachte gegen die Wand. Zwei Männer stürmten herein; einer kickte die Tür zu, der andere trat zwei Schritte auf Weaver zu, der bereits hastig zurückwich, aber nicht schnell genug. Er spürte, dass ihm etwas Hartes in den Solarplexus gepresst wurde, fühlte eine Art Hammerschlag, dann noch einen. Spürte, wie er rückwärts stürzte. Er prallte von einer Bettecke ab und rollte auf den Boden, wo er auf dem Rücken zu liegen kam. Er hob den Kopf und blickte auf seine Brust hinunter. Direkt unter dem Brustbein quoll Blut aus zwei Löchern vom Durchmesser eines Bleistifts. Der Mann, der auf ihn geschossen hatte, stellte sich über ihn, je einen Fuß auf beiden Seiten von Weavers Brustkorb. Frank Weaver sah, wie sich die schwarze Mündung der Waffe seinem Gesicht näherte, und er schloss die Augen.

Die Salim-Geschwister verließen das Hotel um 21.00 Uhr. Bereits nach kurzer Zeit wurde Clark und Jack klar, dass sie wieder in Richtung Newport News Marine Terminal unterwegs waren. In Portsmouth verließen sie die Autobahn und fuhren zu einem Mietlagerhaus der Firma U-Haul an der Butler Street. Clark passierte den Eingang, bog auf die Conrad Street ein und schaltete die Scheinwerfer aus. Danach drehte er um, fuhr ein Stück zurück und blieb drei Meter vor der Kreuzung stehen.

Inzwischen hatte der Intrepid direkt neben der ersten Reihe von Lagerräumen angehalten. Citra Salim stieg aus, ging zu einem Mietlagerraum hinüber und öffnete ihn mit einem Schlüssel.

»Das gefällt mir gar nicht«, sagte Jack. »Wozu brauchen zwei Kids auf Urlaub einen Lagerraum?«

»Dafür gibt es eigentlich keinen naheliegenden Grund«, antwortete Clark.

Citra kam wieder heraus. Sie schloss den Lagerraum ab und kehrte mit zwei Rucksäcken zum Intrepid zurück.

Wenige Minuten später waren sie zurück **auf** der **Autobahn und durchquerten** den Bay-**Tunnel. Auf** der anderen Seite **schlug** der Intrepid dieselbe **Route** wie am Nachmittag ein. Schließlich langten sie wieder am King-Lincoln-Park

an. Dieses Mal bogen sie jedoch nicht auf den Parkplatz ein, sondern fuhren an ihm vorbei und bogen nach rechts in die Jefferson Avenue ein, um ihr dann ein Stück in die entgegengesetzte Richtung zu folgen.

»Glaubst du, sie haben uns bemerkt?«, fragte Jack.

»Nein. Sie sind nur vorsichtig. Sie haben uns nicht gespannt.«

Sie befanden sich jetzt in einem Gewerbegebiet mit Speditionen, Baustoffhändlern, Schrottplätzen und kleinen Schiffsreparaturwerften. Der Intrepid bog erneut nach rechts ab.

»Die 12. Straße«, sagte Jack. »Sie fahren wieder nach Osten.«

Clark ließ sich etwas weiter zurückfallen, machte die Scheinwerfer aus und hielt kurz an. Tatsächlich bog 300 Meter vor ihnen der Intrepid nach links in die Zufahrt zu einer Wohnanlage ein.

»Besuchen sie dort neue Freunde?«, fragte sich Jack.

»Das werden wir gleich herausfinden.«

Clark schaltete die Scheinwerfer wieder ein und fuhr los. Als sie ganz langsam an der Wohnanlage vorbeirollten, sahen sie zwei Gestalten aus deren Parkplatz kommen. Es waren die Salims mit ihren Rucksäcken. Clark konnte im Rückspiegel beobachten, wie sie zurück in Richtung Jefferson

Avenue gingen. An der nächsten Ecke hielt er an, schaltete erneut die Scheinwerfer aus und drehte um.

»Siehst du sie?«, fragte er Jack.

»Ja, klar und deutlich.«

Die Salims überquerten die Jefferson Avenue. Auf der anderen Seite gingen sie eine Grasfläche direkt neben einer Spedition hinunter.

»Auf geht's«, sagte Clark.

Mit ausgeschalteten Scheinwerfern rollte er langsam die 12. Straße bis zur Jefferson Avenue entlang. Als sie die Kreuzung erreichten, konnten sie gerade noch sehen, wie die Salims hinter dem rückwärtigen Zaun der Spedition verschwanden.

»Ich frage mich, wo sie hinwollen«, sagte Jack. Direkt hinter dem Speditionsgelände war bereits der erhöhte Damm der vierspurigen Interstate-Autobahn 664 zu sehen.

»Folgen wir ihnen«, sagte Clark.

Sie parkten, stiegen aus, trabten über die Straße und dann die Grasfläche hinunter. Hinter der Spedition floss ein von dichtem Gestrüpp gesäumter sumpfiger Bach, an dessen Ufer ein schmaler Pfad entlangführte. Plötzlich begriff Clark, wo sie waren. »Da vorn ist der 664-Kanal. Den haben wir auf der rechten Seite gesehen, als wir aus dem Tunnel kamen - erinnerst du dich?« Auf diesem Kanal lagen

Dutzende von Motorjachten und Schnellbooten.

Am Ende des Pfads war plötzlich das Gurgeln eines startenden Motors zu hören. Clark und Jack sprinteten los. Als sie an dem Kanal ankamen, sahen sie in fünfzig Meter Entfernung am Ende eines Kais die Salims in einem Schnellboot sitzen. Der Junge saß am Lenkrad und drückte den Gashebel nach vorn. Das Boot legte vom Kai ab und fuhr auf den Kanal hinaus.

Eine Minute später saßen Jack und Clark wieder in ihrem Auto. Sie fuhren auf der Jefferson Avenue nach Süden. Ein paar Kreuzungen weiter war durch das Beifahrerfenster der Kanal zu sehen. Sie konnten beobachten, wie das Boot der Salims auf die Mündung zuhielt.

»Sie wollen zum Frachtterminal«, sagte Clark.

»Sollen wir die Hafenpolizei informieren?«

»Jack, wenn sie diese Mole da vorn umfahren haben, sind sie gerade noch ein paar Hundert Meter vom ersten Liegeplatz entfernt. Wir haben nur noch fünf Minuten, wenn überhaupt.«

Clark machte kehrt und fuhr ein Stück in die entgegengesetzte Richtung.

Sie fuhren unter der 664 hindurch und bogen nach Süden in die Terminal Avenue ein. An deren Ende teilte sich die Straße an einem Tanklager. Clark

steuerte nach rechts und folgte einer gewundenen Schotterpiste. Plötzlich bremste er. Hundert Meter vor ihnen lag ein beleuchtetes Wächterhäuschen. Daneben versperrte eine automatische Schranke die Durchfahrt.

»Verdammt.«

»Hilft uns da deine Marshal-Marke weiter?«, fragte Jack.

»Wenn wir erst einmal drin wären, schon. Aber gefährdete Objekte wie dieses Tanklager darf man seit Januar nur mit einem ganz besonderen Ausweis für Transportarbeiter, dem Transportation Worker Identification Credential oder TWIC, betreten, der von der Verkehrssicherheitsbehörde des Heimatschutzministeriums ausgestellt wird. Wenn man den nicht hat, kommt man nicht rein.«

»Woher weißt du das?«

»Wir hatten bei Rainbow einen Mann, dessen Aufgabe es war, die Ausweisbestimmungen auf der ganzen Welt zu verfolgen«, antwortete Clark. »Böse Jungs neigen nun einmal dazu, dorthin zu gehen, wo sie nicht hingehören. Wenn man also herausfindet, welche Dokumente sie zu fälschen versuchen, weiß man fast schon, was sie vorhaben.«

Clark legte den Arm auf die Lehne des Beifahrersitzes, drehte sich um und steuerte den Wagen rückwärts den ganzen Weg bis zur Gabelung

zurück. Dort stellte er den Wagen auf einer unbefestigten Wendeplatte neben dem Zaun des Tanklagers ab.

»Von jetzt an geht's zu Fuß weiter«, sagte Clark.

Von links drang von der anderen Seite des Tanklagers der Verkehrslärm der Interstate 664 herüber. Rechts von ihnen lag jenseits der Schotterpiste eine mit dichtem Gestrüpp bewachsene Erdböschung. Sie nahmen Anlauf, kämpften sich im Laufschritt durch das Gestrüpp auf die Böschung hinauf und dann wieder hinunter. Jenseits lag ein Stück Brachland so groß wie ein Fußballfeld. An dessen äußerstem Ende war das Wachhäuschen zu sehen, vor dem sie vorhin angehalten hatten. Sie rannten über das Feld, einen weiteren Abhang hinauf und durch Gestrüpp, bis sie zu einer weiteren Schotterstraße kamen. Auf der linken Seite lag ein unbefestigter Park- und Lagerplatz, auf dem zahlreiche Reihen güterwagengroßer Schiffscontainer und zwei Nissenhütten standen. Dreißig Sekunden später erreichten Clark und Jack die Container. Sie hielten kurz an, um wieder zu Atem zu kommen, und liefen dann weiter bis zum Rand des Lagerplatzes. Zweihundert Meter entfernt gingen drei Piers in das Hafenbecken hinaus. An den beiden Seiten dieser Piers hatte jeweils ein Schiff festgemacht, insgesamt

also sechs Schiffe.

»Eine Menge freies Feld zwischen hier und dort. Und es ist verdammt hell. Das Flutlicht hier erinnert mich an ein Stadion. Welches Schiff ist es nun?«

»Es ist zwar nur eine Vermutung, aber ich würde sagen, das da drüben, das noch nicht entladen wurde.« Er deutete auf das äußerste rechte Schiff, dessen Vordeck noch voller Container stand. »Kannst du den Namen erkennen?«

Jack kniff die Augen zusammen. ***»Losan.«***

Dreihundert Meter weiter legten Citra und Purnoma Salim mit ihrem Boot am Pier direkt unter dem Heck der ***Losan*** an. »Bist du dir sicher, dass es das richtige ist?«, flüsterte Citra.

»Ganz sicher. Hier.« Sie nahm den Rucksack und zog ihn sich an.

Purnoma ergriff die stählerne Wartungsleiter des Schiffes und machte die Bugleine an ihr fest. Er stabilisierte das Boot, und seine Schwester erklomm die Leiter. Oben angekommen, hob sie die Arme über den Kopf, griff nach der Reling und schwang sich hinüber. In diesem Moment folgte ihr Purnoma. Eine Minute später standen sie beide an Deck.

»Es sollten im Augenblick nur zwei Besatzungsmitglieder an Bord sein. Die übernimmst du. Ich gehe

zu den Tanks. Informier mich, wenn du fertig bist, dann fange ich an.«

Vergiss nicht, so zu tun, als ob du hierhergehörst«, sagte Clark. Dann richtete er sich auf und ging auf den Lagerplatz hinaus. Jack folgte ihm auf dem Fuß. Vor den Nissenhütten standen drei Männer und rauchten. Clark hob den Arm. »He, Jungs, wie geht's so?«

»Okay. Und selbst?«

Clark zuckte auf übertriebene Weise die Achseln. »Viel Arbeit, wenig Kohle.« Die Männer lachten.

Clark und Jack verließen den Lagerplatz und gingen an einer Reihe abgestellter Sattelschlepper vorbei zum Kai. Dort wandten sie sich nach links, bis sie den Pier erreichten, an dem die ***Losan*** lag.

»Bisher war das ja ein Kinderspiel«, murmelte Jack.

»Freu dich nicht zu früh, Junge.«

Sie gingen auf den Pier hinaus. Fünfzig Meter weiter konnten sie sehen, dass das Fallreep heruntergelassen war.

»Ob die wohl Sicherheitsleute an Bord haben?«, überlegte sich Jack.

»Wachen, Jack. In der christlichen Seefahrt heißt das Wachen. Das werden wir gleich herausfinden.«

Sie stiegen vorsichtig die Fallreepstreppe hinauf,

wobei ihre Füße auf den Stahlstufen bei jedem Tritt einen leisen Ping-Ton erzeugten. Oben stand das Relingstor zwar offen, der Durchgang war jedoch mit einem Stahlseil blockiert. Clark hängte es auf der einen Seite aus, und sie gingen hindurch. Rechts gelangte man durch einen Durchlass aufs Vorderdeck. Auf der linken Seite erstreckte sich das Wetterdeck bis zum Heck des Schiffes. Die Schottwand wurde durch drei Luken unterbrochen. Clark zog seine Pistole. Jack tat es ihm nach. Sie gingen zur ersten Lukentür hinüber, entriegelten sie leise und vorsichtig und rissen sie dann auf einen Schlag auf. Aus den unteren Decks war plötzlich ein Geräusch zu hören, als ob jemand zwei Tischtennisschläger gegeneinanderschlagen würde. Clark ahmte pantomimisch einen Pistolenschuss nach und Jack nickte.

Da, ein zweiter Schuss!

Jetzt drang vom Vorderdeck das leise Piepsen und Rauschen eines tragbaren Funkgeräts oder Push-to-Talk-Handys herüber.

Clark deutete zuerst auf sich selbst und dann die Leiter hinunter, danach auf Jack und auf das Vorderdeck. Jack nickte, und Clark verschwand im Inneren des Schiffes.

Jack ging zwei Schritte das Deck hinunter und blieb dann stehen. Sein Herz klopfte bis zum Hals.

Zur Beruhigung atmete er einmal tief durch. Er wechselte die Pistole in die linke Hand und rieb sich die rechte Handfläche an seiner Hose trocken. ***Ganz ruhig, Jack. Atme ganz regelmäßig.*** Wie damals in Hogan's Alley. Natürlich war das Ganze hier im Gegensatz dazu grausame Realität, aber er verbannte diesen Gedanken in den hintersten Winkel seines Gehirns. ***John passiert schon nichts. Um ihn brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Konzentriere dich auf das, was vor dir liegt***... Er ging vorsichtig Schritt für Schritt weiter das Deck entlang, hielt seine Pistole mit beiden Händen im Anschlag und musterte dabei ständig die Aufbauten über seinem Kopf. Er erreichte den Eingang zum Ladedeck und blieb stehen. Solche Ecken seien die Hölle, hatten ihm Dominic und Brian erklärt. Kein Polizist mochte Ecken. ***Geh nie schnell und unvorsichtig um die Ecke,*** redete er sich selbst ins Gewissen. ***Linse erst einmal um die Ecke, mach dir ein Bild, und zieh dich dann wieder zurück.***

Er streckte den Kopf durch den Durchgang, spähte hinaus und ging dann wieder in Deckung. Links von ihm lag eine 12 bis 15 Meter hohe Stahlmauer. Das waren die Tank-Container, wurde Jack klar. Vier übereinander und zwölf nebeneinander. Ihre

Vörderenden stießen direkt an den Rand des vorderen Frachtraums an. Als er darauf noch einmal kurz hinausblickte, sah er plötzlich von der anderen Seite des Containerstapels eine Gestalt herüberhuschen und sich neben einer Ladeluke hinknien. Sie entriegelte die Lukendeckel und öffnete sie dann 30 bis 60 cm weit. Dann verschwand sie wieder aus Jacks Blickfeld.

Jetzt klang von steuerbord das Quietschen einer Luke herüber, die offensichtlich jemand öffnete und dann wieder schloss. Auf dem Deck waren Schritte zu hören. Jack schlüpfte hinaus und schlich an der Schottwand entlang, bis er den untersten Container erreichte. Dann ließ er sich auf alle Viere nieder und arbeitete sich langsam bis zum vorderen Containerende vor. Dort schaute er um die Ecke. Nichts.

Plötzlich hörte er wieder diesen eigentümlichen Ping-Ton, der sich in regelmäßigen Abständen wiederholte. Jack brauchte einige Zeit, bis er den Ursprung dieses Geräuschs festmachen konnte: Schuhsohlen auf stählernen Leitersprossen! Jack schaute nach oben. Direkt vor ihm führte eine Leiter auf den Container hinauf. Er begann, sie emporzusteigen. Oben angekommen, merkte er, dass die Leiter des darüberliegenden Containers etwa einen halben Meter seitlich versetzt war. Jack

musste einen Arm ausstrecken, die unterste Leiterstufe ergreifen und sich dann hinüberschwingen. Für einen Augenblick schwebten dabei seine Füße frei in der Luft.

Genau in diesem Moment hörte er ein Geräusch und schaute nach unten. Obwohl er im Dämmerlicht des Ladedecks ihr Gesicht nicht sehen konnte, erkannte er doch Citra Salim an ihren langen schwarzen Haaren. Sie hob ihre Pistole. Jack ließ mit der rechten Hand die Leitersprosse los und versuchte, seine eigene Waffe zu erreichen. Durch diese Bewegung geriet er nur noch mehr ins Schwingen. Citras Pistole entfuhr ein orangefarbener Blitz. Jack spürte, wie etwas Rotglühendes sein Kinn streifte und dann vom Stahl neben seinem Kopf abprallte.

Von der anderen Seite des Containers rief eine Männerstimme fragend: »Citra?«

Jack versuchte erneut, an seine Pistole zu gelangen. Als seine Finger endlich deren Griff berührten, erkannte er jedoch, dass es zu spät war.

Wie dumm, so zu sterben, dachte er.

Hinter Citra trat eine Gestalt durch die Luke in der Schottwand. John Clark machte einen schnellen Ausfallschritt, hob die Pistole und schoss Citra in den Hinterkopf. Sie fiel nach vorn mit dem Gesicht auf das Deck.

»Citra! Bist du da?«

Jack deutete nach backbord. Clark nickte und setzte sich in Bewegung. Jack befühlte sein Kinn. Seine Finger wurden blutig. ***Schwache Blutung,*** dachte er erleichtert. Das war ein gutes Zeichen. Er zog sich auf die Leiter hoch und kletterte von der zweiten auf die dritte Ebene hinauf.

Bevor er dann den obersten Container emporstieg, zog er seine Waffe. Oben angekommen, machte er eine Pause, um sich zu orientieren. Links von ihm befand sich etwa ein Meter über Kopfhöhe das Fenster des Ruderhauses. Er schaute über den Rand in den offenen Tankcontainer hinein.

Drinnen waren selbst im Halbdunkel deutlich vier strahlend weiße zylindrische Propangastanks, zwei vorn und zwei hinten, zu erkennen. Aus einer Entfernung von etwa fünf Containerlängen segelte plötzlich ein stumpfer silberfarbener Gegenstand durch die Luft und landete direkt vor Jack in dem Container. Jack reckte den Hals und suchte das Objekt mit den Augen. Unter dem Vorderende eines Tanks sah er etwas hellgelb aufglühen.

»John!«

»Hier!«

»Er wirft mit Bomben oder Granaten.«

Ein weiterer Gegenstand flog jetzt in hohem Bogen durch die Luft. Dieses Mal war Jack darauf gefasst.

Eine Rohrbombe. Jack zog sich auf den schmalen Rand des Containers hoch und begann, ihn entlangzubalancieren. Am Ende angekommen, wechselte er auf den nächsten Container über. Auf der Steuerbordseite sah er Clarks Kopf über dem Rand auftauchen.

Unterwegs schaute Jack in jeden Container hinein und achtete mit der Pistole im Anschlag auf jede Bewegung. Wieder segelte eine Rohrbombe durch die Luft und fiel in einen Container. Und dann noch eine.

Jack sprang zum nächsten Container hinüber. Fast verlor er dabei das Gleichgewicht, er taumelte, konnte sich aber wieder fangen. Am vierten Container war es dann so weit.

Sein rechter Fuß rutschte ab, und er stürzte mit der Brust voran auf den harten, stählernen Rand. Clark balancierte jetzt von der Steuerbordseite zu ihm hinüber.

»Die Bomben gehen bald hoch, John«, rief Jack.

Er rappelte sich wieder auf die Knie hoch.

»Siehst du ihn?«, rief Clark, der immer noch auf dem Weg zu Jack war.

Plötzlich schoss in einem Container eine Gestalt hoch, gab einen Schuss auf Clark ab und ging wieder in Deckung.

»Verdammte Scheiße«, murmelte Jack und

begann, nach Art eines Seiltänzers mit ausgestreckten Armen zu rennen. Als er am sechsten Container ankam, zog sich Purnoma Salim so schnell den Rand des achten hoch, dass er beinahe abgestürzt wäre. Er kam jedoch wieder auf die Beine und wandte sich Clark zu, der gerade auf einen anderen Container überwechselte. Purnoma hob seine Pistole. In vollem Lauf und den linken Arm immer noch weit ausgestreckt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, riss Jack seine eigene Waffe herum und begann zu feuern, wobei er sich bemühte, das Ziel voll zu erwischen. Purnoma brach zusammen. Jack hörte zu schießen auf. Zwei Container hinter ihm gab es in diesem Moment einen lauten Knall. Der ganze Containerstapel erzitterte. ***Bumm.***

»John, sofort raus hier!«, schrie Jack und lief weiter.

Bumm.

Der Rand bewegte sich unter Jacks Füßen, und er stürzte seitlich in den Container. Noch während er fiel, merkte er, dass er direkt auf die weiße Rundung eines Propantanks zusteuerte. Er drehte den Körper zur Seite und fing die Aufprallwucht mit Arm und Schulter auf, dann rutschte er die Rundung hinunter und steckte kurze Zeit zwischen Tank und Containerwand fest.

Irgendwo im Hafengebiet heulte eine Alarmsirene auf.

»Jack?«, schrie Clark. »Alles okay!«

Er hörte ein Zischen. Wo kam das wohl her? Direkt unten am Tankboden bemerkte er ein hellgelbes Glühen. ***Scheiße.***

»John, los, raus hier!«

Im nächsten Container explodierte eine weitere Rohrbombe.

Jack rollte sich auf den Rücken, setzte sich auf und schwang sich dann wieder auf den Containerrand hinauf. Er schaute sich nach allen Seiten um. Nirgends ein schneller Fluchtweg! Nach allen Seiten ging es 15 m nach unten und die nächste Leiter war mehr als sechs m entfernt. ***Das Ruderhaus.*** Jack eilte den Containerrand entlang und sprang. Er krallte sich am Überhang des Ruderhauses fest, machte einen Klimmzug und zog sich auf das Dach. ***Bumm.***

Jack rollte sich herum und schaute hinunter. Aus der Tiefe des Containers war ein spritzendes Geräusch zu hören. Der Geruch stach ihm in die Nase. Seine Augen begannen zu tränen.

»John!«, rief er, so laut er konnte.

»Ja, hier an Backbord!«

»Riechst du das?«

»Ja. Beweg deinen Arsch.«

Jack stand auf, rannte über das Dach und fand eine Außenleiter, die vom Brückenhaus hinunterführte. Unten erwartete ihn Clark. Jack fragte ihn: »Was zum Teufel ist das?«

»Chlorgas, Jack.«

Vierzig Minuten später erreichten sie nass und erschöpft ihren Wagen und fuhren die Terminal Avenue hinunter. Im Rückspiegel konnten sie von einem Ende des Frachthafens zum anderen Dutzende von roten und blauen Blinklichtern erkennen. Da sie wussten, dass ihre Anwesenheit mehr Probleme schaffen als lösen würde, waren sie die Wartungsleiter auf der Wasserseite des Schiffes hinuntergeklettert und zum Ufer geschwommen, waren allerdings erst ein paar Hundert Meter vom Schiff entfernt an Land gegangen. Dann hatten sie möglichst unauffällig die Hafenanlagen durchquert, wobei sie die Feuerwehrautos und Polizeiwagen weiträumig umgingen, bis sie wieder das Außengelände des Tanklagers erreicht hatten.

Jetzt bog Clark auf die Interstate 664 ein und fuhr Richtung Nordwesten nach Newport News hinein, wo sie ein rund um die Uhr geöffnetes Schnellrestaurant fanden. Von dort aus rief Jack den Campus an. Es meldete sich Hendley höchstpersönlich. »Diese Scheiße in Newport

News ... Wart ihr das?«

»Kommt es schon in den Nachrichten?«

»Auf allen Kanälen. Was ist passiert?«

Jack lieferte ihm eine Kurzfassung der Ereignisse und fragte dann: »Wie schlimm ist es?«

»Es könnte schlimmer sein. Bisher wurden nur etwa dreißig Hafenangestellte ins Krankenhaus gebracht. Keine Toten. Was waren das eigentlich für Tanks?«

»Etwa fünfzig Propangastanks. Sie konnten insgesamt nur ein halbes Dutzend Rohrbomben zünden. Sie hatten wahrscheinlich noch viel mehr in ihren Rucksäcken.«

»Sind beide tot?«

»Ja.«

»Ihr müsst sofort zum Flughafen aufbrechen. Wir haben für euch beide den Drei-Uhr-dreißig-Flug nach Washington gebucht.«

»Warum so eilig? Was ist los?«

»Es gibt Neuigkeiten von Chavez und Caruso. Sie haben Hadi, und er singt wie eine Nachtigall.«

Mendley und Granger erwarteten sie in einem Suburban, als sie auf dem Dulles-Flughafen in Washington eintrafen. »Wohin geht es?«, fragte Clark.

»Zur Andrews-Luftwaffenbasis. Von dort geht es mit einer Gulfstream weiter«, erwiderte Granger. »Wir haben eure Ausrüstung und Kleidung zum Wechseln bereits an Bord gebracht. Aber eins nach dem anderen: das Schiff, die ***Losan.*** Du hattest recht, Jack. Die Salims hatten zwei Dutzend Rohrbomben dabei. Im Ladungsverzeichnis waren sechsundvierzig Propantanks aufgeführt, alle angeblich leer und defekt. Sie kamen aus dem Senegal und sollten zum Hersteller, Tarquay Industries, nach Smithfield gebracht werden.«

»Aber leer waren sie bestimmt nicht, das wissen wir jetzt«, sagte Clark.

»Richtig. Genau werden sie das erst in ein paar Tagen sagen können, aber die Leute vom US-Gefahrgutschutz schätzen, dass in jedem Tank mehrere Hundert Liter Ammoniak oder Natriumhypochlorit waren.«

»Bleichmittel«, sagte Jack.

»Ja, sieht so aus. Ganz gewöhnliches Bleichmittel. Wenn man das jedoch zusammenmixt, bekommt man … Chlorgas. Grob gerechnet haben wir es hier mit wenigstens fünfunddreißig Tonnen Chlorgasvorläufern zu tun.

Offensichtlich haben sich nur ein paar hundert Liter dann tatsächlich vermischt. Sie konnten den chemischen Prozess ziemlich schnell stoppen.«

»Heilige Scheiße!«, rief Jack. »Fünfunddreißig Tonnen! Welchen Schaden hätte das angerichtet?«

Granger formulierte die Antwort bedächtig. »Das hängt vom Wind, der Feuchtigkeit und der Temperatur ab, aber es hätte tatsächlich Tausende von Toten geben können. Noch sehr viel mehr Leute hätten Haut- und Schleimhautverbrennungen erlitten, Lungenödeme bekommen oder wären erblindet. Chlorgas ist sehr giftig.«

Jetzt war Hendley wieder an der Reihe. »Nächster Punkt. Chavez und Caruso haben Hadi geschnappt.«

»Und die anderen seiner Gruppe?«, fragte Clark.

»Sie sind alle in der Rocinha getötet worden. Das könnte ein Grund gewesen sein, warum Hadi mit dem Auspacken gar nicht mehr aufhören wollte, als er einmal angefangen hatte.«

»Ist er noch in unserem Gewahrsam?«

»Nein, Chavez und Caruso haben ihn zusammengeschnürt wie einen Weihnachtstruthahn und ihn dann mit einer kleinen Begleitbotschaft vor einem Polizeirevier abgeladen. Er wird jetzt den Rest seines Lebens in einem komfortablen brasilianischen Gefängnis verbringen.«

»Unsere Vermutungen über Hadi waren zum großen Teil zutreffend. Er war lange Zeit ein URC-Kurier und wurde erst im letzten Moment zur Paulinia-Operation hinzugezogen. Auf seiner Reise

von Europa über Chicago nach Brasilien legte er dann in Las Vegas einen Zwischenstopp ein, um einen alten Freund zu besuchen …«

Hendleys Gesichtsausdruck beantwortete Jacks und Clarks nächste Frage, bevor sie sie überhaupt stellen konnten. »Sie verscheißern uns doch nicht, oder?«

»Nein. Der Emir kam vor etwa einem Monat mit einer Dassault Falcon aus Schweden herüber. Seitdem lebt er in einem Außenbezirk von Las Vegas.«

»Und Hadi wusste, wo er …«

»Ja.«

»Er hat eine große Sache am Laufen«, sagte Jack. »Der kam doch aus einem ganz bestimmten Grund hierher. Der Anschlag auf die Raffinerie, die ***Losan …*** Ding hat recht. Die Kacke beginnt zu dampfen.«

»Genau«, stimmte Granger zu. »Deshalb werden Sie sich ihn jetzt schnappen. Chavez und Caruso sind bereits unterwegs. Ihr Flugzeug wird etwa eine Stunde nach Ihnen dort landen.«

»Also wir nehmen ihn gefangen und legen ihn dann beim FBI vor die Tür?«, fragte Clark.

»Nicht sofort. Erst wenn wir ihn gründlich ausgequetscht haben.«

»Das könnte eine ganze Zeit dauern.«

»Wir werden sehen.«

Hendley sagte das mit einem Lächeln, das Jack nur als ziemlich maliziös beschreiben konnte.

Auf der Andrews-Basis wartete die startbereite **Gulfs**tream mit **geöffneter** Tür **und herausgefahrener** Treppe auf sie. Jack und Clark holten ihre Ausrüstung aus dem Kofferraum des Suburban, schüttelten Hendley und Granger die Hand und bestiegen das Flugzeug. Der Kopilot begrüßte sie an der Tür. »Setzen Sie sich, wohin Sie wollen. Platz gibt's ja genug.« Er zog die Treppe hoch und schloss die Tür. **»In** fünf Minuten rollen wir zur Startbahn, in zehn sind wir in der Luft. Da drüben ist der Kühlschrank und die Minibar. Bedienen Sie sich.«

Jack und Clark gingen durch die Kabine nach hinten. In der letzten Reihe saß ein bekanntes Gesicht: Dr. Rieh Pasternak.

»Gerry hat mir nur Bruchstücke berichtet«, sagte Pasternak. »Bitte nennen Sie mir einen gottverdammten Grund, weshalb ich mitten in der Nacht über das halbe Land fliegen soll.«

Clark lächelte. »Die Zukunft ist stets ungewiss, Doc, aber ich glaube, dass die Sache Ihre Zeit wert ist.«

Da Nevada drei Zeitzonen westlich von

Washington lag und der Flug vier Stunden und 20 Minuten dauerte, landeten sie nach Ortszeit nur eine Stunde und 20 Minuten nach dem Start auf dem Flugplatz von Las Vegas Nord. Das war ein Phänomen, das Jack natürlich durchaus geläufig war. Trotzdem konnte es einem Kopfschmerzen bereiten, wenn man zu lange über die surreale Relativität von Zeit und Raum nachdachte.

Zwischen einzelnen kurzen Schläfchen waren er und Clark noch einmal die Losan-Operation durchgegangen, hatten über Baseball diskutiert und sich ab und zu am Kühlschrank und der Minibar bedient. Pasternak saß dagegen ganz ruhig auf seinem Sitz, döste zwar gelegentlich ein, schaute aber meistens vor sich hin ins Leere. Dem Doktor musste eine Menge durch den Kopf gehen, wusste Jack. Der Mann hatte an jenem Septembermorgen seinen Bruder verloren. Acht Jahre später flog er jetzt quer übers Land, um womöglich die Person zu treffen, die jene grauenvollen Anschläge geplant hatte. Allerdings war »treffen« wohl kaum das richtige Wort. Die Überraschungen, die Pasternak für den Emir bereithielt, hätte Jack keinem Menschen gewünscht. Oder zumindest fast keinem.

Das Flugzeug kam zum Stehen, und die Triebwerke wurden heruntergefahren. Jack, Clark und Pasternak packten ihre Habseligkeiten und gingen

Richtung Ausgang. Der Kopilot kam aus dem Cockpit, öffnete die Tür und fuhr die Flugzeugtreppe aus. »Doktor, möchten Sie, dass wir Ihre Ausrüstung irgendwohin bringen lassen?«

»Nein, nein, wir warten darauf und kümmern uns selbst darum.«

Auf dem Vorfeld fragte Clark Pasternak: »Welche Ausrüstung denn?«

»Meine Arbeitsgeräte, Mr. Clark. OP-Ausrüstung.«

Pasternak sagte das ohne den leisesten Anflug eines Lächelns.

Ein Shuttle-Bus setzte sie vor den Mietwagenagenturen ab. Zehn Minuten später fuhren sie in einem Ford-Minivan auf dem Rancho Drive in Richtung Süden. Sie bogen auf den Kurzzeitparkplatz des McCarran-Flughafens ein. Jack wählte Dominics Mobilnummer. Dieser antwortete bereits nach dem zweiten Klingelton. Jack sagte: »Seid ihr schon gelandet?«

»Vor fünf Minuten. Wo seid ihr?«

»Wir holen euch im Ankunftsbereich ab.«

Chavez und Dominic warfen ihre Taschen in den Kofferraum und stiegen ein. Jeder begrüßte jeden. **Chavez** sagte: »John, ich hätte nie gedacht, dich am Steuer eines Hausfrauenautos zu sehen.«

»Klugscheißer.«

Clark fuhr los und steuerte in Richtung Schnellstraße.

Bereits nach einer Viertelstunde erreichten sie das neue Wohnviertel für Leute mit gehobenen Ansprüchen, in dem ihre Zielperson lebte. Chavez leitete Clark zu dem gesuchten Haus. Sie rollten langsam daran vorbei, ohne anzuhalten, bogen dann um die Ecke und fuhren zurück zum Eingang der Wohnanlage. Dort schalteten sie den Van in Parkposition und machten die Scheinwerfer aus.

»Wir haben noch zwei Stunden, bis die Sonne aufgeht, und wir wissen wenig über das Innere des Hauses, stimmt's, Ding?«

»Hadi hat die Garage, die Küche und das Wohnzimmer gesehen. Das war alles.«

»Alarmanlage?«

»An Tastaturen für irgendwelche Nummernschlösser konnte er sich nicht erinnern. Er weiß aber, dass der Emir einen Leibwächter hat, der Tariq heißt. Normal aussehender Bursche, mittlere Größe, braune Haare. Seine Hände sind voller Brandnarben, aber Hadi wusste nicht, woher er die hatte.«

»Also müssen wir mit mindestens zwei Leuten rechnen«, sagte Clark. »Wahrscheinlich hat der

Emir bereits lange nicht mehr an Kampfhandlungen teilgenommen, aber wir sollten diesen Bastard trotzdem nicht unterschätzen. Irgendwelche Fragen?«

Niemand meldete sich.

»Wir werden heimlich, still und leise durch das seitliche Garagentor eindringen und dann zur Küche vorrücken. Zwei Teams. Möchte jemand an deren Aufteilung etwas verändern?«

»Nein«, sagte Chavez lakonisch.

Jack bemerkte, dass Dominic den Kopf ganz leicht sinken ließ und durch das Seitenfenster blickte. Clark schaute ihn an: »Dom?«

»Unsere Zusammenarbeit war okay. Ich habe ein bisschen Mist gebaut, aber wir haben es dann doch wieder auf die Reihe gekriegt, stimmt's?«

Ding nickte. »Klar zum Gefecht.«

»Okay«, sagte Clark. »Also zwei Teams. Im Haus dann die übliche Säuberungsprozedur. Wir wollen möglichst alle lebend, aber unsere Hauptzielperson ist der Emir. Am besten wäre es, wenn wir keinen einzigen Schuss abgeben müssten. In einem Wohnviertel wie diesem haben wir nach einer kleinen Ballerei innerhalb von fünf Minuten die Polizei am Hals. Doc, Sie bleiben bitte hier und halten die Stellung. Wir rufen Sie an, wenn wir fertig sind. Wenn es Platz in der Garage gibt, können Sie

direkt dort hineinfahren. Sonst müssen Sie in der Auffahrt parken.«

Sie stellten den Van am Ende des Blocks ab und gingen die restliche Strecke zu Fuß. Der Himmel war klar, ein gleißender Vollmond stand am Himmel. Die Luft war von einer Kälte, wie man sie nur in diesen Wüstennächten findet.

Clark setzte sich an die Spitze. Sie gingen die Zufahrt hinauf und betraten das Anwesen durch das Seitentor. Das Schloss der Seitentür öffnete Clark mit seinem Dietrich in nicht einmal 40 Sekunden. Sie schlichen in die Garage. Dominic, der die Nachhut übernommen hatte, machte ganz leise die Tür wieder zu. Die Garage war leer. Sie warteten eine volle Minute, horchten auf irgendwelche Geräusche und gewöhnten ihre Augen an das Dämmerlicht.

Clark prüfte, ob die Küchentür verschlossen war. Er drehte sich zu den anderen um und nickte. Sie zogen ihre Waffen. Clark fasste an den Türknopf, drehte ihn, machte eine kleine Pause, lauschte und öffnete dann die Tür. Zwanzig Sekunden lang verharrte er auf der Türschwelle, untersuchte den Türpfosten und wartete auf das bezeichnende Piepen einer Alarmanlage. Das *ganze* Haus blieb jedoch ruhig. Rechts von ihnen lagen die Küche und

die Frühstücksecke, linker Hand führte ein Rundbogen ins Wohnzimmer.

Schließlich ging Clark durch die Eingangstür und trat beiseite, damit ihm Jack, Dominic und Chavez folgen konnten. Clark gab ihnen mit einem Nicken das Zeichen, mit der Durchsuchung des Hauses zu beginnen. Auf der anderen Seite der Küche gab es einen offenen Durchgang, durch den man in einen längeren Flur gelangte. Clark schaute vorsichtig um die Ecke. Drei Meter links von ihm tauchte plötzlich der Kopf von Ding auf, der offensichtlich einen anderen Durchgang gefunden hatte. Rechts von Clark führte der Gang weiter ins Haus hinein. Er sah drei Türen, eine links, eine rechts und eine am Ende. Clark gab Ding und Dominic das Zeichen, den linken Raum zu überprüfen, während er und Jack sich zur rechten Tür schlichen. Beide Teams gingen zur selben Zeit hinein und kamen bereits zehn Sekunden später wieder heraus. Beides waren Gästeschlafzimmer, und beide waren leer.

Alle vier stellten sich nun vor der Tür am Ende des Ganges auf. Clark ordnete in Zeichensprache an: ***Zwei sichern nach links, zwei nach rechts.*** Alle nickten. Clark versuchte vorsichtig den Türknopf herumzudrehen und hob den Daumen. Mit einem Schlag drangen sie mit den Pistolen im Anschlag in das Zimmer ein. Clark machte mit der

Faust das ***Halt, keine Bewegung-Zeichen*** und deutete dann auf das Bett, unter dessen Decke eindeutig ein Mensch lag. Dann deutete er auf Chavez und den Schrank. Ding überprüfte ihn und schüttelte den Kopf.

Sie schlichen ganz langsam zum Bett hinüber. Jack und Dominic stellten sich an dessen Fußende und Ding an dessen Kopfende auf. Während die drei ihre Pistole auf die Gestalt unter der Decke richteten, knipste Clark seine LED-Stiftleuchte an und zog dann dem Schläfer mit einem Ruck die Decke weg. »Scheiße«, sagte er.

Kersen Kaseke verließ das Haus um 4.00 Uhr morgens, fuhr zwei Querstraßen weiter zu einer 24-Stunden-Tankstelle und holte sich einen großen Becher Kaffee. Ob Kaffee ***haräm*** — für Muslime verboten — war, hatte er noch nicht herausgefunden; vorläufig gönnte er sich dieses Vergnügen. Es war sowieso sein einziges: Er rauchte nicht, trank nicht und ließ seine Augen niemals zu lange auf den halb entblößten Frauen dieses Landes ruhen.

Nach seinem kargen Frühstück fuhr er weiter zur Open Heart Congregational Church. Die Straßen der Stadt, ohnehin nur selten wirklich belebt, waren um

diese Zeit besonders still. Seit gestern Nachmittag regnete es in Strömen, und die einzigen, die unterwegs waren, hatten keine Wahl: Arbeiter auf dem Weg zur Frühschicht, Lieferanten, Polizisten … Streifenwagen sah er allerdings keinen, was er für ein Zeichen von Allahs Gunst hielt.

Er fuhr einmal um die Kirche herum und parkte dann einige Blocks weiter nördlich vor einem Videoladen, nahm den Rucksack über eine Schulter und stieg aus. Aus alter Gewohnheit ging er nicht direkt zur Kirche zurück, sondern machte einen Umweg. Als er sich sicher war, dass ihm niemand folgte, lief Kaseke über den Rasen vor der Kirche bis zu der Hecke neben der Eingangstreppe und kniete sich hin.

Er holte die erste Mine aus dem Rucksack. Offiziell hieß das Modell M18A1 und war allgemein als »Claymore« bekannt. Es handelte sich um eine Antipersonenmine zur Anlage von Sperrfeldern. Sie hatte die Form eines konvexen Rechtecks und ein unkompliziertes Innenleben: Über einer Schicht C4-Plastiksprengstoff waren 700 stählerne Kugellagerkugeln mit einem Durchmesser von 3 mm in einer Harzschicht eingebettet. Wenn der C4-Sprengstoff detonierte, flogen die 700 Kugeln wie eine Schrotgarbe mit 1200 Metern pro Sekunde nach außen. Kaseke hatte am Abend zuvor das

Gehäuse der Claymore-Mine abgenommen und sorgfältig 200 Gramm Rattengift-Pellets über die Kugellagerkugeln gestreut, wie er es gelernt und geübt hatte. Das Gift Difethialon war ein Gerinnungshemmer, der mit etwas Glück verhindern würde, dass sich selbst kleinste Wunden schlossen. Diese verbesserten Minen hatten seine palästinensischen Brüder mit großem Erfolg im Gazastreifen und im Westjordanland angewandt. Die israelischen Ärzte hatten zwar nicht lange gebraucht, um das Gift zu analysieren, aber in dieser kurzen Zeit waren Dutzende von Menschen durch ansonsten harmlose Hautwunden verblutet. Die Sanitäter hier, die solche Minen nicht kannten, würden entsetzt und ratlos sein.

Als Kaseke sich sicher war, dass die Pellets gleichmäßig verteilt waren, hatte er sie mit einer dünnen Schicht Kerzenwachs fixiert, das er aushärten ließ, bevor er das Gehäuse der Claymore-Mine wieder verschloss. Das Handbuch hatte zwar Küchenpapier mit einer dicken Schicht Textilkleber zum Aufsprühen empfohlen, aber das Wachs würde denselben Zweck erfüllen. Dann überprüfte er nacheinander jede einzelne Schraube und schließlich die Gehäusefuge, um sicherzugehen, dass beide Teile korrekt aufeinandersaßen.

Das Handbuch hatte eindringlich darauf

hingewiesen, dass die Schrotgarbe abgelenkt werden konnte, wenn das Gehäuse nicht richtig montiert war. Diesen Hinweis beachtete er gewissenhaft.

Kaseke klappte die Scherenbeine der Mine aus. Dann richtete er die Beschriftung ***Diese Seite zum Feind*** auf den Eingang der Kirche, der in einigen Stunden voller Menschen sein würde, und drückte die Beine in den weichen Erdboden unter der Hecke. Er legte sich auf den Bauch, robbte unter der Hecke hindurch und richtete die Mine mit dem einfachen Visier auf der Oberseite.

Gut. Er hatte die ideale Schussposition ausgesucht. Die Explosion würde nicht nur den Eingang und die Treppe, sondern auch den Bürgersteig treffen.

Er aktivierte die Funkfernzündung der Mine. Dann stand er auf und ging davon.

Wie es seine Gewohnheit am Wochenende war, stand Hank Alvey am Sonntag früh auf und holte leise die drei Kinder aus den Betten, machte ihnen Haferflocken und Blaubeerwaffeln zum Frühstück und setzte sie vor den leise gestellten Fernseher, damit sie sich Comics anschauen konnten. Die Regenwolken der letzten Nacht waren weitergezogen, der Himmel war jetzt strahlend blau. Sonnenlicht strömte durch die Wohnzimmerfenster

und über den Parkettboden, auf dem die Kinder saßen und entrückt auf den Fernseher starrten.

Kurz vor 7.00 Uhr machte er Sauerteigtoast und Kaffee für Katie und weckte sie mit dem Frühstück am Bett. Der Reifenservice, den er leitete, hatte sonntags geschlossen, also war das der einzige Tag, an dem er seine Frau bei dem ablösen konnte, was ansonsten ein Sieben-Tage-pro-Woche-Job gewesen wäre. Es war, wie sie ihm oft versicherte, so romantisch und so sexy von ihm, ihr die Kinder abzunehmen, damit sie länger schlafen konnte — und sonntagabends, wenn die Kinder im Bett waren, demonstrierte sie ihm meistens, wie sehr sie diese kleine Geste schätzte.

Aber das kam später, ermahnte Hank sich, als er den Kaffee eingoss und neben den frisch gebutterten Toastscheiben auf das Tablett stellte. Meistens schaffte er es nicht ganz, das Bett zu erreichen, bevor Katie sich zu ihm umdrehte und ihm ein verschlafenes Lächeln schenkte. So auch heute.

»Was gibt's zum Frühstück?«, fragte sie lächelnd.

»Rate mal.«

»Oh, köstlich.« Sie setzte sich auf und schob die Kissen hinter ihren Rücken. »Was hast du mit den Kindern angestellt — sie in den Schrank gesperrt?«

»Sie sehen sich ***Yo Gabba Gabbai*** an. Ich glaube, Jeremy ist in Foofa verknallt.«

Katie biss in den Toast. »Wer ist das?«

»Dieses rosa Blumen-Blasen-Dings.«

»Ach so. Gehen wir in die Kirche?«

»Sollten wir. Wir haben die letzten beiden Sonntage geschwänzt. Wir könnten in den Neun-Uhr-Gottesdienst gehen und nachher mit den Kindern in den Park.«

»Okay, ich mach mich hübsch.«

»Abgemacht«, sagte Hank und ging zur Tür. »Ich lasse sie dann wieder aus dem Schrank raus.«

Katie war schon unten, komplett mit Frisur und Makeup, bevor Hank den Kindern die Schuhe angezogen hatte. Josh, der älteste, konnte sie schon selbst binden, aber Amanda und Jeremy noch nicht, also übernahmen Hank und Katie das. Dann brachen sie auf, suchten Jacken und Autoschlüssel, sahen noch mal nach, dass die Hintertür abgeschlossen war. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne brannte bereits heiß vom Himmel.

»Wir kommen zu spät«, rief Katie.

Hank sah auf die Uhr. »Es ist noch nicht mal Viertel vor. Wir sind ja in fünf Minuten da. Okay, Kinder, auf geht's ...«

Dann fiel die Tür hinter ihnen zu.

Kaseke saß einen halben Häuserblock

nordwestlich der Kirche an einer Bushaltestelle auf einer Bank und trank den dritten Becher Kaffee an diesem Morgen. Von hier aus hatte er den perfekten Blick auf die Eingangstreppe. ***Da.*** Die Türen öffneten sich, und die Menschen begannen herauszuströmen. Kaseke sah auf die Uhr: 8.48 Uhr. Und schon kam auf dem Weg vom Parkplatz hinter der Kirche eine Reihe von Besuchern des Neun-Uhr-Gottesdienstes. Vorneweg ging ein junges Paar mit drei Kindern, zwei Jungen und einem Mädchen. Die drei hielten einander an den Händen und hüpften vor ihren Eltern her. Kaseke presste die Augenlider zusammen und betete zu Allah um Kraft. Es war notwendig. Und die Kinder waren ja so klein, dass sie sofort sterben würden, so schnell, dass sie keine Zeit haben würden, Schmerz zu empfinden.

Die Gruppe der Ankommenden erreichte das Ende des Fußwegs und den Vorplatz um die Eingangstreppe. Kaseke sah auf die Uhr. Keine Minute mehr.

Einhundert Meter von der Mine entfernt, konnte er nicht sehen, dass sie sich gerade bewegt hatte. Erst später, nach seiner Festnahme, würde die Polizei ihm erklären, was schiefgegangen war.

Die Claymore-Mine hatte erst im Regen und dann in der Morgensonne gestanden. Das Kerzenwachs,

mit dem Kaseke die Rattengift-Pellets fixiert hatte, hatte durch die Temperaturunterschiede Risse bekommen. Das alleine hätte die Funktion der Mine noch nicht beeinträchtigt, aber Kaseke wusste nicht, dass diese Claymore und acht weitere über zwanzig Jahre alt waren und die letzten acht davon unsachgemäß in einer Holzkiste in einer feuchten Höhle oder im sonnendurchglühten Boden der afghanischen Provinz Nagarhar gelagert worden waren.

Mit dem Kerzenwachs bekam auch die Harzschicht darunter, die längst spröde wie ein Glückskeks war, Risse, auch wenn sie nur wenige Millimeter tief waren. Das reichte allerdings aus, um einen Teil der Kugellagerkugeln aus dem Harz zu lösen. Mit kleinen tinkelnden Geräuschen, die im Stimmengewirr auf der Kirchentreppe natürlich niemand hörte, fielen 14 Kugeln heraus und in die untere Gehäusehälfte der Mine. Wenn es nicht seit dem letzten Nachmittag fast ununterbrochen geregnet hätte, dann wäre auch dadurch die Mine nicht beeinträchtigt worden, aber die Standbeine, die sie im jetzt regendurchweichten Boden aufrecht gehalten hatten, sanken nun unter dem geringen Gewicht der fallenden Kugeln ein. Um 8.49 Uhr neigte sich Kasekes sorgfältig ausgerichtete Claymore-Mine in einem Winkel von 45 Grad nach

vorn. Die Hälfte der Vorderseite zeigte zum Erdboden, die andere Hälfte auf den Beton. Sekunden später drückte Kaseke auf den Funkauslöser.

Als sie später im Krankenhaus aufwachte, waren Katie Alveys erste Gedanken: ***Mein Mann ist tot*** und ***Ich glaube, meine Kinder leben,*** gefolgt von der Erkenntnis, dass der blinde Zufall bei beidem eine große Rolle gespielt hatte.

Als Kasekes Mine nach vorn kippte, stieg die Familie Alvey zusammen mit Dutzenden anderer Nachzügler gerade die Eingangstreppe hinauf. Hank ging neben der Hecke an der Seite der Treppe, Josh und Amanda links von ihm, dann kam Katie mit Jeremy an der Hand.

Zeugen beschrieben die Explosion später als eine Art Brausen, dem ein Hagel aus der Hölle folgte. Katie sah und hörte nichts davon, blickte aber gerade zufällig in Hanks Richtung, als die Claymore-Mine explodierte. Von den 700 Kugeln der Mine drangen etwa 400 in die Erde, rissen einen Krater hinein und schlugen ein meterbreites Stück aus dem Beton. Der Rest der Kugeln schlitterte entweder auf dem Beton entlang, durchschlug dabei Füße und Waden, zerschmetterte Knochen und riss Fleischfetzen heraus, oder prallte vom Beton ab und prasselte in unterschiedlichen Winkeln und Bahnen

quer über die Treppe. Wer das Pech hatte, von diesen Kugeln getroffen zu werden, starb entweder sofort oder wurde schrecklich verstümmelt. Hank Alvey, dessen Körper seinen älteren Sohn und die Tochter abschirmte, wurde von mehreren Kugeln am linken Unterkiefer getroffen, sein Kopf wurde in drei Teile zerrissen. Katie sah das mit an, hatte aber keine Zeit zu reagieren, eines der Kinder an sich zu ziehen oder Jeremy mit ihrem Körper zu schützen. Wie sich später herausstellte, war das auch nicht nötig.

Katie stand blinzelnd da. Ihre Ohren waren von der Explosion betäubt, ihr Gehirn konnte das Blutbad um sie herum noch nicht erfassen. Josh, Jeremy und Amanda waren genauso betäubt, aber das ging schnell vorbei, und dann flossen die Tränen. Die Stufen waren voller Blut, abgerissener Arme und Beine und unidentifizierbarer Fetzen von ... wem? Sie erkannte niemanden. Unzählige Menschen lagen kreuz und quer auf dem Beton. Manche regten sich nicht mehr, andere wanden sich vor Schmerzen, versuchten davonzukriechen oder ihre Angehörigen zu erreichen; die Münder bewegten sich, ohne dass ein Laut herausdrang.

Dann setzte Katies Gehör wieder ein, und sie hörte die Schreie. Und die Sirenen.

Nachdem sie **sich** vergewissert hatten, dass alle Vorhänge zugezogen waren, machten sie im ganzen Haus das Licht an. Danach rief Jack Pasternak an und teilte ihm mit, dass er den Van in die Garage stellen konnte. Ein paar Minuten später kam der Doktor in die Küche und blieb wie angewurzelt stehen. »Ist er das?«

»Nein, das ist Tariq, der Leibwächter des Emirs«, antwortete Jack.

Es hatte zehn Minuten gedauert, nur seinen Namen aus ihm herauszubringen. Ansonsten schwieg er tapfer. Chavez und Domingo durchsuchten gerade den Rest des Hauses, hatten aber bisher nichts Interessantes gefunden. Es hätte auch das Vorführhaus einer Baufirma sein können.

»Anscheinend haben wir den Boss selbst nur knapp verpasst«, sagte Jack.

»Sie setzen sich am besten ins Wohnzimmer, Doc. Wir rufen Sie dann.« Er nahm neben Clark am Tisch Platz. Tariq saß ihnen genau gegenüber. Sie hatten seine Hände an den Gelenken mit Klebeband zusammengebunden und dann seine Füße mit Isolierband an ein Tischbein gefesselt.

»Was ist mit Ihren Händen passiert?«, fragte Clark. Tariq nahm sie vom Tisch und legte sie in den Schoß. »Ein Feuer.«

»Das hatte ich schon vermutet. Beschreiben Sie, wie Sie sich diese Brandverletzungen zugezogen haben?«

»Hören Sie, Sie dringen in mein Haus ein und zerren mich aus dem Bett. Sie sind nicht die Polizei. Wer sind Sie, und was wollen Sie?«

»Sie wissen, warum wir hier sind«, sagte Jack. »Wann ist er gegangen?«

»Wer? Ich lebe allein.«

»Shasif Hadi hat uns etwas ganz anderes erzählt«, sagte Clark.

Als er Hadis Namen hörte, zog Tariq kaum merklich die Augenbrauen hoch. Danach gab er sich wieder völlig unbeteiligt.

»Interessiert es Sie nicht, wie wir Hadi gefunden haben?«, fragte Jack. »Wir haben ihn in Rio de Janeiro aufgegriffen. Nach dem Attentat auf die Paulinia-Raffinerie befahl ihm der Emir, den Kontakt zu Ibrahim, Fa'ad und Ahmed abzubrechen. Der Emir hatte ihm erzählt, dass die anderen ihn verraten hätten.«

»Das ist nicht …« Tariq stoppte mitten im Satz.

Clark ergänzte: »Nicht wahr? Stimmt genau. Wir haben eure Verschlüsselung geknackt. Alle diese One-Time-Pads, die ihr in eure Website-Banner eingebettet habt … Wir haben sie geknackt und dann eine Nachricht auf Hadis Online-Speicher für diesen

Tag hochgeladen, die ihn zur Flucht veranlasste - und zwar direkt in unsere Arme.« Clark schaute Jack an. »Wie lange hat es gedauert, bis er ausgepackt hat, zehn Minuten?«

»Nicht einmal. Und jetzt erfahren Sie noch eine Neuigkeit, Tariq: Das mit dem Containerfrachter ***Losan,*** das haben wir auch verhindert. Die Salim-Geschwister sind tot, und die Feuerwehr von Newport News ist gerade dabei, die Propantanks leer zu pumpen.«

Dieses Mal konnte Tariq nicht mehr an sich halten: »Sie lügen!«

»Ich lüge?«, fragte Clark. »Zu Hadi oder zur ***Losan?«***

»Alles ist gelogen.«

»Sie bestätigen also, dass Sie der sind, der Sie sind, und dass Sie den Emir kennen.«

Tariq legte die Hände wieder auf den Tisch und schaute starr geradeaus.

Aus dem Gang rief Ding herüber: »John, das willst du bestimmt sehen!«

Clark und Jack fanden Ding und Dominic im Schlafzimmer des Hausherrn. Dort stand auf einer Kommode ein Laptop. »Wir haben ihn im Nachttisch gefunden«, sagte Ding. Er drückte auf die Eingabetaste.

Nach einigen Sekunden erschien vor dem Hinter-

grund des Sofas und der Wohnzimmerwand das Gesicht des Emirs auf dem Bildschirm. »Mein Name ist Saif Rahman Yasin. Man kennt mich auch als Emir. Ich bin der Anführer des Umayyad Revolutionary Council. Ich spreche heute zu euch als frommer Muslim und als Allahs demütiger Diener und Soldat. Inzwischen ist die Welt bereits Zeuge des Strafgerichts geworden, das Allah über die ungläubige amerikanische Nation verhängt hat …«

Clark stoppte das Video. »Das ist das Testament dieses Hurensohns.«

»Welches Datum?«, fragte Jack. »Gestern«, antwortete Dominic. »Mein Gott.«

Sie folgten Clark zurück in die Essnische. Er setzte sich wieder genau gegenüber dem Leibwächter an den Tisch.

»Tariq, ich möchte, dass Sie mir jetzt sagen, wo sich Saif aufhält und **was** er gerade macht. Bevor Sie antworten, sollten Sie unsere Grundregel verstehen: Sie bekommen nur eine einzige Chance, um zu antworten, und dann …«

Tariq starrte immer noch eisern geradeaus. »Dann töten Sie mich? Tun Sie das nur. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Ich werde im Paradies als Märtyrer …«

»Wir werden Sie nicht töten, Tariq, aber in einer

halben Stunde werden Sie sich wünschen, Sie wären tot.«

Jetzt schaute Tariq Clark zum ersten Mal direkt in die Augen. »Ich habe keine Angst.«

Clark betrachtete ihn einige Sekunden mit ernstem Gesichtsausdruck und sagte dann, ohne Tariq aus den Augen zu lassen, über die Schulter zu Ding: »Geh und lass die Badewanne ein.«

Clark hatte die Debatte nie ganz verstanden, ob Waterboarding nun als Folter zu betrachten war oder nicht. Jeder, der diese Behandlung einmal erduldet oder auch nur beobachtet hatte, wusste: Es war eine Foltermethode. Die Echtheit der unter dieser Folter erpressten Aussagen konnte allerdings nur durch einen besonders geschickten Befrager oder anschließende nachrichtendienstliche Ermittlungen gewährleistet werden. Während Clark für Ersteres durchaus qualifiziert war, fehlten ihm für Letzteres die Ressourcen und die Zeit.

Acht Minuten, ein getränktes Handtuch und genau ein Liter Wasser war alles, was sie bei Tariq benötigten. Clark, der sich bisher über den halb bewusstlosen und schwer nach Luft schnappenden Tariq gebeugt hatte, richtete sich zufrieden wieder auf und wandte sich Ding zu, der mit verschränkten Armen an der Badezimmerwand lehnte.

»Zieh den Stöpsel«, befahl Clark und deutete auf Tariq. »Trockne ihn ab, und verschnür ihn gut.«

»Glaubst du ihm, John?«

»Ja.« Clark schaute auf die Uhr. »Wie auch immer, die Zeit wird knapp.«

Clark kehrte in die Küche zurück. »Jack, schnapp dir das Telefonbuch. Wir brauchen das nächstgelegene Flugfeld. Am besten schaust du unter kommerzielle Hubschraubertouren< nach.«

»Schon dabei.«

»Dom, du fährst. Doktor, macht es Ihnen etwas aus, mit ihm zurückzubleiben?« Ding kam gerade den Gang herunter und zog dabei Tariq hinter sich her. »Wir holen Sie dann später wieder ab.«

»Kein Problem.«

Jack meldete sich: »Paragon Air Helicopter Tours am Highway 215. Das ist nur fünf Kilometer von hier entfernt.«

Kurz darauf verließen sie das Haus, und nach zwei Minuten bogen sie auf die Schnellstraße ein. Clark rief mit seinem Satellitentelefon den Campus an. Am anderen Ende meldete sich Rick Bell. »Könnten Sie sich, Gerry und Sam zu einer Telefonkonferenz zusammenschalten?«

»Bleiben Sie am Apparat!«

Sekunden später meldete sich Hendley bereits. »Was ist los, John?«

»Jack ist auch in der Leitung. Unser Vogel war ausgeflogen. Er hat gestern das Haus verlassen. Wir haben nur noch seinen Leibwächter vorgefunden. Sie haben eine Bombe, Gerry, knapp zehn Kilotonnen. Aber für das, was sie vorhaben, reicht das dicke.«

»Nun mal langsam, sind die Aussagen überhaupt glaubhaft?«

»Davon bin ich überzeugt. Wir müssen auf alle Fälle davon ausgehen, dass sie zutreffend sein könnten.«

»Woher haben sie diese Bombe?«

»Keine Ahnung. Das wusste unser Mann auch nicht.«

»Okay, was gibt es noch?«

»Der Emir will sich etwa hundertsechzig Kilometer nördlich von hier mit sechs anderen Männern treffen. Der Leibwächter kannte zwar die Einzelheiten nicht, aber ihr Ziel ist auf jeden Fall Yucca Mountain.«

»Das Atommülllager!?«

»Genau das.«

»Aber das ist doch noch gar nicht in Betrieb. Dort liegt doch noch gar kein Müll.«

»Aber es gibt dort Grundwasser«, antwortete Jack.

»Ich verstehe nicht.«

»Sie sollten sich das wie einen unterirdischen Atomversuch vorstellen. Wenn Sie eine Atombombe unter einem Felsboden von tausendfünfhundert Metern Dicke zur Explosion bringen, geht die Schockwelle genau nach unten. Die Ingenieure haben dort bereits bis in eine Tiefe von dreihundert Metern Lagerungsstollen gegraben. Der Grundwasserspiegel liegt nur hundertfünfzig Meter tiefer. Das Endlager ist ein geologisches Sieb«, erklärte Jack. »Die gesamte Strahlung des Nuklearsprengkopfs gelangt in diese wasserführenden Schichten und über die in den gesamten Südwesten, vielleicht sogar bis hinüber zur Westküste. Tausende von Quadratkilometern würden für zehntausend Jahre nuklear verseucht werden.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte erst einmal tiefes Schweigen. Dann sagte Granger: »Woher zum Teufel haben sie diese Bombe?«

Diesmal übernahm Clark die Antwort: »Sie ist selbst gemacht und funktioniert wahrscheinlich wie die Hiroshima-Bombe nach dem einfachen Kanonenrohr-Prinzip. Dabei wird ein kleinerer Uranblock durch eine konventionelle Treibladung stark beschleunigt und am Ende eines Rohres auf einen größeren Uranblock geschossen. Dabei

entsteht eine kritische Masse, die eine Kettenreaktion auslöst.«

»Und das spaltbare Material? Woher haben sie das?«

»Da habe ich nur Vermutungen. Der Leibwächter berichtete, dass ein Unterführer des Emirs bis vor ein paar Wochen in Russland war.«

»Sie sind der Mann vor Ort, John«, sagte Hendley. »Wie sollten wir jetzt Ihrer Meinung nach reagieren?«

»Wir haben ein Riesenproblem, Gerry. Jeder, den wir jetzt anrufen, wird nicht einfach die Kavallerie losschicken. Sie werden uns Hunderte von Fragen stellen, bevor sie auch nur das Geringste unternehmen: Wer sind wir, woher haben wir diese Informationen, was sind unsere Beweise ... Sie wissen doch, wie das läuft.«

»Nur zu gut.«

»In zwei Minuten kommen wir zu einem Flugfeld. Wir schauen mal, ob wir uns dort einen Hubschrauber ausleihen können. Je nachdem, was wir dort kriegen, könnten wir in etwa einer halben Stunde in Yucca sein. Wenn wir dort als Erste ankommen, halten wir die Stellung, bis Sie einen bedeutenden Menschen gefunden haben, der Ihnen zuhört.«

»Und wenn diese Leute schon da sind?«

»Daran mag ich gar nicht denken. Ich rufe Sie an, wenn wir in der Luft sind.«

Auf dem Highway 95 im **Death** Valley, 150 Kilometer **nördlich von** Las Vegas, bremste der Emir **und fuhr** über den Mittelstreifen an den anderen Straßenrand. Der **un**befestigte Weg war **durch** ein Kaktusgestrüpp kaum zu **erkennen,** aber er fand **ihn und konnte** bald **deutlichen** Fahrspuren folgen. Durch die Windschutzscheibe sah er etwa 800 Meter **voraus** die Skeleton Hills. Sie erhoben sich aus der öden Landschaft wie ein Gebirge **auf** dem **Mond.**

Der Weg fiel weiter ab, schwenkte dann nach Norden und verlief parallel zu einem flachen Canyon. Etwa 400 Meter entfernt parkte ein Wagen. Im Näherkommen erkannte er einen Subaru. Neben der Fahrertür stand Musa. Der Emir hielt neben ihm, er stieg ein, und sie umarmten einander. »Gut, dich zu sehen, Bruder«, sagte Musa.

»Dich auch, alter Freund. Sind sie da?«

»Ja, ein Stück weiter.«

»Und der Apparat?«

»Schon aufgeladen.«

Der Emir folgte Musas Richtungsangaben weitere 800 Meter den Weg entlang, der sich um den Fuß eines niedrigen Hügels krümmte. Hier parkte Frank Weavers Transporter, mit der Schnauze zur Straße.

Das GA-4-Gehäuse glänzte in der Sonne. An der Fahrertür standen drei Männer.

Der Emir und Musa stiegen aus und gingen zu ihnen. »Mein Team aus Russland«, stellte Musa vor. »Numair, Fawwaz und Idris.«

Der Emir nickte ihnen der Reihe nach zu. »Ihr habt eure Sache gut gemacht. Allah wird euch gewogen sein.« Der Emir sah auf die Uhr. »In einer Viertelstunde fahren wir.«

Es wurde eng, aber sie schafften es, sich alle in die Kabine des Lkw zu quetschen. Fawwaz sah Frank Weaver am ähnlichsten und saß am Steuer. Fünf Minuten später waren sie wieder auf dem Highway und in Richtung Norden unterwegs.

Auf einer Hinweistafel am Straßenrand stand ***HIGHWAY 373 - 6 MEILEN.***

Chavez bog auf den Parkplatz von Paragon Air ein. Durch den Zaun konnten sie auf dem Vorfeld zwei Hubschrauber, beides Eurocopter EC-130, erkennen. Chavez fuhr bis zum Büro vor, und Clark und Jack stiegen aus. »Ding, fahr rüber zum Wartungseingang. Wir lassen dich dort herein.«

Clark und Jack schlenderten betont lässig ins Büro. Eine Frau von Mitte sechzig mit einer roten Bienenkorbfrisur saß hinter dem Schalter. Rechts führte eine Halbglastür in den Wartungsbereich.

»Morgen«, grüßte Clark.

»Ihnen auch einen schönen, guten Morgen. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich hätte gern kurz mit einem Piloten gesprochen.«

»Da kann ich Ihnen vermutlich helfen. Sind Sie an einem kleinen Rundflug interessiert?«

»Eigentlich nicht. Ich habe eine technische Frage zur Rotationsauflagerhalterung der EC-130. Mein Sohn studiert Flugzeugbau und hätte sich einen solchen Hubschrauber gern einmal aus der Nähe angeschaut.«

»Einen Moment bitte, ich schau mal, ob Marty eine Minute Zeit für Sie hat.«

Sie hob den Hörer ab, sprach eine Minute und sagte dann: »Er kommt gleich.«

Clark und Jack gingen zur Halbglastür hinüber. Sie sahen, wie sich ihr von der anderen Seite ein Mann in einem grauen Overall näherte. Clark öffnete die Tür und streckte ihm die Hand entgegen. »He, Marty! Steve Barnes. Das ist mein Sohn Jimmy ...« Während er das sagte, ging er durch die Tür und schob dabei Marty wie unabsichtlich ein Stück nach hinten. »Wir haben eine Frage zum EC-130.«

Im Hangar waren nur noch zwei weitere Männer zu sehen, die aber ganz am Ende der Halle an einer Cessna herumschraubten.

»Kein Problem«, erwiderte Marty. »Aber wir sollten das vielleicht im Büro besprechen …«

Clark hob ein Stück weit sein Hemd und zeigte Marty den Griff seiner Glock.

»Oh, scheiße, he …«

»Keine Panik«, sagte Clark. »Wir möchten uns nur einen Hubschrauber ausborgen.«

»Wie bitte?«

»Und Sie werden ihn fliegen.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein. Entweder Sie helfen uns, oder ich schieße Ihnen eine Kugel ins Bein und nehme Ihnen Ihren Hubschrauber trotzdem weg. Wenn Sie uns jedoch dorthin bringen, wohin wir wollen, sind Sie in einer knappen Stunde wieder hier.

Sagen Sie einfach Ja.«

»Ja.«

»Welcher Vogel ist flugbereit?«

»Nun, eigentlich keiner …«

»Lügen Sie mich nicht an, Marty. Es ist Wochenende, die beste Zeit für solche Hubschraubertouren.«

»Okay. Der da vorn.«

»Sagen Sie der Dame im Büro, dass sie einen kleinen Rundflug machen. Kommen Sie aber nicht auf falsche Gedanken, sonst schieße ich Ihnen eine Kugel in den Hintern.«

Marty steckte den Kopf durch die Tür und tat wie geheißen.

In der Zwischenzeit flüsterte Jack Clark zu: »Was ist eigentlich eine Rotationsauflagerhalterung?«

»Keine Ahnung, nie gehört.«

Als Marty zurückkehrte, fragte ihn Jack: »Wo sind die Schalter für das Seitentor?«

»An der Außenwand am gegenüberliegenden Ende des Hangars.«

Jack machte sich auf den Weg zu den Schaltern. Clark lächelte Marty an: »Auf geht's.«

»Was haben Sie vor?«, fragte Marty auf dem Weg zur EC-130. »Was soll das Ganze?«

»Sie retten gerade Ihr Land, Marty.«

Als sie sich dem Hubschrauber näherten, bogen Chavez und Dominic um die Ecke des Hangars und folgten ihnen. Clark setzte sich nach vorn neben den Piloten, alle anderen stiegen hinten ein. Marty schnallte sich an und bereitete den Start vor.

»Wohin soll's denn gehen?«, fragte er.

Jack antwortete: »Nach Nordwesten. Wenn Sie die Kreuzung von US 95 und US 373 erreichen, biegen Sie nach Nordosten ab.« Er gab Marty die Koordinaten ihres Zielpunkts.

»Aber das ist gesperrter Luftraum, Mann«, protestierte Marty. »Dort liegen die Nellis Range und das Nevada-Testgelände. Dort können wir nicht

...«

»Und ob wir können.«

Acht Minuten später waren sie in der Luft. Clark rief Hendley an und sagte: »Wir sind gestartet.«

»Rick Bell ist auch in der Leitung. Es kommen immer mehr Nachrichten über Anschläge rein. CNN, MSNBC und FOX berichten rund um die Uhr darüber. Vor einer Kirche in Waterloo, Iowa, gab es eine Riesenexplosion. Sie sprechen von fünfzig bis sechzig Toten und doppelt so vielen Verletzten. In Springfield, Missouri, gab es ebenfalls einen Anschlag. Ein lokaler Fernsehsender berichtete gerade über die Enthüllung irgendeiner Statue, als es passierte. Die Bilder danach wirkten, als wären sie im Zweiten Weltkrieg bei der Invasion am Omaha Beach aufgenommen worden. Dann war da noch eine Stadt in Nebraska ... Brady ... Jemand schmuggelte sich in einen Schwimmwettkampf der örtlichen High School ein und ließ dann Handgranaten unter die Zuschauertribünen rollen. Allmächtiger Gott.«

»Das passt genau in ihr Programm«, sagte Clark. »Sie wollen durch Terror Panik erzeugen. Die ***Losan,*** das Paulinia-Feuer, diese Anschläge. Der URC übermittelt uns eine Botschaft: Niemand ist noch sicher.«

»Nun, nach diesen Ereignissen werden ihnen das

bestimmt viele glauben.«

»Die Auswirkungen sind noch schlimmer«, sagte Bell. »Sie brauchen sich nur an den Wirtschaftseinbruch nach dem 11. September erinnern. Wenn Sie den mit tausend multiplizieren, bekommen sie das, was uns jetzt wohl erwartet. Der Emir und der URC wollen unsere Wirtschaft so sehr schädigen, dass dies unser Land von innen heraus auffrisst. Sie zerstören unsere neue Ölimportquelle in Brasilien, sie versuchen, einen größeren Handelshafen zu zerstören, sie töten Gott weiß wie viele Menschen im Herzen Amerikas, und jetzt wollen sie auch noch eine Atombombe zünden. Die ***Menschen*** sind doch die Wirtschaft. Wenn man das eine lähmt, lähmt man auch das andere. Wenn wir dann noch Kealty hinzurechnen, der schon längst im Begriff ist, unser Land zu ruinieren, dann sitzen wir verdammt tief in der Patsche.«

»Das alles ergibt Sinn«, antwortete Jack. »Nichts, was dieser Kerl macht, ist eindimensional.«

»Wann werden Sie voraussichtlich vor Ort sein?«, wollte Hendley dann wissen.

Clark gab die Frage an Marty weiter: »Wie lange noch?«

»Zweiundzwanzig Minuten.«

Fünfundzwanzig Kilometer vor der Kreuzung mit der US 373 erschien plötzlich die US 95 unter der EC-130 als graue Linie, die schnurgerade durch die braune Wüste führte. »Wie nah sind wir hier am Nellis-Range-Versuchsgelände?«, wollte Clark von Marty wissen.

»Wenn Sie die Hand aus dem Fenster halten, können Sie es fast berühren. Das habe ich Ihnen ja bereits erklärt: Sobald wir nach Nordosten abbiegen, tauchen wir auf ihren Radarschirmen auf. Diese Leute fackeln danach nicht lange.«

»Wir müssen aber unbedingt nach Yucca.«

»Scheiße. Bitte sagen Sie mir, dass Sie keine Terroristen sind.«

»Wir sind die guten Jungs.«

»Und was für eine Art von guten Jungs?«

»Schwer zu erklären. Können Sie uns dorthin bringen, bevor sie uns abfangen und zur Landung zwingen?«

»Welcher Eingang, Nord oder Süd?«

»Süd.«

»Wenn ich volle Pulle fliege, kann ich dreihundert Stundenkilometer aus meinem guten Stück hier herauskitzeln, und wenn ich dann punktgenau lande … Ich schätze, dass wir es nach dem Abbiegen von der Straße in vier Minuten schaffen. Tun Sie mir einen Gefallen.«

»Welchen?«

»Bedrohen Sie mich noch einmal. Wenn sie mir Handschellen anlegen, möchte ich wenigstens eine gute Verteidigung vorbringen können.«

Fünf Minuten später **konnten** sie durch das Hubschrau**berfenster** eine weitere graue Linie erkennen, die sich von **Süden** her der US 95 näherte. Als sie die Kreuzung passiert hatten, drehte Marty nach Nordosten ab und ging **auf** eine Höhe von gerade einmal zehn Metern über dem Wüstenboden hinunter.

Vor ihnen erhob sich ein Höhenrücken. »Der Busted Butte«, erklärte Marty und zog den Hubschrauber hoch. »Noch fünf Kilometer oder sechzig Sekunden.« Er steuerte zuerst nach links, dann nach rechts und tauchte schließlich in ein flaches Tal hinunter.

Vor ihnen tauchte ein etwa 8 000 Quadratmeter großes planiertes Gelände auf. An seinem linken Ende hatte man ein riesiges hufeisenförmiges Stück aus dem Bergrücken herausgebrochen. In dessen Zentrum öffnete sich ein großes Tunnelportal.

»Wir bekommen Gesellschaft«, rief Jack.

Von der Nordseite des Geländes führte eine Straße in die Wüste hinaus. Auf dieser näherte sich gerade ein Tieflader mit einer Ladung, die wie eine

gigantische Hantel aus rostfreiem Stahl aussah.

»Was zum Teufel ist denn das?«, rief Dominic erstaunt.

»Ein GA-4-Behälter«, antwortete Jack. »Darin transportiert man verbrauchte Brennstäbe.«

»Ich dachte, das Lager ist noch gar nicht in Betrieb.«

»Ist es auch nicht.« Jack schaute mit dem Bordfeldstecher zu dem weißen, einer Telefonzelle ähnelnden Wachhäuschen hinüber, das ein paar Hundert Meter entfernt an der nördlichen Zufahrtsstraße lag. Er konnte zwei auf dem Boden liegende Gestalten erkennen. »Am Checkpoint liegen zwei Männer«, rief er.

Clark fragte Marty: »Können Sie uns vor dem Tunnel absetzen?«

»Nicht, wenn der Lastwagen dort drinsteht. Da breche ich mir einen Rotor ab. Fünfzig Meter die Straße runter ist es möglich.«

»Also los.«

»Bin schon unterwegs.«

Marty flog eine enge Kurve und ein Stück in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren, drehte erneut und schwebte dann über der Straße auf der Stelle. Inzwischen hatte der Lastwagen auf dem planierten Gelände haltgemacht. Aus dem Führerhaus stiegen Männer aus.

»Ich zähle fünf«, rief Dominic.

Plötzlich rannten zwei von ihnen am Sattelschlepper entlang dem EC-130 entgegen. In voller Bewegung begannen sie, mit ihren AK 47 zu feuern.

»Scheiße«, brüllte Marty. »Die Kerle schießen auf uns!«

»Das sind die bösen Jungs«, erklärte ihm Clark.

Marty steuerte den Hubschrauber nach rechts von der Straße weg und hinter einen Hügel.

»Eine gute Position«, sagte Clark.

Marty legte eine gekonnte, aber recht harte Landung hin, und Clark und die anderen kletterten aus dem Hubschrauber. Clark lehnte sich noch einmal in die Kabine hinein und schrie: »Suchen Sie sich einen geschützten Platz, und bleiben Sie dort. Und keinerlei Funkverkehr! Warten Sie, bis wir zurückkommen. Wir finden Sie schon.«

»Ah, das meinen Sie doch nicht ernst!« Clark zielte mit der Pistole in Martys Richtung. »Besser so?«

»Ja.«

Clark schlug die Tür zu und rannte dann zu den anderen hinüber, die in zehn Meter Entfernung Stellung bezogen hatten. Als der Hubschrauber wieder abhob, hüllte der Abwind der Rotoren die Männer in dichte Sandwolken. Marty drehte nach links ab und flog ein Stück die Straße hinunter.

Dann verschwand er hinter einer niedrigen Anhöhe. Zwanzig Sekunden später verstummte das Rotorgeräusch.

»Hört mal«, sagte Jack.

Jenseits des Hügels hatte sich der Sattelschlepper offensichtlich wieder in Bewegung gesetzt.

Angeführt von Chavez stürmten sie den Abhang hinauf. Als sie noch drei Meter von der Kammlinie entfernt waren, hörten sie das Geknatter von automatischen Waffen: kontrollierte Dreier-Feuerstöße. Männer schrien. Das Echo ihrer Stimmen wurde von den Canyon-Wänden zurückgeworfen. Chavez warf sich auf den Bauch und kroch ein Stück nach vorn. Nach ein paar Sekunden gab er seinen Gefährten das Zeichen, zu ihm aufzuschließen. Unter ihnen fuhr der Sattelschlepper in die hufeisenförmige Einbuchtung der Bergflanke hinein. Sie konnten beobachten, wie ein Mann mit einem gelben Schutzhelm quer über die planierte Fläche in Richtung Straße rannte. Plötzlich waren drei sich überschneidende dumpfe Schussgeräusche zu hören. Der Mann stürzte zu Boden und rührte sich nicht mehr.

»Ich zähle noch vier weitere«, sagte Dominic. »Von ihnen bewegt sich keiner mehr, soweit ich das sehe. Oder seht ihr was anderes?« Keiner gab eine

Antwort.

Sie rannten den Abhang hinunter bis zur Betoneinfassung, die den ganzen Vorplatz umgrenzte. Dieser folgten sie bis zum gegenüberliegenden Abhang, von dem aus man die gesamte Einbuchtung überblicken konnte. Sie stiegen ihn vorsichtig auf allen vieren hoch. Oben angekommen, hörten sie plötzlich das kreischende Geräusch von Stahl, der an Felsen scheuert. Als sie hinunterspähten, war das Führerhaus des Lastwagens bereits im Tunnel verschwunden. Gerade glitt der Behälter auf dem Auflieger in den Eingang hinein und schrammte dabei am oberen Tunnelrand entlang. Der Sattelschlepper kam zum Stillstand, ruckte dann noch ein paar Meter vorwärts, bevor er endgültig stehen blieb. Der Motor starb ab.

Hinter dem Auflieger kam ein Mann mit einer AK 47 im Anschlag hervor. Direkt vor ihnen schlugen Kugeln ein. Sie zogen sich sofort ein Stück zurück und warfen sich zu Boden. Chavez kroch nach vorn, lugte hinunter, gab drei Schüsse ab und zog sich wieder zurück. »Einen habe ich erwischt«, sagte er.

»Wissen wir denn, wie groß dieses Ding ist?«, fragte Jack.

»Ich nehme an, nicht größer als eine gewöhnliche Truhe«, erwiderte Clark. »Zwei Mann können es ganz bestimmt tragen. Also los, packen wir's an.«

Sie stiegen wieder den Abhang hinunter, bis sie zur Betoneinfassung kamen. Einer nach dem anderen rollten sie über deren Rand und ließen sich fallen. Vor ihnen waren entlang einer Betonwand Kisten, Drahtrollen, mobile Werkzeugkästen, Schneidbrenner, Acetylenflaschen und Schweißgeräte aufgestapelt. Dahinter lag eine Ecke der Einbuchtung.

Sie bewegten sich vorsichtig zwei und zwei zu dieser hinüber und gaben sich dabei abwechselnd Deckung, bis Clark um die Ecke schauen konnte. Danach wandte er sich um, gab zuerst Jack, dann Dominic und zum Schluss Chavez das Zeichen, zu ihm aufzuschließen. Am Tunnelportal bewegte sich nichts. Der Tieflader saß fest. Beide Seiten berührten die Tunnelwand und der Behälter die Tunneldecke.

Aus dem Tunnel hörte man das immer schwächer werdende Summen eines kleinen Motors.

»Das klingt wie ein Golfwagen«, meinte Dominic.

»Das ist ein >Cushman Utility Vehicle<, dieselbe Sorte von Wägelchen, nur schneller.«

»Was weißt du über den Grundriss der Anlage?«, fragte Clark.

»Ich habe ein paar Zeichnungen im Internet gesehen, aber da es ja noch nicht fertig ist, weiß ich nicht …«

»Es langt, wenn wir eine ungefähre Vorstellung haben.«

»Dieser Haupttunnel erstreckt sich wahrscheinlich bis hinüber zum Nordausgang. In regelmäßigen Abständen führen vom Tunnel Rampen nach unten.«

»Gerade oder in Kurven?«

»Gerade.«

»Wie tief?«

»Fast dreihundert Meter. Ganz unten enden die Rampen in einem Hauptstollen. Wie groß dieser ist, weiß ich nicht. Von diesem gehen dann die Lagerstollen ab, in denen die Behälter mit den verbrauchten Brennstäben abgestellt werden sollen. Die gute Nachricht ist, dass sie dieses Ding wahrscheinlich so tief wie möglich hochgehen lassen wollen, also müssen sie es eine Rampe hinunterbringen. Vom Haupttunnel bis ganz unten brauchen sie vermutlich zehn Minuten.«

Auf Clarks **Zeichen** rannten Jack **und** Chavez zum **Auf**lieger des Sattelschleppers **hinüber,** kletterten **hinauf und** begannen, sich an dem Behälter vorbei nach vorn zu bewegen. Als sie das Fahrerhaus **fast** erreicht hatten, kamen Clark und Dominic um die Ecke und arbeiteten sich, jeder an einer Tunnelseite, zwischen dem Auflieger und der Tunnelwand **fast** bis zum vorderen Ende des

Sattelschleppers vor. Clark kniete sich hin und **schaute** unter dem Lastwagenchassis hindurch in den Tunnel hinein. Dann richtete er sich wieder **auf** und teilte Jack durch Zeichensprache mit: ***Vor dem Lastwagen stehen zwei Männer.*** Jack nickte, **berichtete** es Ding, der die Nachricht seinerseits an Dominic **auf** der anderen Seite weitergab.

Langsam und vorsichtig schob Jack das Rückfenster des Führerhauses auf. Danach gab ihm Chavez einen kleinen Stoß, der ihn vollends in die Schlafkoje hineinbugsierte. Er ließ sich in die Fahrerkabine hineinfallen und kroch vor bis zum Armaturenbrett. Aus den Seitenfenstern konnte er sehen, dass die Tunnelwände auf beiden Seiten nur dreißig Zentimeter entfernt waren.

Er hob vorsichtig den Kopf, bis er durch die Windschutzscheibe spähen konnte. Der Tunnel war viel ausladender, als er ihn sich vorgestellt hatte. Wie die Außenhülle eines U-Boots waren Wände und Decke durch ein massives Trägergerippe verstärkt. Die an der Decke angebrachten Halogenlampen verloren sich in der Ferne.

Über der Kühlerhaube sah Jack, wie sich der Kopf eines Mannes von rechts nach links bewegte und dann wieder verschwand. Sechs Meter vor dem Führerhaus kauerte ein weiterer Mann neben einem

gelben Cushman. Jack rutschte jetzt ganz vorsichtig hinter das Steuer, wobei er aufpasste, dass sein Kopf keinesfalls von draußen zu sehen war. Aus der Schlafkoje hörte er einen einzelnen Klopfton. Eins … Ein weiterer Klopfton. Zwei …

Beim dritten drückte Jack seine ganze Handfläche gegen die Hupe.

Links und rechts vom Führerhaus wurde jetzt geschossen. Der Mann neben dem Cushman stand auf und gab seinerseits einen Feuerstoß aus seiner Kalaschnikow ab. Es folgte ein einzelner dumpfer Knall und dann noch einer. Der Mann wankte, fiel auf den Cushman und rutschte dann zu Boden.

»Du kannst rauskommen, Jack«, rief Clark.

In Zweierteams wagten sie sich weiter in den Tunnel hinein. Der erste Mann, den Jack gesehen hatte, lag einige Meter entfernt und rührte sich nicht mehr. Dominic ging zum Cushman hinüber und schaute nach dem anderen. Dann drehte er sich um und bewegte den Daumen quer über den Hals.

Sie sammelten die beiden AK 47 ein, kletterten dann mit Chavez am Steuer in den Cushman und fuhren in den Tunnel hinein. »Wie stabil ist eigentlich dieses Ding, das sie da haben?«, wollte Jack von Clark wissen.

»Ziemlich stabil. Der kleinere Uranblock muss ja in

den größeren hineingeschossen werden. Das braucht einen Haufen Energie und eine ziemlich starke Ladung. Nicht umsonst nennt man es das Kanonenrohr-Prinzip. Warum fragst du?«

»Ich habe da vielleicht eine Idee.«

Fünfzehn Meter vor ihnen wurde die gerade Linie der Halogenlampen plötzlich zu einem Lampenring.

»Die erste Rampe«, sagte Jack.

»Langsamer, Dom«, befahl Clark.

Sie näherten sich der Stelle bis auf sechs Meter, hielten an, stiegen aus und gingen zu Fuß bis zum Rampeneingang. Die hell erleuchtete Rampe führte in einem Winkel von 25 Grad in die Tiefe.

»Man müsste ihren Cushman eigentlich hören«, flüsterte Jack.

Sie schwiegen ein paar Augenblicke und lauschten. Nichts.

Sie kletterten wieder in den Cushman und fuhren weiter. Der Tunnel machte eine Rechtsbiegung. Dominic hielt davor an, Clark stieg aus und schaute um die Kurve. Dann kam er zurück. »Alles klar.«

Sie fuhren weiter. Als sie die zweite Rampe erreichten, lauschten sie wieder aufmerksam nach Motorgeräuschen. Wieder nichts. Dasselbe galt für die dritte und vierte Rampe. Als sie sich jedoch der fünften näherten, schallte aus ihr das Echo von Stimmen heraus. Sie stiegen aus, schlichen sich

vorsichtig an den Rampeneingang heran und schauten hinunter.

Ganz in der Ferne sahen sie den gelben Fleck, der wohl der Cushman war, abwechselnd im Licht der jeweiligen Halogenlampe auftauchen und danach wieder kurz im Schatten verschwinden.

»Er hat drei Viertel der Stecke zurückgelegt«, sagte Jack.

»Wenn du eine Idee hast - wir könnten gerade eine brauchen«, sagte Clark.

»Das hängt davon ab, ob du dir über die Stabilität dieses Dings absolut sicher bist.«

»Zu neunzig Prozent.«

Jack nickte. »Ding, ich brauche deine Hilfe.«

Die beiden kletterten in den Cushman, drehten um und fuhren zurück in Richtung Tunneleingang. 30 Sekunden später waren sie wieder da. Jack und Ding luden jeweils eine Acetylenflasche aus. »Torpedos«, erklärte Jack.

»Sind sie voll?«

»Fast leer.«

»Das Timing ist das einzige Problem.«

»Das überlasse ich dir. Du bist der Boss.«

»Fangt an.«

Jack und Chavez trugen die Gasflaschen zum Rampeneingang, legten sie dort flach auf den Boden und gaben ihnen einen Stoß. Beim Herunterrollen

begannen sie sofort zu taumeln und abwechselnd an die linke und rechte Tunnelwand zu prallen. Jack und Chavez rannten zum Cushman zurück und stiegen ein. Dominic fuhr ihn bis zum Rampeneingang vor und blieb dort stehen.

Clark zählte auf zehn und sagte dann: »Los.«

Nach kurzer **Zeit** wurde **offensichtlich,** dass die Bremsen des Cushman für dieses **Gefälle** viel zu schwach wa**ren.** Nach nur 50 Metern zeigte der Tachozeiger mehr als 50 Stundenkilometer an. Die einzelnen Halogenleuchten an der Decke wurden zu einer einzigen Lichterstrecke. **Obwohl** Dominic mit aller **Karft bremste,** wurde der Wagen kaum langsamer. Dabei stieg aus den Bremstrommeln immer mehr Rauch auf. 200 Meter unter ihnen taumelten die **Flaschen** immer **noch** wie wild gewordene Rugbybälle die Rampe hinunter. Der Cushman des Emirs war **bereits beinahe** unten angekommen. »Das wird knapp«, sagte Chavez.

Clark rief: »Langsamer, Dom!«

Dominic bremste. Der Wagen reagierte nicht. Er trat auf das Bremspedal, so fest er nur konnte. Nichts passierte. »Lasst eure Hände drinnen«, schrie er und steuerte dann scharf nach rechts. Das vordere Seitenblech des Cushman schrammte an der Rampenwand entlang, und ein Funkenregen ergoss

sich über sie. Die Geschwindigkeit verringerte sich etwas. Dominic lenkte wieder ein Stück nach links und danach gleich wieder nach rechts, um die Wand als Ersatzbremse zu benutzen.

Hundert Meter weiter unten hatten die Gasflaschen den Cushman des Emirs erreicht. Eine Flasche rutschte zwar an ihm vorbei, aber die zweite knallte direkt auf die hintere Stoßstange. Der Wagen geriet ins Schleudern, stellte sich quer, stürzte um und schlitterte auf den unteren Hauptstollen hinaus.

»Bring uns zum Stehen!«, befahl Clark.

Dominic drehte das Lenkrad so stark herum, dass die gesamte linke Seite an die Wand prallte. Der Wagen verlor dadurch so viel Schwung, dass er allmählich zum Stehen kam. Sie stiegen aus und liefen den Rest der Rampe hinunter. Im Hauptstollen lag der umgestürzte Cushman des Emirs. Einige Meter entfernt lag lang ausgestreckt ein menschlicher Körper auf dem Betonboden. Sie hielten am Ende der Rampe einen Moment an. Links von ihnen ging der Hauptstollen noch etwa 15 Meter geradeaus weiter, um dann scharf nach links abzubiegen. In der Tunnelröhre war kein Mensch zu sehen. Chavez ging zu der Leiche hinüber und kniete sich neben sie. »Das ist nicht er«, sagte er.

Die rannten den Hauptstollen hinunter. Als sie um die Ecke bogen, gelangten sie in einen neun Meter

breiten Stollenabschnitt, dessen Decke von stählernen Bogenbindern gesichert wurde. Auf beiden Seiten des Hauptstollens öffneten sich alle sechs Meter die Rundportale der Lagerungsstollen.

»Ich zähle zwölf auf jeder Seite«, sagte Dominic.

»Wir teilen uns auf«, ordnete Clark an. »Jack und ich übernehmen die rechte Seite und ihr beide die linke.«

Clark und Jack spurteten zur gegenüberliegenden Stollenwand hinüber. ***Ich übernehme die hinteren sechs,*** sagte Jack lautlos nur mit den Lippen. Clark nickte. Jack lief los und schaute dabei kurz in jeden Lagerungsstollen hinein, an dem er vorbeikam. Auf der anderen Seite des Tunnels tat Dominic das Gleiche.

Weder im sechsten noch im siebten Stollen war irgendetwas Ungewöhnliches zu bemerken. Auch am achten rannte er zuerst einmal vorbei. Dann blieb er jedoch stehen, ging ein Stück zurück und schaute noch einmal nach. Tatsächlich sah er in 200 Meter Entfernung einen Lichtschein. Er konnte ganz schwach zwei Gestalten erkennen, die sich über etwas beugten, das wie eine große handelsübliche Köderbox aussah. Jack schaute sich um. Clark war noch viel zu weit entfernt. Dasselbe galt für Dominic und Chavez.

»Dann eben allein!«

Er rannte in den Lagerungsstollen hinein.

Er hatte ungefähr die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als eine der beiden Gestalten den Kopf hob. Sofort blitzte orangefarbenes Mündungsfeuer auf. Jack rannte weiter. Er hob die Pistole und gab zwei Schüsse ab. Vom Hauptstollen her war Clarks Stimme zu hören: »Hierher!«

Der Mann kam ihm entgegen und schoss aus der Hüfte. Jack duckte sich und presste sich dabei eng an die Stollenwand. Er versuchte, sich möglichst klein zu machen. Er nahm den Thorax des Angreifers ins Visier und drückte zweimal ab. Der Mann drehte sich und brach zusammen. Die andere Gestalt ignorierte ihren gefallenen Kameraden und machte sich weiterhin mit beiden Händen in dem kastenförmigen Behälter zu schaffen. Sie blickte auf, sah Jack an und arbeitete trotzdem weiter. Noch zehn Meter. Jack hob die Pistole und feuerte, bis das Magazin leer war. Sechs Meter. Der Mann hatte sich inzwischen flach hinter den Kasten gelegt. Jetzt linste er ganz kurz dahinter hervor. Jack legte die letzten drei Meter mit zwei großen Schritten zurück. Plötzlich glitt er aus, und im Fallen rammte seine Schulter mit voller Wucht die Box, die ein Stück weit nach hinten rutschte. Er spürte sofort, dass etwas in seiner Schulter gerissen war. Der Schmerz war

grausam. Seine Beine gaben unter ihm nach, und er knallte mit dem Gesicht voran auf den Betonboden. Während ihm das Blut aus der Nase schoss, rappelte er sich wieder auf die Knie hoch. Obwohl er weiterhin Sternchen sah, schaute er sich um. Ein Meter neben dem erschossenen ersten Mann lag dessen Kalaschnikow. Jack kroch hinüber, angelte mit der rechten Hand nach deren Gurt und zog die AK 47 zu sich herüber. Dann stand er auf und stolperte auf den Kasten zu.

Dorthin war jedoch auch der Emir unterwegs. Als er Jack kommen sah, hielt er kurz inne. Seine Augen wanderten erst zur Box hinüber und dann zurück zu Jacks Gesicht.

»Stopp!«, bellte Jack. »Sie sind erledigt! Es ist vorbei.«

Hinter Jack waren aus Richtung Tunneleingang schnelle Fußschritte zu hören.

»Nein, ist es nicht«, sagte der Emir und kniete sich wieder vor die Kiste.

Jack gab einen Feuerstoß ab.

Auch als Hendley **und** Granger später **Jack** Ryan jr. fragten, **wollte** er **noch nicht** damit **herausrücken,** ob er tatsächlich den Emir nur verletzen **wollte** oder ob er im Eifer des Gefechts

einfach nicht gut genug gezielt hatte. In Wahrheit **wusste Jack** selbst es nicht so genau. Im entscheidenden Moment hatten der Adrenalinfluss in seinen Adern und sein schneller Herzschlag das Zeitge**fühl** in seinem Hirn paradoxerweise gleichzeitig ausgedehnt und verkürzt. Widersprüchliche Gedanken kämpften um die Kontrolle seiner feinmotorischen Fähigkeiten: Wollte er den Emir töten, um ihn endgültig zu stoppen, oder wollte er ihn nur verwunden, damit man ihn ausführlich befragen konnte, gleichzeitig aber dadurch riskieren, dass er seinen Atomsprengkopf doch noch auslösen konnte?

Als der Emir Jack im Dämmerlicht des Stollens erblickte, hatte er nur ein paar Sekunden gezögert, bevor er seine ganze Aufmerksamkeit wieder der Bombe zuwandte und mit fiebrigen, weit aufgerissenen Augen den Mechanismus in Gang zu setzen versuchte. Jack erkannte danach im Bruchteil einer Sekunde, dass es diesem Mann gleichgültig war, ob er durch eine Gewehrkugel oder durch eine Atomexplosion starb. Dieser Mann wollte nur noch seine heilige Aufgabe vollenden.

Jacks Waffe bellte auf und tauchte den Stollen kurzzeitig in ein hellorangefarbenes Licht. Als das Schussgeräusch abgeklungen und die Dunkelheit zurückgekehrt war, sah er den Emir mit

ausgebreiteten Armen auf dem Rücken liegen. Seine eigene, zu Boden gefallene Taschenlampe beleuchtete auf seltsame Weise sein Gesicht. Jack konnte sehen, dass das 7,62-mm-Geschoss der Kalaschnikow in einem schrägen Winkel in den rechten Oberschenkel des Emirs eingedrungen und dann ein Stück nach oben gewandert war, um schließlich aus dessen Hinterteil wieder auszutreten. Jack machte mit der AK 47 im Anschlag zwei schnelle Schritte nach vorn, jederzeit bereit zu schießen, als er direkt hinter sich Schritte hörte. Dann waren Clark, Chavez und Dominic bei ihm und zogen ihn weg …

Als sie mit ihrem gefesselten und geknebelten Gefangenen im Schlepptau aus dem Eingangsportal des Haupttunnels ins Freie traten, empfing sie zu ihrer Überraschung nicht das Geräusch von zahlreichen Rotoren und Sirenen, sondern Totenstille. Den Grund hierfür sollten sie jedoch erst am Tag darauf durch eine abgefangene Meldung des Heimatschutzministeriums erfahren. Wie Clark vermutet hatte, war der Flug ihres Hubschraubers entlang der US 95 und ihr anschließendes Eindringen in den Luftraum über Yucca Mountain dem Radarschirm nicht verborgen geblieben, der die Nellis Air Force Range und das Nevada-

Atomwaffentestgelände überwachte. Normalerweise wären jetzt die Hubschrauber und Sicherheitstruppen der 3. Special Operations Squadron der Creech-Luftwaffenbasis ausgerückt, um die Eindringlinge abzufangen. Dieser Alarm wurde jedoch nicht ausgelöst, weil man sie fälschlicherweise für die Lufteskorte des Testtransports des Energieministeriums vom Callaway-Atomkraftwerk nach Yucca gehalten hatte. Irgendwo in dem unvermeidlichen und oft so unergründlichen bürokratischen Prozess hatte das Energieministerium der Air Force mitzuteilen vergessen, dass sie bei dieser reinen Übungslieferung auf eine Hubschraubereskorte verzichtet hatten. In Creech hatte man die von Clark und seinen Männern gestohlene EC-130 also für den Luftgeleitschutz des Testtransports gehalten.

Ob nun aus Angst oder aus der Überzeugung heraus, dass seine Passagiere tatsächlich die guten Jungs waren, hatte Marty sich Clarks Aufforderung, in der Gegend zu bleiben und »zu warten, bis wir zurückkommen«, zu Herzen genommen und saß immer noch in seinem Hubschrauber, als Clark und die anderen über die Versorgungsstraße auf ihn zugetrabt kamen. 25 Minuten später waren sie wieder zurück bei Paragon Air, wo sie entdeckten, dass Marty sogar die ganze Zeit über die Funkstille

eingehalten hatte.

»Ich hoffe, dass ich das nicht bereuen werde«, sagte er beim Aussteigen.

»Sie werden wahrscheinlich die Hintergründe niemals erfahren, aber Sie haben ein gutes Werk getan, mein Freund«, versicherte ihm Clark. Dann zog er seine Glock heraus und legte sie auf den Kabinenboden des Helikopters. »Geben Sie uns eine Stunde, dann rufen Sie die Polizei. Zeigen Sie ihnen diese Pistole, und dann geben Sie ihnen meine Beschreibung.«

»Wie bitte?«

»Machen Sie es einfach. Das erspart Ihnen das Gefängnis.«

Außerdem bin ich auch nicht gerade leicht zu finden, dachte Clark, ohne es laut auszusprechen.

Zwanzig Minuten nachdem sie Paragon Air verlassen hatten, waren sie wieder zurück im Haus des Emirs. Sie fuhren in die Garage und schlossen das Tor hinter sich. Chavez und Jack gingen hinein, um Tariq zu holen, während Pasternak und Chavez den Emir vom Rücksitz des Fahrzeugs zogen und auf den Garagenboden legten. Pasternak kniete sich neben ihn hin und unterzog ihn einer ersten Untersuchung.

»Kommt er durch?«, fragte Clark.

Pasternak nahm ihm den provisorischen Notverband ab, den sie ihm vor ihrem Abflug von Yucca angelegt hatten, tastete die Umgebung der Eintrittswunde ab und ließ dann die Hand unter des Emirs Pobacken gleiten.

»Ein sauberer Durchschuss«, erklärte er dann. »Meiner Meinung nach sind keine Arterien und keine Knochen verletzt. Das Blut gerinnt. Was war es für eine Kugel?«

»Kalaschnikow. Ein Vollmantelgeschoss.«

»Gut. Also keine Geschossfragmente. Wenn keine Infektion hinzukommt, überlebt er.«

Clark nickte. »Dom, komm mit.«

Die beiden gingen ins Haus zurück, um es noch einmal genau zu überprüfen. Obwohl sie alle die ganze Zeit Handschuhe getragen hatten, würde das FBI doch früher oder später das ganze Haus auf den Kopf stellen. Und wie jeder wusste, war das FBI verdammt gut darin, auch dort noch Spuren zu finden, wo es eigentlich keine geben dürfte.

Zufrieden gab Clark Dom das Zeichen, dass er zum Fahrzeug zurückkehren könne, und rief dann den Campus an.

Innerhalb von Sekunden hatten sich Hendley, Rounds und Granger zu einer Telefonkonferenz zusammengeschaltet. Clark berichtete ihnen kurz,

was geschehen war, und sagte dann: »Wir haben jetzt zwei Möglichkeiten. Entweder wir laden ihn anonym vor den Stufen des Hoover Building ab, oder wir bringen das selbst zu Ende. Wie auch immer - je früher wir von hier verschwinden, desto besser.«

In der Leitung herrschte erst einmal Schweigen. Hendley musste die Entscheidung treffen.

»Bleiben Sie am Apparat«, sagte der Direktor des Campus schließlich. Zehn Minuten später meldete er sich wieder. »Fahrt zur Gulfstream zurück. Der Pilot weiß, wohin es geht.«

Vierzig Minuten später trafen sie am North Las Vegas Airport ein und fuhren auf dem Vorfeld bis zu ihrem Flugzeug heran. Dort empfing sie der Kopilot und geleitete sie in die Maschine. Nach dem Start rief Clark noch einmal Hendley an, der bereits mit der komplizierten und äußerst delikaten Aufgabe begonnen hatte, die US-Regierung davon zu unterrichten, dass das Yucca-Mountain-Atommülllager von URC-Terroristen überfallen worden war, die allerdings inzwischen alle das Zeitliche gesegnet hatten. Obgleich die Koffer-Atombombe, die sie hinterlassen hatten, inzwischen gesichert war, wäre es darüber hinaus vielleicht doch nicht ganz unklug, den Sprengsatz so schnell

wie möglich von dort zu entfernen.

»Sind Sie sich sicher, dass die Aktion am Ende nicht auf uns zurückschlagen wird?«, fragte Clark schließlich.

»Das ist durchaus möglich, aber in dieser Angelegenheit haben wir keine Wahl.«

»Das stimmt.«

»Wie geht es unserem Patienten?«

»Der Doc hat die Schusswunden gesäubert und versorgt und ihn mit Antibiotika vollgestopft. Er ist stabil, hat aber höllische Schmerzen. Jack hat wohl dafür gesorgt, dass er den Rest seines Lebens hinken wird.«

»Das ist im Moment wahrscheinlich seine kleinste Sorge«, bemerkte Hendley. »Redet er?«

»Kein Wort. Wohin fliegen wir?«

»Zum Charlottesville-Albemarle-Flughafen. Ihr werdet dort abgeholt.«

»Und wohin dann?«, hakte Clark nach. Sie hatten immerhin den meistgesuchten Terroristen der Welt dabei. Je eher sie einen Unterschlupf fanden, wo sie sich neu formieren und ihre nächsten Schritte planen konnten, desto besser.

»An einen wirklich ruhigen Ort. Ein Ort, an dem Dr. Pasternak in Ruhe arbeiten kann.« Jetzt musste Clark lächeln.

Vier kurze Stunden nachdem sie Las Vegas verlassen hatten, setzten sie auf der einzigen Landebahn des CHO auf und rollten zum Privatflieger-Terminal hinüber. Wie Hendley es versprochen hatte, warteten dort zwei Chevy Suburbans auf sie. In einer Art Formationsfahrt näherten sie sich der Gulfstream und hielten direkt vor deren Treppe an. Aus dem Beifahrerfenster des ersten SUV lehnte sich jetzt Hendley heraus und winkte Clark und Jack zu sich herüber. Sie nahmen auf dem Rücksitz Platz. Gleichzeitig führten Caruso und Chavez mit Pasternak im Schlepptau ihre beiden Gefangenen zum zweiten Suburban. Wenige Minuten später hatten sie bereits das Flughafengelände verlassen und fuhren auf der US 29 in Richtung Norden.

Hendley brachte sie auf den neuesten Stand. Aus dem wenigen, was Gavin Biery in dieser kurzen Zeit aus der Flut verschlüsselter elektronischer Botschaften der unterschiedlichsten Behörden und Organisationen herausfiltern konnte, hatten sie erfahren, dass die 3. Special Operations Squadron der Creech-Luftwaffenbasis nicht einmal 40 Minuten nach Hendleys Anruf in Yucca eingetroffen war. Zwei Stunden danach war der elektronische Verkehr tot. Dies war ein sicheres Zeichen dafür, dass das Energieministerium, das

Heimatschutzministerium und das FBI jetzt in Kompaniestärke in den Yucca Mountains eingerückt waren.

»Sind sie schon im Haus des Emirs?«, fragte Jack.

»Noch nicht.«

»Sie werden nicht lange brauchen, um Paragon Air zu finden«, sagte Clark. »Also raus mit der Sprache, Gerry. Wohin fahren wir?«

»Ich besitze ein Stück Land mit Pferdekoppeln und einem Landhaus außerhalb von Middleburg.«

»Und wie groß ist dieses >Stück Land<?«

»So etwa zwölf Hektar. Das verschafft uns etwas Raum zum Atmen.« Hendley schaute auf die Uhr. »Dr. Pasternaks Ausrüstung sollte inzwischen auch bereits dort sein.«

Der nahezu permanente Adrenalinrausch, den Clark und sein Team seit ihrer Landung in Las Vegas vor 24 Stunden erlebt hatten, war nach der Ankunft in Hendleys Landhaus endgültig zu Ende und wurde von einem Gefühl der lethargischen Erschöpfung abgelöst. Pasternak musste offensichtlich enttäuscht verkünden, dass sein Patient sich erst in ein oder zwei Tagen so weit erholt haben würde, dass man mit seiner Befragung beginnen könne. Bis dahin mussten sie eben die Zeit

totschlagen. Sie konnten nichts weiter tun, als Karten zu spielen oder die Nachrichtensender im Fernsehen zu verfolgen. Über die Ereignisse in Yucca Mountain war kein Sterbenswörtchen zu hören, was keinen überraschte. Stattdessen berichteten die Medien rund um die Uhr über das, was sie inzwischen die »Angriffe auf das Herz Amerikas« getauft hatten. Die Minenexplosion vor der Kirche in Waterloo, Iowa, hatte 32 Tote und 50 Verletzte gekostet. Bei dem Anschlag auf die Enthüllung der Statue in Springfield, Missouri, waren 22 Menschen getötet und 14 verletzt worden. Dagegen waren bei dem Attentat auf den Highschool-Schwimmwettbewerb in Brady, Nebraska, nur sechs Personen zu Tode gekommen und vier verletzt worden. Dies war der Geistesgegenwart eines Polizisten zu verdanken, der in seiner Freizeit als Aufsicht an der Veranstaltung teilgenommen hatte. Er konnte den Täter so schnell erschießen, dass dieser nur drei Handgranaten unter die Zuschauertribüne rollen lassen konnte. Die letzten Aufenthaltsorte der Attentäter von Waterloo und Springfield wurden bereits wenige Stunden später ermittelt. Als die Polizei dort eintraf, hatten sich beide bereits das Leben genommen. Zusammen mit den anderen Anschlägen bewegte sich die Zahl der Opfer inzwischen im dreistelligen

Bereich.

Das in letzter Sekunde vereitelte Chlorgasattentat an Bord der ***Losan*** in Newport News hatten das FBI und das Heimatschutzministerium zu einem in der Schiffskombüse ausgebrochenen Brand heruntergespielt.

Um 16.00 Uhr an ihrem ersten Tag in Hendleys Landhaus konnten sie dann verfolgen, wie Moderatorinnen mit Puppengesichtern und Moderatoren mit übermarkantem Kinn den Zuschauern ihrer Nachrichtensendungen aufgeregt verkündeten, dass sich Präsident Edward Kealty um 20.00 Uhr Ostküstenzeit an das amerikanische Volk wenden werde. Clark hatte jetzt genug gesehen. Er stand auf, um Pasternak zu suchen. Er fand den Doktor in der Schreinerwerkstatt, die sich Hendley in einem Holzschuppen hinter dem Haus eingerichtet hatte. Die Werkstatt mit ihrer riesigen, aus bestem Ahornholz gezimmerten Werkbank hatte Pasternak inzwischen in einen provisorischen Operationssaal verwandelt. Die erstklassige Ausstattung umfasste Halogen-Arbeitslampen, ein Dräger-Beatmungsgerät und ein EKG- und Re-animationsgerät von Marquette, einschließlich manueller externer Defibrillator-Paddles, mit denen man ein unregelmäßig schlagendes Herz wieder zu einem normalen Sinusrhythmus zurückführen

konnte. Beide Maschinen waren nagelneu. Die Verpackungskartons ihrer Hersteller lagen noch in der Ecke. Alles war vorhanden und startklar, außer dem Ehrengast, den man in einem Gästeschlafzimmer untergebracht hatte, wo er abwechselnd von Chavez, Jack und Dominic bewacht wurde. »Alles bereit?«, fragte Clark.

Pasternak drückte auf eine Reihe von Knöpfen auf dem EKG und erhielt als Antwort einige offensichtlich befriedigende Piepstöne. Er schaltete das Gerät ab und schaute Clark an: »Ja.«

»Irgendwelche Zweifel an dem, was wir hier machen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie sind nicht gerade der geborene Pokerspieler, Doc.«

Pasternak musste lächeln. »Das stimmt, das war ich nie. Ich nehme an, es hat mit dem hippokratischen Eid zu tun, den ich geleistet habe. Aber ich konnte mir die Sache zehn Jahre lang überlegen. Direkt nach dem 11. September wusste ich nicht, ob es mir dabei nur um Rache oder doch um etwas Größeres ging - um ein höheres Gut sozusagen.«

»Und, worum geht es Ihnen heute?«

»Um beides, aber eher um Letzteres. Wenn wir etwas aus diesem Burschen herausbekommen und

dadurch Menschenleben retten können, dann werde ich mit dem, was ich getan habe - was ich hier tun werde -, bestimmt ganz gut zurechtkommen.«

Clark dachte kurz darüber nach und nickte. »Doc, mehr oder weniger sitzen wir alle in einem Boot. Wir müssen uns überlegen, was das Richtige ist, und dann dazu stehen. Der Rest ergibt sich dann von selbst.«

Die Spannung auf das, was nun bald passieren würde, trieb alle am nächsten Morgen bereits vor Tagesanbruch aus dem Bett. Dominic, der beste Koch der Gruppe, bereitete eine Schüssel Haferbrei und Weizentoast für ihren Gast zu.

Dieser war jetzt hellwach und litt offensichtlich große Schmerzen. Er weigerte sich jedoch hartnäckig, etwas zu essen.

Um 7.00 Uhr kam Dr. Pasternak ins Zimmer, um ihn zu untersuchen. Das dauerte nur ein paar Minuten. Pasternak schaute Hendley an, der in der Türöffnung stand. Der Rest der Gruppe wartete gespannt hinter ihrem Chef.

»Kein Fieber, keine Zeichen einer Entzündung. Er ist bereit.«

Hendley nickte. »Bringen wir ihn rüber.«

Der Emir wehrte sich nicht, sondern blieb völlig unbeteiligt, als Chavez und Dominic ihn durch die Hintertür in den Werkstattschuppen hinübertrugen.

Erst als er die von Halogenlampen hell beleuchtete Werkbank mit den darauf angebrachten Ledergurten sah, änderte sich ganz kurz sein Gesichtsausdruck. Jack bemerkte zwar den vorübergehenden Wandel, konnte ihn aber nicht genau einordnen: War es Angst oder war es Erleichterung? Angst vor dem, was jetzt kommen sollte, oder Erleichterung, weil er annahm, dass er bald zum Märtyrer werden würde?

Wie sie es bereits am Abend zuvor geübt hatten, legten Chavez und Dominic den Emir auf die Werkbank. Sein linker Arm wurde mit einem Lederriemen festgeschnallt, während der rechte Arm, der auf der Seite der medizinischen Geräte war, auf einem zusammengefalteten Handtuch ausgestreckt und erst dann fixiert wurde. Am Ende wurden noch die beiden Beine mit Lederriemen an das Brett gebunden. Chavez und Dominic hatten ihre Aufgabe erledigt und traten ein paar Schritte zurück.

Jetzt schaltete Pasternak die einzelnen Apparate ein, zuerst das EKG und dann das Beatmungsgerät. Am Schluss ließ er die manuellen externen Defibrillatoren noch einen Selbstdiagnose-Test durchführen. Danach wandte er seine Aufmerksamkeit dem Rollwagen neben der Werkbank zu, auf dem alle möglichen Spritzen lagen

und Flaschen und Fläschchen unterschiedlichster Größe standen. Die ganze Zeit schaute ihm der Emir aufmerksam zu.

Ist er etwa neugierig?, dachte Jack. Innerlich war er bestimmt voller Angst. Niemanden konnte das, was um ihn herum vorging, dermaßen kaltlassen. Dies galt ganz bestimmt für einen Mann, der es bisher gewohnt war, allen Menschen und Dingen in seiner Umgebung seinen Willen aufzuzwingen, und dessen Befehle man immer schnell und ohne Widerrede befolgt hatte. Seine Welt stand jetzt nicht mehr unter seiner Kontrolle. So wenig er sich wohl damit abfinden konnte, versuchte er doch, seine Würde auf recht eindrucksvolle Weise zu bewahren. Okay, er war mutig, aber auch der Mut eines Menschen hatte seine Grenzen. Die Leute in diesem Raum würden jetzt erkunden, wo bei ihm diese Grenzen lagen.

Dr. Pasternak rollte die Hemdsärmel des Emirs hoch und knöpfte sein Hemd auf. Dann holte er sich von seinem Rollwagen eine Plastikspritze und eine Ampulle. Er schaute auf die Uhr.

»Ich werde ihm jetzt sieben Milligramm Succinylcholin verabreichen«, sagte Pasternak und zog auf die Spritze äußerst sorgfältig genau diese Menge auf. »Könnte das bitte jemand aufschreiben.« Auf die Karte, die der Doktor ihm

zuvor gegeben hatte, schrieb Chavez jetzt: 7 mg, 8.58 Uhr.

»Okay …«, sagte Pasternak. Er stach die Spritze in die Armvene in der Ellbogenbeuge und drückte den Kolben langsam nach unten.

Saif Rahman Yasin fühlte keinen echten Schmerz, nur den kurzen Hauteinstich in seine Ellbogenbeuge, bis die Spritze wieder herausgezogen wurde. Er fragte sich, ob sie ihn vergiften wollten. Erst einmal schien nichts zu geschehen. Er schaute den Mann an, der ihm gerade die Spritze gegeben hatte und der jetzt auf etwas zu warten schien. Das beunruhigte ihn ein wenig, aber es war zu spät für jede Form von Angst. Er befahl sich selbst, nicht schwach zu werden, auf Allah zu vertrauen und standhaft im Glauben zu bleiben, denn Allah konnte das Werk seiner Feinde zunichtemachen, und er, der Emir, würde im Glauben nicht wanken. Er wiederholte in seinem Geist das Glaubensbekenntnis, das er als kleiner Junge vor mehr als vierzig Jahren von seinem eigenen Vater im Haus ihrer Familie in Riad gelernt hatte. ***Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet.*** Allahu akbar. ***Gott ist groß,*** sagte er sich immer wieder vor und versuchte, dieses Glaubensbekenntnis in der Stille

seines eigenen Geistes so laut wie möglich zu denken.

Pasternak betrachtete ihn und wartete. Tat er das Richtige?, fragte er sich wieder einmal. Natürlich war es jetzt zu spät, sich darüber Gedanken zu machen, trotzdem ging ihm diese Frage ständig durch den Kopf. Der Mann schaute ihm jetzt direkt in die Augen, und der Arzt befahl sich selber, diesem Blick jetzt auf **keinen** Fall auszuweichen. ***Er*** war jetzt Herr der Lage und hatte alles unter Kontrolle. Er kontrollierte das Schicksal des Mannes, der seinen nächsten Verwandten, seinen geliebten Bruder Mike, getötet hatte, des Mannes, der den Flugzeugentführern befohlen hatte, in das World Trade Center zu rasen. Dies hatte den Brand ausgelöst, der die Stahlstruktur des Gebäudes so sehr schwächte, dass das gesamte Büro von Cantor Fitzgerald 300 Meter tief auf die Straßen von Lower Manhattan stürzte und dabei mehr als 3 000 Menschen zerquetschte, mehr, als beim Angriff der Japaner auf Pearl Harbor umgekommen waren. Dies war das Gesicht eines verdammten Mörders. Nein, er würde jetzt keine Schwäche zeigen, nicht vor diesem verfluchten Barbaren ...

Dieser Mann wartet auf etwas, dachte der Emir -

aber worauf? Er spürte keine Schmerzen, nicht das geringste Unwohlsein. Was war in der Spritze gewesen und lief jetzt durch sein Adern? Wenn es ein Gift war, nun, dann würde er bald vor Allahs Antlitz stehen und könnte Ihm berichten, dass er Seinen Willen erfüllt hatte, wie alle Menschen, ob sie es nun wussten oder nicht, denn alles, was auf dieser Welt geschah, geschah nach Allahs Gebot. Alles, was sich jemals im Himmel und auf Erden ereignet hatte und noch ereignen würde, hatte Gott mit eigener Hand geschrieben. Er jedoch hatte sich mit seinem freien Willen entschieden, Allahs Willen zu gehorchen.

Aber nichts geschah. Er wusste nicht und hätte es auch nicht sagen können, dass sein Geist mit Lichtgeschwindigkeit raste und alles, selbst das Blut in seinen Adern überholte, das den Stoff, den dieser Arzt ihm injiziert hatte, in seinem Körper verteilte. Er wünschte sich, es wäre Gift, denn dann würde er vor Allahs Angesicht treten. Dann könnte er über sein Leben berichten und darüber, wie er Allahs Befehle nach bestem Wissen und Gewissen ausgeführt hatte ... Das hatte er doch, oder nicht?, fragte sich der Emir plötzlich, als ihm letzte Zweifel kamen. Es war nun endgültig Zeit für die letzte Wahrheit. Er hatte doch die Gebote des Allerhöchsten befolgt, nicht wahr? Hatte er nicht

sein ganzes Leben den heiligen Koran studiert? Hatte er das heilige Buch nicht sogar auswendig gelernt? Hatte er nicht dessen innerste Botschaft mit den führenden islamischen Gelehrten Saudi-Arabiens diskutiert? Ja, manchmal hatte er ihnen zwar in einzelnen Fragen widersprochen, aber diese abweichenden Meinungen waren Ausdruck einer ehrenhaften Suche nach der Wahrheit gewesen. Sie gründeten sich auf seine persönliche Sicht der Schrift und auf seine Auslegung von Gottes Wort, wie es geschrieben und verkündet ward vom Propheten Mohammed, Friede und Segen seien auf ihm. Wahrlich, ein solch großer und guter Mann war dieser Prophet, dass er von Gott selbst zu seinem heiligen Boten erwählt wurde, der den Willen des Herrn den Völkern dieser Erde verkünden sollte.

Pasternak beobachtete den Sekundenzeiger seiner Uhr. Eine **Minute** war vergangen ... Noch etwa 30 **Sekunden,** nahm er an. Sieben Milligramm sollten für diese Anwendung vollkommen ausreichen, vor allem, da sie **direkt** in die Blutbahn gespritzt worden waren. Inzwischen hatte sich der Stoff wohl im ganzen Körper verteilt und war in das Körpergewebe des Mannes eingedrungen ... Und als Erstes würden einzelne vegetative Nervenstränge reagieren. Ja, sie wären

wohl die Ersten. Die Nerven, die solche peripheren Systeme wie die Augenlider kontrollierten ... Jetzt müsste es so weit sein.

Pasternak hielt die Hand vor das Gesicht des Mannes und tat so, als ob er ihm auf die Augen schlagen würde. Kein Blinzeln! Die Lider bewegten sich nicht.

Ja, jetzt begann es.

Der Emir sah, wie sich die Hand seinem Gesicht näherte, aber kurz davor anhielt. Unwillkürlich schloss er die Augen ... Aber die Lider bewegten sich nicht... ***Hä?*** Er versuchte, den Kopf zu heben. Er bewegte sich etwa einen Zentimeter und fiel dann wieder zurück ... ***Was geht hier vor?*** Er befahl seiner rechten Hand, sich zur Faust zu ballen und am Ledergurt zu ziehen. Die Hand hob sich zwar ganz leicht, fiel aber sofort auf die Tischplatte zurück, wobei sich die Finger aus eigenem Antrieb wieder streckten.

Es war, als ob sein Körper nicht mehr ihm gehörte. Was war das? Was war das? Er bewegte die Beine, und tatsächlich befolgten sie den Befehl seines Gehirns, wenn auch nur ein wenig, aber immerhin bewegten sie sich noch, wie es von ihnen erwartet wurde und wie sie es bereits vor dem Beginn seiner Kindheitserinnerungen getan hatten, wenn das

Gehirn ihnen dies befahl. Das hatte für seinen ganzen Körper gegolten. Befiehl deinem Arm, hatte ein ungläubiger Philosoph einst geschrieben, und er wird dir folgen. Befiehl deinem Geist, und er leistet dir Widerstand. Aber jetzt funktionierte sein Geist, und sein Körper tat es nicht. Was war das? Er drehte den Kopf, um sich im Raum umzuschauen. Aber der Kopf bewegte sich nicht, obwohl er es ihm befahl. Das Gleiche galt für seine Augen. Er konnte die weißen Deckenplatten sehen. Er versuchte, seine Augen auf sie zu fokussieren, aber auch diese arbeiteten nicht so, wie sie es eigentlich tun sollten. Sein Körper kam ihm wie der Körper eines Fremden vor. Er konnte ihn fühlen, aber er konnte ihn nicht mehr kontrollieren. Als er seinen Beinen erneut befahl, sich zu bewegen, rührten sie sich nur noch unmerklich, um dann völlig zu erstarren. Starr wie eine Leiche, musste er denken.

Was war das? ***Liege ich im Sterben? Ist das der Tod?*** Aber es war nicht der Tod. Irgendwie wusste er das und …

Zum ersten Mal stieg Angst in ihm auf. Er verstand nicht, was mit ihm gemacht wurde. Er wusste nur, dass es sehr schlimm werden würde.

Für Clark sah es so aus, als ob der Mann gerade einschlafen würde. Sein Körper hatte aufgehört, sich

zu bewegen. Er hatte noch ein paar Reflexe und kleine Verkrampfungen gezeigt, wie man sie auch bei einem Menschen kurz vor dem Einschlafen beobachten konnte, aber dann hatte all das überraschend schnell aufgehört. Das Gesicht war jetzt leer und emotionslos. Jeder Ausdruck von Stärke, Macht und Furchtlosigkeit war verschwunden. Es war das Gesicht einer leblosen Marionette. Das Gesicht einer Leiche. Er hatte in seinem Leben genug Leichen gesehen. Dabei hatte er aber nie an den Verstand hinter dem Gesicht gedacht. Sobald der Tod eintrat, konnte ein menschlicher Körper keine Probleme mehr machen. Er konnte sich also dem nächsten Problem zuwenden und das alte für alle Zukunft abhaken. Clark hatte niemals die Notwendigkeit verspürt, den Körper selbst zu zerstören.

Wenn er starb, war das doch das Ende des Körpers. Insgeheim hätte Clark den Doktor gern gefragt, in was für einem Zustand der Emir war, aber er verzichtete darauf, weil er den Mann nicht stören wollte, der diese seltsame Operation vornahm.

Er konnte seinen ganzen Körper spüren. Alles erschien Saif in kristallener Klarheit. Er konnte kein Glied bewegen, aber er konnte alles spüren. Er konnte fühlen, wie das Blut durch die Adern

strömte. Aber er konnte die Finger nicht bewegen. Was war das nur? Sie hatten ihm seinen Körper gestohlen. Er gehörte ihm nicht mehr. Er war ein Gefangener in einer Zelle, und die Zelle war ... er selbst ...? Vergifteten sie ihn gerade? War dies das Vorspiel seines Todes? Wenn ja, sollte er es dann nicht begrüßen? Würde er dann nicht in wenigen Augenblicken vor Gottes Antlitz stehen? Wenn dem so war, sollte sein Geist doch eigentlich lächeln. Obwohl sein Körper wie tot war - seine Seele lebte noch, und Allah konnte seine Seele jetzt so klar und deutlich sehen wie einen großen Stein auf dem Grund eines glasklaren Sees. Wenn dies der Tod war, würde er ihn als den Höhepunkt seines Lebens begrüßen, als ein Geschenk, das Allah schon so vielen Männern und Frauen gewährt hatte, nämlich SEIN Antlitz zu sehen, wie er selbst es bald tun würde ... ja... Er fühlte, wie die Luft in seine Lungen strömte und ihm die letzten Sekunden eines Lebens schenkte, das ihm diese Ungläubigen gerade raubten. Aber Allah würde sie dafür bitter büßen lassen. Da war er sich sicher. Vollkommen sicher.

Pasternak schaute wieder auf die Uhr. In zwei Minuten würde der letzte Teil beginnen. Er drehte sich um und schaute auf das Reanimationsgerät. Die grüne Kontrolllampe brannte. Dasselbe galt für das Beatmungsgerät. Beide waren einsatzbereit. Er

konnte diesen Bastard also wieder ins Leben zurückholen. Er fragte sich, was wohl Mike darüber denken würde, aber dieser Gedanke war viel zu abgelegen, als dass er sich auf ihn jetzt hätte einlassen können. Was nach dem Tod geschah, war den Lebenden nicht bekannt. Alle würden es eines Tages herausfinden, aber niemand konnte danach zurückkehren und den Lebenden berichten. Das war das große Geheimnis des Lebens, über das die Philosophen und die Religionsstifter nachdachten, eine Frage des Glaubens, aber nicht des Wissens. Nun, der Emir würde zumindest einen kurzen Einblick erhalten. Was würde er sehen? Was würde er erfahren?

»Bald ist es so weit«, verkündete Pasternak den Umstehenden.

Der Emir hörte es und verstand die Worte. Bald würde er vor Gottes Antlitz treten. Bald kam er ins Paradies. Nun, er hatte nicht alles erreicht, wovon er geträumt hatte. Er war nicht zum weltweiten Führer aller Gläubigen geworden, aber er hatte danach gestrebt. Er hatte sein Bestes gegeben, und sein Bestes war sehr, sehr gut gewesen. Aber wohl nicht gut genug. Das war betrüblich, sehr betrüblich. Er hätte noch so viel tun können. Jetzt würde das ein anderer tun müssen. Vielleicht Ahmed? Ein guter

Mann, dieser Ahmed, fromm und gelehrt, gutherzig und glaubensstark. Vielleicht wäre er fähig genug ... Der Emir fühlte die Luft in und aus seiner Lunge strömen. Er fühlte es ganz deutlich. Es war ein wunderbares Gefühl, das Gefühl des Lebens selbst. Wieso hatte er dessen Schönheit und Wunder niemals zuvor so intensiv empfunden? Dann geschah es.

Seine Lunge hörte zu arbeiten auf. Sein Zwerchfell bewegte sich nicht mehr. Seine Lunge bekam keine Luft mehr. Er hatte seit dem Augenblick seiner Geburt geatmet. Es war das erste Lebenszeichen, wenn ein Neugeborenes der Welt durch sein Schreien seine Existenz verkündete. Aber jetzt füllte sich seine Lunge nicht mehr mit Luft. Aus seiner Lunge war jetzt alle Luft verschwunden ... Das war wohl der Tod. Nun, er hatte dem Tod in den letzten dreißig Jahren ständig ins Auge geblickt. Die Russen, die Amerikaner und diejenigen Afghanen, die seine Sicht des Islam und der Welt nicht teilten, wollten ihn töten. Er hatte dem Tod viele, viele Male ins Gesicht gesehen, so oft, dass er für ihn jeden Schrecken verloren hatte. Ihn erwartete ja das Paradies. Er versuchte, die Augen zu schließen, um sein Schicksal anzunehmen, aber seine Augen wollten sich nicht schließen. Er sah immer noch die Deckenplatten über seinem Kopf, weiße Rechtecke,

die blicklos auf ihn herunterstarrten. Das war der Tod? Das war es also, was alle Menschen fürchteten? Was für ein seltsamer Vorgang, registrierte sein Geist, nicht mit Gleichmut, sondern mit Verwirrung darauf zu warten, dass es endgültig dunkel wurde. Sein Herz schlug weiterhin unbeirrt. Er konnte es spüren, wie es sich bewegte, wie es Blut durch seinen Körper pumpte und ihn dadurch am Leben und bei Bewusstsein hielt. Zwar würde das alles bald zu Ende sein, aber jetzt war es noch ganz gegenwärtig. Wann würde er endlich ins Paradies gelangen?, begann er sich zu fragen. Wann würde er Allahs Antlitz sehen?

»Die Atmung hörte nach genau drei Minuten und sechzehn Sekunden auf«, stellte Pasternak fest. Chavez notierte das auf der Karte. Der Doktor griff nach der Beatmungsmaske und vergewisserte sich, dass sie funktionierte. Er drückte auf den Knopf auf der Maske und hörte das mechanische Geräusch, das das Einströmen der Luft in die Maske erzeugte. Dann holte er die Paddel vom Reanimationsgerät und presste sie gegen die Brust des Emirs. Dabei beobachtete er die EKG-Anzeigen auf dem kleinen Computerbildschirm. Er sah einen normalen Sinusrhythmus.

Das würde nicht mehr lange so bleiben.

Der Emir hörte um sich herum seltsame Geräusche

und hatte seltsame Empfindungen, war jedoch nicht mehr fähig, mit seinen unverwandt auf die weißen Deckenplatten starrenden Augen nach der Ursache dieser Geräusche zu suchen. Aber sein Herz schlug noch. ***So sieht also der Tod aus,*** schoss ihm durch den Kopf. Hatte Tariq bei seinem Tod etwas Ähnliches empfunden? Er hatte seinen Herrn im Stich gelassen, aber wahrscheinlich nicht aus Feigheit oder Nachlässigkeit, sondern weil der Feind zu geschickt und raffiniert gewesen war. Das war nicht zu ändern, und zweifellos war Tariq voller Scham über das Scheitern seiner Lebensaufgabe gestorben. Und so war er sich sicher, dass Tariq im Paradies war und sich jetzt vielleicht mit den Jungfrauen vergnügte, falls diese Geschichte denn stimmen sollte. Wahrscheinlich tat sie das nicht, wie der Emir sehr wohl wusste. Im Koran stand das zumindest nicht. Allahs Gunst und Gnade würden sie genießen, da war er sich sicher. Und das war allemal genug.

In seiner Brust spürte er jetzt plötzlich einen stechenden Schmerz. Er wusste nicht, dass kein Sauerstoff mehr in sein System gelangte, seitdem seine Atmung aufgehört hatte. Sein Herz, ein kräftiger Muskel, brauchte jedoch eine Menge Sauerstoff, um zu funktionieren. Als es keinen mehr bekam, litt darunter vor allem das Herz-

muskelgewebe - und das würde schon bald absterben.

Das Herz war voller Nerven, die den Sauerstoffmangel als Schmerz an das weiterhin funktionierende Gehirn meldeten. Es waren wirklich grausame Schmerzen, die grausamsten, die sich ein Mensch überhaupt vorstellen konnte.

So weit war es zwar noch nicht, aber es würde bald so weit sein ...

Sein Gesicht spiegelte diesen Prozess natürlich nicht wider. Die peripheren motorischen Nerven waren alle bereits tot, zumindest vollkommen lahmgelegt, wie Pasternak wusste. Aber das Schmerzempfinden würde bis zum Ende funktionieren. Vielleicht hätte man das sogar mit einem Elektroenzephalogramm messen können. Dabei hätte man aber nur die Spuren schwarzer Tinte auf weißem Endlospapier sehen können und nichts von der entsetzlichen Agonie wahrgenommen, die sich hinter diesen Messwerten verbarg.

»Okay«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Es fängt an. Wir geben ihm noch eine Minute oder etwas mehr.«

Gefangen in seinem **gelähmten** Körper, war Saif diesen Schmerzen hilflos **ausgeliefert.** Nachdem sie **ganz** schwach **angefangen hatten, wurden**

sie schnell immer **stärker.** Er hatte das Gefühl, jemand würde ihm das Herz aus der Brust reißen wie nasses Papier aus einem zerstörten Buch und dabei alle Herzgefäße durchtrennen. Aber es war **kein** Papier. Es war sein Herz, das Zentrum seines Körpers, das **Organ,** das ihm erst das Leben ermöglichte. Jetzt schien es in Brand zu geraten. Es brannte wie ein loderndes Feuer, es brannte, brannte, brannte ... Seine ganze Brust stand in Flammen. Sein Herz verbrannte bei lebendigem Leib **und** vollem Bewusstsein. Es schlug nicht mehr, es schickte kein Blut mehr durch seinen Körper, aber es brannte wie trockenes Holz, wie Benzin, wie Papier, es brannte, brannte ... Es verbrannte, während er noch am Leben war. Wenn dies der Tod war, dann war der Tod etwas Schreckliches, ging ihm durch den Kopf... das Allerschrecklichste. Oft genug hatte er diese Qual anderen zugefügt. Er hatte russische Soldaten erschossen, alles Ungläubige zwar, aber er hatte doch ihr Leben beendet und sie etwas Derartiges durchmachen lassen ... Und hatte er es nicht auch genossen? Tatsächlich hatte ihn das Töten fasziniert. Aber war das wirklich Allahs Wille?

Die Schmerzen wurden immer stärker und schließlich unerträglich. Aber er musste sie ertragen. Er konnte ihnen nicht entfliehen und nicht einmal laut zu Allah beten, ihn endlich zu erlösen.

Die Schmerzen ließen sich nicht verdrängen. Sie waren da. Sie wurden zu seiner einzigen Realität. Sie überwältigten sein Bewusstsein. Außer ihnen gab es jetzt nichts mehr. Mitten in seinem Körper war ein Feuer ausgebrochen und verbrannte ihn von innen nach außen. Eine so schreckliche Erfahrung hatte bisher außerhalb seiner Vorstellungskraft gelegen. Sollte der Tod denn nicht eigentlich eine schnelle Angelegenheit sein? War Allah denn nicht barmherzig in allen Dingen? Warum ließ es Allah dann zu, dass man ihm solche Qualen bereitete? In seinem Kampf gegen die Schmerzen wollte er die Zähne zusammenbeißen. Er wollte, er musste laut schreien, um etwas gegen die Agonie zu unternehmen, die in seinem Körper wütete.

Aber sein Körper gehorchte ihm nicht. Der Schmerz war jetzt die einzige Wirklichkeit. Alles, was er sehen und hören und fühlen konnte, war Schmerz. Selbst Allah der Herr war Schmerz …

Allah tat ihm das an. Wenn alles auf dieser Welt Gottes Wille war, waren es dann auch diese Schmerzen? Warum ließ er das zu? War Allah nicht der Gott des unendlichen Erbarmens? Wo zum Teufel blieb denn jetzt sein Erbarmen? Hatte ihn Allah verlassen? ***Warum?***

Warum? WARUM?

Dann driftete sein Geist in die Bewusstlosigkeit ab.

Nur noch ein letzter schrecklicher Schmerz schickte ihn auf den Weg ins Nichts.

Auf der EKG-Anzeige tauchten die ersten Unregelmäßigkeiten **auf.** Pasternak wurde **aufmerksam.** Normalerweise war es im OP seine Aufgabe als Narkosearzt, die Lebensfunktionen des Patienten genau zu überwachen. Dies schloss natürlich auch das EKG-Gerät mit ein. Tatsächlich war er zugleich ein fähiger Kardiologe. Jetzt musste er also genau aufpassen. Sie wollten diesen elenden Schurken ja nicht umbringen, obwohl er dies ein wenig bedauerte. Er hätte ihm einen Tod bereiten können, wie ihn noch wenige Menschen erleiden mussten, und dies wäre nur eine gerechte Strafe für alle seine Verbrechen gewesen. Aber er war Arzt und kein Henker, sagte sich Pasternak und holte sich selbst vom gefährlichen, tödlichen Rand eines inneren Abgrunds zurück. Nein, sie mussten auch diesen Kerl wieder zurückholen. Er griff also nach der Beatmungsmaske. Der »Patient«, wie er ihn im Stillen nannte, war ohnmächtig geworden. Er presste die Maske auf dessen Gesicht und drückte auf den Knopf. Sofort pumpte das Gerät Luft in die schlaffen, zusammengefallenen Lungen. Pasternak schaute auf.

»Okay, halten Sie den Zeitpunkt fest. Wir beatmen

ihn von nun an. Der Patient ist im Moment ohnmächtig, und wir leiten jetzt Luft in seine Lungen. Das sollte etwa drei bis vier Minuten dauern. Könnte jemand von Ihnen hierherkommen?«

Chavez, der am nächsten stand, trat an den provisorischen Operationstisch heran.

»Halten Sie ihm diese Paddel an die Brust.«

Ding tat wie geheißen und schaute auf die EKG-Anzeige. Die Linienschwankungen hatten sich inzwischen beruhigt und waren von regelmäßigen Kurven abgelöst worden, die allerdings noch nicht im Sinusrhythmus verliefen. Seine Frau hätte das wahrscheinlich sofort erkannt, aber für ihn waren das nur rätselhafte Anzeigen auf einem Bildschirm. Links von ihm drückte Dr. Pasternak in einem regelmäßigen Abstand von etwa acht oder neun Sekunden auf den Knopf des Beatmungsgeräts. »Wie steht's, Doc?«, fragte Chavez.

»Sein Herz hat sich beruhigt, da es wieder mit Sauerstoff versorgt wird. Das Succinylcholin ist in ein paar Minuten abgebaut. Wenn Sie sehen, dass er seinen Körper wieder bewegt, ist es fast vorbei. Ich werde ihn noch etwa vier Minuten beatmen«, berichtete der Doc.

»Was hat er durchgemacht?«

»Hoffentlich erfahren Sie das niemals selbst. Wir

haben bei ihm einen schweren Herzanfall ausgelöst. Die Schmerzen müssen schlimm, und ich meine sehr, sehr schlimm, gewesen sein. Zweifellos eine entsetzliche Erfahrung. In ein paar Minuten werden wir wissen, wie er darauf reagiert, aber er hat auf jeden Fall etwas durchgemacht, das niemand noch einmal erleben möchte. Er glaubt wahrscheinlich, er habe in die tiefsten Tiefen der Hölle geschaut. Also, was das bei ihm bewirkt hat, werden wir in wenigen Minuten sehen.«

Nach vier Minuten und dreißig Sekunden bewegte der Emir zum ersten Mal wieder die Beine. Dr. Pasternak schaute auf die EKG-Anzeige auf dem Reanimationsgerät und entspannte sich. Das Succinylcholin hatte seine Gewalt über den Emir verloren. Seine Muskeln standen jetzt wieder unter der Kontrolle seiner Nerven, so wie es sein sollte.

»Er wird noch ein paar Minuten bewusstlos sein, bis sein Gehirn wieder mit sauerstoffreichem Blut versorgt wird«, erklärte der Anästhesist. »Wir lassen ihn ganz normal aufwachen, und dann können wir mit ihm reden.«

»In welcher geistigen Verfassung wird er sein?«, fragte Chavez, der noch nie etwas gesehen hatte, was dieser Sache hier auch nur geähnelt hätte.

»Möglicherweise ist er weiterhin starrköpfig und

widerspenstig, aber das glaube ich eher nicht. Er hat Schmerzen erduldet, im Vergleich zu denen Geburtswehen leichte Bauchschmerzen sind. Ich kann jedoch nur darüber spekulieren, wie schrecklich es für ihn war. Ich kenne keinen, der so etwas schon einmal durchgemacht hätte — nun, vielleicht Leute, die einen schweren Herzanfall hatten, aber die erinnern sich meist nicht an die tatsächliche Schmerzstärke. Das Gehirn funktioniert nicht so. Es löscht große Schmerzen im Rahmen eines Selbstschutzmechanismus aus. Aber nicht bei dieser medizinisch kontrollierten Behandlung. Er wird sich, wenn schon nicht an die Schmerzen, so doch an die ganze Erfahrung erinnern. Wenn ihm diese Erfahrung nicht mehr Angst gemacht hat als alles, was er jemals zuvor erlebt hat, müsste er ein John Wayne auf Speed sein. Aber solche Menschen gibt es in der wirklichen Welt wohl kaum. Allerdings gilt es da noch seine religiösen Überzeugungen zu bedenken. Die könnten weiterhin sehr stark sein. Wie stark, werden wir sehen. Aber wenn er uns jetzt noch Widerstand leisten sollte, wäre ich wirklich sehr überrascht.«

»Wenn es so wäre, könnten wir dann die Behandlung wiederholen?«, fragte Clark.

Pasternak drehte sich zu ihm um. »Ja, das können wir, und zwar mehrmals. Ich habe von Leuten an

der Columbia-Universität gehört, dass die ostdeutsche Stasi diese Technik beim Verhör von politischen Gefangenen und Spionen eingesetzt hat, und zwar immer erfolgreich. Irgendwann haben sie damit aufgehört, ich weiß allerdings nicht, warum. Vielleicht bekamen sie irgendwann Skrupel. Die Methode könnte schließlich aus dem Lehrplan der Josef Mengele-Medizinhochschule stammen.«

»Wie fühlen Sie sich, Rieh?«, fragte Hendley.

»Mir geht es gut. Ihm wahrscheinlich weniger.« Der Doc machte eine Pause. »Werden sie diesen Burschen zuletzt doch noch liquidieren?«

»Das kommt darauf an, wer ihn am Ende bekommt«, antwortete Hendley. »Wenn es das FBI ist, wird ihm ein Bundesgericht den Prozess machen, und dann wird er nach einem ordentlichen Verfahren im Bundesgefängnis von Terre Haute, Indiana, in der Todeszelle landen. Aber das braucht dann nicht mehr unsere Sorge zu sein.«

Was er gerade durchmachen musste, war um einiges schlimmer als das, dachte Pasternak, ohne es laut auszusprechen. Er hatte zwar sein Gewissen unter Kontrolle, aber leise meldete es sich eben doch. Doch die Leiche seines Bruders wurde nie geborgen wie so viele, die in den Trümmern des World Trade Center restlos zerstört worden waren. Er hatte nicht einmal ein Grab, das

er mit Mikes Kindern hätte besuchen können. Und dieser Bastard war daran schuld. Also befahl Rieh Pasternak seinem Gewissen zu schweigen.

»Wie heißt dieser Kerl mit vollem Namen?«, fragte Pasternak.

Dieses Mal übernahm Clark die Antwort. »Saif Rahman Yasin. Er ist Kind Nummer einundfünfzig seines Vaters, eines Mannes von offensichtlich großer Tatkraft und Stärke. Sein Dad war auch ein enger Vertrauter der saudischen Königsfamilie.«

»Oh? Das wusste ich nicht.«

»Er hasst die saudische Königsfamilie mehr als Israel«, erklärte Clark. »Sie versuchten, ihn vor etwa sechs Jahren aus dem Verkehr zu ziehen, aber sie vermasselten die Operation. Er hasst sie angeblich wegen ihrer Korruption. Es stimmt wohl, dass dort etwas - tatsächlich ist es ein riesiger Haufen - Geld von einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Familien kontrolliert wird, aber im Vergleich zu Washington ist es dort gar nicht so schlimm. Ich war dort. Ich habe in den Achtzigerjahren die Sprache gelernt. Die Saudis, die ich dort kennengelernt habe, waren ziemlich gute Leute. Ihre Religion unterscheidet sich von der meinen, aber verdammt, das gilt auch für die Baptisten. Die Saudis hassen diesen Schurken mehr als wir, ob Sie es nun glauben oder nicht. Sie würden ihn liebend gern auf den

Richtplatz in Riad schleppen und ihm dort den Kopf abschlagen. Für sie hat er auf ihr Land, ihren König und ihre Religion gespuckt. Er hat also ihre drei höchsten Güter beleidigt. Doc, die Saudis sind zwar nicht wie wir, aber das gilt auch für die Briten, okay? Dort habe ich ja auch gelebt.«

»Was sollten wir Ihrer Meinung nach mit ihm machen?«

»Auf meiner Gehaltsstufe hat man dazu keine Meinung zu haben, Sir. Wenn wir ihn jedoch töten, sollten wir das in aller Öffentlichkeit tun, zum Beispiel in der Halbzeitpause des Super Bowl mit Zeitlupenwiederholung und kommentiert von den anwesenden Fernsehgrößen. Aber es geht hier ja um weit mehr. Er ist eine Figur der Politik, deshalb würde seine Exekution zu einem politischen Akt werden. Und das verändert mal wieder alles«, schloss Clark seine kleine Rede. Er hatte keinerlei politische Instinkte und fand das auch gut so. Seine Weltsicht war sehr einfach: Wer einen Mord begeht, soll dafür mit dem Leben bezahlen. Das war nicht sonderlich »feinfühlig«, aber es hatte doch früher ganz gut funktioniert. Das Rechtssystem hatte überhaupt viel besser funktioniert, bevor die Anwälte das Land quasi übernommen hatten. Aber da gab es keinen Weg zurück, und er selbst konnte ganz gewiss nichts dagegen tun. Clark bildete sich

nicht ein, die Welt regieren zu können. Dies hätte auch seine Geisteskräfte überfordert, wie er sehr wohl wusste. »Doc, war das, was Sie vorhin mit ihm angestellt haben, wirklich so schlimm?«

»Schlimmer als alles, was man einem Menschen antun kann, wenn man ihn nicht vollends ins Jenseits befördert. Mein Wissen darüber ist natürlich rein theoretisch, aber über eines bin ich mir sicher: Ich möchte so etwas um keinen Preis der Welt jemals durchmachen müssen.«

Clark fiel ein Kerl namens Billy und dessen längerer Aufenthalt in Clarks Druckkammer ein. Er erinnerte sich, wie er mit eiskaltem Herzen diesen schmutzigen Vergewaltiger gefoltert hatte und wie dies sein Gewissen kein bisschen geplagt hatte. Auch im Nachhinein hatte er deswegen niemals Gewissensbisse verspürt. Er hatte ihn dann noch lebend auf einem Acker in Virginia liegen lassen. Später kam er ins Krankenhaus und wurde vergeblich eine Woche lang behandelt, bevor das Barotrauma seinem elenden Leben ein Ende setzte. Gelegentlich, aber nicht sehr oft, fragte sich ein Teil von Clark, ob es Billy in der Hölle wohl gefiel.

Also das hier soll schlimmer gewesen sein? ***Verdammt.***

Pasternak betrachtete seinen »Patienten« und bemerkte, dass dessen Augenlider zuckten. Okay, er

war auf dem Weg zurück. ***Gut. Irgendwie zumindest.***

Clark ging zu Hendley hinüber und fragte: »Wer soll ihn nachher verhören?«

»Erst einmal Jerry Rounds.«

»Soll ich ihn dabei unterstützen?«

»Es wäre wahrscheinlich eine gute Idee, wenn wir alle hier drin blieben. Das würde ihn bestimmt beeindrucken. Am besten wäre es, wenn wir einen Psychiater dabeihätten oder noch besser einen islamischen Theologen. Aber das haben wir eben nicht. Wir hier sind eben nur geistige Fußsoldaten, stimmt's?«

»Wie man's nimmt! Langley hätte gar nicht den Mumm gehabt, das zu tun, was wir eben getan haben, zumindest nicht ohne ein paar Advokaten zu konsultieren und die Reporter von der ***Washington Post*** einzuladen. Das mag ich an dieser Organisation: Es gibt keine Lecks, nichts dringt nach draußen.«

»Ich würde das gern mit Jack Ryan senior besprechen. Er ist zwar kein Seelenklempner, aber er hat gute Instinkte. Leider kann ich das nicht tun. Sie wissen ja, weshalb.«

Clark nickte. Er kannte den Grund. Auch Jack Ryan sr. litt gelegentlich unter Gewissensbissen. Jeder hatte eben seine Schwächen.

Hendley ging zu einem Telefon und tippte ein paar Zahlen ein. Zwei Minuten später betrat Jerry Rounds den Raum. »Nun?«, fragte er.

»Unser Gast hatte einen schlechten Morgen«, erklärte Hendley. »Jetzt müssen wir mit ihm sprechen. Das ist Ihr Job, Jerry.«

»Er scheint noch bewusstlos zu sein«, bemerkte Rounds.

»Noch ein paar Minuten«, erklärte Pasternak. »Dann ist er wieder bei uns«, versprach der Arzt.

»Herr im Himmel, ganz schön viele Leute in diesem kleinen Raum«, meinte Rounds als Nächstes. Tatsächlich waren mehr Leute als bei den gewöhnlichen Einsatztreffen da. Dominic stellte jetzt eine Videokamera auf einem Stativ auf. Um die Werkbank herum drapierten sie die Abdeckplanen, die sie am Abend zuvor mit Klebeband zusammengefügt hatten, sodass man den Raum hinterher nicht mehr identifizieren konnte. Dominic drückte jetzt auf den Aufnahmeknopf der Kamera. Hendley verkündete aus dem Off Uhrzeit und Datum. Natürlich würde Gavin Biery später Hendleys Stimme digital bis zur Unkenntlichkeit verändern. Dominic spielte die Sequenz noch einmal ab und verkündete dann, dass man mit der Aufnahme beginnen könne.

»Wie war's mit einem Psychospielchen?«, flüsterte

Rounds vor sich hin.

»Warum nicht?«, entgegnete Clark, der direkt neben ihm stand und die Bemerkung gehört hatte. »Für das hier gibt es keine Regeln, Jerry.«

»Stimmt.« Wieder einmal hatte Clark den Nagel auf den Kopf getroffen, stellte der Analysechef fest.

Clark fragte sich, ob jetzt jeder Cowboykleidung mit Jeans, einem Patronengurt und einem riesigen Hut anziehen sollte, damit sie in dieser Verkleidung das Psychospiel mit Saif besser spielen konnten. Aber es war wahrscheinlich besser, es ganz einfach anzugehen. Wenn man zu viel über etwas nachdachte, wurde alles nur noch komplizierter und führte am Ende zu nichts. Einfach war immer besser. Zumindest fast immer.

Clark trat an den Tisch heran. Er sah, dass sich Saif jetzt im Schlaf regte und bewegte. Er war offensichtlich kurz vor dem Aufwachen. Würde er sich wundern, dass er noch lebte?, fragte sich Clark. Würde er glauben, er sei in der Hölle? Denn das Paradies war dieser Schuppen ganz bestimmt nicht. Er musterte Saifs Gesicht. Dort waren jetzt kleine Muskelbewegungen festzustellen. Er war drauf und dran, wieder in diese Welt einzutreten. Clark entschloss sich, an seinem exponierten Beobachterplatz zu bleiben.

»John?« Das war Chavez.

»Ja, Ding?«

»Meinst du, es war wirklich so schlimm?«

»Unvorstellbar schlimm, hat der Doc gesagt. Und er ist der Fachmann.«

»Jesus.«

»Das war der falsche Gott, Mann«, sagte Clark. »Er hofft wahrscheinlich, Allah zu sehen - oder den Teufel.« ***Vielleicht könnte ich den Teufel spielen,*** dachte Jack. Er schaute sich um. Jerry Rounds fühlte sich offensichtlich nicht wohl in seiner Haut. Hendley hatte ihm eine Aufgabe übertragen, die die Kompetenz aller in diesem Raum überstieg. Kein Wunder, dass er ziemlich angespannt wirkte, dachte John.

Jetzt erwischte es auch Clark. ***Oh, scheiße,*** dachte er. Was sollte er diesem Bastard denn sagen? Das war ein Job für Psychiater. Oder einen islamischen Theologen wie nannte man die noch gleich? Jedenfalls jemand, der sich im Islam viel besser auskannte als er.

Aber war dieser Kerl überhaupt ein echter Muslim? Oder war er nicht eher ein Möchtegern-Politiker? Wusste er selbst überhaupt, was er war? Ab welchem Punkt wurde ein Mann zu dem, wozu er sich selbst erklärt hatte? Das waren komplizierte Fragen. Zu kompliziert für Clark. Die Lider des Mannes zuckten wieder. Dann öffnete er die Augen.

Clark konnte direkt in sie hineinschauen.

»Ist doch schön, wieder atmen zu können, nicht wahr?«, fragte Clark. Der Mann antwortete nicht, aber sein Gesicht zeigte seine Verwirrung. »Hallo, Saif. Willkommen zurück!«

»Wer sind Sie?«, fragte der Emir leicht benommen.

»Ich arbeite für die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika.«

»Was haben Sie mit mir gemacht?«

»Wir haben bei Ihnen einen Herzanfall ausgelöst und Sie dann wieder zurückgeholt. Man hat mir versichert, das sei eine äußerst schmerzhafte Prozedur.«

Wieder bekam Clark keine Antwort, aber er konnte das Angstflimmern in den Augen des Emirs erkennen.

»Eines sollten Sie wissen: Was Sie gerade durchgemacht haben, können wir jederzeit wiederholen - unbeschränkt und ohne Langzeitschäden. Wenn Sie nicht mit uns kooperieren, wird Ihr Leben nur noch aus einer Abfolge von Herzinfarkten bestehen.«

»Das können Sie nicht machen. Sie haben ...«

»Kein Recht dazu? Gesetze? Solange es nötig ist, gibt es hier nur Sie, mich und die Spritze. Wenn Sie mir nicht glauben, kann ich innerhalb von zwei Minuten den Doktor holen. Und jetzt müssen Sie

sich entscheiden.«

Der Entscheidungsprozess des Emirs dauerte weniger als drei Sekunden. »Stellen Sie Ihre Fragen.«

Clark und Rounds merkten schnell, dass ihr Gespräch mit dem Mann, der einst als Emir bekannt gewesen war, weniger ein Verhör als eine freundliche Nachbesprechung zu einem Einsatz werden würde. Saif hatte sich offensichtlich Clarks Warnung zu Herzen genommen.

Die erste Sitzung dauerte zwei Stunden und behandelte alles vom Banalen bis zum Bedeutsamen. Sie stellten ihm Fragen, deren Antworten sie bereits kannten, und versuchten gleichzeitig, alles zu erfahren, was sie noch nicht über ihn wussten: Wie lange war er schon in Amerika? Wo und wann hatte er sich einer plastischen Gesichtsoperation unterzogen? Wie war er aus Pakistan hierhergekommen? Hatte er das Haus in Las Vegas durch einen Mittelsmann gekauft? Wie hoch war das Operationsbudget des URC? Wo hatten sie ihre Bankkonten? Wie sah die Organisationsstruktur des URC aus? Wo lagen die Hauptquartiere der einzelnen Zellen? Gab es Schläferagenten? Was waren ihre strategischen Ziele?

Und so ging es bis zum frühen Abend weiter, bis Hendley der Sache ein vorläufiges Ende setzte. Am

nächsten Morgen versammelte sich die ganze Gruppe in der Küche des Haupthauses, um die bisherigen Ereignisse und die Planungen für diesen Tag zu besprechen. Ihre Zeit sei begrenzt, erklärte Hendley. Wie auch immer die Einzelnen hier am Tisch darüber denken mochten - der Emir gehöre nicht dem Campus, und sie hätten nicht das Recht, Selbstjustiz zu üben. Der Mann gehöre dem amerikanischen Volk. Deshalb müsse er nach den Gesetzen des Landes vor Gericht gestellt werden. Außerdem gebe es da noch etwas zu bedenken. Wenn Saif einmal in den Händen des FBI war, würde es wohl Monate und Jahre dauern, bis der auch noch das letzte Tröpfchen Information abgeschöpft haben würde. In der Zwischenzeit könnte der Campus aus dem Nutzen ziehen, was der Emir bisher enthüllt hatte. Sie hätten jetzt bereits eine Menge Spuren zu verfolgen und so viele Informationen, dass sie diese bestimmt acht Monate bis ein Jahr auf Trab halten würden.

»Noch eine letzte Sache sollten wir meiner Meinung nach aus ihm herausholen«, sagte Jack Ryan jr.

»Und was wäre das?«, fragte Rounds.

»Warum hat er das alles getan? Das Denken dieses Kerls ist äußerst komplex und mehrdimensional. Alle diese Puzzleteile von Lotus - Yucca Mountain,

die ***Losan,*** die Anschläge im Mittleren Westen … Waren das einfach nur Terrorakte, oder ging es dabei um etwas Größeres? Es muss doch um mehr gehen als um einen 11. September in Potenz, oder?«

Clark legte nachdenklich den Kopf schief und schaute Hendley an. Der sagte nach einer kurzen Pause nur: »Verdammt gute Frage.«

Kurz vor Mittag hatten sie alles, was sie wollten. Jetzt begannen sie sich mit der kniffligen Frage zu beschäftigen, auf welchem Weg man Saif dem FBI überstellen könnte. So symbolhaft und optisch eindrucksvoll es gewesen wäre, den Emir wie ein Weihnachtsgeschenk zu verpacken und ihn dann vor dem Eingang des Hoover Building aus einem fahrenden Auto zu werfen, das kam natürlich nicht infrage. Der Campus bewegte sich bereits seit Wochen auf der feinen Linie zwischen zwei gegensätzlichen Anliegen. Einerseits wollte er weiterhin im Schatten bleiben, wie es seine Operationsstruktur erforderte. Andererseits hatte er immer wieder offizielle Stellen der US-Regierung auf bestimmte Dinge und Personen aufmerksam gemacht und machen müssen.

Es stellte sich also jetzt die Frage, wie sie den meistgesuchten Terroristen der Welt ausliefern könnten, ohne ihre Tarnung zu gefährden. Am Ende

fand Dominic Caruso die richtige Lösung, indem er auf einen Grundsatz zurückgriff, den ihm Brian einst beigebracht hatte.

»KISS«, sagte er plötzlich. ***»Keep it simple, stupid.*** Mach's so einfach wie möglich, Dummkopf.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Hendley.

»Wir machen uns viel zu viele Gedanken. Dabei kennen wir doch bereits den Mann, der für diese Aufgabe ideal geeignet ist: Gus Werner. Er hat mich zum Campus gebracht, und er arbeitet eng mit Dan Murray, dem FBI-Direktor, zusammen.«

»Das ist ein verdammt großer geschenkter Gaul, Dom«, sagte Chavez. »Meinst du, er macht da mit? Oder besser gefragt: Glaubst du, dass er das durchziehen kann, ohne verraten zu müssen, wo er den Gaul herhat?«

»Wie könnte das ablaufen?«, fragte Jack.

»Er würde sofort verhaftet und an einen sehr sicheren Ort gebracht werden. Man liest ihm seine Rechte vor, bietet ihm einen Anwalt an und führt ein erstes Verhör. Man zieht einen US-Bundesstaatsanwalt hinzu. Dann informiert man den Justizminister, und der teilt es dem Präsidenten mit. Danach wird der Schnellball immer größer. Die Presse wird informiert und fängt an, darüber zu berichten, und wir lehnen uns zurück und schauen

dem Spektakel zu. Sehen Sie, Gus weiß, wie wir arbeiten, und er weiß, wie das FBI arbeitet. Wenn jemand das durchziehen kann, dann er.«

Hendley dachte kurze Zeit darüber nach, dann nickte er. »Rufen Sie ihn an.«

Im Hoover Building klingelte Gus Werners Telefon. Es war seine Privatleitung, zu der nur wenige Leute Zugang hatten. »Werner.«

»Hier ist Dominic Caruso, Mr. Werner. Hätten Sie heute Nachmittag ein paar Minuten für mich Zeit? Sagen wir, so etwa zwanzig Minuten?«

»Mhm, sicher. Wann?«

»Jetzt.«

»Okay, kommen Sie vorbei.«

Dominic parkte einen **Block** vom Hoover Building entfernt. In der Hauptlobby zeigte er dem diensthabenden Wachmann seinen FBI-Ausweis. Dies erlaubte es ihm, die Metalldetektoren zu umgehen. FBI-Agenten trugen immer eine Waffe. Tatsächlich hatte Dominic seine jedoch zu seiner Überraschung ausnahmsweise auf seinem Schreibtisch vergessen.

Augustus Werners Büro lag im obersten Stock. Das und seine eigene Privatsekretärin wiesen ihn als stellvertretenden Direktor des FBI aus. Nur ein paar Türen entfernt lag das noch größere Büro des

Direktors Dan Murray. Dominic meldete sich bei der Sekretärin an, und sie führte ihn sofort in das Büro ihres Chefs. Er nahm vor dessen Schreibtisch Platz. Auf seiner Uhr war es genau 13.30 Uhr.

»Okay, Dominic, was kann ich für Sie tun?«, fragte Werner.

»Ich möchte Ihnen ein Angebot machen.«

»Was für ein Angebot?«

»Wollen Sie den Emir haben?«, fragte Dominic Caruso.

»Wie bitte?«

Dominic wiederholte die Frage.

»Selbstverständlich.« Werners Gesichtsausdruck schien dagegen sagen zu wollen: ***Und wann kommt die Pointe?***

»Heute Abend, im Tysons Corner-Einkaufszentrum. Auf dem obersten Parkdeck, sagen wir um 21.15 Uhr. Kommen Sie allein. Ihre gewöhnliche Eskorte soll auf jeden Fall so weit wegbleiben, dass sie die Übergabe nicht beobachten kann. Ich werde Ihnen den Emir persönlich übergeben.«

»Haben Sie ihn tatsächlich geschnappt?«

»Ja.«

»Wie zum Teufel haben Sie das geschafft?«

»Das behalten wir für uns. Wir haben ihn, und Sie können ihn bekommen. Sie müssen uns nur aus

dem Spiel lassen.«

»Das wird schwer.«

»Ist aber nicht unmöglich.« Dominic lächelte. »Nein, ist nicht unmöglich.«

»Ein anonymer Hinweis, ein Zufall, eine unerwartete Fügung, Sie haben die Wahl.«

»In Ordnung … Ich muss das aber erst mit dem Direktor besprechen.«

»Das verstehe ich.«

»Bleiben Sie in der Nähe des Telefons. Ich melde mich.«

Wie jeder es erwartet hatte, kam der Anruf bereits nach kurzer Zeit, nach 90 Minuten, um genau zu sein. Termin und Ort der Übergabe wurden bestätigt. Um 20.30 Uhr brachen sie auf. Dominic und Clark gingen zur Werkstatt hinüber. Dort untersuchte Pasternak unter dem wachsamen Auge und der drohenden Glock von Domingo Chavez den Emir zum letzten Mal.

»Ist er transportfähig, Doc?«, fragte Dominic Caruso.

»Ja. Aber denken Sie an seine Schussverletzung.«

»Machen wir.«

Clark und Domingo stellten Saif auf. Dominic legte ihm Handschellen an. Als Nächstes wickelte er ihm eine elastische ACE-Bandage ein halbes Dutzend Mal um den Kopf. Eine bessere Augenbinde ließ sich

nicht finden. Danach fasste ihn Clark am Arm und führte ihn aus der Werkstatt hinaus über den Hof und durch die Hintertür in die Garage. Dort standen Hendley, Rounds, Granger und Jack neben dem SUV. Niemand sagte ein Wort, als Dominic die hintere Beifahrertür öffnete und Saif hineinhalf. Clark setzte sich neben ihn. Dominic übernahm das Steuer und fuhr los. Zuerst ging es über die US 29 zur Washingtoner Ringautobahn und danach nach Westen ins nördliche Virginia. Zur Abwechslung überschritt Dominic auf dieser Fahrt nicht ein einziges Mal die Geschwindigkeitsbegrenzung. Obwohl sein FBI-Ausweis eine Art Freibrief war, wollte er an diesem Abend um keinen Preis auffallen. Hinter der American Legion-Brücke ging es scharf nach links. Nach weiteren 20 Minuten nahm Dominic die Ausfahrt nach Tysons Corner. Es herrschte ein reger Gegenverkehr aus Richtung des Einkaufszentrums. Es war jetzt 21.25 Uhr. Am Shopping Center angekommen, fuhr er die südliche Auffahrtsrampe bis zum obersten Parkdeck hinauf.

Dort drüben, dachte Dominic. Tatsächlich stand da ein typisches FBI-Auto, ein neuer Ford Crown Victoria mit einer Extrafunkantenne. Er näherte sich ihm bis auf zehn Meter und hielt an. Die Fahrertür des Fords öffnete sich. Es war Gus Werner im gewohnten Büroanzug. Dominic stieg

aus und ging zu ihm hinüber.

»Haben Sie ihn dabei?«, fragte Werner.

»Ja, Sir«, antwortete Dominic. »Er sieht jetzt jedoch ein wenig anders aus. Er hat seine Haut etwas aufgehellt, und zwar damit.« Er reichte ihm eine halb leere Tube Benoquin-Hautaufheller, die er aus dem Haus in Las Vegas mitgenommen hatte. »Außerdem hat er sich in Schweden das Gesicht operativ verändern lassen, wie er uns berichtet hat. Ich hole ihn.«

Dominic ging zum Suburban zurück, öffnete die hintere Beifahrertür und half Yasin heraus. Dann schlug er die Tür wieder zu und führte ihn zu Werner hinüber.

»Er muss medizinisch vesorgt werden - eine Schusswunde im Schenkel. Abgesehen davon ist er hundertprozentig gesund. Er hat allerdings in letzter Zeit nicht viel gegessen. Er könnte Hunger haben. Bringen Sie ihn zur D. C. Field Division?«

»Ja.«

»Also, Sir, jetzt gehört er Ihnen.«

»Dominic, eines Tages müssen Sie mir die ganze Geschichte erzählen.«

»Eines Tages vielleicht, Sir, aber nicht heute Abend.«

»Akzeptiert.«

»Noch etwas: Sie sollten ihn zuerst zu den

Attentaten im Mittelwesten befragen. Und fragen Sie ihn nach den Schläfern.«

»Weshalb?«

»Ich glaube, er versucht da ein wenig zu tricksen. Es wäre gut, wenn wir uns da nicht einwickeln ließen.«

»Okay.« Werners Stimme wurde jetzt formell. »Saif Yasin, Sie sind verhaftet. Sie haben das Recht zu schweigen. Alles, was Sie sagen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden. Sie haben das Recht, einen Anwalt hinzuzuziehen. Haben Sie verstanden, was ich Ihnen gerade gesagt habe?«, fragte Werner zum Schluss und ergriff den Arm des Mannes.

Der Emir sagte kein Wort.

Werner schaute Dominic an. »Versteht er überhaupt Englisch?«

Dominic grinste. »Aber sicher. Glauben Sie mir, er weiß genau, was hier vorgeht.«

Epilog

Nationalfriedhof Arlington

Expräsident Jack Ryans Leibwächter hatten zwar dafür gesorgt, dass niemand nahe genug kommen konnte, um heimlich Fotos zu machen; dennoch waren die meisten Mitarbeiter des Campus — Gerry

Hendley, Tom Davis, Jerry Rounds, Rick Bell, Pete Alexander, Sam Granger und Gavin Biery - sicherheitshalber mehrere Minuten zu früh und in drei verschiedenen Autos vorgefahren. Chavez und Clark kamen im vierten Wagen, zusammen mit einem neuen Mitarbeiter: dem seit Kurzem aus der Army entlassenen und vom Campus sofort angeheuerten Sam Driscoll. Sam hatte die meiste Zeit im Campus verbracht, um sich dort auf den neuesten Stand bringen zu lassen; die übrige Zeit hatte er zwischen der Suche nach einer Wohnung und seinen Rehabilitationsmaßnahmen im Johns Hopkins-Hospital aufgeteilt. Obwohl er den gefallenen Caruso-Bruder nicht persönlich gekannt hatte, war Driscoll mit Leib und Seele Soldat, und ob man sich nun gekannt hatte oder nicht oder ob man miteinander verwandt war oder nicht, war doch ein Kamerad in Waffen fast so was wie ein Bruder.

»Sie kommen«, murmelte Chavez der Gruppe zu und nickte in die Richtung der von Bäumen gesäumten Auffahrt.

Wie es im Marine Corps Brauch war, fuhren Brians engste Familienangehörige, angeführt von Dominic, in der ersten Limousine vor. Sie hielt hinter dem Sargwagen an, neben dem acht Marines mit ausdruckslosen Mienen als Ehrenwache strammstanden, die Augen geradeaus gerichtet.

Kurz darauf rollte die zweite Limousine mit Familie Ryan heran und hielt sanft an. Special Agent Andrea Price-O'Day nickte kurz, die hinteren Türen beider Limousinen wurden geöffnet, und die Trauergäste stiegen aus.

Am Grab standen Gerry Hendley und John Clark nebeneinander und verfolgten stumm, wie die Ehrenwache stoisch und geübt den mit der amerikanischen Flagge bedeckten Sarg vom Sargwagen nahm und sich hinter dem Geistlichen zum Trauerzug über den sattgrünen Rasen formierte.

»Jetzt sinkt es allmählich ein«, murmelte der Chef des Campus leise.

»Ja«, nickte Clark. Seit Yucca waren sechs Tage vergangen und vier Tage, seit Brians Leiche von Tripolis nach Hause überführt worden war. Endlich fanden sie die Zeit, alles in sich einsinken zu lassen, was sich zugetragen hatte. Der Campus hatte einen großen Sieg für das Land erfochten, aber einen hohen Preis dafür bezahlt.

Im Laufe des Vormittags hatte es geregnet, doch die Wolkenfront war vor etwa einer Stunde weitergezogen. Eine bleiche Nachmittagssonne war durch die Wolkendecke gebrochen und übergoss nun die weißen Grabsteine mit ihrem Licht, die wie von selbst aufzuleuchten schienen. Parallel zur

Ehrenwache mit dem Sarg marschierte eine Kapelle der Marines im Gleichschritt über den Rasen, und ein langsamer Trommelschlag begleitete den Trauerzug.

Bald kamen die Sargträger am Fußende des Grabes an; die Familienmitglieder gruppierten sich dahinter. Der Kommandeur der Ehrenwache bellte gedämpft seine Befehle: »Ehrenwache … ***stillgestanden*** …«, dann: »Ehrenwache … ***absetzen.«***

Auf Dominics Bitte hielt der Geistliche die Zeremonie kurz.

»Ehrenwache … ***Achtung!*** Ehrenwache … ***Präsentiert das Gewehr!«***

Die Hymne des Marine Corps wurde gespielt, gefolgt von einem Ehrensalut. Die Marines schossen Salut mit knappen, fast roboterhaften Bewegungen, dann verhallte der letzte Schuss über dem Friedhof. Dann erklang der Taps, das einfache Trompetensalut, während Brians Flagge sorgfältig gefaltet und der Familie Caruso übergeben wurde. Zum Abschluss spielte die Marineband die Hymne der Marine: ***Eternal Father, Strong to Save.***

Und dann war es vorbei.

Am nächsten Morgen, einem Montag, kehrte der Campus wieder zu seiner normalen Arbeitsroutine

zurück, aber die Stimmung war merklich gedrückt. In den Tagen vor Brians Beerdigung hatte jeder einen eigenen Abschlussbericht verfasst und eingereicht, aber heute trafen sich die Mitglieder der nunmehr aufgelösten Kingfisher-Arbeitsgruppe zum ersten Mal zu einem Postmortem. Mit grimmig-entschlossenen Mienen betraten die Mitarbeiter den Konferenzraum. In stillschweigender Übereinstimmung wurde ein Stuhl am Tisch für Brian frei gehalten.

Die Antwort auf Jacks große Frage nach dem »Warum?« hatte alle überrascht. Der Emir hatte also tatsächlich noch Größeres für Lotus angestrebt. Verglich man Lotus mit einem Boxkampf, so wären die Anschläge in Heartland und der vereitelte Anschlag auf die ***Losan*** vielleicht so etwas wie kurze Gerade gewesen. Doch die Explosion im Atommüllendlager von Yucca Mountain hätte den ultimativen Aufwärtshaken dargestellt - ein äußerst brutaler Schlag, der den trägen Riesen bis in die letzten Knochen erschüttert hätte. Selbst mit dem unfähigen Edward Kealty als Steuermann hätten FBI und CIA bestimmt aufgedeckt, wer für die Anschläge verantwortlich war. Doch sie hätten nur sorgfältig konstruierte und mehrfach abgesicherte Legenden zu sehen bekommen - Legenden, die sie schließlich direkt zur Tür des Direktorats der ISI,

des militärischen Geheimdienstes der Streitkräfte Pakistans, geführt hätten - und natürlich zu den radikalisierten Elementen im pakistanischen Generalstab. Schließlich wurden sowohl die ISI als auch der Generalstab seit Langem verdächtigt, den Krieg gegen den Terror nicht gerade enthusiastisch zu unterstützen.

Wie die Vereinigten Staaten nach den Anschlägen des 11. September fast sofort in Afghanistan einmarschiert waren, so würden auch sie nach Lotus schnell und brutal reagieren und ihre militärischen Operationen nach Osten über den Gebirgszug Safed Koh und den Hindukusch ausweiten. Nach Auffassung des Emirs würde damit Pakistan, ein ohnehin fast gescheiterter Staat, unvermeidlich weiter destabilisiert, und dies wiederum würde ein politisches Machtvakuum hervorrufen. Der Umayyad-Revolutionsrat würde in das Vakuum treten, die Macht an sich reißen und sich damit zugleich auch die Kontrolle über das beachtliche Atomwaffenarsenal Pakistans verschaffen.

»Das klingt ziemlich plausibel«, meinte Jerry Rounds. »Das Worst-Case-Szenario: Sein Kalkül hätte genau nach Plan aufgehen können. Dann hätten wir nichts anderes mehr tun können, als massiv in das Gebiet einzugreifen - verdammt, vielleicht hätten wir sogar unsere militärische

Präsenz dort vervierfachen müssen.«

»Und wir hätten ein paar Jahrzehnte lang dort bleiben müssen«, ergänzte Clark.

»Man könnte sagen, der Irak wirkt auf die Islamisten wie ein Werbeplakat zur Rekrutierung von Militanten …«, bemerkte Chavez.

Jack nickte. »Eine Situation, durch die der Emir und sein URC nur gewinnen können«, fügte er hinzu.

»Ich habe Werner gebeten, sich zuerst einmal die Legenden genauer anzusehen«, sagte Dominic Caruso. »Er findet bestimmt etwas heraus. Trotzdem bleibt die Frage: War das der einzige Trick, den der Bastard noch auf Lager hatte?«

Und wie auf ein Stichwort klingelte das Telefon, das neben Hendleys Ellbogen auf dem Tisch stand. Er meldete sich, hörte kurz zu und sagte: »Bringen Sie Mary zu uns herauf.« Beim Auflegen sagte er in die Runde: »Vielleicht wird jetzt gleich eine unserer Fragen beantwortet.«

Eine Minute später betrat Mary Pat Foley den Raum und legte eine braune Aktenmappe vor Hendley auf den Tisch, der sie sofort aufschlug und zu lesen begann.

Währenddessen sagte Mary Pat zu Driscoll: »Collage hat endlich eine Erklärung für Ihr Sandkastenmodell ausgespuckt.«

»Wirklich?«

»Lasst mich mal raten«, sagte Chavez. »Schnee von gestern: Der Sandkasten ist Yucca Mountain.«

»Nein, ist er nicht«, sagte Hendley. Er schob die Mappe über den Tisch zu Clark und Jack, die den Inhalt gemeinsam überflogen. Jack blickte schließlich Mary Pat verwundert an. »Sind Sie sich sicher, dass das stimmt?«

»Wir haben es ein Dutzend Mal überprüft. Immer erhielten wir zweiundachtzig perfekte Übereinstimmungen der geografischen Daten.«

Dominic drängte: »Was ist es, nun sagt schon!«

»Kirgistan«, antwortete Clark, ohne von der Mappe aufzublicken.

»Was zum Teufel hatte der Emir in Kirgistan vor?«, fragte Chavez.

Gerry Hendley antwortete: »Das ist die Millionen-Dollar-Frage. Und wir sollten uns jetzt auf die Suche nach einer Antwort machen.«

Die Besprechung dauerte noch eine weitere Stunde. Um 11.00 Uhr nahm Jack ein frühes Mittagessen ein und fuhr nach Peregrine Cliff. Als er auf die Veranda trat, öffnete Andrea Price-O'Day die Tür.

»Das nenne ich guten Service«, sagte Jack. »Wie steht's?«

»So wie immer. Das mit Ihrem Cousin tut mir leid.«

Jack nickte. »Danke. Wo ist Dad?«

»In seinem Arbeitszimmer. Er schreibt«, sagte sie nicht ohne Betonung.

»Ich klopfe ganz leise und vorsichtig.«

Und das tat er auch, hörte aber zu seiner Überraschung ein fröhliches »Herein!«.

Jack trat ein, setzte sich und wartete ein paar Sekunden, bis sein Vater einen Satz zu Ende getippt hatte. Schließlich drehte sich Ryan sr. auf seinem Bürostuhl zu ihm um. »Wie geht es dir?«

»Okay. Kommst du allmählich zum Ende?«, fragte er und nickte in Richtung Bildschirm, wo der Text der Autobiografie zu sehen war.

»Ich sehe Licht am Ende des Tunnels. Für heute lasse ich es gut sein und schreibe dann später weiter. Hast du heute Morgen gearbeitet?«

»Ja, wir haben ein Postmortem durchgeführt.«

»Was ist der letzte Stand?«

»Das FBI hat ihn. Das ist alles, was wir wissen. Vielleicht alles, was wir jemals wissen werden.«

»Er wird kapitulieren«, prophezeite der Expräsident. »Wird vielleicht ein paar Wochen dauern, aber dann wird er aufgeben.«

»Woher willst du das wissen?«

»Im Innern ist er ein Feigling, mein Junge. Das

sind die meisten von ihnen. Er wird vielleicht eine richtig gute Show abziehen, aber er wird sie nicht durchhalten. Wir müssen noch über was anderes reden. Kealty hat bereits die Handschuhe ausgezogen.«

»Er sucht nach schmutziger Wäsche?«

Der Expräsident nickte. »Arnie schnüffelt ein wenig bei ihnen herum, aber es klingt so, als dächten Kealty und seine Leute an illegale Geheimdienste. Wird vielleicht nächste Woche zur Sensationsstory in der ***Post.«***

»Illegale Geheimdienste«, wiederholte Jack. »Klingt ganz wie der Campus. Haben sie etwa ...«

»Das kann ich noch nicht sagen. Vielleicht. Und wenn, dann werden sie es als Startschuss benutzen - um uns aus dem Wasser zu pusten, bevor die Regatta richtig losgeht.«

»Was können wir dagegen tun?«

»Es gibt kein >wir<, mein Sohn«, sagte Ryan milde, dann lächelte er. »Ich werde damit schon fertig.«

»Du wirkst nicht sonderlich besorgt«, meinte Jack. »Das gibt mir wirklich zu denken.«

»So ist es eben in der Politik. Es wird noch mehr Schlamm hin und her fliegen, aber Kealtys Tage sind gezählt. Die einzige Frage ist, wie lange er wohl braucht, bis ihm das selbst klar wird. Aber jetzt sage

ich dir mal, was mir ***wirklich*** Sorgen macht.«

»Was denn?«

»Wie wir es deiner Mutter beibringen, dass du ins Familiengeschäft eingestiegen bist.«

»Oh, verdammt, ja.«

»Wenn die Sache mit dem Campus herauskommt und sie es in der Zeitung liest oder wenn sie zu dem Thema von einem Reporter richtig hart befragt wird, dann fallen wir beide, du und ich, bei ihr in sehr tiefe Ungnade.«

»Und was können wir dagegen tun?«

»Wir bleiben so vage wie möglich. Ich übernehme den Teil mit dem Campus. Und du erklärst ihr ein bisschen, was du dort so machst.«

»Aber nicht alles, okay? Kein Wort über Feldeinsätze.«

»Kein Sterbenswörtchen.« Jack jr. überlegte kurz. »Wird wohl besser sein, wenn auch du darüber nicht Bescheid weißt, stimmt's?«

Ryan sr. nickte.

»Und wenn sie direkt danach fragt?«, wollte Jack wissen.

»Das wird sie nicht. Dazu ist sie viel zu klug.«

»Ich sage dir, Dad, ich freue mich nicht auf dieses Gespräch. Sie wird darüber nicht gerade glücklich sein.«

»Das ist eine gewaltige Untertreibung. Aber besser

jetzt als später. Glaube es mir.«

Jack Ryan jr. dachte darüber nach und zuckte die Schultern. »Okay.«

Sein Vater stand auf und schlug seinem Sohn auf die Schulter.

»Kopf hoch, mein Sohn. Blicken wir gemeinsam dem Schicksal ins Auge.«